This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

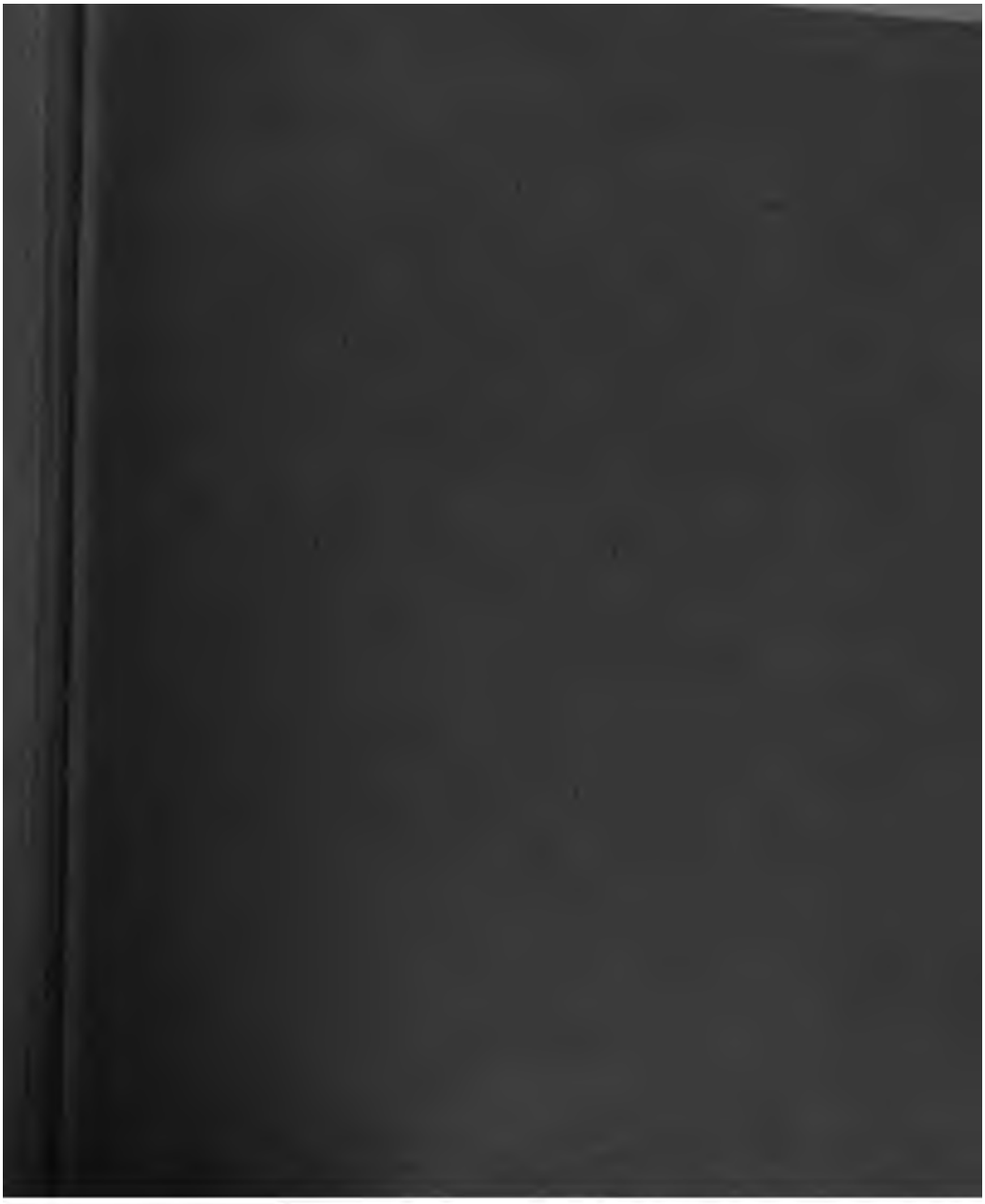
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ernst Curtius

Ernſt Curtius.

Ein Lebensbild in Briefen.

Herausgegeben

von

Friedrich Curtius.

Mit einem Bildnis in Kupferätzung.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1903.

D
15
.C8
A3

Alle Rechte, insbesondere das der
Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

13-189519

Einleitung.

Es gibt Gelehrte, deren geistige Bedeutung sich in ihrer Wissenschaft erschöpft, bei deren Scheiden man sich sagen kann, daß, was ihr Leben für weitere Kreise werthvoll machte, in ihren Werken fortlebt. Mein Vater war nicht von dieser Art. Sein persönliches Wesen war von so eigenthümlicher Art und mit seiner Wissenschaft so eng verflochten, daß selbst die Beurtheilung seiner Arbeiten unvermeidlich die Farbe persönlicher Zuneigung oder Abneigung annahm. Auch gab seine Persönlichkeit seinen wissenschaftlichen Ideen und Bestrebungen eine Wirkung in die Weite und in die Ferne, von welcher der Verlauf seines Lebens Zeugniß gibt.

Die Züge seiner geistigen wie seiner leiblichen Physiognomie waren nicht hart und scharf, aber doch so gesättigt von Eigenheit, daß man nie versucht war, ihn mit einem anderen Manne zu vergleichen oder auch nur zusammenzustellen.

Nicht nur für die persönlichen Freunde von Ernst Curtius, sondern auch für Alle, welche die Wissenschaft zu ihm führte und führen wird, muß daher ein Bild seiner Persönlichkeit werthvoll sein, um so werthvoller, wenn es möglich ist, die Striche dieses Bildes ganz seinen eigenen Worten zu entnehmen, gewissermaßen ein Selbstportrait seines geistigen Wesens vorzulegen.

Mit diesem Gedanken habe ich, was von Briefen meines Vaters an mich gelangt ist, geordnet und gesichtet und wage es, das Ergebniß dieser Bemühung dem öffentlichen Urtheil zu unterbreiten.

Mein Vater war eine mittheilende Natur. Sich auszusprechen, war ihm jederzeit Bedürfniß. Daher geben die Jugendbriefe an die Eltern und an eine Cousine, die dem Jünglinge Schwester war, aus dem Mannesalter die Briefe an den Bruder Georg und aus

den letzten Jahren Briefe an die Gattin und Kinder reichen Aufschluß über sein inneres Leben, seine wissenschaftlichen Bestrebungen und seine Beurtheilung von Fragen allgemeinen Interesses. Briefe an einzelne Freunde ergänzen das Bild. Ernst Curtius selbst pflegte Briefe nicht aufzuheben. Um so mehr kann man annehmen, daß die wenigen Briefe, welche er ausnahmsweise aufgehoben hat, ihm für sein eigenes Leben bedeutungsvoll schienen, so daß sie als urkundliche Zeugnisse von Beziehungen, die ihm besonders theuer waren, einen Platz in diesem Lebensbilde verdienen. Hierher gehören z. B. Briefe Alexanders von Humboldt und vor allem Briefe des Fürsten, dem die besten Jahre seiner Jugend gewidmet waren und dessen äußere und innere Entwickelung er immer als eine ihn persönlich angehende Sache verfolgt hat.

Ich habe mich bei der Auswahl aus dem mir vorliegenden Material bemüht die rechte Grenze einzuhalten, alles Ueberflüssige auszuscheiden und Nichts aufzunehmen, was nicht von irgend einer Seite das Leben und das Wesen meines Vaters zu beleuchten, das Bild seiner Persönlichkeit lebendig zu machen geeignet ist. Wer nur Notizen von zeitgeschichtlichem Interesse in diesen Blättern sucht, wird finden, daß zu viel gegeben sei. Aber die Besprechung von Vorkommnissen des täglichen Lebens, harmlose und humoristische Mittheilungen über kleine Dinge lassen oft mehr als die Erzählung wichtiger Ereignisse und die Besprechung ernster Fragen das ganz Eigenartige, aller Beschreibung Spottende, einer Individualität erkennen. Wer Ernst Curtius kannte, wird ihn gerade darin wiederfinden, und wenn die Gesammtheit des Gebotenen, wie ich hoffe, ausreicht, um seinem Bilde Leben und Wahrheit zu geben, so wird, wer meinen Vater nicht kannte, ihn aus diesem Buche wirklich kennen lernen.

Ich habe einige Briefe aus der frühesten Zeit aufgenommen, weil sie die erste Entwickelung des Jünglings charakterisiren und zugleich den Geist des Hauses, der Stadt und der Gesellschaft, in der er groß wurde. Es war ein Geist der Freiheit und nicht der Dressur, ein Geist ernsten Strebens und inniger Lebensfreude, herzlicher Frömmigkeit und lebendiger Theilnahme an Allem, was die Welt bewegte. Des Vaters imponirendes und zugleich herzgewinnendes Wesen spiegelt sich in der Ehrfurcht und dem Vertrauen, welche die Jugendbriefe des Sohnes erfüllen. In dem Streben nach allseitiger Ausbildung des Geistes ein Sohn unserer

klassischen Litteraturepoche, erfüllt von unermüdlichem Lerneifer und voll Begeisterung für die antiken Dichter, wurde er in den schweren Prüfungsjahren von 1806 bis 1813 von den nationalen und religiösen Ideen der Freiheitskriege tief ergriffen und dauernd gefesselt. Als Student in Jena hatte er mit seinem Freunde Rechlin ein Trauerspiel geschrieben, dessen Widmung Schiller in einem liebenswürdig ermunternden Briefe annahm. Nach der furchtbaren Katastrophe, welche Blüchers Rückzug und hartnäckige Vertheidigung über Lübeck heraufführte, gehörte er zu den Männern, welche in dem schweren Schicksale der Vaterstadt eine ernste Mahnung zu religiöser Vertiefung sahen. Am 30. November 1806, als die Lübecker Kirchen, welche, seit der Eroberung der Stadt am 6. November, die Herberge von Verwundeten und Gefangenen gewesen waren, zum ersten Male wieder dem Gottesdienst dienten, hielt der reformirte Pfarrer Geibel, der Vater Emanuel Geibels, eine Predigt über das Thema: „Ermunterung zur Verleugnung des ungöttlichen Wesens", welche die Zeichen der Zeit als Aufforderung zur Bethätigung einer lebendigen Religiosität deutete. Mein Großvater gehörte zu den Männern, welche diese Bewegung mit warmer Theilnahme förderten und gegen Spötter zu vertheidigen wußten. Von methodistischen Bekehrungen war dabei nicht die Rede, daher auch nicht von einem Gegensatze zwischen den früheren litterarisch-ästhetischen Interessen und der neuen Belebung des religiösen Geistes. Aber hinfort war die Bibel das Licht und der Schatz des Hauses, das beherrschende Element der geistigen Atmosphäre, in welcher die Söhne heranwuchsen.

In Ernst Curtius' Weltanschauung und Lebensauffassung war kein Zug, der nicht auf den Vater zurückginge. Charakteristisch für Beide war das Streben nach einer innigen Verbindung von wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit. Wie der Vater neben einem übermäßigen Pensum der mannigfaltigsten Verwaltungsgeschäfte bis in das Greisenalter an seiner eigenen Bildung fortarbeitete, so war es andererseits dem Sohne nicht möglich, sich an dem Leben der Studirstube genügen zu lassen. Vielmehr war ihm die Arbeit für praktische Bildungszwecke für die Verbreitung seines eigenen Bildungsideals Lebensbedürfniß.

Die charakteristischen Züge in dem Wesen des Vaters, Glaube, Vaterlandsliebe und Verehrung der Antike, sind in der Persönlich-

keit von Ernst Curtius zu einer Einheit verschmolzen, und eben diese Persönlichkeit war ihre Einheit. Er selbst bezeichnet es im Anschlusse an ein Wort im Wilhelm Meister als die eigentliche Aufgabe des Lebens, daß der Mensch sich zu allen außer ihm liegenden Dingen wie ein Künstler verhalte, der aus dem vorgefundenen Stoffe ein Werk seines Geistes macht. Dieser ethische Gedanke, die allseitige und harmonische Ausbildung aller Kräfte des Körpers und des Geistes, die Vollendung des ganzen Menschen in Kunst, Wissenschaft und Leben war ihm die centrale Idee des Hellenenthums. Daher war er niemals in Gefahr, durch die begeisterte Vertiefung in die Anschauungen antiker Kunst zu einer einseitig ästhetischen Weltanschauung zu kommen. Jenes Ideal begegnet sich ja bei aller Verschiedenheit der Weltanschauungen mit der christlichen Forderung, daß es darauf ankommt, die eigene Seele zu erretten. Auch die politische Gesinnung meines Vaters war die einer durchgebildeten, selbstbewußten Persönlichkeit. Er hatte die stärkste Empfindung davon, daß der Einzelne nur in der Gemeinschaft seines Volkes, nur in der Unterordnung unter die Ordnungen des Staates seine sittliche Aufgabe erfüllen kann, daß nur „im Anschlusse an das größere Ganze das Beste, was Menschen gelungen ist, zu Stande kommen konnte". Aber diese Unterordnung sollte nicht eine Unterdrückung und Verkümmerung, sondern die freie Bethätigung und sittliche Vollendung des individuellen Lebens sein. Darum waren ihm Königthum und Bürgerthum keine Gegensätze. Gern ist er den Gedanken der Hellenen über das Königthum nachgegangen, wie sie den Ausgangspunkt für dessen Würdigung gerade in dem Gegensatze gegen orientalischen Despotismus gefunden haben. Und so war ihm die Politik der Hellenen auch darin vorbildlich, daß sie durch die allseitige Ausbildung des Bürgers die Macht des Staates zu begründen suchten. „Athen," sagt er,*) „war der erste Staat, welcher es gewagt hat, die freie Ausbildung des Menschen als die beste Vorbereitung des Bürgers anzusehen. In Athen dachte man zu hoch von der geistigen Bildung, um sie als Staatsmittel im Sinne einer konservativen Politik zu verwenden, und man dachte vom Staate zu hoch, um seinen Bestand von einer Verkümmerung der menschlichen Natur abhängig machen zu wollen."

*) Alterthum und Gegenwart I S. 118.

Dieser Geist der Freiheit bestimmte die Stellung meines Vaters zu den Großen dieser Erde. Kaiser Wilhelm I. und seinem Hause war er mit einer ganz persönlichen Treue ergeben. Aber diese Treue schloß blinde Devotion und höfische Schmeichelei aus, und gerade durch die republikanische Unabhängigkeit und Selbständigkeit, mit der er den fürstlichen Personen, die ihn ehrten und liebten, gegenübertrat, bot er diesen, was sie am seltensten empfangen, eine rein menschliche, aus dem Herzen kommende, von allen Absichten freie Zuneigung, unbedingte Offenheit und Wahrhaftigkeit und einen freien, menschlich beglückenden Austausch der Gedanken und Empfindungen. Es konnte ihm nie in den Sinn kommen, seine Stellung zu Kaiser Wilhelm und seinem Sohne für irgendwelche persönlichen Interessen auszunutzen. Die leiseste Beimischung von Eigennutz würde ihm als eine Entweihung dieser Beziehungen und eine persönliche Herabsetzung erschienen sein. Aber eine wahre Freude war es ihm, wenn das Vertrauen, welches er besaß, für die Förderung großer Zwecke der Wissenschaft und Kunst fruchtbar gemacht werden konnte. Denn er glaubte nicht nur der Sache, sondern auch den Fürsten nicht besser dienen zu können, als wenn er auf Gebieten des Geisteslebens, die ihrer regelmäßigen Berufsarbeit fern lagen, ihnen den Weg wies, wo persönliches Eingreifen Schwierigkeiten beseitigen und ein großes Werk zu Stande bringen konnte.

Der Persönlichkeitsglaube, welcher die Lebensauffassung meines Vaters bestimmte, trat auch in seinen religiösen Anschauungen hervor. Er lebte in dem Glauben an den lebendigen Gott, der das Gebet seiner Kinder hört. Aus meiner Kindheit steht mir sein Bild vor Augen, wie er am hellen Sommermorgen in der Turnjacke, die er gern im Hause trug, am Fenster stehend aus der heiligen Schrift vorlas, dann, die Hände um das eben geschlossene Buch gefaltet, sein Haupt beugte und mit kurzen Worten des Danks, der Bitte und Fürbitte den Morgensegen schloß. Dies geschah ohne jede Absichtlichkeit, ohne Alles, was man religiöse Principien nennt, es war Natur und Wahrheit, ein reiner, freier Erguß seines im Göttlichen wurzelnden Innenlebens. Darum hörte man ihn nie von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit christlicher Ueberzeugungen sprechen. Er redete nicht oft *über* den Glauben aber immer *aus* dem Glauben. Der Glaube war ihm eine angeborene Kraft der Menschenseele, deren Entwickelung und Be-

thätigung nothwendig für die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit. Wo ihm bei Freunden Unglauben und Skepticismus entgegentrat, beklagte er das als einen anormalen Zustand, einen Defekt des Innenlebens, ohne daß er sich je versucht fühlte, die theoretischen Deduktionen des Unglaubens mit philosophischen Argumenten zu bekämpfen. Denn es stand ihm fest, daß Gott nicht auf dem Wege philosophischer Forschung zu finden sei, daß vielmehr religiöses Leben nur dadurch entstehe, daß die dem Menschen angeborene Kraft durch die in der heiligen Schrift fortlebende geschichtliche Gottesoffenbarung entbunden und entwickelt wird. Darum war ihm tägliches Lesen und Forschen in der Bibel Lebensbedürfniß, und in den letzten schweren Wochen der Krankheit beklagte er Nichts tiefer, als daß die Abnahme des Augenlichts ihn hinderte, allein in der Bibel zu lesen und sich an den großen Worten des Paulus über den Glauben Abrahams aufzurichten. Jede Förderung des Bibelverständnisses durch die moderne Theologie war ihm eine werthvolle Bereicherung des persönlichen Lebens, und zweifelhaft wurde er an den Ergebnissen und der Methode der Forschung nur dann, wenn ein, wie er glaubte, falscher Begriff von historischer Kritik dazu führte, alles Wunderbare, nach den Alltagserfahrungen Unbegreifliche aus der Ueberlieferung zu beseitigen.

Die letzten Aufzeichnungen meines Vaters, wenige Wochen vor seinem Tode niedergeschrieben, sind der Anfang eines Aufsatzes, in welchem er seine Auffassung von historischem Sinn und historischer Bildung darzustellen wünschte. Es sind abgerissene Sätze, unvollendete Perioden. Man sieht, daß das Auge nicht mehr kontrolirte, was die Hand niederschrieb, daß die Natur den Forderungen des Geistes versagte. Aber man sieht auch, welches die letzten Gedanken waren, welche diesen Geist bis in die einbrechende Nacht des Todes beschäftigten. „Man versteht unter historischer Bildung," heißt es da, „einen angeborenen und durch Uebung geschärften kritischen Blick, welcher bei Allem, was aus Gegenwart und Vergangenheit entgegengebracht wird, das von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Abweichende ins Auge faßt und deshalb die Ueberlieferung bezweifelt." Aber gerade dies Anstoßnehmen an dem Wunderbaren scheint ihm eine einseitige und ungenügende Form des historisch-kritischen Sinnes. „Der historische Sinn hat eine andere tiefer begründete und umfassendere Bedeutung, einen mehr positiven

Charakter. Die Hauptsache ist, daß man nicht an den einzelnen Punkten haftet." Hier bricht die Ausführung ab. Aber man sieht wohl, wo sie hinaus wollte. Es sollte gezeigt werden, daß eine wahrhaft wissenschaftliche Beurtheilung der Ueberlieferung nur aus dem Ganzen, aus ihrem Geist und Wesen möglich sei, daß wer ihr nur von außen, ohne innere Betheiligung, gegenübertritt, den Maßstab für die Unterscheidung des Möglichen und Unmöglichen, des Aechten und Apokryphen nothwendig entbehrt und daher der Aufgabe der Wissenschaft nicht gerecht werden kann.

Da für meinen Vater die Religion persönlicher Verkehr mit Gott war, so konnte ihm der Gedanke nicht kommen, daß diese Beziehung mit dem Tode abschließe, daß ein Suchen Gottes durch ein langes Leben hindurch im leeren Nichts endigen sollte. Leugnung der Unsterblichkeit erschien ihm als eine seltsame Verirrung, nicht blos ein Widerspruch gegen die Verheißungen des Christenglaubens, sondern unvereinbar mit einer tieferen Erkenntniß und Würdigung der menschlichen Persönlichkeit.

Das Bild meines Vaters würde unvollständig sein, wenn seine Gedichte darin ganz fehlten. Die poetische Gestaltung von Anschauungen und Gefühlen, die ihn am tiefsten bewegten, war ihm von früher Jugend an bis in das hohe Greisenalter Lebensbedürfniß. Unter den Dichtern, die auf ihn eingewirkt haben, nimmt Platen die erste Stelle ein. Das Streben nach formvollendetem Ausdrucke war für meinen Vater durch den Begriff der Kunst gegeben. Daß eine rein naturalistische und möglichst krasse Verlautbarung von irgend welchen Anschauungen und Gefühlen als Poesie gelten könne, lag außerhalb des Bereichs dessen, was sein Denken erfaßte. Auch für das Verhältniß von Kunst und Natur, Kunst und Leben waren ihm die Griechen vorbildlich. Nicht das Leben sollte die Kunst überwältigen, sondern die Kunst das Leben verklären. Darum fühlte er sich so glücklich in seinem Antiquarium unter den Werken der antiken Kleinkunst. Ein Atemzug höheren Lebens sollte auch unser tägliches Leben durchdringen und jedes Gastmahl zum Symposion gestalten.*)

Dieser Gedanke der Verklärung alles Hohen und Tiefen, aller großen und kleinen Dinge des Lebens durch die Kunst war auch das Princip von meines Vaters eigenen Dichtungen. Bei der Aus-

*) Alterthum und Gegenwart I S. 130.

wahl war natürlich nicht eine rein ästhetische Beurtheilung, sondern das biographische Interesse maßgebend. Doch darf ich hoffen, daß manche poetische Gabe, welche bisher nur der Familie und den Freunden bekannt war, auch weitere Kreise erfreuen wird.

Eine gewisse Ungleichheit in den verschiedenen Theilen des Buches war bei der Natur des Materials nicht zu vermeiden. In dem vielbeschäftigten, oft ruhelosen Treiben der Berliner Jahre nahm Muße und Neigung zu eingehender Aussprache ab. Die Briefe werden kürzer, ihr Inhalt beschränkt sich mehr auf Thatsächliches, dessen Wiedergabe vielfach dem Zwecke dieses Buches nicht entsprochen hätte. Darum sind die Mittheilungen aus der Jugendzeit viel umfangreicher als die aus den späteren Jahren. Aber gerade dies Zurücktreten des individuellen Gemüthslebens hinter den Forderungen des Tages war die Signatur jener Zeit, und so ist auch das Schweigen hier beredt. Man wird finden, daß im hohen Alter das Bedürfniß nach Aussprache über die höchsten Lebensfragen und die tiefsten Empfindungen der Seele wieder stärker hervortritt und der Grundton, auf den dieses Leben gestimmt ist, in seinen Schlußaccorden harmonisch ausklingt.

Die Freunde meines Vaters wird, wie ich hoffe, sein Bild in diesem Buche wie ein Gruß der Treue aus einer unvergessenen Vergangenheit erfreuen. Ob es möglich ist, daß seine Gestalt in einer seinen Anschauungen und Idealen fremden, vielfach feindlich gestimmten Zeit neue Freunde gewinne, ist eine Frage, über die ich keine Muthmaßung wage. Unter allen Umständen wird man die Darstellung eines so reich und vielseitig entwickelten Menschenlebens, das in der Ideenwelt der Freiheitskriege wurzelt und bis in die Gegenwart hineinreicht, als einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Bildung im neunzehnten Jahrhundert würdigen.

Straßburg, im Juli 1902.

Friedrich Curtius.

Inhalt.

			Seite
Einleitung			III
Erſtes Kapitel.	Schule und Univerſität	1830—1836	1— 85
Zweites Kapitel.	Griechenland	1837—1840	86—275
Drittes Kapitel.	Berlin	1841—1856	276—489
Viertes Kapitel.	Göttingen	1856—1868	490—588
Fünftes Kapitel.	Berlin	1868—1896	589—714

Erstes Kapitel.

Schule und Universität. 1830—1836.

An den Bruder Theodor.*)

Lübeck, 7. Januar 1830.

Zum neu angetretenen Jahre, geliebter Bruder, wünsche ich Dir von Herzen alles Gute, das Dein akademisches Herz verlangen kann, möge Dir die goldene Zeit, in der Du stehst, alle ihre Genüsse und eigenthümlichen Vortheile in vollem Maße spenden!

Du hast gewiß das neue Jahr in Gesellschaft froher Mitstudiosen, dampfender Pfeifen, klingender Becher und der Göttin Freude begonnen. Mich hatte Professor Ackermann zu dieser Feier eingeladen, dort waren wir mit einer kleinen Gesellschaft lobesamer Schüler recht fidel und höchst ungeniert, der Herr Professor war wie ein commilito und füllte die Gläser so reichlich mit Punsch, Rheinwein und herrlichem Burgunder, daß beinahe ꝛc. Den Neujahrstag machte ich eine Schlittenfahrt und beendete froh in einem frohen Cirkel bei uns den Tag.

Doch bei Erwähnung dieses Festes gedenke ich der Weihnachtsfeier, an deren Tage auch Du, lieber Theodor, wohl oft nach einer Luftreise auf den Flügeln der Phantasie bei uns im Geiste weiltest und am traulichen Weihnachtsabend Deinen Platz an der wohlgesegneten Abendmahlzeit einnahmst, kindlich zufrieden am schönen Reis Dich labtest in der Hoffnung auf den noch schöneren Karpfen. Was nun die Gaben des heiligen Christ betrifft, so wurden diesmal

*) Damals Student in Göttingen. Ernst Curtius, geboren am 2. September 1814, war damals fünfzehn Jahre alt.

meine Studien besonders gesegnet. Der liebe Vater schenkte mir den guten Horaz von Bothe. Dann hat er für mich auf das sehr geschätzte Lexicon Dammii Homerico-Pindaricum subskribirt, von Dr. Scheller herausgegeben. Ein großes, überschwengliches Weihnachtsgeschenk, das der liebe Gott uns Allen hat zu Theil werden lassen, ist wahrlich die Genesung des lieben Bruders.*) Schon gewinnt er täglich neue Kräfte und auf seinen eingefallenen Wangen erblüht schon die Rose der Gesundheit. Eben wegen dieser gefährlichen, Gottlob gewesenen, Krankheit mußte in dieser Weihnacht unser Theater**) ruhen und sich in seiner düsteren Bodenkammer auf Fastnacht trösten. Ich aber voll theatralischer Begierde bestieg am Ende vorigen Jahres in eigener Person die Bretter und bekleidete den ehrenvollen Posten eines Liebhabers in der „Großmama", einer der weniger mißlungenen Kotzebueschen Possen. Die Großmama spielte Victorine.***) In der Familienreihe bei Boissonnets am 13. December überraschten wir die Gesellschaft, welche Nichts ahnte, sehr, und um diese Ueberraschung nicht tödtlich zu machen, mußte ich sie mit einem Prolog auf das zu Erwartende vorbereiten. Allgemeiner Beifall wurde uns zu Theil. Auf unserem Marionettentheater gedenken wir den Hamlet wieder zu publiciren.

Was sagst Du zu meinem Plan, mich ganz der alten Litteratur und ihrem Verständnisse zu widmen? Welch ein Quell des reinsten, herrlichsten, göttlichsten Lebensgenusses ist die klassische Litteratur, wie erfreulich und belehrend ist ein scharfes Eindringen in das hehre Alterthum und das Auffassen des wahrhaft Schönen in seinen edelsten Denkmälern! Und wie anziehend, wie geisteslabend sind ihre beiden Haupthülfswissenschaften, die Alterthumskunde im engeren Sinne und die Geschichte der Völker, Wissenschaft und Kunst! Wahrlich Alles vereinigt sich, dies Studium so verlockend als möglich zu machen für jeden die Wissenschaft Liebenden. Aber die Musen sind spröde Damen. Sie wollen keinem Anderen den reichen Schatz ihrer Genüsse und Freuden öffnen als der durch viele Anstrengung den Standpunkt erklimmt, von wo er ihren nahen, blendenden Blick ertragen kann. Und, laß es mich Dir auf-

*) Paul Werner Curtius, geboren 23. April 1808, starb als Pastor in Altengamme am 28. September 1838.

**) Ein Marionettentheater, mit welchem regelmäßig zu Neujahr eine Aufführung veranstaltet wurde.

***) Die Cousine Victorine Boissonnet.

richtig gestehen, noch fühle ich bei weitem nicht jenen Fleiß in mir, den eine tüchtige philologische Bildung schon früh erfordert. Ich treibe wohl eifrig, was mich anzieht, aber Vieles lasse ich weniger beachtend liegen. Ausdauer fehlt mir noch, und soll ich den Sonntag tanzen, so werfe ich schon Freitag Abend den Cicero in die Ecke. Dennoch hoffe ich, daß mit den Jahren und der hoffentlich zunehmenden Charakterfestigkeit auch Ausdauer und Fleiß wachse. Was mir besonders fehlt, ist ein guter Freund, der auf ungefähr gleichem Standpunkt wissenschaftlicher Bildung stehend in freundschaftlichem Gedankenaustausche auf mich wirkte. Denn wenn ich auch mit erwachsenen Männern wie Professor Ackermann und Kandidat Michelsen in einem genauen, bildenden Verhältnisse stehe und besonders mit Letzterem bei Lesung der Iliade oft über wichtige Dinge spreche, gleiches Streben nach gleich weitem Ziele, gleiches Alter und gleiche Stimmung kann nur die Jugend mit wohlthätigem Bande verknüpfen. In meiner Klasse sehe ich keinen, dem ich mich näher zu verbinden wünschen könnte. Jetzt lese ich bei Professor Ackermann mit seinen drei studieren wollenden Zöglingen Terenz und Plautus, mit Vater aber des Horaz ars poëtica, die wir vielleicht heute noch beenden werden.

An den Vater.

9. Mai 1831.

Ich habe jetzt eine höchst interessante und zugleich sehr bildende Lektüre an Schlegels dramaturgischen Vorlesungen, die gewiß recht dazu geeignet sind, Geschmack an tieferem philologischem Studium zu entwickeln. Jetzt, da der liebe Bruder*) mit seinem Examen fertig ist, beginne auch ich immer mehr Genuß und Vortheil von seinem Umgange zu gewinnen. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir einen so treuen, christlichen Bruder zum Führer und rathenden Freunde gerade in dieser Zeit meines Lebens zugesellt hat. Besonders seit diesem Zusammenleben ist in mir auch die Lust an theologischen Beschäftigungen immer stärker geworden, und wenngleich eine gediegene philologische Bildung und einst die Wirksamkeit eines tüchtigen Schulmannes mir noch immer für meine Zukunft als schönes Ziel vorschwebt, so wird doch eine theologische

*) Paul Curtius.

Bildung und besonders eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der heiligen Schrift nicht minder mein Streben sein. Es hat mich oft der Gedanke wunderbar tief ergriffen, wenn ich Geibel*) oder Lindenberg oder Andere voll frommer Begeisterung das Evangelium verkünden hörte: wie herrlich, wie über Alles erhaben dies Geschäft doch sein müßte, wie das Zeugniß von Gottes Liebe in Christo auch den Zeugenden in seiner Ueberzeugung sichern müsse. Doch warum sollte mich jetzt schon die Wahl zwischen zwei so nahe verwandten Fächern irgendwie quälen, das wird mir zur rechten Zeit klar werden. Zuvörderst aber will ich kräftig fortarbeiten, daß ich gedeihen möge an Leib und Seele, daß ich vor Gott und Euch Allen wohlgefällig lebe und tüchtig werde zu allem Guten.

An Victorine Boissonnet.

31. Oktober 1831.

Zwei Tage nach Eurer Abreise führte uns Dr. Pauli Alexander von Campe**) zu. Du kannst denken, daß wir uns nicht lange fremd blieben, schon denselben Abend waren wir wie alte Freunde. Und wer sollte ihn auch nicht sogleich lieb gewinnen, wenn man in sein offenes, kindliches Auge blickt.

An dem Direktor Jakob***) hat unser Lübeck und namentlich unsere Schule einen großen Schatz gewonnen. Er ist ein Mann von Geist und Talenten, von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und offenem, sanftem, christlichem Gemüthe. Sein Bestreben als Lehrer geht dahin, zu uns in ein Freundesverhältniß zu treten, uns recht geistig anzuregen zu kräftiger Selbstthätigkeit und harmonischer Ausbildung aller Talente und Kräfte und uns vor Einseitigkeit zu bewahren. Ganz besonderen Werth legt er auf offene, vertrauliche Mittheilung und forderte uns gleich auf, bei jedem inneren Zweifel, bei jeder Ungewißheit uns ihm anzuvertrauen. Gestern war ich als Deputirter der Turnanstalt, deren eifriger Gönner er ist, bei ihm,

*) Emanuel Geibels Vater, Prediger an der reformirten Kirche in Lübeck.

**) Geboren am 11. Mai 1814 in Bückeburg, besuchte das Katharineum in Lübeck, wo er bei seinem Oheim, dem Oberappellationsgerichtsrath Dr. Pauli wohnte, starb als Geheimer Oberregierungsrath in Bückeburg am 8. Juni 1884.

***) Friedrich Jakob 1792—1854. 1831 Direktor des Katharineums in Lübeck.

und alsbald führte er mich in ein so interessantes Gespräch über deutsche Dichtkunst hinein, daß ich mich über eine Stunde mit ihm unterhielt ... Mit welcher Freude gehe ich in seine Lektionen: in jeder hört man so unendlich viel Neues und Wahres, bringt jedesmal neue und fruchtbare Gedanken und Kenntnisse nach Hause. In seiner Religionsstunde habe ich ihn am liebsten gewonnen. Hier zeigt er sich uns weniger als Gelehrten und mehr als Menschen und Christen und hier wahrlich noch achtungswerther. Durch diesen Mann hat nun mein ganzes Leben eine andere Richtung genommen. Ich bin mit der Schule ganz ausgesöhnt, und sie ist der Mittelpunkt meines wissenschaftlichen Lebens, das dadurch einen ganz anderen Impuls erhalten hat. Es ist doch ein herrlicher Beruf der Lehrerberuf, und gewiß der allerschönste, mag er der Jugend, der Gemeinde oder den Heiden gewidmet sein .... Eifrig treibe ich jetzt das Hebräische. Gestern habe ich mit Paul die Geschichte Josephs ausgelesen. Es ist doch schön, das ganze Wort Gottes in seiner Ursprache verstehen zu können. Jetzt, liebe Victorine, habe ich Dir wohl hinreichend von meinem kleinen Ich erzählt. Ich würde mich wundern, daß man so viel davon schreiben kann, hätte ich nicht neulich einen dicken Quartband über die Naturgeschichte der Mücke gesehen!

An den Vater.

30. Mai 1832.

... Seit unserem Gartenaufenthalt hat sich für meine Muße ein Gegenstand gefunden, der mich sehr anzieht, die Botanik. Die Bekanntschaft, bis jetzt freilich nur sehr flüchtige Bekanntschaft mit der genannten Wissenschaft hat auf mich nicht geringen Eindruck gemacht, indem sie theils uns gerade das Naturreich erkennen lehrt, zu dem nach meinem Gefühle der Mensch sich besonders hingezogen fühlt, theils aber auch das ganze, weite, mir bis jetzt ganz fremde Gebiet der Naturwissenschaft dem Geiste näher führt. Schon lange trug ich in mir ein großes Verlangen, mit der herrlichen Schöpfung, der treuen Offenbarung eines liebenden Gottes, mich näher auch im Einzelnen bekannt zu machen. Ich fühlte fast eine Art Scham in mir, daß ich den Einrichtungen der väterlichen Güte so ganz fremd sei, zu deren Betrachtung wir doch so natürlich hingewiesen sind. Mir sagte mein Bewußtsein, daß ich gewiß noch wärmer und tiefer die liebende Weisheit Gottes erkennen würde, wenn ich ihre

Spuren, soweit es der Blick der Sterblichen vermag, zu verfolgen suchte. Diese Gefühle wurden immer lebhafter in mir, besonders auch während meines Altonaer Aufenthalts, wo durch den Anblick so reizender Naturschönheiten mein Geist und Herz ganz in Anspruch genommen wurden. Ich suchte, in Lübeck angekommen, alsbald Gelegenheit, meine noch ganz dunkle und unbestimmte Neigung zu befriedigen, und es ward mir diese bald zu Theil zu meiner großen Freude, theils durch unseren Gartenaufenthalt, theils durch Umgang mit Freunden, welche mir in der Erreichung meiner Wünsche sehr förderlich sein konnten. Unser Gärtner Paulig und besonders seine beiden sehr geschickten Söhne kamen mir, ehe ich noch meine Wünsche recht ausgesprochen hatte, mit dem freundlichsten Anerbieten entgegen, mir behülflich zu sein, in die Pflanzenkunde mich einzuführen. Sie priesen mir den Genuß, den ich nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten davon haben würde, zeigten mir ihre Herbarien und halfen mir, ein solches selbst anzulegen. Auf der anderen Seite verdanke ich die erste Einführung in die Botanik der Bekanntschaft eines jungen Apothekers, Cassius, den ich recht liebgewonnen habe. Er ist begeistert für diese Wissenschaft und freute sich ungemein, bei mir so plötzlich eine ähnliche Begeisterung entstehen zu sehen. Jeden Sonntag Morgen um fünf Uhr gehen wir zusammen aus und sammeln Blumen und Gräser und können uns oft nicht satt freuen über die Schönheit einer kleinen, verachteten Wiesenblume oder die kunstvolle Einrichtung eines Grashalms, und dann wird es im Herzen so warm und Thränen freudiger Rührung drängen sich hervor. So etwas, mein theurer Vater, solchen Genuß, solche Erhebung hat mir, ich gestehe es Dir, noch kein Bücherstudium gewährt und kann es mir nie gewähren, und damit habe ich Dir offen gestanden, was mir auf dem Herzen lag, daß die Bekanntschaft mit der Botanik mich meiner Neigung zur Büchergelehrsamkeit entfremdet hat. Andere würden dies zu unterdrücken gesucht haben, und, konnten sie es nicht, wenigstens es vor den Eltern verborgen haben, denen so sehr daran liegen muß, daß ihre Söhne, so lange sie die Schule besuchen, ungetheilt und mit ganzer Liebe die Schulstudien behandeln. Ich habe Dir mit kindlichem Vertrauen mich aufgeschlossen und mich Dir geschildert, wie ich mir vorkomme, und das mußt Du ja auch wünschen. Wenn ich an den herrlichen Maitagen aus unserem Fenster hinausblickte, selbst zwischen Büchern vergraben, und in

Feld und Garten die Leute so fröhlich arbeiten sah und die zarten Pflänzchen so sorgfältig und liebevoll pflegen, so ergriff mich fast Unmuth über mein Geschäft und eine unendliche Sehnsucht hinaus, um unter Gottes freiem Himmel zu studieren, seine Weisheit und keine Menschenweisheit zu erforschen und staunend ausrufen zu können: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!

An den Vater.

4. December 1832.

Es wird Dich freuen, lieber Vater, von mir selbst zu hören, daß ich vorigen Freitag das Stipendiatenexamen bestanden habe. Unsere Lehrer äußerten sich befriedigt über das Resultat, nur in der Mathematik wollte es nicht recht gehen, da Herr Große, mit der Weise des früheren Unterrichts unbekannt, etwas zu schwer fragte. Der Direktor zeigte auch hierbei seine große Humanität und Milde. Auch die herzlichen Worte, die er uns zum Schlusse sagte, in denen er uns der Zufriedenheit unserer Lehrer mit unserem ernsten Streben und ihrer Theilnahme an unsern Schicksalen versicherte und zu unermüdetem Vorwärtsstreben aufforderte, gingen uns recht zu Herzen. Ich kam mit recht frohem, dankbarem Herzen nach Hause. Eine Stufe ist erreicht, wohl fühle ich, bei früher gleichmäßigerem Fleiße könnte ich schon weiter sein, aber ich habe sie doch erreicht, und wenn ich mit stets ernsterem Willen weiter strebe, so wird Gott mein Streben segnen und Etwas aus mir machen zu seinem Ruhme und zu Deiner Freude, mein theurer Vater. Das ist mein heißes Gebet und gewiß auch das Deinige. O daß Du es erlebtest, Deine Söhne alle in nützlichem Kreise kräftig wirken zu sehen, daß wir Deine Stütze und Freude im Alter würden, Dein Trost im Tode! Mein Ziel ist schön, mein Wille ist ernst und das Weitere stelle ich Gott anheim.

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 4. Mai 1833.

Endlich fühle ich Ruhe genug in mir und bin von außen ungestört genug, um Dir schreiben zu können. Eben komme ich von einem einsamen Spaziergange am Rheinufer. Der wunderliebliche

Sommerabend, der Blick auf die blauen Berge, das frische Grün der Natur und der reiche Blüthenduft haben meine Seele beruhigt und wohlthuenden Frieden in sie gesenkt. So will ich zu Dir reden, meine Freundin, und Dir aus der Ferne meinen innigen Freundesgruß senden, als wenn ich Deine Hand hielte und in Dein Auge blickte.

Die Stunde des Abschiedes von geliebten Wesen ist ungeheuer schwer und herzzerreißend, ich habe es gefühlt in seiner ganzen Herbheit; aber es liegt doch etwas Süßes und Tröstliches darin, in den letzten Augenblicken des Zusammenseins noch einmal sich dauernde, treue Liebe versichern zu können, und keine Worte klingen länger nach als die gesprochenen Scheideworte unserer Freunde. Darum war es mir schwer, von Dir nicht Abschied genommen zu haben, von Dir, die Du mit allen meinen süßesten Jugenderinnerungen so innig verbunden bist, deren treue Schwesterliebe mir so freundlich entgegentrat, als ich zu denken und zu leben begann, und seitdem in allen meinen Freuden und Leiden so treu an meiner Seite stand. Gott wird Dir's lohnen, Du liebe, treue Seele, er weiß, wie Du auf mein jugendliches Gemüth eingewirkt hast, wie Du meinen Sinn dem Edlen und Göttlichen zugelenkt und viel Zartes und Schönes in meiner Seele erweckt hast. Der Abscheu vor allem Rohen und Gemeinen, der in mir ist, ist wahrlich nicht mein Verdienst. Nur der Gnade Gottes, die mich so reich in meinen Jugendjahren gesegnet hat, danke ich diesen Sinn; und darum darf ich mich dessen weder rühmen, noch die Tausende verdammen, denen er fehlt, dieser köstliche Schatz. Denn ich weiß nicht, wer ich wäre, wenn ich Euch nicht gekannt hätte. Ich wäre nicht ich ohne das. Eure Liebe macht mich unendlich reich und stolz und rein, um Euretwillen muß ich alles Schlechte hassen.

An den Vater.

Bonn, 11. Mai 1833.

Fast 14 Tage lebe ich nun schon in Bonn, schon ziemlich eingebürgert in meinen neuen Verhältnissen. Konnte ich mir früher doch nie denken, wie ich ohne Euch, ohne die Lieben, in deren Mitte ich mich so ganz glücklich und befriedigt fühlte, leben würde, und jetzt bin ich mitten in diesem neuen Leben, ferne von Euch, herausgerissen aus einer Lage, der ich mit meinem ganzen Dasein an-

gehörte, und in eine neue, ganz fremde Region plötzlich versetzt. Ich komme mir recht wie ein Wanderer vor, und mein früheres Leben gestaltet sich mir zum Bilde, wie eine eben verlassene Gegend. Wie ein freundlicher Thalgrund schwebt es mir vor, der durch die Oeffnung der Berge die reizendste Ansicht gewährt, und zögernd nur gehe ich den neuen Thälern und Höhen entgegen und blicke oft zurück, immer befürchtend, daß beim weiteren Vorwärtsschreiten eine freundliche Ecke, ein duftiger Baum, eine liebe Rasenbank, eine wohlbekannte Hütte nach der andern entschwinde. Aber ich gehe ja nicht leer von Euch. Nein, in dem Bewußtsein von Euch geliebt zu sein, von Euren Segenswünschen wie schützenden Engeln begleitet zu werden, trage ich einen köstlichen Schatz mit mir, den mir kein Räuber entreißen, kein Neid und keine Scheelsucht verkümmern kann, und darum will ich muthig vorwärts schreiten, sind doch dieselben Himmelssterne unser Aller Leiter und führen doch alle Wege zu einem Endziele.

Seit ehegestern ist eine neue Epoche in meinem Bonner Leben eingetreten durch die endliche Ankunft meiner lang ersehnten Kiste, welche freilich nicht im besten Wohlsein, sondern an heftigen Gliederquetschungen leidend von Köln hier eintraf. Jetzt bin ich erst eigentlich heimisch hier geworden und gemüthlich eingerichtet; bis dahin war mein Leben noch sehr voll peinlicher Unruhe und Erwartung. Jetzt hoffe ich mich bald an ein bestimmt geregeltes und ruhiges Leben zu gewöhnen, was zum Gedeihen des inneren und äußeren Menschen gehört. Seit ehegestern sind nun alle Kollegien im Gange. Brandis*) begann zuletzt; das philologische Seminar wird Montag beginnen. Ich höre nun von 8—9 die kleinen pauliniſchen Briefe bei Bleek,**) von 10—11 Persius und von 11—12 das Seminar — alles fünfstündig; von 4—5 Geschichte der alten Philosophie bei Brandis, viermal die Woche; von 5—6 Theologie der Griechen bei Welcker,***) sechsmal; und zweimal die Woche, Montags und Donnerstags von 6—7 Sophokles Aias bei Klausen.†)

Meine Empfehlungsbriefe habe ich alle besorgt und bin fast überall sehr freundlich aufgenommen. Zu Professor Klausen gehe

---

*) Der Philosoph Christian August Brandis, 1790—1867.
**) Der Theologe Friedrich Bleek, 1793—1859.
***) Friedrich Gottlieb Welcker, 1784—1868.
†) Der Philologe Rudolf Heinrich Klausen, 1807—1840.

ich sehr gern. Brandis nahm mich sehr freundlich auf. Er erinnerte sich an Paul und bat mich, ihn zu grüßen.

Meine Wohnung hat wie alle menschlichen Dinge, ihre guten und schlechten Seiten. Zu diesen gehört die ziemlich theure Miethe von 5 Thalern, während Viele für größere Stuben nur 4 Thaler geben, ja zuweilen nur 3. Dann ist der Weg zum Kolleg tüchtig weit, was bei der Unhörbarkeit der Bonner Stadtuhren und der außerordentlichen Hitze unangenehm ist. Doch habe ich für diese Mißstände reichlichen Ersatz in der großen Gutherzigkeit und Zuverlässigkeit meiner Wirthsleute und in der wunderschönen Aussicht. Die Abende sind besonders herrlich, wenn die sinkende Sonne die Bergspitzen und ihre ehrwürdigen Ruinen vergoldet. Bis zum Drachenfels kann ich den Rhein verfolgen; mit einem Fernrohre könnte ich die Fremden auf dem Drachenfels wie auf dem Godesberge betrachten. Unter meinem Fenster ist immer ein lebendiges Treiben, besonders an Markttagen, wenn die Landleute mit ihrem Vieh, und die Frauen, den Kopf in weiße Tücher gehüllt, mit ihren Körben auf der fliegenden Brücke aus der Umgegend kommen. Auch das Dampfschiff gewährt zweimal des Tags um halb 10 Uhr des Morgens und um 6 Uhr des Abends einen ergötzlichen Anblick; wenn es eben vorüber ist, hört man den Rhein rauschen, wie die Ostsee, und es klingt, als erzählte der alte Strom unwillig seinen Ufern von der Frechheit der Menschen. Seit acht Tagen habe ich mir ein Klavier gemiethet. Denn so ungern ich auch die Ausgaben der ersten Zeit so bedeutend vermehrte, so sehr war es mir doch Bedürfniß. Auch ist es mir nothwendig, wegen der Gesangübungen im Museum unter Leitung des Professors Breidenstein, welche nächste Woche beginnen werden. Pfingsten hoffe ich nach Düsseldorf zum Musikfeste reisen zu können.

Heute um 6 werde ich mit Müller nach Siegburg gehen, um Jakobi*) zu besuchen. Mittwoch waren wir in Rolandseck, Nonnenwerth und Königswinter, von wo wir zu Schiffe herabfuhren. Die Luft ist hier außerordentlich warm, gestern habe ich daher schon baden können. In der nächsten Woche werde ich nun recht ordentlich anfangen können zu arbeiten und regelmäßig thätig zu sein, ich freue mich sehr darauf, nach so langer Zeit der Unruhe.

---

*) Der Irrenarzt Karl Wigand Maximilian Jakobi, Sohn des Philosophen, 1775—1858, seit 1825 Direktor der Irrenanstalt in Siegburg.

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 1. Juni 1833.

Einen schönen, herrlichen Mai habe ich nun schon am Rheine verlebt, ein schönes Pfingstfest an seinen Ufern gefeiert. Feste zu feiern, versteht freilich die Welt nicht mehr, aber hier findet man noch Anklänge wahrer Festesfreude, nicht in den Concertsälen voll geputzter Herren und Damen, die nach jeder gelungenen pièce die Handschuhe ausziehen und klatschen, sondern in den Städtchen und Dörfern. Gestern vor 8 Tagen machte ich mich auf, das Musikfest zu bereisen. In einem vollgedrängten Nachen fuhr ich nach Köln, von da um 12 Uhr auf dem übermäßig gefüllten holländischen Dampfschiffe nach Düsseldorf. Den Concerten und Concertproben habe ich gewissenhaft beigewohnt und viel Genuß davon gehabt. Das Schönste von Allem war unstreitig das große Oratorium von Händel, Israel in Aegypten. Es ist die erste Musik, die mich wirklich begeistert hat, und da ich sie dreimal hörte, konnte ich dem Fluge des Künstlers etwas folgen. Sie besteht aus 2 Theilen, der erste schildert die Bedrückung Israels, die Plagen Aegyptens und den Auszug, der zweite das Loblied Mosis. Die herrlichen Chöre, in seltener Vollendung aufgeführt, machten ungeheuren Eindruck. Ich begreife nicht, wie die Menschen immer klatschen und Bravo rufen konnten, als wenn sie einen Taschenspieler vor sich hätten, als wenn die Kunst nur darauf ausginge, Beifall einzuernten, und nicht die innersten Tiefen der Brust wunderbar anregte.

Der zweite Abend begann mit der schönen Beethovenschen Pastoralsymphonie, welche auf eine reizende Weise den ganzen Kreis ländlicher Empfindungen darstellt. Es folgte die Ouvertüre zur Leonore und zuletzt die bekannte Cantate von Winter: „Die Macht der Töne".

Am Dienstag Morgen war ein drittes Concert. Das Schönste aus Israel in Aegypten wurde wiederholt. Die Krone des Festes war Madame Decker aus Berlin. Mendelssohn-Bartholdy erntete für sein Direktorium viele Schmeicheleien und ward durch Gedichte, Medaillen, Bekränzung geehrt. Die Aufführung selbst war wirklich über jeden Tadel erhaben, die Solostimmen und Chöre ausgezeichnet schön, die Zahl der Singenden war 275, auch die Instrumentalpartie war sehr bedeutend, 62 Violinen, 18 Violoncelle, 13 Contrabasse ꝛc. Am Dienstag Abend war großer bal paré in Anwesenheit

des Düsseldorfer Hofes (Prinz Friedrich). Ich war dort, führte sogar eine Dame hin, und tanzte ganz wacker mit den Töchtern der Rheinlande, von denen viele sehr anmuthig und liebenswürdig sind. Ein Major sorgte für Ordnung des Tanzes bei der Uebermenge von Menschen. Furchtbar war es anzusehen, wie das erste Paar den Ball eröffnete. Mit Todesverachtung stürzte es in das schwarze Gewimmel, lange suchte man es umsonst, bis es endlich siegreich durchdrang und sein Märtyrerthum den Nachfolgenden die Bahn gebrochen hatte. Das Fest hat mir sehr großen Genuß gewährt. Aber wenn ich so das Ganze betrachtete und die einzelnen Menschen beobachtete, so machte der Gedanke mich oft fast wehmüthig, daß diese ganze Feier doch jeder eigentlichen Festweihe entbehre, es kam mir vor, als wollten die Menschen sich einmal recht Mühe geben, fröhlich zu sein, und sie könnten es nicht. Ich besuchte die Gemäldegallerie und auch die Professoren an der Akademie und konnte durch sie in die Ateliers gelangen, wo viel Schönes war. Im ganzen habe ich von Düsseldorf einen recht freundlichen Eindruck mitgenommen.

An Victorine Boissonnet.

23. Juni 1833.

Bis zu den Sommerferien muß ich noch tüchtig schuften. Wegen des kurzen Semesters wird die Zahl der Stunden jetzt schon vermehrt, außerdem bin ich durch Privatarbeiten und besonders durch Lektüre sehr beschäftigt. Aber diese stete Anregung in Vorträgen sowie in Gesprächen, diese mannigfache Anschauung ist mir sehr angenehm und die wahre Würze meines Lebens. Kleine Wanderungen gewähren die angenehmste Zerstreuung. Meine Menschenkenntniß erweitert sich täglich, und wenn ich auch noch keinem mich eng anschließen konnte, so habe ich doch Manche kennen gelernt, die ich wegen ihres ernsten Forschens, ihres biedern Sinnes sehr hoch schätzen muß und deren Gespräche mir die größte Freude gewähren. Meine Bekannten sind fast alle Theologen, unter denen ein sehr schöner Eifer herrscht, besonders durch den trefflichen Professor Nitzsch*) angeregt. Von meinen Kollegien kann ich noch nicht viel Näheres sagen, doch darf ich eigentlich kaum noch von Kollegien

*) Karl Immanuel Nitzsch, 1787—1868.

sprechen, da ich mich noch gar nicht entschieden einer Wissenschaft zugewandt habe, sondern zunächst nur philosophische Bildung im Augenmerk habe, wie sie aller Wissenschaft zu Grunde liegt.

Montag.

Ich habe den gestrigen Nachmittag unter Bekannten recht froh zugebracht. Der Regen verbot spazieren zu gehen und da versammelte man sich um den Kaffeetisch. Ich habe jetzt außer den Bremern und durch ihre Vermittelung manche andere Bekanntschaft gemacht. Dazu gehörte auch die gestrige Gesellschaft, eine Mixtur von Rhenanen, Westphalen, Mecklenburgern und Lübeckern, von jeder Art ungefähr zwei. Diese bunte Mischung macht natürlich das Gespräch sehr interessant in Hinsicht des Gegenstandes wie auch der Sprache, da Jeder seine Muttersprache oder seinen Dialekt als den schönsten erweisen will. So waren wir denn auch gestern ganz froh miteinander, und die Herzen schlossen sich im traulichen Gespräche auf. Du würdest aber nicht wenig erschrecken, wenn Du (nach Erklimmung dreier Treppen, an welchen als Seelenretter mehrere Taue befestigt sind) in dies Zimmer getreten wärest, in dessen engen Räumen besagte neun Studios rauchend versammelt waren um den unversiegbaren Kaffeeborn, in dem Jeder sich in dem ihm zugetheilten Raum möglichst bequem und häuslich einzurichten suchte. Das Nachspiel zu Faust von Rosenkranz ward vorgelesen, es gefällt mir sehr.

Weißt Du noch, wie wir einst so ernsthaft über Burschen- und Landsmannschaften disputirten und wie Du Dich so entschieden für jene erklärtest und mir sagtest: „Ja Ernst, dann mußt Du ein Bursche werden!" Ich glaube, ich könnte Dich in einen Prozeß verwickeln, wenn ich das anzeigte, so furchtbar wird jetzt gegen alles Burschenthum geeifert. Fast wöchentlich sind Listen von relegirten Burschen zu lesen, ja denke Dir den Greuel, daß selbst die früher in diesen Verbindungen waren, da sie noch ganz andere Bedeutung hatten, daß selbst verheiratete Leute in Untersuchung gezogen werden. Es kann einem das Herz zerreißen, so manche mit voller Jugendkraft und edler Begeisterung begonnene Laufbahn so plötzlich abgeschnitten zu sehen. Denn das ist gewiß, daß jene Menschen im Durchschnitt besser sind, als die Anderen. Denn diese hüten sich wahrlich nicht aus Ehrfurcht für die väterlichen Gesetze vor solchen Uebertretungen, sondern weil sie gar nicht fähig sind, für eine Idee sich zu begeistern

und ihr Opfer zu bringen, weil sie in ihrer flauen Zufriedenheit am glücklichsten sind. Freilich waren die letzten Burschen nicht mehr von dem alten Sinn belebt; ihnen war Nichts geblieben, als ein thörichtes Schelten gegen das Bestehende. Aber das Traurigste in dem Allen ist doch dies schreckliche Mißtrauen, welches überall umherschleicht und überall Spuren von Hochverrath und Meuterung erkennen will. Denke Dir, daß eine Zeit lang gar keine Pässe nach Heidelberg gegeben, ja keine Briefe von hier dahin gelassen wurden. Ja wahrlich, wer jetzt sein Glück, seinen Himmel nicht in der Brust hat, der soll es draußen nicht finden! Aber wenn es drinnen warm ist, dann braucht man auch nicht zu klagen, sondern kann die nur beklagen, die im Weltgetümmel ihre Freuden suchen. In Landsmannschaften einzutreten, kann mich hier auch Nichts reizen. Nur der zehnte Theil ist in Verbindungen und diese beschränken nur die akademische Freiheit, statt sie zu fördern. Das Schlimmste dabei ist doch in der That dies leichtsinnige Verletzen des an Eidesstatt gegebenen Handschlages, sich in keine Verbindung zu begeben, die nicht von der Regierung bestätigt ist.

An den Vater.

Bonn, 10. Juli 1833.

Soeben, theure Eltern, erhalte ich Euren Brief, den Herr Wurm, der sich das Geschäft nie nehmen läßt, mir brachte mit den Worten: „Da habe ich gute Medicin.“ Ich leide nämlich seit Freitag an bösen rheumatischen Kopf- und Zahnschmerzen; alle gewöhnlichen Mittel, wie Kamillenthee, Kräuterkissen, spanische Fliegen und Schonung haben nichts geholfen; gestern legte ich auf des Arztes Rath ein Senfpflaster auf den linken Arm, was mir heute, besonders die Nacht, Linderung verschafft hat.

Die letzten Tage abgerechnet, geht es mir recht wohl, und ich merke mit Freude, wie ich täglich mehr ins Studieren hineinkomme. Sei von meinem ernsten Streben überzeugt, theurer Vater, und besorge nicht, daß ich zu viel Zerstreuungen habe. Ich lebe nach dem Urtheile meiner Freunde fast zu eingezogen. Aber es kommt mir darauf an, mich im Anfange vor vielen Zerstreuungen zu hüten und mich möglichst bald in die neue Weise des Studierens hinein zu versetzen. Bonn ist gerade dazu sehr vorzüglich; denn ohne daß es wie Berlin durch Menge und Allseitigkeit der Mittel, Kenntnisse

zu erwerben, überrascht und das ungeübte Auge verwirrt, bietet es doch genug, um den meisten Ansprüchen zu genügen und den Eifer zu erwecken, möglichst gediegene Gelehrsamkeit zu erstreben. Ueberdies ist es sehr leicht, sich ferne zu halten von den Zerstreuungen und Verirrungen des lauten Studentenlebens, woran die bei weitem kleinste Anzahl Theil nimmt. Und in der That sind jetzt die Verbindungen und Corps von der Art, daß Jeder von wissenschaftlichem Eifer und sittlichem Ernste sie fliehen muß als Gesellschaften, in denen Trägheit, Rohheit und Sittenverderbniß herrscht. Unter den übrigen Studenten herrscht aber ein recht schöner Geist der Sittlichkeit, des Eifers für Wissenschaft und reiner Fröhlichkeit. Von dieser Art habe ich wenigstens Viele gefunden, und unter solchen Menschen lebt sich's wohl gut. Es sind meistens Theologen, die mit Liebe und Verehrung an dem trefflichen Nitzsch hängen. Unter den Philologen habe ich noch wenig erfreuliche Bekanntschaften gemacht, am wenigsten unter den preußischen, bei denen man leider sehr häufig ein fast mechanisches Anhäufen todter Kenntnisse findet ohne Leben und Geist, nur um das Examen machen zu können. Ich benutze die Bibliothek recht fleißig, und zunächst wähle ich meistentheils allgemein philosophische Schriften, als Einleitung theils in die eigentliche Philosophie, theils überhaupt in die gesammte gelehrte Bildung und in die Alterthumswissenschaft. In Bezug auf letztere studiere ich die Ansichten ihres eigentlichen Begründers, des großen Wolf, in dessen Museum der Alterthumswissenschaft viel Treffliches sich vereinigt findet.

Heinrichs*) Persius ist ein treffliches Kolleg. Er hat den Dichter mit unermüdlichem Fleiße behandelt und mit bedeutendem Scharfsinn, und seine Exegese zeigt deutlich, wie er so durchaus eingegangen ist in den Geist des originellen Satirikers und ihn recht aus sich selbst erklärt. Welckers Vorlesung aber ist in jeder Beziehung vortrefflich. Seine Ansichten über die Mythen der Griechen sind ebenso neu als geistreich und anziehend, wie denn überhaupt seine ganze Weise in Behandlung der Philologie mir ungemein gefällt. Er unterscheidet sich darin sehr von Naeke**) und Heinrich, daß diese nur historisches Wissen haben, Welcker aber philosophisch durchgebildet

*) Karl Friedrich Heinrich, 1774—1838, der Leiter des philologischen Seminars.

**) August Ferdinand Naeke, 1788—1838, neben Heinrich Leiter des philologischen Seminars.

und voll des reinsten Interesses für alles Schöne und Wahre, auch der Philologie ein frischeres Leben einzuhauchen, eine mehr allseitige Anwendung zu geben vermag. Er hat eine ganz andere innere Anschauung von dem gesammten Nationalsein der alten Welt und besonders von dem der alten Hellenen. Bei ihm kann man recht Lust und Liebe gewinnen für Alterthumswissenschaft, und Alle, die auch nur wenige Stunden bei ihm hospitirten, behaupten, nie etwas Interessanteres gehört zu haben. Brandis behandelt die alten Philosophen mit außerordentlicher Gründlichkeit. Nur ist zu befürchten, daß er bei weitem nicht das vorgesetzte Ziel erreicht; noch sind wir bei Pythagoras. Seine Vorlesung erfordert recht ausdauernden Fleiß, denn ich wüßte Nichts, was schwerer im Zusammenhange aufzufassen und zu behalten wäre, als die Systeme der alten Philosophen, wie sie nach spärlichen Fragmenten zusammengestellt sind. Es ist aber sonst die Geschichte der Philosophie ein Studium, das mich außerordentlich interessirt, und ich bin sehr froh, auf eine so treffliche Weise, wie unter Brandis, darin eingeführt zu werden. Jetzt hat Brandis seine Montag Abende eröffnet, wozu er auch mich sehr freundlich einlud; es werden dort sehr unterhaltende und lehrreiche Gespräche geführt.

Es sind kürzlich aus Berlin sehr strenge Befehle gekommen, und nächstens soll, wie ich höre, das akademische Gericht aufgehoben und die Studentenschaft unter die Civilbehörde gestellt werden. Auch gegen Duelle, deren noch immer ziemlich viel vorfallen, soll streng eingeschritten werden. Bis jetzt sind die meisten Regierungsbefehle noch sehr wirkungslos geblieben.

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 3. August.

Wenn Du je am 3. August auf preußischem Grund und Boden standest, wirst Du wissen, meine liebe Victorine, daß dieser Tag vor 364 anderen das Glück voraus hat, den gefeierten König Friedrich Wilhelm III. zuerst hienieden begrüßt zu haben. Eben komme ich zurück aus dem Festgetümmel. Vor dem Kölner Thor war Ulanenparade und Gesang. Fast zwei Stunden habe ich mich dort zu Ehren des Königs mit meinen Bekannten herumgedrängt, doch habe ich nicht viel Festesfreude heimgebracht. Es war Alles meinem

Herzen so fremd, keine freundlichen Gesichter grüßten mich, kalt und stumm drängte man sich an einander vorüber, rechte Freude fand ich auch außer mir nicht, in die ich hätte einstimmen mögen, es war Alles so öde und leer! Darum eilte ich sobald als möglich nach Hause in mein liebes Thurmstübchen, statt mich in der Aula bei einer lateinischen Rede des Professors Augusti*) von neuem zu Ehren des Königs zu langweilen.

Wenn ich bedenke, wie das Studentenleben ist und wie es mir vorschwebte — himmelweiter Unterschied. Je mehr nun aber mein Idealbild verlöscht, desto unbefangener erkenne ich wieder das Gute meiner jetzigen Lage. Es muß einst freilich ganz anders gewesen sein, unendlich viel schöner und herzerhebender; ich wollte, ich wäre in den Zeiten Student gewesen und schriebe Dir daraus Briefe der Begeisterung und Jugendwonne. Jetzt hat man nur noch Mühe, das bischen Feuer in sich zu bewahren, statt daß, wie ich hoffte, es überall Nahrung finden und in reicher Vereinigung himmelhoch auflodern sollte. Ach, da ist fast keine Spur von frischem Jugendmuthe, Frohsinn, Lebendigkeit; hier wie überall Ueberdruß, Langeweile, Trägheit, Geckenhaftigkeit und Jämmerlichkeit aller Art. Ich möchte, daß ich später andere Erfahrungen machte. Doch zu etwas Anderem und Erfreulicherem will ich Dich führen, und zwar — auf einen Ball, die Vorfeier des königlichen Geburtstages, dem ich gestern beiwohnte auf Einladung von Professor Brandis. Du siehst, was ich für ein loyaler Unterthan bin und was für Opfer ich meinem Könige bringe. Die Vorbereitungen wurden mir etwas sauer, und so geschah es, daß ich erst ein Viertel vor 8 Uhr hinkam. Das war nun ein bedeutender Fehler, da ich wohl vermuthen konnte, die Damen würden sparsam gesäet sein. Als ich kam, waren alle Damen durch und durch engagirt. Ich resignirte schon ganz auf die Freuden der Welt und freute mich, zu finden, daß mich der linke Schuh etwas drückte. Ich betrachtete mir die Büste des Königs, die mit Lorbeeren bekränzt, in schönem Lichte zwischen Blumen stand, beäugelte mir die Gesellschaft in Begleitung meines Hutes, der statt einer Dame meinen Arm nie verließ — so ist es hier Sitte, die Tänzer greifen nach jedem Tanze in lächerlicher Aengstlichkeit nach ihrem Hute — vereinigte mich umsonst mit einigen Leidensgefährten, das Verbot des Hospitirens umzustoßen, unterhielt mich

*) Johann Christian Wilhelm Augusti, Theologe, 1771—1841.

mit einigen gesetzten Damen — indeß ging ein Walzer nach dem anderen vorüber, die schönen Galoppwalzer umschwirrten mich so einladend, ich sah die Studiosen aller vier Fakultäten in eifrigster Thätigkeit vereinigt — ich mußte mit aller meiner Tanzlust stille dastehn — da hörte ich einen Wagen und mit ihm neue Hoffnungen heranrollen, ich eilte an die Thüre, Mehrere, denen Mutter Natur leider gleich scharfe Ohren und gleich tanzlustige Beine verliehen hatte, mit mir. Gespannt schauten wir dem Eingang entgegen, schon dachte ich mir das Schreckliche, vier bärtige Studenten eintreten zu sehen — aber gesegnet seist Du, guter Rutschkasten, gesegnet die Asche Deines Erfinders — herein schwebte ein weibliches Wesen, schön und schlank, mit schwarzen Haaren und Augen versehen, einfach aber vornehm gekleidet — ich stand vorne im ersten Feuer, aber zurückziehen konnte ich mich nicht ohne Schimpf, ich beschloß daher den Angriff zu Ehren des Königs und der akademischen Freiheit zu wagen. Schon stand die Schöne im Saale, ich durfte nicht zögern und es war ein Moment, daß ich auf sie zuschritt, bücklings sie begrüßte und um die Ehre bat, den Cotillon ꝛc. Sie sagte mir ihn freundlich zu und wer war glücklicher als ich! Ich ließ nun in Ruhe zwei Tänze vorübergehen, sah meine Dame zum Entzücken schön in der Française tanzen, und endlich erfuhr ich, daß sie aus Köln sei, Frau von Struensee heiße und Polizeipräsidentin sei. Das war mir im Grunde gar nicht recht, noch weniger aber, daß unerwarteter Weise das Abendessen vor den Cotillon fiel. Man saß zu meinem Aerger zwei Stunden bei Tische. Der Rektor schloß mit einem speech (den er aber nicht so revolutionär endete, wie der Redner des vorigen Jahres: „Es lebe Friedrich Wilhelm IV.“). Als man aufgestanden, spähte ich ängstlich nach meiner Dame — sie war nirgends zu finden — und bald darauf hörte ich Jemand erzählen, die fremde Dame sei gleich nach dem Essen heimgefahren. Welche ungeheure Ironie des Schicksals, die mit den liebsten Wünschen der Sterblichen Ball spielt! Meine Freude am Tanz war vorbei, nur um satirische Nachreden zu vermeiden, hospitirte ich zweimal und lief dann nach Hause, grade als die schwarz-weißen Fahnen zu wehen anfingen in den Tanzreihen. Würdest Du es mir verdenken, wenn so bittere Erfahrungen meine Tanzlust unterdrückt hätten? Aber im Gegentheil ist meine Tanzlust eher geweckt, und ich werde sie dem Schicksal zum Trotz nicht unterdrücken.

Jetzt lese ich Byron, liebe Victorine, und zwar den dritten Gesang, wo die Rheinreise beschrieben wird und vorher die Waterloo-Schlacht. Ich lese ihn mit Delius,*) der die neueren Sprachen ausgezeichnet kennt und viel poetische Gabe hat, hierin ist er der Einzige unter meinen Bekannten.

Von einem herrlichen Anblick muß ich Dir noch erzählen — wie am Abend des 3. August auf den Burgen die Feuer brannten zu Ehren des Königs. Besonders der Drachenfels sah köstlich aus, man glaubte die alte Burg brennen zu sehen und träumte sich in die Zeiten der ersten Zerstörung. Besonders als bei Einbrechen der Nacht die Berge selbst entschwanden, nahmen sich diese feurigen Massen wunderbar aus. Es ist jetzt ein rechtes Studenten-Wanderwetter, so frisch und frei ist die Luft und so weit der Himmel; ich habe rechte Sehnsucht, die Welt jenseits der sieben Berge zu sehen. Es ist wirklich eine fatale Einrichtung, daß das Wandern Geld kostet.

An den Vater.

10. August 1833.

Ich habe mich jetzt mit meinen philologischen Privatbestrebungen besonders dem alten Homer zugewandt und lese täglich ein Bestimmtes darin, um ihn im Zusammenhange aufzufassen und so den Geschmack für das wahrhaft Antike recht in mir zu beleben. Welcker u. A., mit denen ich darüber gesprochen, billigten mein Unternehmen sehr und munterten mich kräftig dazu auf, aus dieser Quelle aller antiken Geistesbildung zu schöpfen.

Unter meine vorzüglichsten Wünsche gehört jetzt ein anregender Umgang und wissenschaftlicher Verkehr mit jungen Philologen; daran fehlt's mir im ganzen sehr. Die Theilnehmer am Seminar sind wirklich größtentheils recht arm an geistiger und lebendiger Auffassung der Alterthumswissenschaft, deren Zweck mehr als bei anderen Wissenschaften zur inneren Anschauung kommen muß, da er eigentlich nicht recht wissenschaftlich und allgemein anerkannt aufgestellt ist. Ich habe Manches gerade hierüber gelesen, und Wolfs Bestimmungen sind meisterhaft; doch kann man sie wohl kaum allgemein hinstellen, schon wegen der Einseitigkeit, in welcher jener

*) Nicolaus Delius, 1813—1888, geboren in Bremen, Professor in Bonn 1855—1888, Shakespeareforscher.

große Geist doch befangen war, indem er die neue Zeit und zumal das Hauptelement derselben gar nicht anzuerkennen wußte und mitten in der christlichen Welt eigentlich ganz außer ihr, ein kalter Heide, dastand.

Der Kollegienschluß ist auf den 21. September festgesetzt; doch wird wohl früher geschlossen werden. Welcker wird am wenigsten sein Endziel erreichen, auch Brandis kaum. Letzterer ist jetzt in seinem Elemente, beim Aristoteles. Die Darstellung der platonischen Lehre, muß ich gestehen, hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Mich däucht, sie müßte lebendiger und farbiger geschildert werden. Bei Aristoteles aber ist das durchaus systematisch fortschreitende und entwickelnde Verfahren recht an seiner Stelle. Bleek wird auch die vorgesetzten Paulinischen Briefe nicht beendigen; den Philipperbrief wird er im Wintersemester publice lateinisch lesen. Heinrich wird mit seinem Persius schon diese Woche zu Ende kommen, vielleicht nimmt er dann noch eine juvenalische Satire hinzu. In der ersten Woche im September werden dann wohl die Meisten schließen. Viele reisen schon in 8 bis 14 Tagen. Trotz der heftigen Unruhen in der Schweiz zieht Vieles dorthin. Die Ausfertigung der Reisepässe hat unglaublich viel Schwierigkeiten; sie müssen in Berlin unterschrieben sein.

An den Vater.

Bonn, 18. November 1833.

Du erkundigst Dich nach der Wahl meiner Kollegia, und ich hätte in der That bald vergessen, daß ich Euch noch nichts Definitives darüber geschrieben habe. Es hat sich mir nicht Alles so gefügt, wie ich gewünscht hätte, besonders was die Lage der Stunden betrifft. Den Aristophanes bei Naeke hatte ich mir zu fest vorgenommen zu hören, um mich durch die Stunde 9—10 abschrecken zu lassen, und doch wird dadurch der ganze Morgen dem Selbststudium entzogen, zumal da ich von 11 bis 1 auch Vorlesungen höre. Sonst gereut es mich keineswegs, das mir oft gerühmte Kolleg belegt zu haben, denn Naekes Uebersetzung und Interpretation des schweren, aber bei gründlichem Eindringen außerordentlich interessanten Dichters, in dem sich die Blüthe attischer Eleganz und attischen Witzes darstellt, sind vortrefflich; nur sein übermäßiges Citiren ermüdet oft. Er geht tief und befriedigend auf den Sprachgebrauch

und die Denkweise des Aristophanes ein und beweist ein vieljähriges Studium. Von 11—12 ist das Seminar — bei Heinrich Horazens Oden, bei Naeke die Poetik des Aristoteles — in dem ich wider Erwarten schon zum sodalis ordinarius avancirt bin. Von 12 bis 1 Uhr höre ich dreistündig griechische Syntax bei Klausen. Es war mir sehr Bedürfniß dies zu hören bei der großen Mangelhaftigkeit der gewöhnlichen Grammatiken in Bezug auf Anordnung des Materials. Auch giebt Klausen viel Gutes, was durch persönliche Unterhaltung mit ihm noch gewinnreicher wird. Doch wird sein Werth so verkannt, daß auch in diesem Kolleg gewöhnlich nur zwei Zuhörer sind. Das muß ihn sehr kränken, seine unangenehme Vortragsweise ist Schuld daran. Von 4—5 höre ich fünfstündig Brandis über Geschichte der christlichen Philosophie, die mich im allgemeinen mehr anspricht als die Geschichte der alten Philosophie. Besonders die Einleitung war sehr lehrreich und voll fruchtbarer Ideen über den Unterschied der alten und neuen Philosophie und das Verhältniß der Spekulation zur Offenbarung. Brandis ist ein christlich denkender Mann, und als solcher löst er leicht und klar manche hieher gehörigen Probleme. Des Montags Abends wird bei ihm die nikomachische Ethik des Aristoteles gelesen; heute zuerst, ich bin begierig, wie es damit gehen wird. Gewöhnlich sind die Abendgesellschaften bei den Professoren nicht sehr erfreulich, denn die Gesellschaft besteht größtentheils aus so heterogenen Substanzen, daß selten an eine zusammenhängende geistreiche Unterhaltung oder auch nur an Gemüthlichkeit zu denken wäre. Oft muß man bis zum Ekel die fadesten Schwätzer anhören. Bei Ansetzung einer festen Lektüre werden sich wohl schon eher die aussondern, welche wirklich Interesse für die Sache haben. Von 5 bis 6 Uhr liest Welcker fünfstündig die griechischen Alterthümer. Die Einleitung war sehr schön. Er hat noch eine jugendliche Begeisterung für helleniſches Alterthum, und all sein Streben geht dahin, solche in uns zu wecken. In dieser Beziehung sind seine Vorträge unschätzbar, wenn man auch sonst zuweilen ein recht klares und scharfes Eingehen in den Gegenstand, wie man es wünschte, vermißt. Er läßt aber absichtlich viel zu thun übrig. Mittwochs und Sonnabends 6—7 Uhr liest er philologische Encyklopädie, welche ich natürlich nicht vorüber gehen lassen konnte. Es ist gewiß von großem Werthe, sie bei einem tüchtigen Manne zu hören. Es ist eine sehr schwere Vorlesung; denn es ist wirklich eine befremdende Erscheinung, daß noch immer die Philo-

logie kein eigenes, bestimmtes Gebiet erreichen kann, wie die übrigen Fakultätswissenschaften. Die Summe der Vorlesungen hat sich gegen meinen Wunsch so aufgesummt. Es thut mir leid, keine Theologie hören zu können; aber die Religionslehre von Nitzsch fällt mit Welcker zusammen. Zu einem Kolleg bei Bleek hatte ich keine Zeit, obwohl ich die Einleitung in das Neue Testament gerne gehört hätte der Sache wegen, aber Bleek ist wirklich nicht der Mann, welcher Einem Freude am theologischen Studium machen könnte.

Eben komme ich zurück von Brandis. Ich habe recht angenehme Abendstunden verlebt, denn es hatte sich heute ein kleinerer, mehr harmonirender Kreis versammelt, und Brandis erzählte uns mit so viel Wärme von dem großen Stagiriten, welcher der Mittelpunkt seines ganzen philosophischen Lebens ist, daß es mir recht zu Herzen drang. Ach, wenn man nur die Schätze des weisen Alterthums so in sich aufnehmen könnte, wie man es wünscht, wenn einem mehr und mehr Ahnungen seiner Herrlichkeit aufgehen! Nachher kam die Rede auf Niebuhr, und auch da ist es wirklich rührend, Brandis anzuhören, wie er das Andenken des Mannes ehrt. Ist auch nach Lübeck das hier neulich erschienene und bald zum Stadtgespräch gewordene Buch des Geheimraths Schulz gedrungen, worin er gegen Niebuhr und Savigny zu Felde zieht, und jenen zunächst als Opfer der jetzigen verkehrten Zeit, als ihr brauchbarstes Werkzeug, als Ursache der neuen Revolutionen, kurz als Demagogen anklagt und gutmüthig bedauert?

Mein Privatstudium koncentrire ich diesen Winter ganz auf's griechische Alterthum und besonders auf Homer, von dessen genauer Kenntniß doch alle Einsicht in griechische Sprache, Sitte und Weisheit ausgehen muß. Diese Lektüre eifrig betrieben macht mir viel Freude; das Gefühl mehr und mehr in ihm zu finden, erfreut mich sehr und spornt mich zu immer neuem Studium an. Außerdem suche ich immer möglichst viel zu lesen, ich habe das im Sommer zu sehr versäumt. Jetzt erkenne ich die Wichtigkeit ausgedehnter Lektüre. Mit dem Bremer Delius, einem sehr talentvollen Menschen, lese ich viel zusammen; auch habe ich unter anderen Philologen manche recht angenehme Bekanntschaft gemacht. Unser geselliger Verkehr in unserem Hôtel de Lubec erfreut mich sehr; des Abends haben wir jetzt uns vorgenommen regelmäßig von 9—10 Uhr zu lesen, zunächst Sachen von Fichte und Schelling.

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 7. December.

Gestern, also der 6. December, war ein sehr inhaltsreicher Tag, an dem wir nichts als dummes Zeug und Kinderspäße gemacht haben, es war nämlich der berühmte Nickelstag, der Fest- und Lärmtag der Katholiken in dieser Gegend. Bis 11 Uhr waren wir solide und vernünftig im Kolleg gewesen, aber da ergriff uns wie eine ansteckende Krankheit die Wuth, den Tag solenn zu feiern.

Sechs an der Zahl zogen wir auf den Markt, kauften uns Instrumente, als da sind Trompeten, Violinen u. A. und kleine Geschenke, zogen auf die Stuben unserer Bekannten und machten entsetzlichen Lärm. Nach Tisch kamen wir wieder zusammen, um uns zu berathen, wie wir am Abend Delius, dessen Namenstag es ist, überraschen wollten. Das tollste Zeug wird verabredet. Um 8 Uhr versammeln wir uns, 3 Chargirte in feierlich abenteuerlichem Anzuge mit Hut und Degen voran, dann 5 Bonner Musikanten und hinterdrein die Schaar seiner Freunde — so zogen wir auf seine Stube. Müller als Deputirter hält eine plattdeutsche Rede, dann wird ihm ein Feiercarmen überreicht, und beim Vivatrufen fallen die Musikanten ein, die vor der Thüre standen. Delius hatte von dem Allen Nichts geahnt, aber er wußte unsere Aufmerksamkeit zu würdigen in Wort und That; denn bald deckte und füllte sich der Tisch, und Flaschen des trefflichsten Rheinweines spazierten fleißig hinauf und hinab. Wir ließen uns das wohl gefallen und feierten noch Nickel, als schon längst kein Nickel mehr war. Weitere Ausführung wirst Du mir erlassen. Es ist wirklich gut, sich zuweilen ein bischen auszurasen, man ist nachher ein desto frommeres Schaf. Man erstirbt sonst ganz bei der ernsten gravitätischen Wissenschaft und vergißt ganz, daß man noch nicht 20 Jahre alt ist und daß zumal bei jetziger Zeit die Gefahr, zu viel zu lernen, größer ist, als die, zu wenig zu lernen; dieses kann man ja immer noch nachholen, aber wie soll man das Zuviel wieder los werden!? Die Kenntnisse, die man sich erwirbt, sind doch meistentheils wie Lasten, die sich auf den kleinen Menschengeist hinlagern, eine über die andere wird darauf gewälzt — daher muß man dann bei den Gelehrten gewöhnlich so lange suchen, ehe man den Geist findet, und sieht man recht genau zu, so ist oft gar nichts mehr da, er ist ganz weggedrückt. So läßt ein zu rechter Zeit eintretender Ausrasungsproceß vom

philosophischen Standpunkte aus sich gewiß begründen und in seiner moralischen Nothwendigkeit nachweisen.

An die Eltern.

Bonn, 2. Januar 1834.

In dieser Zeit des Jahrlaufes, welche Freude und Ernst lebendig in der Seele anregt, waren meine Gedanken oft bei Euch im theuren Elternhause. Dort haben wir alle jene ernst-freudigen Festgefühle zuerst empfunden, dorthin kehren sie auch in der Ferne immer wieder zurück, und nie habe ich Euch mehr vermißt, als in dieser Festzeit, um Euch wie sonst diese Gefühle aussprechen zu können und in Euren Zügen dieselbe Freude und Rührung glänzen zu sehen, die mein Herz bewegt. Aber auch nie habe ich mich in so inniger, fester Verbindung mit Euch gefühlt und daraus so viel Trost und Freude gewonnen. Gott erhalte mir dies Gefühl; er vereinige uns zur guten Stunde wieder mit einander froh und gesund und seiner Liebe vertrauend. Sylvester Abend waren wir in trautem Freundeskreise auf der Baumschule zusammen. Draußen brauste ein fürchterlicher Sturm, uns aber war Allen recht warm und heimlich zu Muthe, wie wir um die dampfende Punschbowle versammelt über Vergangenheit und Zukunft redeten und jeder seine Pläne, Absichten und Lebenshoffnungen aussprach, deren schönste Erfüllung gewiß Alle Allen wünschten. Und in welcher Lebensperiode ist wohl die Mahnung, welche die Feier des Jahresschlusses an den Menschen ergehen läßt, so ernst, so dringend, als in dieser Bildungszeit, wann ist jeder Schritt so erfolgreich, die gewissenhafte Benutzung der Zeit so hohe Pflicht, wann tritt der Seele die ganze Aufgabe des Lebens so bedeutsam und inhaltsschwer entgegen, als in der Zeit, in welcher der Jüngling sich vorbereiten soll, um in wenigen Jahren mit männlicher Kraft und Besonnenheit den erwählten Lebensberuf zum Heile seiner Mitbürger und zur Ehre Gottes erfüllen zu können? Auch ich gedachte mit Ernst an die unendliche Wichtigkeit dieser Zeit und mußte mich freilich überzeugen, daß ich sie noch ganz anders hätte benutzen können und benutzen müßte, daß es mir noch so sehr an Klarheit fehlt im Allgemeinen meines Studiums und an Ausdauer und Sorgfalt im Einzelnen. Nur an Liebe zur Wissenschaft, das konnte ich mir sagen, und an lebendigem Interesse für Geistesbildung habe ich im letzten

Jahre gewonnen und, dadurch stark, hoffe ich die Schwierigkeiten, deren sich immer mehrere zeigen, je tiefer man eindringt, mit Hülfe Gottes glücklich zu überwinden und so nicht nur zum Besitze einer Menge von todten Kenntnissen, sondern zu einer gediegenen inneren Durchbildung zu gelangen. Die Philologie scheint mir die bildendste Wissenschaft zu sein, sie regt am allseitigsten an, übt die verschiedensten Geisteskräfte, und das ist denn doch das Ziel einer wahren Bildung, daß alle Keime entwickelt werden und Frucht bringen.

Die Geschichte der christlichen Philosophie bei Brandis steht in genauer Berührung mit der historischen und philosophischen Seite der Theologie, zumal in der Darstellung der patristischen Lehren. Ich habe mit großem Interesse besonders den Augustinus kennen gelernt, einen Mann, den man so verschieden und sehr häufig in furchtbarer Entstellung schildern hört. Brandis stellt ihn sehr hoch als ersten Gründer eines christlich-philosophischen Systems, das er freilich nur begonnen hat, indem er später ausschließlich der Lösung einzelner Probleme sich zuwandte. Brandis ist außerordentlich genau und gibt ungemein viel, so daß es wirklich nicht möglich ist, seine Vorlesung jetzt schon so zu benutzen, wie sie benutzt werden kann und soll, denn dann könnte man damit schon ganz allein alle seine Zeit ausfüllen. Seine Hefte werden aber für die ganze Studienzeit eine Fundgrube sein, welche man so leicht nicht erschöpft. In diesen Tagen gerade habe ich mir Classens tüchtige Schrift de primordiis grammaticae Graecae angeschafft und sie mit Vergnügen gelesen. Durch Klausens Vorlesung über griechische Syntax war ich besonders darauf geführt. Die griechische Grammatik muß ich überhaupt noch sehr tüchtig durcharbeiten; auf der Schule wurde dafür fast Nichts geboten. Klausen gibt viel Gutes; natürlich auf vollständige Aufzählung aller einzelnen Fälle kann er sich nicht einlassen, aber er weist genügend die Grundgesetze der griechischen Satzverbindung nach. Und wie reich und lohnend ist das Studium der griechischen Sprache, welcher doch wirklich keine gleichkommt an gesunder Durchbildung und Entwicklung aller ihrer Elemente. Die grammatische Richtung unserer Zeit scheint sich fast ganz der allgemeinen philosophischen oder auch vergleichenden Grammatik zuzuwenden, was dann freilich später auch für die Kenntniß der klassischen Sprachen von Nutzen sein wird, und daher schon hat der Philologe gewiß die Verpflichtung, auch diesen neuen Zweig der

Sprachforschung kennen zu lernen, worin sich ihm dann wieder ein neues, weites Feld öffnet. Denn will er hier nicht blos Dilettant bleiben, so muß er selbst auf Erlernung möglichst vieler Sprachen ausgehen, besonders aber auch Sanskrit lernen. Hier ist unter Professor Lassen, glaube ich, ziemlich gute Gelegenheit. Ich habe unendlich viel Lust, dies Alles zu lernen, wenn ich nur Zeit und Kraft genug hätte. Wenn ich aber nun gar noch Theologie mit dem weiten philologischen Studium verbinden soll, so weiß ich wirklich nicht, wie das anzufangen ist, ohne Gefahr zu laufen, in Allem eine oberflächliche Kenntniß nur zu erlangen und dann eine sehr klägliche Rolle zu spielen, was ich doch nicht gerne wollte. — Mit Professor Klausen komme ich ziemlich viel zusammen, neulich war ich zum Thee bei ihm. Er hat ausgezeichnete Kenntnisse, so daß es sehr zu beklagen ist, daß er durch Mangel an äußerem Lehrtalente einen so geringen Wirkungskreis hat.

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 14. Januar 1834.

Meine Lektüre ist jetzt Jean Paul. Da ich weniger lesen kann, als sonst, lese ich auch bedächtiger und gewiß mit mehr Nutzen. Seine Kometen habe ich beendet. Der erste Band hat mir ungemein viel Genuß gewährt; im zweiten fließen die Quellen des Witzes offenbar viel ärmer. Jetzt bin ich beim Titan. Ich habe jetzt eigentlich zuerst Jean Paul kennen gelernt. Mein Lieblingsschriftsteller könnte er nie werden, wird ihm auch wohl nicht viel darum zu thun sein; es kommt mir fast vor, als habe er sein Dichtungstalent verkannt. Seine Lektüre ist selten wohlthuend, wie doch die Poesie wirken soll. Durch einen hier studierenden Engländer von viel Geschmack und tüchtigem Wissen bin ich auf den Shakespeare geleitet, und ich fühle wenigstens eine unendliche Lust in mir, diesen Dichter der Dichter zu lesen und zu studieren. Solche Lust kann man freilich nicht in dem Maße, wie man wünschte, befriedigen, so gewiß man sich auch die größten Vortheile davon versprechen könnte. Jetzt lese ich Romeo und Julia mit Toinbee; ich will Dir später mehr darüber schreiben, es ist höchst interessant. Den Abstand des Shakespeare von Byron habe ich in seiner ganzen Größe erkannt. Mein Engländer ist freilich zu sehr gegen Byron eingenommen; aber im ganzen muß ich ihm doch beistimmen. Letzten Sonnabend war ich

in Siegburg. Außer Jakobis zog uns (d. h. Alexander und mich) ein Bückeburger Arzt Namens Herrmann dahin, der uns vorher schon in Bonn besucht hatte, ein sehr liebenswürdiger, einfacher Mensch. Wir gingen am Sonnabend Morgen bei herrlichem Wetter dahin. Es war fast wie im Frühling, und wirklich findet man hier schon Knospen an den Bäumen. Nachmittags machten wir noch mit Herrmann einen schönen Spaziergang und gingen dann zu Jakobis, wo sich ein gemüthlicher Theeabend etablirte. Die Frau*) ist sehr unterhaltend und liebenswürdig, sie hat ganz die Claudiussche Gemüthlichkeit. Es wurde viel von Lübeck gesprochen, von dem sie sehr viel hält, und ich war natürlich auch nicht faul, die liebe Vaterstadt zu rühmen und zu preisen. Ich lobte besonders die norddeutsche Sitte im Vergleich mit dem hiesigen Leben und Treiben, und man stimmte mir sehr bei. Auch von Caspar Hauser wurde viel gesprochen. Nachher gingen wir noch auf Herrmanns Stübchen, welches im Gebäude der Anstalt ist, und waren dort sehr froh. Es ist das freilich ein eigner Gedanke, mitten im Hause des Jammers und Elends. Sonntag marschirten wir zurück bei schlechtem, stürmischem Wetter. Dergleichen Touren ausgenommen, verfließt mein Leben in einem ziemlichen Einerlei, wenigstens was seine äußere Seite betrifft.

17. Januar.

Gestern war bei Professor Brandis, unserm jetzigen Magnificus, Ball, und ich bin recht vergnügt gewesen bis 3 Uhr diese Nacht. Es kann Dich jetzt freilich nicht, wie sonst, interessiren, mit welchen Damen ich getanzt und worüber ich mich mit ihnen unterhalten habe. Solche Privatbälle sind recht hübsch hier, die öffentlichen aber wegen Uebermasse von Herren unausstehlich. Es war lustig anzusehen, wie gegen das Ende die ehrbarsten und feierlichsten unserer Professoren, von einem fröhlichen, fast bacchantischen Taumel ergriffen, ins Tanzen und Springen kamen. Wir Tänzer waren gerade Alle gut bekannt mit einander, und das trug sehr viel dazu bei, die Sache amüsant zu machen; denn man findet sonst wohl nirgends so viel gêne als zwischen Studenten, die sich nicht kennen. Traurig genug! Ach, es sieht überhaupt auf den deutschen Universitäten traurig und jämmerlich aus, es wird täglich mehr von Ehre gesprochen und täglich mehr Affenblut darum vergossen und es ist

*) Tochter von Mathias Claudius.

täglich weniger da, aber desto mehr negative Ehre, Schande und Jämmerlichkeit. Wäre ich doch 18 Jahre früher Student gewesen!!

An Victorine Boissonnet.

Bonn, 22. Februar 1834.

Heute Morgen hörte ich den herrlichen Nitzsch predigen, und seine Worte drangen mir tief ins Herz. „Haltet an am Gebet" war sein Text, dessen Erläuterung er an das vorher verlesene Evangelium vom Kananäischen Weibe anknüpfte. Nitzsch ist ein ausgezeichneter Mann. Seinen Predigten wirft man den Katheder ton vor. Freilich fehlt ihm das Talent, sich leicht auszudrücken, was bei der unglaublichen Fülle von Gedanken, die ihm zuströmt, leicht erklärlich ist. Aber bald setzt man sich hierüber hinweg und labt und stärkt sich an dem wunderbar reichen Inhalt seiner Worte, an der Tiefe der Gedanken, an ihrer Wahrheit und Anwendbarkeit. Jede Predigt ist außerordentlich lehrreich; stets neue Seiten der Betrachtung weiß er den Wahrheiten des Christenthums abzugewinnen. Augenblickliche Rührung sucht er nicht zu erregen, er selbst steht immer durchaus ruhig da, und so mögen wohl Manche dazu kommen zu sagen, er spreche zu wenig zum Herzen. Auch seine eigentlichen Ermahnungen sind sehr kurz, sie bestehen in wenigen Worten, die aber desto tiefer eindringen. Alles liegt bei ihm im Gehalt der Worte. Durch ihn habe ich eine ganz neue Vorstellung von dem Reichthum des Christenthums erhalten. Während man bei so manchen Predigern eine Einförmigkeit und ein stetes Wiederkehren derselben Gedanken, noch dazu solcher, wie sie sich Jedem ergeben, bemerkt, ist er immer neu, jede Predigt entwickelt neue Schätze .... Je mehr ich mich mit allgemeinen Fragen über Wissenschaft, Religion, Bestimmung des Gelehrten u. s. w. beschäftige, desto mehr verwickele ich mich schon hier in Widersprüche und Zweifel, und doch muß die Gewißheit über dergleichen erste Fragen des Lebens und der Wissenschaft zu allem Ferneren die Basis werden. Unzählige studieren freilich in den Tag hinein, aber das werden nur Handwerker. Ich glaube jetzt, daß jeder wissenschaftlich Gebildete Theologe sein, d. h. auch das Christenthum auf wissenschaftlich systematische Weise zu erfassen suchen muß, weil sonst ein Mißverhältniß in seiner Bildung entsteht, insofern er die andern Gegenstände der menschlichen Forschung ergründet und nur bei

der Religion auf dem natürlichen Standpunkte bleibt. Daraus entsteht, wie ich glaube, viel Gleichgültigkeit.

Es ist hier jetzt ganz wie Frühjahr. Ich habe schon meinen Flaus weggehängt, mir ein Stöckchen gekauft und mache Verse wie im Mai. Der Kreuzberg und die daran grenzende Höhe bis zu den Godesberger Ruinen werden oft besucht, und wenn's dann noch nicht genug ist, setzt man über den Rhein, um nach Heisterbach zu gehen, oder wandert nach Rolandseck, wo es Einem immer schön und neu vorkommt. Vor dem alten Zolle — man denke! — ist jetzt ein eisernes Gitter aufgeführt, das zugeschlossen wird, gerade wenn der Mond aufgeht. Neulich sind wir da sechs Mann hoch hinübergeklettert, denn gerade jetzt fiel es Allen ein, wie schön da oben ein Mondscheinabend anzusehen wäre... Ich schreibe auf Delius' Zimmer, wo ich als Krankenwärter die Nacht wache. Er hat uns seit einigen Tagen viel Sorge gemacht, und auch der Arzt wußte gar nicht, was er aus der Krankheit machen sollte. Seit einer Stunde ungefähr scheint er endlich zu schlafen und zwar so ruhig und fest, daß ich jetzt bestimmt eine glückliche Wendung der Krankheit hoffe. Auf der Universität schwer zu erkranken, ist wahrlich recht traurig. Denn die Sorgfalt, welche man in der Heimath genießt, kann man ja hier nicht finden. Doch sind dies Gelegenheiten, die Freundschaft zu erproben, und man kann dabei doch in der That erfahren, daß es noch viele treue, warme, anhängliche Herzen gibt. Ich bin eigentlich zum ersten Male in meinem Leben Krankenwärter: o welch eine Freude ist es doch, dem Kranken eine Erquickung zu reichen, und wenn er mich dann so dankend anblickt oder mir die Hand streichelt, kommen mir die Thränen in die Augen. Aber es ist mir auch recht ernst zu Muthe in dieser späten Stunde neben dem Bette des kranken Freundes, dessen schwache Athemzüge das einzige sind, was ich höre.

An Theodor Curtius.

Bonn, 3. Mai 1834.

Für zwei Briefe habe ich Dir zu danken, geliebter Bruder, mit denen Du mich hier erfreut hast. Schon wollte ich Dein Göttinger Schreiben beantworten und Dir zugleich meinen Glückwunsch zum überstandenen Examen abstatten, an dessen Erfolge ich nicht zweifelte, als Dein zweiter Brief meinen Glauben zur Gewißheit machte. Es muß ein schönes Gefühl sein, mit dem Du jetzt rückwärts und

vorwärts schauen kannst, ein Gefühl voll Vertrauen und Hoffnung, dem Du Dich mit ganzer Seele überlassen kannst. Mögen alle Deine Hoffnungen und Pläne wahr werden! Jetzt ist der Punkt da, wo Du gerüstet in die Schranken trittst und das Leben seine volle Bedeutung für Dich gewinnt. Bunt genug sieht's aus, und auch der kühnste Segler mag wohl ängstlich dem gefährlichen Wellenspiele entgegensehen, aber er wird mit fröhlichem Gottvertrauen die Fahrt beginnen, das Schiff ist ja wohl gerüstet, lustig läßt es Wimpel und Flaggen spielen und strebt hinaus mit schwellenden Segeln. Wohl mag jede Generation ihre Zeit als eine besonders bedeutungsvolle betrachten, wie es in der menschlichen Natur so weise begründet ist, und wollte Gott, daß wir jeden Tag, an dem wir leben, für einen kritischen, entscheidenden hielten, aber daß die Zeit, für die wir zu arbeiten berufen sind, mit besonderem Rechte auf solchen Namen Anspruch macht, das beweist die Tagesgeschichte mit unzweideutigen Thatsachen. Unsere Zeit ist eine suchende; überall spricht eine wüste, unbestimmte Unzufriedenheit sich aus, die in eine grundlose Zerstörungssucht ausartet. Daß solche Stimmung durch äußere Maßregeln unterdrückt werden könne, wird wohl Keiner ernstlich glauben. Daß aber der jetzige Zustand ein höchst trauriger ist und nur als Uebergangsperiode betrachtet werden darf, ist ebenfalls gewiß. Also kommt Alles darauf an, das Streben der Zeit zu leiten und das unstäte, blinde Suchen nach Anderem und Neuem zu einem vernünftigen, sicheren Streben nach einem erkannten Besseren zu machen. Darum werden jetzt alle Forderungen, welche an den gelehrten Stand, als ein vernünftig begründetes Institut, gemacht werden können und sollen, in voller Strenge gemacht. Es ist daher dringender als je unser Beruf, vor allem nach klarer Durchbildung zu streben. Blos aufgehäuftes Wissen kann doch nie geistig einwirken. In den Gebildeten des Volkes sollen die Gegensätze, die feindselig sich gegenüber stehen, durchgekämpft sein, sie sollen nicht Partei nehmen, sondern über den Parteien stehen und sie ausgleichen, so wird die Revolution, in der die moderne Zeit begriffen ist, eine Reformation werden, in welcher der vernünftige Theil des Volksbewußtseins, dessen Repräsentanten die Gelehrten sind, über den unvernünftigen, leidenschaftlichen, die Masse, siegt und zwar so, daß sie diesen durchdringt und sich assimilirt. Diese Reformation soll aber eine allseitige sein, darum soll sich jetzt der gelehrte Stand ganz besonders als ein Ganzes, eine Einheit be-

trachten und sich im Mittelpunkte aller Wissenschaft, in der Philosophie vereinen und sich dieser Einheit stets bewußt bleiben. Diese Philosophie darf dann aber nicht, wie es jetzt so oft geschieht, Sache des spekulirenden Verstandes bleiben und Eigenthum Einzelner, sondern, wie es in der alten Welt war, muß sie das Leben in allen seinen Richtungen durchdringen, und zu dem Zwecke muß sie sich unmittelbar an die Religion anschließen und christlich werden. Solche Forderungen scheint die stürmische Zeit aufzustellen, wenn sie ruhig und friedlich werden soll. In das alte Geleis aber wird sie nie zurückkehren, und wer wird denn das wünschen? Es gilt vielmehr, dem bewegten Strome ein neues Bett zu graben, wo er mächtiger dahin strömen kann und den ewigen Himmel klarer wiederspiegelt. Wie lange mag aber daran gearbeitet werden? Viel Hindernisse sind allerwege, und die zum Werke Muth und Kraft haben, verderben Alles durch Unverstand und Unbesonnenheit. Aber wir müssen wahrlich von Herzen wünschen und beten, daß es besser werden möge — denn es ist doch jetzt wirklich ein unseliger Zustand bei der allgemeinen unzufriedenen Stimmung der Gemüther, es ist allenthalben wenig Glück. Alles was unsere Zeit leistet, trägt etwas Krankhaftes an sich. Selbst die meisten der so sehr bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen sind ungesund. Bei einzelnem Eminenten ist immer viel Halbes, Uebertriebenes dabei. Selten ist Ebenmaß, gleichmäßige Durcharbeitung und Harmonie zwischen Form und Inhalt, wie sie nur aus einem freudigen und friedlichen gemüthlichen Streben hervorblühn. Der jetzige Eifer gleicht oft einer Verzweiflung, mit der sich die Menschen, auf alles Andere resignirend, auf dies Eine werfen, um sich selbst und ihr Bewußtsein darin zu verlieren. Doch haec hactenus. Wenn Du das Geschriebene werth hältst, mir einmal wieder darüber zu schreiben, lieber Bruder, so soll mich das sehr freuen. Der Gegenstand ist wichtig genug. Wie kann man seine Stellung und seinen Beruf in der Zeit erkennen, wenn man die Zeit selbst nicht kennt und beurtheilt, auf der anderen Seite ist dies aber auch die schwierigste Aufgabe des Gebildeten.

Am Rhein ist es jetzt ganz herrlich. Der Frühling hat sich in seiner vollen Pracht eingestellt und seit 8 Tagen haben wir das herrlichste Wetter. Das hat zu vielen Vergnügungen Anlaß gegeben, und aufrichtig gestanden, bin ich noch sehr wenig zum fleißigen Arbeiten gekommen. Mit den neuen Ankömmlingen haben wir die

schönen Punkte durchwandert, haben manche herrliche Tour rheinaufwärts gemacht und sind am Abend dann fröhlich heimgefahren auf dem spiegelglatten Wasser an den grünen Bergen und Höhen vorüber, unter Gesang und Klang — das sind herrliche Fahrten; da werden denn etliche Flaschen guten Weines ins Schiff geladen und dann im jubelnden Chor gesungen „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein", das läßt sich hier köstlich singen. Jetzt genieße ich zuerst recht mit ganzer Seele die herrliche Gegend, denn im vorigen Frühling und Sommer fühlte ich mich nicht glücklich in der neuen Lage, auch war der damalige Freundeskreis nicht der angenehmste. Jetzt ist er recht schön und ich gehöre ihm mit ganzer Seele an und werde ihm ewig angehören. Aus Frankfurt*) habe ich noch Nichts wieder gehört. Der dortige Aufenthalt war mir recht angenehm. Je mehr ich übrigens Süddeutschland kenne, desto weniger gefällt es mir und desto weniger wünsche ich dort einst zu wohnen. Jetzt aber wird es durch die politischen Reibungen und unangenehmen Verhältnisse, über die natürlich ohne Aufhören gesprochen wird, gar unleidlich. Es ist an sich schon betrübend, dort die verschiedenen kleinlichen, undeutschen Interessen zu sehen, wie sie bei Groß und Klein sind, da findet man Nassauer, Hessen, Badener, Preußen, und alle nennen sich Patrioten, aber Deutsche findet man nicht, an deutsches Interesse denkt kein Mensch. Ja es ist nicht blos Gleichgültigkeit dort, sondern entschiedenes Widerstreben und Feindseligkeit. Ich habe Leute triumphirend erzählen hören, wie jetzt wieder Oesterreich und Preußen uneins wären oder zwischen diesen und jenen Höfen Mißhelligkeiten eingetreten wären u. dgl. So wird in Süddeutschland der Schmerz besonders angeregt, der sonst dem Norddeutschen ebensowenig fremd bleiben kann, darüber nämlich, daß bei dem Mangel jedes einigenden politischen Bandes das deutsche Volk zerfällt und bald nicht mehr sein wird. Spricht man doch schon ganz durchgehends so, daß jeder Theil des Landes die übrigen Ausland, Fremde nennt, also auf eine Linie mit Rußland und Frankreich stellt. Nach einem vielleicht letzten Aufleben deutschen Nationalsinnes zu einer heldenmüthigen Vertheidigung des Vaterlands, ist dieser Sinn gesunken und sinkt fortwährend. Und geschieht

*) Wo der Vater zeitweilig wohnte, als Vertreter Lübecks am Bundestage.

dem Verfall irgendwie Einhalt? Ein Institut ohne Volksthümlichkeit und Ansehen, ein Ministerkongreß thut's doch wahrlich nicht. Es müßte, wenn es besser werden sollte, etwas an der Spitze stehen, wofür jeder Deutsche sich begeistern, Leib und Leben hinopfern könnte, und das kann nur eine Persönlichkeit, ein Mensch sein — es liegt im Nationalcharakter der Deutschen, daß sie sich an einen Menschen, eine Familie wahrhaft anschließen. Sie streben, sie sehnen sich darnach. Ein schöner Beweis von dieser Fähigkeit ist die treue Anhänglichkeit auch der Neu-Preußen an ihren König, die Franzosen lieben in Napoleon nur ihren Nationalruhm, aber die Deutschen können wirklich Jemanden lieb haben, und in dieser Liebe zu Einem Haupte würde das Volk sich wieder einigen und sammeln. Wie herrlich sprach sich unter den Deutschen auch zu den trübsten Zeiten die Kaiserliebe aus, wie war der Verletzer der heiligen Majestät in allen deutschen Gauen verflucht und verhaßt! Für diese Nationalliebe haben nun die Deutschen Nichts, sie sind darum getäuscht und betrogen und das Gefühl erstirbt allmählich. Darum ist die Sehnsucht nach einem Haupte nicht so thöricht, als sie gewöhnlich verschrieen wird. Sie hat ihren guten, sicheren Grund. Wie dieser Wunsch aber je erfüllt werden könnte, ist wohl nicht abzusehen. In Frankfurt habe ich zum ersten Male in meinem Leben über diesen Gegenstand nachgedacht, die alten Kaiserbilder riefen solche Gedanken in mir hervor. Aber allerdings beweist gerade die wunderbare Uebereinstimmung zwischen der Zahl der deutschen Kaiser und der Bilderischen deutlicher als sonst in der Geschichte, daß geschehen mußte, was geschah. Glaube ja nicht, lieber Bruder, daß meine Gedanken oft bei solchen politischen Gegenständen verweilen, noch viel weniger, daß ich davon spreche mit meinen Freunden. Ueber Politik schwatzen ist das Leichteste, darüber reden das Schwerste auf der Welt. Nur zufällig kam ich dazu, Dir mitzutheilen, was mir in Frankfurt durch den Kopf ging.

An den Vater.

Bonn, 5. Juli 1834.

... Du siehst, lieber Vater, für entschieden an, daß ich zum Herbste nach Göttingen ziehe. Ich gestehe, daß ich in der letzten Zeit wieder geschwankt habe, doch bin ich zu dem bisherigen Plane zurückgekehrt. Freunde schrieben mir begeistert aus Berlin und meinten, der Glanz

und Reichthum dieser Universität müsse Alles überwiegen, doch ist Göttingen besonders in den mich zunächst interessirenden Fächern so vortrefflich, daß es wohl neben Berlin Berücksichtigung verdient. Der Geist der Göttinger Studentenschaft war mir stets eine Hauptbedenklichkeit. Ich habe genug davon erfahren, um ihn beurtheilen und hassen zu können. Doch das muß überwunden werden. Dürfte ich ganz meinem Herzen folgen, so bliebe ich in Bonn. Schon der Gedanke, von hier scheiden zu müssen, wird mir schwer. Ich erkenne jetzt sehr wohl die großen Annehmlichkeiten dieser Universität, auf der man besser als auf irgend einer anderen den Mittelweg zwischen gänzlicher Zurückgezogenheit und übermäßiger Zerstreuung gehen kann, auf welchem allein die wahre Freude zu finden ist. Auch ist das Verhältniß zu den Professoren im ganzen hier besser als anderswo. Es sind gerade hier so manche Männer, die in jeder Beziehung liebenswürdig und verehrenswerth sind, die in einem reichen Herzen Liebe zu Wissenschaft und Kunst, zu allem Edlen und Schönen so rein und menschlich ausgebildet und ein Leben voll großer Erfahrungen in naher Berührung mit den größten Männern der Zeit verlebt haben und dabei so fromm und einfach geblieben sind, daß man nicht weiß, ob man sie mehr lieben oder hochachten soll. Ich denke hier zunächst an Brandis und Bethmann-Hollweg, bei dem ich gestern einen sehr interessanten Abend zubrachte. Brandis erkennt man bald in seiner Liebenswürdigkeit, weil er so kindlich und offen ist. Hollweg ist ungleich schwerer zu beurtheilen. Aber jetzt bin ich wieder ganz für ihn und verehre in ihm einen tief religiösen und ausgezeichnet reifen, gebildeten Mann. Auch herrscht unter den Professorenfamilien das schönste Verhältniß gegenseitiger Liebe und Achtung, und ich dachte oft, wenn ich mir eine recht angenehme Zukunft ausmalen wollte: ich möchte wohl Professor in Bonn sein! Indem ich der anderen trefflichen Männer in Bonn gedenke, muß ich Dir doch von dem Unglück des armen Ernst Moritz Arndt schreiben, der seinen jüngsten Knaben von 9 Jahren vor 8 Tagen verloren hat. Er ertrank beim Baden; zwei Stunden unterhalb Köln fand man die Leiche, nachdem man lange die Rheinufer durchsucht hatte. Es war schrecklich anzusehen, wie der verwaiste Vater so trostlos in die Wellen sah, die seinen Liebling verschlungen hatten. Der heftige Strom und die jähen Untiefen machen den Rhein für einen kleinen Knaben höchst gefährlich. Sonst leistet das Rheinbad herrliche Dienste in diesem so anhaltend

heißen Sommer, der den Weinbauern die schönsten Hoffnungen erregt. Die Reben sind ungewöhnlich voll und kräftig.

Täglich fühle ich es mehr, wie schwer das Studiren doch ist, und oft wird mir das Bewußtsein recht drückend, wie unendlich wichtig diese Zeit ist und wie wenig man doch ihren Ansprüchen genügt, nicht aus Mangel an Willen, sondern aus Unverstand, aus Mangel an Uebersicht und Einsicht. Viel leichter wird freilich die Sache, wenn man an einen Kreis von Erkenntnissen sich streng bindet, nur zu einer Art praktischer Thätigkeit sich tüchtig zu machen strebt. Aber, wenn es einem am Herzen liegt — und wer kann dieses Streben unterdrücken — alle Keime des Geistes zu pflegen und dem Bedürfniß nach Streben und Forschen sich hinzugeben, das eben in das unendliche All der Erkenntniß und der Wissenschaft weist, wer findet da Anfang und Ende, wem wird in dem dunklen Labyrinthe nicht oft recht bange ums Herz, wer möchte nicht oft wünschen, ganz heraus geblieben zu sein und im unmittelbaren, einfachen, vollen Lebensgenusse ein Leben des Glaubens und der Liebe festgehalten zu haben! Doch der Mensch ist nicht der Schöpfer seines Berufes und diese Erde ist nicht der Ort der Beruhigung und des Sichgenügenlassens, sondern des Sehnens und Strebens. Möge nur meinem Auge nie der Stern entschwinden, der den Hoffenden still und sicher dahin geleitet, wo aller Welt Heil und Friede geboren ist. Was würde auch aus dem Menschen, wenn er ohne mancherlei Anfechtung, ohne Qual und Zweifel, stets seines Zieles gewiß dahin gehen könnte!

An den Vater.

Bonn, 28. Juli 1834.

. . . Reisen und auch nur kurze Abwesenheiten außerhalb der Ferien sind jetzt mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Die Legitimationskarte gilt nur fünf Stunden im Umkreise und Pässe werden während der Kollegia nur auf einen besonderen Erlaubnißschein von Hause ertheilt. Doch muß ich Boissonnets*) vor ihrer langen Reise noch einmal sehen und hoffe, wenn es nicht anders geht, durch Brandis' Verwendung Erlaubniß zu einer Reise

*) Victorine Boissonnet brauchte wegen eines langwierigen Leidens eine Kur in Ems und reiste von da mit ihren Eltern für den Winter nach Italien.

nach Ems zu erhalten. Es ist wirklich himmelschreiend, wie wir Studenten chikanirt werden. Fast alle 8 Tage wird uns etwas Neues entzogen und nicht etwa akademische Vorrechte, sondern jetzt geht es schon an die natürlichsten Menschenrechte. Man sieht wirklich nicht, wo das hinaus will. Haß, Bitterkeit und Mißtrauen muß ja auch die friedlichsten Gemüther ergreifen. Doch über diesen Punkt muß man Viel oder Nichts sprechen.

An Theodor Curtius.

Bonn, 18. August 1834.

Dein Brief hat mir viel Freude gemacht, ich habe viel Verwandtes und Ansprechendes darin gefunden, denn es war Vieles aus recht heimathlichen Eindrücken unmittelbar hervorgegangen. Du hast Recht, wenn Du das Glück rühmst, früh weibliche Seelen in ihrer Zartheit und Lieblichkeit kennen zu lernen, und Jeden arm nennst, dem es fremd blieb. Es wird uns viel dadurch aufgeschlossen und mancher Einseitigkeit vorgebeugt. Wie lebhaft Du Dich in die frühere Periode Deines Heimathlebens zurückgesetzt fühltest, begreife ich ganz, liebster Bruder, auch den Kontrast beider Lagen, dessen unangenehme Seite Du in Deinem Briefe schilderst, übrigens gewiß die angenehme nicht verkennend. Du hast Recht. Die Zeit ist die allerglücklichste, da man halb Kind, halb Jüngling noch im Vaterhause weilt und in glücklicher Gegenwart auch in der Zukunft nur Glück sieht, da der Geist erwacht und voll frischer Morgengedanken den ersten Gestirnen der Wahrheit entgegenjauchzt. Das ist die eigentliche Zeit der Freude, der wahren, anspruchslosen Freude, denn sie begehrt weiter nichts Aeußerliches, weil sie sich selbst genug ist. Wie ganz anders wird's auf der Universität! Wie sind die gewöhnlichen Studentenfreuden so unendlich künstlich und unecht! Wie widerlich ist dieses Haschen nach immer neuen Genüssen, wobei das Herz immer öder und leerer wird und so oft in gänzlicher Erschlaffung und Unfähigkeit zu jeglicher Ermannung zu Grunde geht. Wie schlecht es mit der wahren Freude unter den Studenten bestellt sei, zeigt sich schon in dem vielen Aeußerlichen, zu dem das Bewußtsein des Ungenügens seine Zuflucht nimmt, in dem Lärmenden und Pomphaften, im Renommiren, und das gilt gerade für guten Ton und wahre Burschensitte. Leute, die nur davon hören

oder die Sache nur von weitem ansehen, stellen sich etwas ungeheuer Nobles darunter vor.

Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr diese Geschichten mich jetzt anekeln, da auch gar kein Geist, keine Bedeutung darin geblieben ist, nichts Jugendliches, Frisches, Lebendiges. Ich glaube, daß es früher besser gewesen ist, ich glaube wirklich an eine schönere Vergangenheit des akademischen Lebens, wo es in Reinheit und Adel der Gesinnung geblüht hat, vielleicht einer der selteneren Fälle, wo das Gute in der Welt geherrscht hat. In Göttingen wird's mir in diesen Beziehungen wohl nicht gefallen können. Dort thront noch der moderne Verbindungsgeist, den ich, soweit ich ihn kenne, einen Teufelsgeist nennen muß. Wenn die Jugend in Wollust versinkt, wenn die niedrigste Ausschweifung keine Schande mehr ist und nur im Schlechten gewetteifert wird, lieber Bruder, dann muß es ja dahin kommen, und es ist dahin gekommen, daß alles Geistige und Bedeutende, alle Begeisterung und Rührung, ja jedes gedachte und gefühlte Wort sich verbergen muß, um nicht verhöhnt zu werden. Es hat mir tief ins Herz hinein weh gethan, als ich mich allmählich von diesem Verderbnisse, das im Mark der deutschen Jugend haust, überzeugen mußte. Aber man darf sich hier nicht täuschen und weder seinen Hoffnungen noch dem herrschenden Geiste schmeicheln; es muß ja auch gehaßt werden auf Erden, ebensowohl als geliebt, und je heller das Licht, desto schwärzer der Schatten.

An die Eltern.

Frankfurt, 9. September 1834.

. . . Die letzten Tage in Bonn waren so sehr bewegt und in Anspruch genommen, daß ich nicht zum ruhigen Schreiben kommen konnte. Ich schob es daher nach Frankfurt auf, da ich erfuhr, ich müßte unumgänglich über hier reisen, um mir die Visa der Gesandten für meine weitere Reise zu verschaffen, welche jetzt in Baiern und Oesterreich durchaus erfordert werden. Wie schwer mir der Abschied von Bonn ward und mit wie wehmüthigem Blicke ich noch zuletzt das herrliche Siebengebirge beschaute, das will ich Euch nicht weiter vormalen, theure Eltern. Die Aussicht, fürs erste noch in schönen Gegenden bleiben zu können, milderte den Schmerz. Donnerstag Abend waren wir Bonner Freunde zum letzten Male beisammen. Delius und ich wurden unter Abschiedswünschen und

Gesängen in den Postwagen geleitet, denn um halb 11 fuhren wir ab, um den andern Morgen in Koblenz zu sein.

Um halb 7 Uhr am Freitag ging das Dampfschiff aus Koblenz. Das Wetter war köstlich, die Fahrt himmlisch. Delius und ich saßen den ganzen Tag vorne am Bugspriet des Schiffes und sogen alles Schöne, das an uns vorbei schwebte, recht gierig ein, und jeder entzückte Blick auf die sommergrünen Ufer mit ihren Burgen und Schlössern und trotzigen Felsen wurde ein stiller Abschiedsseufzer, eine Klage, daß Trennung und Wechsel das einzige Bleibende im Erdenleben sei. In Bingen besuchten wir den Niederwald. Nachdem wir ein Stündchen im Tempel gesessen hatten, gingen wir nach Rüdesheim zurück, und während der Ueberfahrt nach Bingen badete ich zum letzten Male im Rheine, gerade in der Mitte zwischen Bingen und Rüdesheim, wo Main und Rhein, nachdem sie lange gegen einander fremd gethan haben, sich brüderlich vereinen.

Um 3 Uhr gingen wir aufs Dampfschiff. Die Nacht blieben wir in Mainz und am Sonntag Mittag kamen wir hier an, von wo Delius gleich nach Kassel weiter gereist ist. Mein Paß ist gehörig mit Stempeln und Visa's geschmückt und ich bin so gut legitimirt, wie es nur irgend möglich ist. Es ist aber sehr nöthig, denn ein Student muß immer beweisen, daß er kein Spitzbube ist.

Abschied von Bonn.

1834.

O, denk noch oft der Stunden,
Wenn Du wirst ferne sein,
Die schnell uns hingeschwunden
Bei Rolandseck am Rhein.

Gedenk der heil'gen Wogen
Wie sie vorübergehn,
Da, wo die alten Bogen
Auf grünen Bergen stehn.

Sieh oft der Fluth entsteigen
Das Kloster, ernst und mild,
Weiß schimmert's in den Zweigen,
Der ew'gen Ruhe Bild.

Und drüben sieh die Riesen,
Die sieben Helden stehn,
In Liedern weit gepriesen,
Im Burgenschmuck so schön.

Sag', wo ich Schön'res finde
Unter des Himmels Dom,
Als diese stillen Gründe
Am heil'gen Rheinesstrom.

Da quillt von jedem Hügel
Der Traube edles Blut,
Und jeder trägt ein Siegel
Der Vorwelt, groß und gut.

O, laß es nie entgleiten
Dies Bild aus Deiner Brust.
Und denk' in Einsamkeiten
Daran mit stiller Lust.

An die Eltern
von der Ferienreise nach dem Schwarzwald und Tirol.

Freiburg, 17. September 1834.

... Am Montag fanden wir gute Fahrgelegenheit durch die ziemlich öde Gegend bis Kehl, wo wir früh genug ankamen, um schon um Mittag nach Straßburg hinübergehen zu können — und nun verlangt keine Beschreibung des Eindruckes, den das Münster auf mich machte. Zuerst wird man versteinert über das Unendliche, Ungeheure solches Baues, dann wird man begeistert und entzückt über die Kunst und zuletzt — so ging's mir wenigstens, möchte man weinen, daß diese Krone deutscher Kunst, dies Unterpfand der Herrlichkeit unserer Väter, das Paradestück einer feindlichen Grenzfestung ist. Dem ganzen deutschen Lande nach Osten und Westen, sollte dies ein Heiligthum sein, um das sie sich versammeln; darum kann man auch nach allen Seiten wohl 4 Meilen weit den Münster ragen sehen. Und nun ist er mit dem ganzen Elsaß seinem Volke gestohlen und schaut jetzt wie zum Hohn und Spott weithin über die deutschen Gauen. Wir kamen nicht dazu, irgend etwas Anderes zu sehen in Straßburg, und was giebt's denn neben dem Münster? ...

An die Eltern

Erlangen, 17. Oktober 1834.*)

... Von München könnte und möchte ich gerne Bogen voll schreiben, obgleich wir nur drei Tage dort waren. So viel Entzückendes, Herrliches haben wir dort gesehen.

München ist überreich an Kunstschätzen; es ganz zu würdigen, hätten Wochen nicht ausgereicht. Wir beschränkten uns auf eine kleine Auswahl des Schönsten, um dies gründlich zu sehen. Mir ist dabei viel Neues aufgegangen und der innige Wunsch entstanden, wenn es sich irgend machen läßt, noch einmal mich dort länger aufzuhalten. Denn München ist gewiß einzig und hat auf der Welt seines Gleichen nicht. Was gerade so große Freude macht und der Stadt diesen Vorzug giebt, ist, daß es hier mit der Kunst recht voller Ernst ist, während es so oft nur Spielereien

*) Vom Ende der Tiroler Reise.

und Dilettantereien sind. Das Schönste und Merkwürdigste von Allem, was München hat, ist die Glyptothek. Wir waren während der 3 letzten Tage des Oktoberfestes dort und darum standen uns die Schätze alle Tage auf. Die Vormittagsstunden brachte ich immer in der Glyptothek zu, in der ich, da ich gerade diesen Sommer Kunstgeschichte gehört habe, unendlich viel zu sehen und zu lernen hatte. Sie machte mir den Abschied am allerschwersten. Die Kompositionen von Cornelius, die er mit seinen Schülern in den Festsälen der Glyptothek ausgeführt hat, sind Euch gewiß bekannt, und hier ist es gerade der Geist der Erfindung und Anordnung, der am meisten erfreut. Das zweite großartige Unternehmen ist die Pinakothek. Wir gingen durch die Säle, mit deren Dekorirung man jetzt beschäftigt ist, ließen uns über den Plan des Ganzen belehren und sahen auch die einzelnen schon ausgeführten Freskomalereien in dem neben den Hauptsälen herlaufenden Gange, welche Scenen aus dem Leben der Künstler in geschichtlicher Folge darstellen sollen. Professor Brandis hatte mich einem Münchener Künstler empfohlen, Namens Herrmann, dessen Bekanntschaft mir ungemeine Freude machte. Er ist ein wahrer Künstler und ein vortrefflicher, bescheidener, frommer Mensch. Ich brachte einen köstlichen Abend bei ihm zu, und am folgenden Tage machte er uns die große Freude, uns selbst in der neuen Residenz umherzuführen, was uns den größten Genuß gewährte. Der König hat den hübschen Gedanken gehabt, die Zimmer seines neuen Schlosses ausmalen zu lassen mit Gruppen aus den deutschen und griechischen Dichtern nach historischer Anordnung. Wie können wir uns unsrer Zeit freuen, in der wieder solche Kunstleistungen an den Tag kommen.

Ueber den Weg zwischen München und Nürnberg ist natürlich gar Nichts zu sagen, wir legten ihn zu Wagen zurück in $2^1/_2$ Tagen, denn zu Fuße diese Wüsten zu durchmessen nach einer Reise durch Tirol ist unmöglich. Nürnberg ist Dir, lieber Vater, und den Brüdern bekannt, und Euch wird diese köstliche Stadt gewiß ebensowohl zugesagt haben, wie mir jetzt. Wie mir scheint, muß besonders den Lübecker recht viel Verwandtes und Heimathliches in der alten Reichsstadt ansprechen, die freilich an Kunstschätzen unser Lübeck noch übertrifft. Hier vor den Bildern Dürers, Kranachs, Holbeins und der niederländischen Meister habe ich zum ersten Male einen recht tiefen Eindruck deutscher Kunst gefühlt. Ich war oft bis zu Thränen gerührt, wenn ich lange solch ein Bild angesehen hatte,

ohne daß ich recht wußte, was mich so ergriff, und ich weiß noch nicht, ob es die christliche oder die deutsche Kunst ist, die so aufs Gemüth wirkt. Aber es wird einem so warm und weich ums Herz und man fühlt sich dem Meister so nahe, obgleich ihn so lange schon die Erde deckt und er nur durch Farben zu uns redet. So empfindet man in einer Glyptothek nicht. Bei den Werken alter Kunst sieht man nur, was da ist, sie hat bei ihrer menschlichen Vollendung, wie die ganze griechische Welt, die bestimmteste Beschränkung. Sie ist vollkommen verständlich und klar, und es ist Nichts versucht, was nicht auch durchaus durchgeführt und deutlich gemacht werden konnte. Aber bei christlichen Kunstwerken sieht man mehr, als was da ist. Die ganze Gegenwart, welche dem Griechen Alles war, drunter und drüber ist nur Schatten und Bild, ist dem Christen nur ein Anfang, dessen Vollendung der Zukunft angehört, die nur der Glaube erleuchtet und die Sehnsucht erfaßt. Deshalb mußte in allen seinen Leistungen und besonders in den Kunstleistungen, welche die unmittelbarsten sind, dieser Charakter des Anfänglichen, Unvollendeten, aufwärts Weisenden sich offenbaren. Man fühlt mit dem Künstler, was er sagen möchte, und das ist's, was das Gemüth so ergreift. Wenn ich unverständlich schreibe, so verzeiht's mir. Versteht Ihr mich aber und findet Ihr Sinn darin, so sagt mir doch, ob's wahr ist.

Hier suchte ich gleich Köppens*) auf. Er wie seine Frau nahmen mich mit großer Herzlichkeit auf. Es geht mir vortrefflich in Erlangen. Wenn man sich 6 Wochen in der Welt umhergetrieben hat, kommt's einem recht angenehm vor, einmal wieder irgendwo recht warm zu sitzen und so gehegt und gepflegt zu werden, wie ich es hier werde. Gestern Abend war einmal wieder Theeabend mit kleinen Butterbröden. Gespräche über unser Lübeck machten die Sache gar gemüthlich. Zu Tische war ich heute mit Herrn Hofrath auf einer Art Picknick in einem ziemlich anmuthig gelegenen Wirthshause vor dem Thore, wo ich fröhliche Leute traf, auch die Bekanntschaft des hiesigen Rektors und Professors Döderlein machte. Rückert ist noch verreist. Auch war die ganze juristische Fakultät dort, nämlich ein Hofrath Bucher.

---

*) Friedrich Köppen, geboren 1775 in Lübeck, Professor der Philosophie in Erlangen und Jugendfreund des Vaters.

An Theodor Curtius.

Göttingen, 25. Oktober 1834.

Wie freundlich ich in Erlangen aufgenommen bin und wie angenehme Tage ich dort verlebt habe, habt Ihr in meinem Briefe gelesen.

Am Sonntag Nachmittage hatte ich noch die große Freude, Friedrich Rückert zu sehen, der Tags zuvor von seiner Reise zurückgekehrt war. Sein Bildniß ist im vorigen Musenalmanach sprechend ähnlich, obgleich doch in seinem Gesichte das Sanfte und Schwärmerische nicht so sehr vorherrscht. Sondern vor allem tritt einem der tiefe Ernst seiner Züge entgegen, welcher durch seine hohe Gestalt und sein schönes, herabwallendes Haar ein außerordentlich würdevolles, ich muß sagen königliches Gepräge erhält. Man erkennt gleich in ihm den echten deutschen Biedermann, dem jede Schmeichelei und jede Redensart fremd ist. Ja in unserer katzfüßelnden Zeit mag wohl Manchem sein Wesen rauh und barsch erscheinen. Aber bald zeigt sich bei ihm die wahre Milde und Sanftmuth des Gemüths, die dem Dichter jedes unverdorbene Herz gewinnen muß. Sobald er hörte, daß ich mich mit Sanskrit beschäftigt hätte, kam er hierauf zu sprechen und ließ nicht davon ab, so gerne ich auch über Anderes ihn hätte hören mögen. Doch hat mich der Besuch sehr erfreut. Den Abend brachten wir am Köppenschen Theetische sehr angenehm zu, ich fühlte mich wie zu Hause dort.

Donnerstag Morgens um 3 Uhr langte ich bei Sturm und Regen in der Georgia Augusta an. Ich habe ein sehr freundliches Zimmer mit drei Fenstern und daneben eine Schlafkammer, zwei Treppen hoch. Die Gothmarstraße ist sehr reinlich und gehört zu den stilleren, Herbarts Fenster liegen mir schräg gegenüber. Müller wohnt in der Nähe. Auch zur Bibliothek habe ich nur wenige Schritte, und durch die Allee kann ich auf sehr angenehme Weise gleich zum Thore gelangen. Für den Preis von 6 Louis finde ich meine Wohnung ungemein gut. Meine Aufwärterin, Justine, scheint alle Vorzüge der Göttinger Stubenmädchen zu besitzen, sie ist schon bei Jahren, verständig und umsichtig. Göttingen ist ganz so, wie ich mir es dachte und — als Göttinger — mir wünschte. Es hat einen ehrwürdigen Charakter, der sich, ich weiß wahrlich nicht, worin, ausspricht, aber ich glaube doch nicht, daß ihn meine Phantasie erst hineinlegt, zugleich auch etwas pedantisch und großväter-

lich, wie so ein alter gepuderter Gelehrter, der sich über Nichts mehr ärgern kann, als wenn die jungen Leute nicht ganz denselben Weg wieder machen wollen, den er im Schweiße seines Angesichts zurückgelegt hat, sondern durch andere Erfahrungen klug gemacht und durch ein glückliches Ingenium begünstigt, das Ding anders anzugreifen wissen und schneller zum Ziele kommen.

Sonntag, 26. Oktober.

Der Unterschied zwischen Bonn und Göttingen ist groß. Hier ist Alles viel besser für den Studenten eingerichtet, die Leute sind tausendmal dienstfertiger und devoter, die Wohnungen sind durchgängig viel gemüthlicher, man braucht für Nichts selbst zu sorgen und wird viel reeller behandelt, als in Bonn. Viel trägt dazu bei, daß Göttingen schon durchaus norddeutsch ist. Dieser norddeutsche Charakter trat mir recht überraschend entgegen, da ich auf die schnellste Weise wie mit einem Schlage aus Süddeutschland hierher versetzt bin. Ehegestern hat mich Bergmann immatrikulirt, ein feiner Weltmann. Bekannte habe ich schon in Menge getroffen, und Alle sind ungemein fleißig geworden, die Füchse ausgenommen.

An den Vater.

Göttingen, 29. Oktober 1834.

Die Ruhe und Stille schmeckt mir nach dem Wanderleben vortrefflich. Bei Dr. Thöl habe ich die herzlichste Aufnahme gefunden. Er besuchte mich gleich, nachdem ich bei ihm gewesen war, und lud mich ein, ganz in locum meines Bruders einzutreten, ich freue mich sehr auf seinen näheren Umgang. Nie habe ich über Jemanden ein so einstimmiges Lob gehört, was auf einer Universität und gar bei einem jungen Docenten sehr selten ist. Durch ihn werde ich auch ins Museum eintreten. Daß Du den Professor Müller kennen gelernt hast, freut mich sehr. Um ihn wird sich zunächst mein wissenschaftliches Treiben drehen. Ich brachte ihm einen Brief von Klausen und Gruß von Welcker, und da nun als Drittes Deine Empfehlung hinzutrat, so ward mir denn auch ein sehr freundlicher Empfang. Ich werde sehr darnach streben, mich diesem ausgezeichneten Manne näher anzuschließen, wozu er mich selbst aufforderte. Ich denke beide Kollegien bei ihm zu hören, Antiquitäten und Pindar. Freilich hörte ich Ersteres schon bei Welcker, aber mein Interesse ist

desto größer. Ins Seminar werde ich wenigstens diesen Winter nicht gehen. Ich muß jetzt vor allen Dingen Zeit für mich haben zum emsigen Arbeiten, dies ist aber gänzlich unmöglich bei vielen Kollegien. Darum will ich mich jetzt auch noch gar nicht mit deutschen Studien befassen, wofür drei so ausgezeichnete Männer hier sind. Darum kann ich auch nicht das herrliche Kolleg von Dahlmann über vaterländische Geschichte hören, und darum würde ich auch — wenn es nicht Dein ausdrücklicher Wunsch wäre — diesmal kein theologicum hören; denn das Bedürfniß ist gar zu lebendig in mir, mich auf Etwas zu koncentriren, mich in Etwas zu versenken. Es wird sonst Nichts aus mir bei meiner angeborenen Neigung zum Umherflattern.

An Victorine Boissonnet.

Göttingen, 23. Januar 1835.

Hier ist kein Rolandseck und Nonnenwerth — aber doch ist's schön in einiger Entfernung. Das Werrathal ist sehr schön, und alte, berühmte Burgen laden zu allerliebsten Touren ein. Es gefällt mir überhaupt recht wohl hier, wenn ich auch ein so gemüthliches Zusammenleben wie am Rheine entbehre. Auch an weltlichen Freuden fehlt's nicht. Ich habe schon mehrere hübsche Bälle erlebt und meine ziemlich steif gewordenen Beine wieder zu zierlichen Sprüngen und Schritten geübt. Es hat mir wirklich Freude gemacht, einmal wieder mit gebildeten Mädchen bekannt zu werden und mit ihnen mich unterhalten zu können. Es fehlt mir sonst an aller Familienbekanntschaft, was ich ungern entbehre. Man kann hier Jahre lang mit einem Professor speziell bekannt sein, ohne zu wissen, ob er Frau und Kinder hat. Die Göttinger Studentenschaft behagt mir gar nicht. Es ist keine rechte Freude da. Die Menschen bilden sich nur ein, daß sie froh wären, und glauben es, solang sie nichts Besseres kennen. Ich kenne aber etwas Besseres, und darum sagt mir wenig zu, was man gewöhnlich als Studentenfreuden preist. Aller Freude einzige Quelle ist ein Herz voll Liebe. Ohne das ist die Natur nur eine Naturaliensammlung und sind die Menschen frembartige Wesen, mit denen der Hunger uns verbindet. Das eine Wort Liebe faßt die ganze Aufgabe des Menschen in sich, Liebe aber und Freude ist Eins. Ach, daß ich's im Denken und Thun immer festhalten könnte, was mich in meinen besseren Stunden so feurig durchdringt. Was ist leichter und doch so schwer, als Liebe behalten!

An den Vater.

Göttingen, 4. März 1835.

Dahlmann habe ich lange nicht gesprochen. Er hat sich neulich durch Dr. Thöl entschuldigen lassen, daß er mich nicht mehr einlade, seine Frau sei gar zu schwächlich und für alle Gesellschaft unfähig. Seine Vorlesungen höre ich außerordentlich gern. Sie sind klar und gediegen, durchdrungen von dem Geiste edler Unparteilichkeit und sittlicher Würde. Ein solcher Lehrer der Geschichte kann ungemein viel auf einer Universität wirken. Diese Wissenschaft fesselt auf ihrem Gebiete noch am meisten, während sonst Jeder seinen Fakultätsstudien nachläuft und mit peinlicher Genauigkeit alles Fremdartige absondert. In Göttingen ist das ganz besonders Sitte.

An die Eltern.

Göttingen, 1. April 1835.

Wir haben nun schon 8 Tage Ferien, und ich gedachte nicht anders, als den Rest gleich ruhig hier zuzubringen. Da erhielt ich ehegestern einen Brief von Campe, der mich aufs herzlichste zu seinen Eltern einladet, ich möchte hinkommen, sobald ich wollte. Ich hatte eben beschlossen, die zweite Hälfte der Ferien, wo es gewiß schon recht schönes Reisewetter wäre, darauf zu verwenden, als ein zweiter Brief ankommt von Delius aus Bremen, der mir die absolute Nothwendigkeit auseinanderzusetzen sucht, daß ich unverzüglich mich auf die Post setzte und zu ihm reiste, da er mich mit seiner Familie täglich erwartete. Es war immer sein inniger Wunsch gewesen, mich eine Zeit lang in Bremen zu haben, es hat sich diesmal mit seiner Reise sehr schnell gemacht und daher auch diese schnelle Entscheidung verlangende Einladung. Mein erster Gedanke waret Ihr, geliebte Eltern, ob Ihr es gern sähet. Aber lange konnte ich nicht schwanken. Es ist doch wirklich für einen Studenten Nichts wünschenswerther, Nichts dienlicher, als die Ferien in Familienkreisen zuzubringen; und von mir seid Ihr gewiß überzeugt, daß es nicht eitle Vergnügungssucht ist, die mich treibt, die Einladungen anzunehmen, sondern die Liebe zu meinen Freunden, und auch daß ich nun nicht die ganze Ferienzeit in leeren Zerstreuungen zubringen, sondern besonders in Bremen auch ernstere Beschäftigungen nicht vergessen werde.

Bremen, 8. April 1835.

Ich eile heute, Euch vor allem zu berichten, daß ich seit dem 4. April in der Schwesterstadt Bremen weile, im Hause des Aeltermannes Delius, durch dessen und seiner Familie herzliche Aufnahme, wie durch so mancher lieben Bremer Gastfreundschaft mir schon ganz heimisch hier geworden ist, so daß ich immer mehr mich des plötzlichen Entschlusses freue und auch im Herzen immer gewisser werde, daß Ihr mich in den Ferien an keinem besseren Orte wissen könnt. Sonnabend langte ich in diesem lieben Hause an, von meinem Freunde an der Post schon empfangen. Es ist ein großes, prächtiges Haus bei der Stephanskirche, hart an die Weser stoßend, auf die man vom Wohnzimmer und dem Balkon eine erquickende, fröhliche Aussicht hat. In diesem Hause waltet der Aeltermann Delius; er ist durch und durch Geschäftsmann — ein Dutzend Schiffe bringen ihm die überseeischen Schätze — aber nicht so sehr, daß er nicht ein sehr liebenswürdiger Familienvater wäre und voll inniger Herzensgüte. Seine Frau ist vor zwei Jahren gestorben, ihr Andenken wird in einem großen Kreise verehrt, und noch immer lebt eine stille Trauer um ihren Verlust in der Familie. Fünf Kinder sind hier jetzt im Hause vereint; der älteste ist mein Freund Nikolaus, er soll am meisten der Mutter gleichen, die er auch unbeschreiblich verehrt.

Ich bin schnell bekannt geworden und fühle mich außerordentlich glücklich unter ihnen, denn es herrscht im Hause ein holder Geist der Liebe und Eintracht, und von störender Förmlichkeit ist keine Spur. Gleich am Sonntage erhielten wir eine Aufforderung zu einer Weserfahrt. Ein Vetter Louis Delius, ein junger lustiger Kaufmann, forderte uns auf, ihn nach Bremerhafen zu begleiten. Seit zwei Jahren hatte ich kein erträglich großes Schiff gesehen, jetzt sah ich den Hafen und die Rhede voll stattlicher Dreimaster, ich sah vor mir wieder eine zielloſe Wasserfläche und schwankte wieder einmal auf salzigen Wellen. Das machte mir unendliche Freude. Wir stiegen mit den jungen Kaufleuten auf mehrere Schiffe, aßen mit Seeleuten und hörten von Nichts als von Seereisen sprechen. Nachmittags traten wir die Rückfahrt an. In Vegesack angelangt, traf ich am Ufer meinen Bonner Freund Hasenkamp, der mich und Delius schnell überredete, die Nacht dort zu bleiben; ja wir blieben bis gestern Mittag in dem freundlichen Vegesack, das mit seinen hohen Ufern gar hübsche An- und Aussichten bietet und sogar etwas

an Flottbeck erinnert. Jetzt werde ich wohl einige ruhige Tage verleben. Die Vormittage bis 11 Uhr zum Lesen oder Schreiben verwandt; die freien Nachmittage auf Rosenthal zugebracht, dem geschmackvollen Landgute des Aeltermanns.

Es kommt mir hier so heimathlich vor, daß ich gar nicht in der Fremde zu sein glaube. Auch wird der Lübecker hier gar nicht als Fremder angesehen. Es ist wirklich etwas Schönes um dies schwesterliche Verhältniß zwischen Lübeck und Bremen und daß die reiche mächtige Schwester gar nicht stolz ist gegen das Schwesterchen im Ostseewinkel.

An die Eltern.

Bückeburg, 29. April 1835.

Seit Sonnabend bin ich hier in Bückeburg bei den lieben Campes, bei denen sich's herrlich wohnen läßt. Besonders die Frau von Campe ist so ausgezeichnet, so liebenswürdig, daß schon ihr Umgang allein mir den Aufenthalt hier ungemein genußreich macht und mit ihr recht traulich zu sprechen mir die größte Freude ist. Auch mit meinem lieben Alexander wieder täglich zu verkehren, macht mir große Freude. Wir machen täglich Wanderungen durch die herrliche Berggegend, die mir nach der Bremischen Oede wie ein Paradies erscheint. Die Wälder sind schon ganz köstlich, das junge frische Buchenlaub drängt sich mächtig hervor, die Vögel singen schon ganz tapfer, ganze Scharen leichter Rehe fliegen vorbei, und die köstlichen Aussichten ins anmuthige Weserthal haben mich innig ergötzt. Frau von Dietrich hat mich sehr herzlich aufgenommen. Wir aßen Sonntag Mittag bei ihr, und am Montag gab sie einen allerliebsten Ball, auf dem wir bis drei Uhr tanzten. Der gesellige Ton gefällt mir recht wohl. Ehegestern waren wir bei Frau v. Ulenstein, bei der auch der Hof war. Der Fürst ist jetzt in Ludwigslust. Die Fürstin ist eine schöne Frau, die sich sehr freundlich mit mir unterhielt. Die Jugend ward in ein Nebenzimmer versammelt, wo unter Anderm auch schwarzer Peter gespielt ward. Ihro Durchlaucht Prinzessin Mathilde erhielten an diesem Abend einen tüchtigen Knebelbart. Uebermorgen früh werde ich mit Otto Langenfeld, der auch in Göttingen studiert, in einem Einspänner, der einen jungen Herrn von Landsberg herbringen soll, in meine akademische Heimath zurückkehren, und nach so vielen geselligen Freuden freue ich mich auf mein stilles Stübchen.

An den Vater.

Göttingen, 7. Juli 1835.

Ich sehe immer mehr ein, wie gut ich that, zwischen Bonn und Berlin einen Aufenthalt in Göttingen einzuschieben. Müller eine Zeit lang täglich zu hören, ist ein unschätzbarer Gewinn, denn als Lehrer ist er unvergleichlich. Die Klarheit seiner Entwickelung, die Anmuth und Lebendigkeit seines Vortrags, die Fülle und Gediegenheit seines Wissens bezaubert täglich von neuem und erweckt immer neue Begeisterung für das Feld der Wissenschaften, auf welchem er mit seinem ungemein begabten Geiste ein ganz neues Leben anzuregen wußte. Gerade in der Philologie schleppte sich früher von Geschlecht zu Geschlecht ein so mattes, todtes Wissen fort, eine unzusammenhängende Masse von unzähligen Einzelheiten. Unsere Zeit begnügte sich aber nicht nach dem Beispiele früherer, dies Kapital in demselben Zustande mit einigen Zusätzen den kommenden Generationen zu übergeben. Sie hat dies Aggregat von Kenntnissen und Notizen zu einem lebensvollen wissenschaftlichen Ganzen zu gestalten angefangen, sie hat das Ziel höher gesteckt und ein weit tieferes Quellenverständniß gelehrt, und unter den Männern, welchen die Wissenschaft ihre Regeneration verdankt, hat gewiß Keiner mit soviel Erfolg gewirkt, wie Müller. Grimms Litteraturgeschichte bietet ungemein viel Interessantes, und Alles, was er gibt, ist das Resultat eigener Forschung. Nur ist zu bedauern, daß er sich ein so ungeheures Feld, wie die deutsche Litteratur mit Einschluß aller wissenschaftlichen Leistungen, in einer vierstündigen Sommervorlesung zu durchmessen vorgesetzt hat. Wie viel gäbe ich darum, wenn er nur die Geschichte der schönen Litteratur vorgenommen hätte! Wie herrlich würde er da ausführen und belehren können, wo er jetzt nur andeutet und die Wißbegierde erregt!

Von meiner Harzreise habe ich an Georg geschrieben. Sie hat mir viel Freude gemacht und recht erquickt kehrte ich zur Arbeit zurück. Jede Berggegend ist unendlich interessant, und fehlt dem Harz gleich das Mächtige einer Alpengegend, sowie der romantisch poetische Charakter der Rheinufer, so hat er doch Lieblichkeiten genug, um einer achttägigen Wanderung hinlänglichen Stoff zu bieten und Auge und Herz mannigfach zu ergötzen. Der Brocken freilich ist und bleibt der lange Herr Philister und wird sich in seinen alten Tagen schwerlich mehr ändern, so viele Gelegenheit er auch hätte,

etwas burschikos zu werden. Den Preußen wird er so auch am liebsten sein. Aber merkwürdig ist's doch, daß Jahr für Jahr eine solche Unzahl von Menschen hinaufkeucht und sich keinen Schweiß verdrießen läßt, nur um sich von dem grämlichen Alten prellen zu lassen, der jährlich seine Nebelkappe tiefer über die Ohren zieht.

Die Reitkunst kultivire ich mit Eifer und Liebe, und schon kann ich, der ängstlichen Sorge, in gehöriger Entfernung vom Fußboden zu bleiben, ziemlich überhoben, dem feineren Theile der Kunst, der Lenkung und Behandlung des Pferdes mich zuwenden.

An den Vater.

Göttingen, 9. August 1835.

Heute am Sonntage denke ich viel an Euch, denn es ist mir eine liebliche Aussicht, nach so vielen Studentensonntagen wieder eine Reihe Familiensonntage zu feiern. Hier steht's nun gar schlimm um die Sonntagsfeier. In dem hochgelehrten Göttingen ist nicht ein einziger erträglicher Prediger, seit Julius Müller uns verlassen hat. Will man eine christliche Predigt hören, so muß man nach dem kleinen schmutzigen Dorfe Geismar gehen, wo ein einfacher, schlichter Geistlicher mit eindringender Beredsamkeit und heiligem Eifer lehrt. Aber auch diese Erbauung muß man mit Anhörung sehr langer und unerträglich schlechter Kirchengesänge erkaufen. Wie viel besser war's hierin in dem katholischen Bonn, und wie viel besser wird's gar in Berlin sein! Dies und vieles Andere wiegt das unangenehme Gefühl, mit dem ich von Göttingen scheide, gänzlich auf. Sonst freilich bliebe ich gerne noch hier und würde mit dem größten Nutzen länger hier verweilen. Aber mit Berlin verglichen, fesselt Göttingen mich doch nicht mehr, und die freudige Hoffnung auf die reiche wissenschaftliche Ausbeute, welche Berlin bietet, ist viel größer und mächtiger als meine Anhänglichkeit an die Georgia Augusta. Unter allen ihren Mängeln ist aber gewiß der größte, daß es hier für philosophische Ausbildung an Anregung und Mitteln fehlt. Bei Herbart habe ich für mich Nichts finden können und bei den Anderen noch weniger, und doch verzichtet man gerade in diesem Fache am ungernsten auf lebendiges Wort und die begeisternde Gegenwart eines Lehrers von imponirender Persönlichkeit.

An die Eltern.

Berlin, 3. November 1835.

Ich benutze den frühen Morgen, Euch von meiner Ankunft und meiner Existenz hierselbst kürzlich Nachricht zu geben. Sonnabend Abend um 7 schieden wir aus dem liebenswürdigen Altonaischen Kreise mit schwerem Herzen. Der Abgang der Post verspätete sich und wir konnten noch fast eine Stunde auf dem Jungfernstieg auf und ab wandeln und bei köstlichem Abend die leuchtenden Paläste in der Alster sich spiegeln sehen. Die Reise bot natürlich nichts Interessantes dar. Gestern Morgen um 6 Uhr waren wir in Spandau, nach 7 entfalteten sich die ersten Herrlichkeiten in Charlottenburg; um acht Uhr zogen wir durchs Brandenburger Thor in die breiten Straßen ein, die allerdings einen neuen, imposanten Eindruck auf mich machten. Doch Hamburg ist mir noch zu nah und gegenwärtig, erfreulich entzückend war der Eindruck nicht. Der ganze Vormittag ging nun über Besehen von Wohnungen hin. Endlich siedelte ich mich, des Suchens überdrüssig, in der Kanonierstraße No. 29, zwei Treppen hoch, an. Das Zimmer ist sehr nett, geräumig und hat eine Kammer. Die Preise sind sehr hoch; ich muß 8 Thaler monatlich zahlen. Das Schlimmste aber ist, daß die Leute so unzuverlässig und in der Regel so schlecht und verdorben sind. Man kann sich an Alles gewöhnen, aber schwerlich daran, täglich mit Menschen zu verkehren, welche einen moralischen Widerwillen erwecken. Ich weiß übrigens nichts Schlimmes von meinen Leuten, ich will das Beste hoffen, aber unheimlich sind sie mir. Unheimlich ist mir überhaupt noch Alles. Aber das kann ja unmöglich anders sein, wenn man aus der traulichen Vaterstadt in eine große Residenz kommt. Heute werde ich Koffer und Kisten erhalten und mich einzurichten suchen. Immatrikulirt werde ich auch hoffentlich heute noch. Die Weitläufigkeiten bei Allem sind entsetzlich. Ich will mit Kraft die unangenehmen Gefühle bekämpfen, die mich bestürmen und alles Gute von der Zukunft hoffen.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 4. November 1835.

Das Unangenehme der ersten Tage hier wurde sehr vermindert durch das Wiedersehen vieler Freunde, die unter den wechselnden Ver-

hältnissen die alte Liebe bewahrt hatten. Es gestaltet sich ein schöner, reicher Bund, der gerade hier, wo aller äußere Schein wegfällt, um so innerlicher und segensreicher sein wird. In dieser Hoffnung bin ich sehr glücklich und setze mich hinweg über Vieles, das mich sonst sehr unangenehm berührt. Es fühlt hier Jeder, wie viel man einander sein kann. Die äußere Dürre führt zu den inneren Quellen des Glücks und der Freude, und so blüht, glaube ich, die Blume der Freundschaft nirgends schöner als in den Sandsteppen Berlins.

Ich hege die schönsten Hoffnungen; möge die Erfahrung sie bestätigen!

Meine studentischen Verhältnisse sind jetzt geordnet, mein Zimmer in löblicher und erfreulicher Ordnung, und manche neue Bekanntschaften sind eröffnet, welche Freude und Gewinn versprechen. Ganz besonders habe ich mich gefreut, den Professor Trendelenburg kennen zu lernen, der durch sein gediegenes, ernstes Wesen mir das Bild eines wahren Gelehrten, wie ich ihn mir wünsche, vor Augen stellt. Jugendliches Feuer ist mit männlicher Reife in ihm gepaart; man merkt's ihm an, wie heiliger Ernst es ihm um seine Sache ist und wie er für wahre Wissenschaft lebt und webt. Es kommt mir vor, als müßte und würde ich mich ihm recht eng anschließen, und die Herzlichkeit, mit der er mich aufgenommen, hat die schönsten Hoffnungen in mir erweckt. Ein solches Verhältniß thut mir gerade recht noth. Beim Universitätsgebäude werden täglich neue Wiedersehen gefeiert; was lange getrennt war, sieht sich hier plötzlich vereint und tausend alte Erinnerungen werden neu. Alles nimmt sich freilich hier anders aus, alles Burschikose fehlt. Statt der früheren bärtigen Gestalten mit transparenten Flausröcken, mit Mützen und langen Pfeifen sieht man hier feine Herren mit hohen Hüten, zierlichen Stutzbärtchen und kleinen Spazierstöckchen, voll Ernst und Ehrbarkeit einherschreitend. Kaum noch bilden sich nach geschlossenen Kollegien muntere Gruppen. Jeder eilt rasch vom Auditorium wieder an den Arbeitstisch und kümmert sich wenig um seinen Nächsten. Oder stellen sich auch wohl alte Bekannte zusammen, so geht's so sittsam und ruhig her, daß man nicht junge Studenten, sondern bejahrte Geschäftsmänner zu sehen glaubt. Für uns ist Sang und Klang vorbei — scheint Jeder zu fühlen und mit mehr oder weniger Resignation dem frischen Jugendleben zu entsagen. Wer aber recht sang- und klangliebend ist, der empfindet's schwer und dem erscheint dies sittsame, artige Wesen, das der gute König von seinen Fenstern

aus mit stillem Wohlgefallen betrachten mag, als ein erzwungenes, unnatürliches und ungesundes Wesen. Doch fehlt's Gottlob nicht an Geist und Leben, wenn es auch nicht in natürlicher, blühender Farbe hervortritt.

Die vortreffliche Göttinger Kost und Aufwartung muß man hier ganz vergessen. Die Leute sprechen es hier mit Trotz aus, daß ihnen wenig an uns Studenten gelegen sei und sie sich nicht viel Mühe darum gäben. Doch das verschmerzt sich leicht und hat sogar sein Gutes. Aber unerträglich ist der gänzliche Mangel an Vertrauen unter den Bewohnern Berlins und der ewige Zwang, der daraus entspringt, immer auf der Hut zu sein, sich immer von Dieben und Spitzbuben umlagert zu glauben. In der ersten Stunde meines hiesigen Etablissements erfuhr ich das. Ich dachte natürlich nicht daran, mich in der eigenen Stube abzuschließen, sondern ließ den Schlüssel draußen stecken. Als ich wieder ausgehe, ist der Schlüssel fort und meine erste Ausgabe in Berlin ist, neues Schloß und Schlüssel machen zu lassen, um die Pläne des Schlüsseldiebes zu vereiteln. Den anderen Tag wurde ich von einem Arbeitsmann schmählich betrogen, der mir bei meiner Kiste eine fein und detaillirt aufgesetzte Rechnung brachte, die ganz und gar erlogen war. Ich mußte den Kerl gleich verklagen und gestern war er in der reuigsten Stimmung hier und bat um Verzeihung, daß er aus Versehen zu viel gefordert hätte. Du kannst Dir denken, liebe Victorine, wie entsetzlich unangenehm solche Erfahrungen als Begrüßungen in einer Stadt, in der man Jahre zubringen will, mir sein müssen. Doch will ich auch diese Erfahrungen von der besten Seite nehmen und hoffen, daß sie eben durch die Vorsicht und Lebensklugheit, zu der sie auffordern, mich im Künftigen schützen.

An den Vater.

Berlin, 18. November 1835.

Meine Kollegia befriedigen mich im ganzen sehr. Des Morgens um 8 Uhr höre ich Lachmanns deutsche Grammatik, eine gründliche und gediegene Vorlesung, wohl die beste dieses ausgezeichneten Gelehrten, der mit besonderer Liebe und so großem Erfolg gerade dieses Feld bearbeitet. Zweimal in der Woche nehme ich an seinem Seminar Theil, wo auch manches Gute vorkommt. Böckhs Seminar ist des Sonnabends 10—12; es wird die Midiana

erklärt. Sonst höre ich des Vormittags Nichts und habe dadurch eine Reihe schöner Arbeitsstunden gewonnen. Um 1 Uhr gehe ich in die Restauration, um 2 Uhr entweder ins Museum oder zu Bopp, der dreistündig in seinem Hause Sanskrit vorträgt. Ich treibe es mit Eifer und Liebe und werde darin durch Delius bestens unterstützt. Dann höre ich Religionsphilosophie bei Erdmann, der mich durch seine Schärfe und Klarheit ungemein fesselt und anregt; ich hoffe sehr viel von ihm. Von 4—5 höre ich Steffens' Anthropologie, eine Vorlesung, deren Ruhm zwar sehr im Sinken ist, die mich aber doch im höchsten Grade interessirt. Man muß Steffens nur nehmen, wie er ist, und nicht von Allen Alles verlangen, dann wird man gewiß die große Anregung und Belebung, welche aus seiner begeisterten Rede strömt, dankbar anerkennen. Bei Trendelenburg konnte ich diesmal Nichts hören. Er hat hier sehr großen Beifall und nimmt den Hegelianern gegenüber eine sehr würdige und bedeutende Stellung ein. Er ist im Gespräche sehr mittheilend und belehrend.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 19. November 1835.

Die schönen, klaren Wintertage, in denen sich die weite, mächtige Stadt, besonders des Abends, wenn man die langen, schnurgeraden Straßen entlang sieht und die verletzende Einförmigkeit im einzelnen verschwindet, besonders gut ausnimmt, haben aufgehört und das trübe, regnerische Wetter macht das trauliche Stübchen zum liebsten Aufenthalte. Es sieht jetzt so niedlich in unserem Haushalte aus, daß ich wünschte, Du könntest einen Blick hinein thun. Unsere Wirthsleute weisen sich als gutgeartete, Sauberkeit und Ordnung liebende Menschen aus, und schon der Wunsch, im Besitze seines ganzen Eigenthums zu bleiben, treibt dazu an, jedes Ding an seinem passenden und wohlverwahrten Orte zu halten. Zwei hohe Fenster führen uns reichlich Licht und Sonnenstrahlen zu, welche die hellen, heiteren Wände freundlich aufnehmen. Die Möbel sind sehr elegant, unser Ofen zeichnet sich nicht nur durch praktische Tüchtigkeit, sondern auch durch schlanke, schöne Formen unter den meisten seines Geschlechts vortheilhaft aus. Das schönste Geräth des Zimmers aber ist das Klavier, das mir immer bereitwillig seine Harmonien spendet, wenn die Seele verstimmt ist, das

sich freundlich meiner Stimme anschmiegt, wenn ich meine Lieder singe. Dann gelingt's mir schnell, aus der Gewöhnlichkeit des alltäglichen Lebens, die das Gemüth zu gleichgültigen und matten Stimmungen hinabzerrt, mich wieder emporzuschwingen in die lichten Regionen der Kunst und des Gefühls, in das, wie in das ewige Meer, alle Richtungen und Gedanken münden, in welchem der Mensch sich am menschlichsten fühlt — fühlt, denn ein anderes Wort gibt's nicht, Gefühl ist die erste, einfachste, größte Thätigkeit des Menschen — und seine eigentliche Sprache ist der Gesang, darum ist auch Singen gar nichts Künstliches, wenn man nicht, wie man sollte, die Kunst als das eigentlich wahre Element des menschlichen Lebens auffaßt.

Unser häusliches Leben stellst Du Dir doch nicht recht vor, wenn Du meinst, daß die Geschäfte des praktischen Lebens Alexander überlassen wären und ich wie ein gelehrter Ehemann mich bei der Sache verhielte. Ich habe noch nicht die Mängel und Einseitigkeiten eines Gelehrten, wie ich auch noch nicht seine Vorzüge und Tugenden besitze. Ich bin überhaupt gar nicht so unpraktisch, wie die Leute glauben und wie ich selbst glaubte, so lange ich noch gar keinen Grund hatte, praktisch zu sein. Ich bin hier des Morgens gewöhnlich der Erste aus dem Bette. Es wird Licht angesteckt, dann das im Ofen Abends vorher aufgeschichtete Holz entzündet, dann wird Wasser gekocht in einer kleinen Gießkanne, welche durch Spiritus erhitzt wird, wobei ich freilich zuerst viel Ungeschick bewies, übergoß und die Flammen durchs ganze Zimmer laufen ließ, so daß der aufwachende Campe nur ein blaues Flammenmeer sieht und in halber Traumangst mit der Wasserflasche aus dem Schlafzimmer herbeieilt. Das Feuer wird an seinen Platz zurückbeschworen, und während der nöthigen Vorbereitungen zu einem geordneten Tagesleben und Tageswerke erhitzt sich Ofen und Wasserkessel. Letzterer wird in die Kaffeekanne geleert und ein wohlschmeckendes und alle Schläfrigkeit verscheuchendes Gebräu zu Stande gebracht, das während der Morgenarbeit in langen Zügen genossen wird. Um 8 Uhr greife ich zu Mantel und Hut und ziehe durch die Französischestraße, Friedrichsstraße und Linden in die Universität, wo uns Professor Lachmann auseinandersetzt, wie die deutsche Sprache sich von dem allgemeinen Sprachstamme abgelöst und sich durchs Gothische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche selbständig entwickelt hat. Die Untersuchungen sind an und für sich

ziemlich trocken, doch hat es sein großes Interesse, und mir ist gerade jetzt der Sinn aufgegangen für die Betrachtung der Sprachformen als solcher und der Trieb erwacht, das immer mehr als ein geordnetes, in sich nothwendiges Ganze zu betrachten, was zuerst als ein Chaos von Willkürlichkeiten erscheint. Dann gewinnt die Sprache ein ganz neues Interesse, wir versetzen uns auf wissenschaftlichem Wege in die Zeit zurück, die in unbewußter Genialität die Sprachen bildete, dem Gedanken das Zeichen, dem Geiste die Form erschuf. Das Gefühl für ihre Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit hat sich nie ganz verloren, sonst hätten die Sprachen noch ganz andere Umwälzungen erfahren, aber es ist verdunkelt und darum im Verlaufe der Zeiten viel verkannt und entstellt, und es ist das Schicksal aller Sprachen, daß die Fehler mehr überhand nehmen, als das Gute. Wir müssen jetzt auf die alten Formen zurückkehren und aus ihrem ursprünglichen Zustande, soweit wir diesen erfassen können, die Gesetze erkennen, welche das sprachbildende Volk unbewußt befolgte. Das erste große Nationalgedicht jedes Volks ist seine Sprache, und wie man seiner Muttersprache mehr und mehr inne wird, so auch seiner Volksthümlichkeit. Zuerst freilich macht die Betrachtung der Sprachentwickelung einen niederschlagenden Eindruck, denn zumal bei der deutschen Sprache ist die Entwickelung ein fortwährend zunehmendes Verbleichen und Abschwächen der alten vollen, melodischen Formen. Doch auch dagegen hat die Wissenschaft Trost und Beruhigung. Dies bezeichne Dir im allgemeinen den Standpunkt, von dem aus ich mich für diesen Zweig der Sprachforschung interessire. Von 9 bis 1 bin ich gewöhnlich ruhig zu Hause; dann bin ich immer allein und studiere mit ganzem Ernste. Schriftsteller lesen und verstehen ist dabei die Hauptsache. Um 1 Uhr gehe ich zum Essen, wenn ich nicht vorher einen Besuch mache, oder genauer zu sagen, 5 Minuten vor 1 gehe ich zu Tische. Diese Pünktlichkeit, zu der ich mich sehr ungerne bequeme, hat ihren Grund darin, daß um 1 Uhr der Andrang so ungeheuer ist, daß man halbe Stunden warten kann, ehe man dran kommt. Der Lärm, das ewige Rufen der hungernden Studenten, das Hin- und Herrennen der Kellner, das Umwerfen von Tellerthürmen, das laute Gespräch der Speisenden, das Fordern und Schelten gibt dem Ganzen einen chaotischen Charakter und nimmt alle Gemüthlichkeit und Ruhe, die doch beim Essen heilsam und nothwendig ist. Denke Dir, wie peinlich es ist, wenn man eben anfängt, seine Suppe zu essen und sich

schon ein bleicher, hungriger Theologe, der eben unbefriedigt aus Neanders Kolleg kommt, der die Speisung der 5000 erklärt hat, hinter den Stuhl stellt und jeden Bissen, den man zu sich führt, darauf ansieht, ob's nicht bald der letzte sei. Nach Tische geht man, mit seinen Bekannten geschaart, unter den Linden auf und ab und moquirt sich über die Berliner Welt. Das Bessere erwählt man allerdings, wenn man ins Museum geht, von dem ich mir freilich mehr versprochen habe, als ich finde; denn besonders die Sammlung der Antiken enthält so wenig Ausgezeichnetes, daß das Gebäude offenbar besser ist, als das, was drin ist. Besonders das Innere des Gebäudes, mehr noch als der äußere Anblick, der aber imposant wirkt, ist sehr großartig. Gleich nachdem man die vielen Stufen erstiegen und die doppelte Säulenreihe vor der Thüre durchschritten hat, tritt man in eine Rotunde, welche dem, der das Pantheon nicht gesehen hat, herrlich und großartig erscheint.

Bedeutender als die Antikensammlung ist die Gemäldegallerie, welche im zweiten Stocke aufgestellt ist, auf sehr sinnreiche, belehrende Weise geordnet. Ich habe sie noch wenig betrachtet, werde es aber mit Eifer thun. Am besten kenne ich schon die Sammlung alter Vasen, welche in einer Art von Souterrain aufgestellt ist und sehr viel Veranlassung zu Betrachtungen und Untersuchungen gewährt. Die meisten der Darstellungen sind nur schnell hingeworfen und rühren mehr von Handwerkern als von Künstlern her. Doch sind fast alle höchst sinnreich und poetisch gedacht und mit großer Genialität ausgeführt. Von dem blinden Dr. Müller*) habe ich Dir, glaube ich, noch gar nicht geschrieben und doch ist mir diese Bekanntschaft sehr lieb und interessant. Er ist ein rührend liebenswürdiger Mann, so von Herzen demüthig und bescheiden, so voll Liebe und voll geistigen Strebens, so frei und edel, daß ich ihn gleich liebgewonnen habe. Er ist unverwüstlich heiter und still, und doch wie schwer ist sein Beruf; er gibt täglich 7 bis 9 Privatstunden, muß sich täglich fast durch ganz Berlin führen lassen und hat nur wenige Stunden, die er bei seiner Frau und seinen Kindern zubringen kann, und zum Studium bleibt ihm wenig Zeit. Er will so gerne an der Universität dociren, man legt ihm aber zuviel Schwierigkeiten in den Weg und hat ihm alle Hoffnung auf Beförderung abgeschnitten, weil ein Blinder doch nie für die Universität gelehrt und belesen

*) Siehe die biographische Skizze in „Alterthum und Gegenwart", Bd. II S. 323.

genug sein würde. Das erscheint mir als eine schändliche Einseitigkeit. Seine Frau lebt ganz für ihn und in ihm und seinen lieblichen Kindern. Du hättest das Schauspiel sehen sollen, wie sie am ersten Abend, als ich da war, aus dem Nebenzimmer in ihren Hemdchen hereinsprangen, um dem Vater Gute Nacht zu sagen, und er sie auf den Schooß nahm und herzte und die Kleinen so mitleidig in die starren Augen des Vaters guckten — es war ein wunderbar rührender Anblick. Ich will ihn oft besuchen und will ihm auch vorlesen; mir ist in seiner Nähe, bei seiner Milde und stillen Heiterkeit ungemein wohl.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 18. December 1835.

Alle Dienstag pflege ich von 5—7 in die Proben der Singakademie zu gehen, was ein Privilegium der Mitglieder der Mittwochsgesellschaft, d. h. der kleinen Akademie, ist. Meine eigene Singewuth ist übrigens sehr klein geworden; denn man hört hier wirklich so viel Meisterhaftes, daß man ganz beschämt und niedergedrückt wird, wenn man sein kleines Talentchen daran mißt und auch zu dessen Ausbildung nicht kommen kann. Ich habe nun noch besondere Schicksale mit meinem bischen Stimme. Denn als Rungenhagen mich ausprobirt, erklärt er meine Stimme für Tenor und behauptet, ich hätte mich bis dahin in einer ganz falschen Sphäre von Tönen bewegt und müsse mir jetzt die höheren Töne erwerben, was nicht fehlen würde. Professor Pölchau fällte dasselbe kunstrichterliche Urtheil, und so quäle ich mich jetzt immer mit meiner Kehle herum, um ihr noch einige Höhe herauszupressen; aber bis jetzt mit schlechtem Erfolge. Darum bin ich sehr kleinmüthig geworden. Wenn Du meinst, daß ich mich gar nicht mit Philosophie beschäftige, so muß ich wohl im letzten Briefe bei Aufzählung meiner Kollegia zufällig gerade das ausgelassen haben, welches mich jetzt am meisten und innerlichsten beschäftigt: die Religionsphilosophie bei Dr. Erdmann, einem Kurländer, der schon eine Zeit lang Prediger war, jetzt aber hier docirt. Er ist ein ungemein philosophischer Kopf und gewiß der bedeutendste Anhänger des Hegelschen Systems, das hier noch immer das herrschende ist und Vielen eine Maske, hinter der sie ihre Hohlheit verbergen. Doch hat es auch hier seine heftigsten Gegner, und besonders wird die Hegelsche Religionsphilosophie jetzt

gewaltig angegriffen. So sehr sie auch selbst behauptet, eine christliche zu sein und in ihren Resultaten mit den christlichen Dogmen übereinstimmt, wird ihr doch vorgeworfen, daß sie den wahren Gehalt der Offenbarung vernichtet. Neander besonders ist ein leidenschaftlicher Eiferer gegen alle Hegelei.

Noch habe ich kein Urtheil in dieser Sache, aber ich sehe die Nothwendigkeit ein, hier selbstständig zu stehen, und strebe ernstlich darnach. Es ist eine schwere Aufgabe, bei der ich oft verzage. Ganz verschieden ist der Eindruck von Steffens' Vorlesung. Er hat seine Ansichten nie zu einem System vereinigt, es sind geistreiche Blicke in die Tiefen der Natur und des Menschenlebens, mit einer hinreißenden Lebendigkeit vorgetragen. Mich zieht die ganze Persönlichkeit des Mannes außerordentlich an und ich sauge seine begeisterten Worte mit wahrer Seelenlust ein. Er ist ein wahrer Redner für die Jugend, und ich lasse mir die Freude an ihm nicht verkümmern durch die vielen Vorwürfe, die man ihm macht, daß er nämlich zu wenig sichere, positive Resultate gebe. Mich däucht, die Anregung, wie er sie gibt, ist das Positivste, was ein Mensch dem anderen bieten kann. Auch dringt immer die Stimme der begeisterungsfähigen Jugend durch das Geschrei seiner Verkleinerer hindurch und feiert ihn mit Liebe und Dankbarkeit. Am Weihnachtsabend erhält er von der Schaar seiner Verehrer einen Pokal. Berlin steht schon ganz im Weihnachtsschmucke da und die reichen Läden und Ausstellungen sehen wahrlich stattlich aus, aber die rechte Weihnachtsfreude leidet doch unter dieser Pracht und allem dem äußeren Schimmer. Heute Vormittag werde ich mit Alexander zu Lisco gehen. Ich wollte, ich könnte mit Euch zu Geibel gehen, denn hier habe ich noch nie recht Befriedigung im Gottesdienst gefunden. Vor allem stören mich schon die kleinen Löcher von Kirchen, in denen die geputzten Menschen aufs schrecklichste zusammengedrängt sind. Alle Feierlichkeit wird dadurch vernichtet. Auch habe ich noch wenig gehört, was mir recht zusagte. Auch der höfische Anstrich der Predigten verleidet und verkümmert den Eindruck. Doch habe ich natürlich noch nicht Alle gehört; viele ausgezeichnete Prediger lassen sich jetzt gerade nicht hören, wie z. B. Theremin. Nach der Kirche ist Probe von Glucks Iphigenie, die in einem Privatcirkel aufgeführt werden soll.

Heute Abend ist Figaro in der königlichen Oper; es wird gewiß ausgezeichnet gut. Endlich sind jetzt die Pariser Tänzerinnen fort-

gereift, vor denen keine gute Oper aufkommen konnte. Das Herrlichste, was ich hier auf dem Theater gesehen habe, war die Iphigenie von Madame Crelinger. Es war einzig großartig. Das Theater hat einen ungeheuren Reiz für mich, und ich habe Mühe, ihm gehörig zu widerstehen. Ueberhaupt hat man in Berlin immer Neues und Anziehendes nach allen Seiten, und das menschliche Begehrungsvermögen findet überall Anregung. Besonders anlockend sind die schönen Bilder, welche dem Vorübergehenden von unzähligen Läden aus ein Halt zurufen.

An dieselbe.

Berlin, 11. Januar 1836.

Gestern, Sonntag Mittag, war ich beim Staatsrath Nicolovius*) und lernte dessen überaus liebenswürdige Familie kennen. Seine Tochter Florchen, eine große, edle Gestalt mit sehr bedeutenden, wenn auch nicht ganz regelmäßigen Zügen und schwarzen Augen und Haaren, ist vor kurzem verheirathet und lebt jetzt ganz in der Nähe ihres schon lange verwittweten Vaters. Sein Sohn ist auch vor kurzem verheirathet mit einer sehr hübschen, blonden, singenden Danzigerin; diese beiden Paare waren bei dem Vater und bildeten die liebenswürdigste Familiengruppe, die sich denken läßt.

Als Beiwerk existirt da noch als Pflegerin des Alten eine Verwandte von Schleiermacher, sehr nett und gescheut. Es ist eine wahrhaft klassische Familie; sie stammt direkt von Göthes Schwester ab, Jakobi und Claudius spielen auch hinein, Schleiermacher gehörte ihr nahe an. Es herrscht dort eine sehr freie, unbefangene und gewürzte Unterhaltung, wie man sie in Berlin sonst selten findet, und an der ich mich wahrhaft erbaute. Nach Tische wurde gesungen; Constanze, die Schwiegertochter, sang vortrefflich die köstlichen Lieder von Curschmann, und ich mußte auch geben, was ich konnte. Nirgends wird man schneller mit einander bekannt als am Klaviere, und bald konnte ich mir gar nicht denken, daß ich zum ersten Male in diesem Kreise weilte. Ich wollte, daß die Leute mich öfter zu sich beriefen, was, wenn ich ihnen ein Tausendstel so gut gefallen habe, wie sie mir, nicht ausbleiben wird. Ich habe hier neulich

*) Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, 1767—1839, Direktor im Ministerium Altenstein. Seine Gattin war die Tochter von Goethes Schwester Cornelie Schlosser.

einen alten Bonner Bekannten wiedergefunden, von Schack, den Sohn des mecklenburgischen Bundestagsgesandten. Ich hatte ihn schon für todt gehalten, weil er nach der letzten Nachricht, die ich von ihm hatte, ohne Hoffnung in Paris krank lag. Denke Dir daher meine Ueberraschung, als ich ihn plötzlich hier beim Essen treffe und von ihm höre, daß er nicht aus dem Reiche der Schatten, sondern direkt aus Italien kommt und erst vor drei Wochen Rom verlassen hat. Er hat zur Erholung den ganzen Sommer verreist, hat zuerst die Schweiz und Südfrankreich, dann Italien bis zur Südspitze gesehen und hat alle Eindrücke frisch und lebendig bewahrt. Berlin ist ihm fürchterlich, und darum versetzt er sich gerne in die schöne Vergangenheit, deren Bilder ich mit ihm anschaue. Auch ihm ist Rom von Allem das Schönste, auch an Naturschönheit; seine Wanderung über die Sabinerberge beschreibt er mit köstlichen Farben. Neapel hat seiner Idee nicht entsprochen. Ich werde wahrscheinlich viel mit ihm verkehren, und ich sauge immer mit durstigen Zügen ein, was von Italien kommt. Für Beschäftigung mit alter Kunst habe ich hier mehrfache Anregung, theils durch das Museum selbst, das herrliche Vasen und auch gute Statuen hat, theils durch Professor Gerhard,*) der hier jetzt Vorlesungen hält. Er hat sich ganz der alten Kunst gewidmet und lebt für gewöhnlich in Italien. Sonderbar, daß sich bei Delius das Interesse für bildende Kunst mehr und mehr verliert, obgleich wir in Bonn zuerst mit gleichem Enthusiasmus dafür entbrannten, von Welckers Wort entzündet. Ihm wird die vergleichende Grammatik immer mehr zur Hauptsache und er hat hiefür auch das entschiedenste Talent. Ich habe nie einen Freund gehabt, der mich so sehr in fortwährender Spannung gehalten, mein Interesse so auf stets neue Weise angeregt hat, wie Delius. Sein Wesen wird immer räthselhafter, je tiefer ich es zu ergründen glaube, und ich glaube, er selbst kann mir die Räthsel nicht lösen. Sein geistiges Wesen spricht mich auf eine merkwürdige Weise an, seine Nähe läßt mich nie in einer gleichgültigen, flauen Stimmung, sondern macht mich immer lebendig und aufgeregt, aber es ist mir oft ungemüthlich und unheimlich und ich werde von unerklärlichen Gefühlen bewegt. Er erhält mich in stetem Wechsel von Betrübniß und Freude. Ich weiß nicht, wie ich ihn entbehren

*) Friedrich Wilhelm Eduard Gerhard, 1795—1867, seit 1833 „Archäolog des kön. Museums", seit 1843 Professor an der Universität.

soll. Wir sind hier sehr viele Hanseſtädter und im allgemeinen von gutem Vernehmen unter einander, wie sich dies alle Montag Abend bewährt, wo wir in ziemlicher Zahl uns in einem netten Lokale nach 8 Uhr bei gutem Baierischen Biere versammeln, das heißt auf kürzere Weise, wir haben eine Bierkneipe aufgethan. Die Hamburger halten sich meistens fern von uns, aber die Bremer und Lübecker, wozu auch Viele gehören, die blos auf unserer Schule gewesen, und Manche, die auf andere Weise in unseren Kreis gezogen sind, halten gut zusammen, und das Hanseatenlied, besonders der Vers von der Ostsee Brausen erschallt montäglich aus vielen, begeisterten Kehlen. Die Dienstag- und Mittwochabende sind von fünf bis sieben Uhr gewöhnlich der Akademie gewidmet. Dienstags wird das herrliche Oratorium David vom frühverstorbenen Bernhard Klein zur Aufführung vorbereitet. Mittwochs singen wir theils kleinere geistliche Sachen, theils aus dem Saul von Händel.

An den Bruder Georg.

Berlin, 24. Januar 1836.

So hübsch Berlin sich ausnimmt beim Schnee, so häßlich bei dem jetzigen regnichten Wetter, wo ein Schmutz auf den Straßen und Plätzen ist, den man in einer Residenz nicht erwarten sollte. Es ist hier um so empfindlicher, im Kothe zu gehen, da man in der bei diesem Geschäfte nöthigen Vorsicht und Behutsamkeit immer durch die Sorge gestört wird, von herbeistürmenden Equipagen vernichtet zu werden. In dies Dilemma des Erhaltungs- und Reinlichkeitstriebes wurde man heute besonders oft gebracht, weil wegen der Feier des Ordensfestes ein unendliches Fahren aufs höchste gezierter Equipagen stattfand. Die General-Ordens-Kommission soll diesmal wieder ungemein thätig gewesen sein und vielleicht kommt man schon in wenigen Jahren im Preußischen dahin, daß jeder gute Preuße sein Band im Knopfloche hat. Es ist schade, daß dies Ordensfest doch so wenig Volksfest ist, obgleich der Bischof Eilert es unter diesem Namen vor Gott und Menschen feiert. Es ist auch nicht einmal in dem Sinne volksthümlich, daß das Volk sich wenigstens als Zuschauer freuen könnte an der Pracht seiner Koryphäen. Weder an dem Gottesdienste, noch an der Tafel werden Zuschauer geduldet, es wird Alles wie tiefes Mysterium behandelt. Auch sind schon, wie ich höre, die alten Ritterkostüme aus ökonomischen

Gründen seit mehreren Jahren abgeschafft. Wie denn überhaupt das Poetische des Königthums und eines Hofstaats mehr und mehr zurücktritt und wenig von Glanz und Herrlichkeit zu schauen ist. Der König regiert von seinem kleinen Eckzimmer aus und nicht vom Throne herab seine Länder, und nicht ein goldenes Scepter, sondern eine gewöhnliche Gänsefeder in der Hand. Seine Befehle vollzieht er durch Namenszug, keine Herolde tragen sie unters Volk. Den königlichen Wagen erkennt man nur an der Schnelligkeit, mit der er dahin fährt, damit Niemand Zeit habe, die Gesichtszüge Sr. Majestät zu studieren; deshalb erscheint er auch nie in der königlichen Loge, sondern in einer kleinen Bühnenloge, wo er sich hinter einer vorgezogenen Gardine trefflich verbergen kann. Das alte graue Schloß ist noch das einzige recht Königliche, und mit stiller Freude wandere ich oft durch dessen weite Hofräume und schaue mir die herrlichen grauen Mauern an. Sonst kann ich hier an den Gebäuden wenig Freude finden, und das kann gewiß Keiner, der von Kindheit an gothische Bauten hat betrachten können und sie unwillkürlich im Sinne hat bei der Anschauung ähnlicher Werke. So muß wirklich das, was hier unter dem Namen eines Domes existirt, lächerlich oder widerlich erscheinen. Fast am liebsten ist mir unter den neuen Bauten das Brandenburger Thor, das einen klaren, griechischen Eindruck macht.

Ich habe mich in der letzten Zeit besonders mit den attischen Rednern beschäftigt, um so durch die Bekanntschaft mit dem griechischen Rechte und die Einsichten, die Einem hier in das gewöhnliche Leben der Alten geöffnet werden, ein immer deutlicheres Bild vom atheniſchen Leben mir zu entwerfen. Aber abgesehen von diesem realen Zwecke ist diese Lektüre, besonders die des Demosthenes, auch des Aischines und Lysias sehr erfreulich und sehr bildend.

Die heilige Sanskritsprache hat mir viel Zeit genommen, das ist wahr; doch ist's gewiß keine verlorene Zeit. Denn schon die Erlernung einer solchen Sprache ist nützlich, und nun zugleich diese Blicke in ein so merkwürdiges Land, wie das alte Indien ist. Das Sanskritstudium hat sehr viel Anziehendes, ohne Zweifel, besonders für den, den der Ehrgeiz treibt, nach einem berühmten Namen zu ringen oder der den Beruf in sich fühlt, die Wissenschaft durch neue, massenhafte Entdeckungen zu fördern. Der findet keinen besseren Platz, als die Urwälder am Gangesstrome, wo sich auch mit gewöhnlichen Instrumenten viel schaffen läßt. Die klassische Philo-

logie steht auf einem ganz anderen Standpunkte; da läßt sich nicht viel mehr entdecken; auch sind für die jüngere Generation nach den Leistungen eines Böckh und Müller für die Hauptsache allem Anschein nach nicht viel Lorbeeren mehr zu pflücken. Aber nach meiner Ansicht bietet darum diese Wissenschaft desto reineren geistigen Gewinn dar.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 3. Februar 1836.

Der Sonntag, ein schöner, heiterer Wintertag, ward mir ein rechter Sonnentag für mein Herz. Wir gingen den Nachmittag, wie gewöhnlich, in ziemlich bedeutender Schaar, meist Bremer, nach Charlottenburg, wo des Sonntags Nachmittags eine unendliche Menschenfülle in ein Haus zusammenströmt. Dort verplaudern wir eine Stunde und freuen uns des bunten Getümmels. Auf dem Hin- und Herwege durchtoben wir gewöhnlich auf eine ziemlich ausgelassene und manchem guten Berliner anstößige Weise den Thiergarten — kurz der Sonntagnachmittag wird aufs gewissenhafteste dazu benutzt, die Glieder wieder gelenk zu machen und die Brust wieder an freiere Landluft zu gewöhnen. Wie nehmen die Tage schon zu, wie eilt die Natur den lichten Jahreszeiten entgegen — mir ist wunderlich dabei, ich kann mich nicht darauf freuen, ich fühle mehr als je den Trieb, den fliegenden Wochen Fesseln anzulegen; mir ist, als hörte ich die Stunden und Tage an mir vorüberrauschen mit verhöhnendem Lärme und ich stünde da mit offenen Armen, um Wolken zu haschen. Ich habe bisher fast nur in Gegenwart und Vergangenheit gelebt, jetzt tritt die Zukunft näher an mich, bald lockend, bald ängstlich, aber immer dunkel und keinen Haltpunkt dem irrenden Blicke gewährend. Ich habe wohl zuweilen den Trieb und es ist ja auch so Sitte bei den Menschen, Schritte zu thun, um dies Dunkel zu zerstreuen und die terra incognita nach menschlicher Macht auszubauen — aber es gelingt mir damit wenig und ich komme immer wieder dahin, ruhig zu harren des, das kommen soll, und in einer Manchem unbegreiflichen Gleichgültigkeit immer nur das zu thun, was ich für den gegenwärtigen Standpunkt thun zu müssen glaube.

An den Vater.

Berlin, Februar 1836.

Daß ich Dir wegen der Dienstpflicht so große Ausgaben verursacht habe, war mir sehr verdrießlich zu hören. Ich glaubte die Zeit noch ferne und hoffte, daß dann immer noch auf bessere Weise würde Rath geschafft werden können. Ich konnte mir nicht denken, daß gerade die Jahre bestimmt seien, in denen doch Jeder, den nicht Schwäche oder besondere Umstände fesseln, in der Fremde verkehrt. Sollte es denn in kleineren Staaten, für die doch die allgemeinen Verordnungen so unverhältnißmäßig drückend sind, nicht möglich sein, etwas mehr die Einzelnen zu berücksichtigen und Verlegung der Dienstzeit zu gestatten — oder könnten nicht, wenigstens die Unterthanen kleinerer Bundesstaaten, in einem anderen Kontingente ihre Dienstpflicht erfüllen dürfen? — Doch verzeih, lieber Vater, daß ich es unternehme, Dir von Verbesserungen der Militärordnungen vorzuschwatzen; ich mußte nur meinem Unmuthe etwas Luft machen darüber, daß ich Euch auf die Weise Kosten verursache, daß Ihr für mich wie für einen Invaliden bezahlen müßt, während ich die gesundesten Arme und Beine habe und Nichts lieber möchte, als ein Jahr lang die Flinte zu führen oder Roß und Säbel zu schwenken. Doch es ist ja Nichts mehr zu ändern, das Geld ist hingegeben, wofür ein Miethling meine Stelle vertreten wird, und mir bleibt Nichts übrig, als mich desto tiefer in die Bücher zu verkriechen und die mir so theuer erkaufte wissenschaftliche Muße um so höher anzuschlagen. — Wegen des Sanskritstudiums brauchst Du, glaube ich, nicht zu fürchten, daß es mich zu sehr von klassischen Studien entferne. Bis jetzt ist noch nicht zu befürchten, daß eine mehr als allgemeine Kenntniß des Alt-Indischen mich dem klassischen Boden entfremde. Freilich habe ich ziemlich viel Zeit auf Grammatik und Lektüre verwandt. Aber hätte ich weniger darauf verwandt, so wäre alle diese Mühe verloren gewesen. So habe ich doch von dem grammatischen Bau der Sprache ein lebendiges Bild und von ihrer Syntax und einem Theil ihrer Litteratur einen frischen Eindruck erhalten. Ich habe entschiedenen Gewinn davon und kann nun auch, wenn ich's nöthig finde, mich wieder mehr davon zurückziehen; denn ich habe einen Grund gewonnen, auf dem ich zu beliebiger Zeit weiter bauen kann. Zu besserer Zeit aber konnte ich dies Studium nicht beginnen, das mir schon in seinen ersten Anfängen mannig-

fach belohnend gewesen ist. Ich sitze jetzt gewöhnlich ganz allein mit Professor Bopp zusammen, und da läßt er mich denn immer möglichst viel lesen und interpretiren, so daß wir seit Weihnacht den einen Band seiner Episoden größtentheils durchgelesen haben. Dabei kommt denn auch manche hübsche Bemerkung für allgemeine Grammatik vor, und Bopp ist überhaupt so sehr bereitwillig, zu geben soviel er kann, daß mir seine sonst so sehr als ledern verschrieenen Stunden ganz lieb sind.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 7. März 1836.

Ich erkenne es dankend und preisend an am heutigen Tage,*) daß Gott mir einen Vater gegeben hat, der mir in jeder Beziehung ein Bild männlicher Tüchtigkeit sein kann. O wie herrlich steht er mir vor Augen — seine feste Gestalt, sein ernstes Gesicht, dessen starke Züge durch die Freundlichkeit seines Blickes gemildert werden. Er ist mir das Vorbild eines christlichen Hausvaters. Das habe ich diesmal in ganzer Stärke empfunden, als ich zuerst wieder mit den Meinen am Tische saß und Vater die Hände faltete und für uns betete, wie ergriff mich das mit ungewohnter Rührung, mir drangen die Thränen in die Augen und ich wußte mich kaum zu fassen. Die ganze Herrlichkeit eines christlichen Familienlebens trat mir vor Augen. Und nun diese unermüdliche Thätigkeit als Staatsmann, dies Resigniren auf eigene Anerkennung, was nur zu gut angebracht ist in unserer Vaterstadt, dies lebendige Interesse für alles Einzelne seiner Geschäfte und endlich dieser offene Sinn für alles Herrliche in Wissenschaft und Kunst, welcher unter aller der Geschäftigkeit nicht gebeugt wird. Dieser Eifer für alles Geistige, wie und wo es sich regt, und bei aller Tüchtigkeit und Verdienst die kindliche Demuth — ja das ist sein Größtes, das ist die Krone, die Glorie seiner Vortrefflichkeit. „He is a man, take him for all in all", das gilt wahrhaftig von ihm, denn sein Wesen ist so vollständig und so aus einem Gusse, seine Persönlichkeit so sicher und fest ausgeprägt, wie es jetzt immer seltener wird, bei der zunehmenden Verwischung eigenthümlicher Individualitäten. Wie bewältigt fand ich mich immer neben ihm, und doch auch wieder gehoben. Seine

*) Dem Geburtstag des Vaters.

Nähe war mir immer erbaulich, wie ich es diesmal erst recht empfunden habe. Solch ein Gefühl ist zu groß, um in Worten gefaßt zu werden. Es hat nur in Gesinnung und That seinen analogen Ausdruck, und es ist mein wärmster Wunsch, daß ihm immer heller auf diese Weise meine Dankbarkeit entgegentrete und daß sein Vorbild mehr und mehr ein leuchtender Stern meiner Lebensbahn werde! Und wie köstlich glänzt ihm zur Seite der Stern der mütterlichen Liebe, der unvergleichlichen Zärtlichkeit eines nur im Wohle der Kinder athmenden Mutterherzens — ja auf diese beiden Sterne will ich immer mehr meine Blicke heften und nach ihnen meine Schritte lenken. Sie führen Blick und Herz zum Himmel. Alle Liebe zu den Eltern ist wesentlich religiös.

Das Halbjahr ist pfeilschnell verschwunden und bedeutende Veränderungen werden in meinem Leben eintreten. Alexander wird schon heute über acht Tage uns verlassen und nach Bückeburg gehen. Unser Verhältniß ist ein sehr trauliches und gemüthliches. Aber schwerer wird mir der Abschied von Delius, den ich mit tiefer Wehmuth scheiden sehe. In dem Verhältniß mit ihm habe ich die eigentlich göttliche Weihe der Freundschaft ahnen gelernt, und es hat eine Wichtigkeit für mein Leben, die ich erst mehr und mehr einsehe. Gestern war ich wieder bei Nicolovius, dessen Familie sehr herzlich sich gegen mich bezeigt hat. Gestern wollten sie mich gar nicht loslassen; ich mußte dort essen, Kaffee, Thee und Abendessen einnehmen, sodaß ich mich allmählich ganz heimisch fühlte. Nach Tische gingen wir auf verborgenen Wegen des Thiergartens spazieren bei dem herrlichen Frühlingswetter. Berlin war ein ganz neugeborenes, alle Mäntel verschwunden, die Linden und der Thiergarten voll Spaziergänger und Alles voll neuen Lebens. Der Geheime Rath Nicolovius ist der Begleiter des Grafen Stolberg, mit dem er ziemlich lange in Italien gewesen ist. Er ist mir der liebste von der ganzen Familie. Er hatte herrlichen alten Rheinwein in dunklen Römern, und am Schlusse der Mahlzeit rief er mir zu: „Es lebe das gute Lübeck und der treffliche Syndicus!“ und die Gläser gaben schönen, lauteren Klang. Gestern Vormittag war die lange vorbereitete Aufführung der Gluckschen Iphigenia bei der Hofräthin Hecker, einer Wittwe, die zwei mehr als erwachsene Töchter hat, deren eine, Virtuosin auf dem Fortepiano, die ganze Oper begleitete. Sie hat in Pension eine ganz junge Gräfin Cäcilie von Bassewitz, eine junge Dame, die Ostern konfirmirt wird, aber schon viele

Köpfe in Verwirrung gebracht hat. Sie ist hübsch von Angesicht, stolz gewachsen, sehr lebendig, dabei mit allen möglichen Talenten überſäet, sie zeichnet, malt, singt, spielt, tanzt und, ich glaube, strickt auch zum Entzücken. Darum wird sie endlos gefeiert. Interessanteres könnte ich Dir allerdings über die Singakademie erzählen. Besonders über den Faust in der Komposition des Fürsten Radziwill, auf welche die Berliner ganz versessen sind und die auch herrliche Sachen enthält, die sich nun allerdings nicht leicht beschreiben lassen. Jetzt wird die Bachsche Passion eingeübt nach dem Evangelium Mathäi. Meine Musik verstummt mehr und mehr vor dem Herrlichen, das ich höre. Ich sehe auch, daß ich so nicht ordentlich fortkommen kann aus Mangel an musikalischem Talente. Ich werde oft so unmuthig über alles Mißlingen, daß ich besser thue, mir diesen Aerger zu sparen; ein ewiges Stehenbleiben im Unvollkommensten kann der Mensch nicht vertragen.

An die Eltern.

Berlin, 21. März 1836.

. . . Bald bin ich von genauen Bekannten gänzlich verlassen und in dieser Beziehung steht mir ein trauriges Osterfest bevor, zumal da ich am Sonnabend die schreckliche Plage des Umzuges habe, welche diesmal Keiner mir tragen hilft. Man hat gerade in Berlin die Freuden eines wahren Freundesumgangs sehr nöthig, um sich aufrecht zu halten, und darum könnt Ihr mir's nicht verdenken, wenn mir zuweilen recht wehmüthig zu Sinn ist.

An den Vater.

Berlin, 29. März 1836.

Ich habe jetzt endlich eine neue Wohnung gefunden bei einer Frau, die mir sehr vortheilhaft bekannt ist durch Bremer Freunde, welche bei ihr gewohnt haben. Sie kostet sechs Thaler und ist in der Mauerstraße, eine Treppe hoch. Ich hatte schon ein anderes, sehr hübsches Stübchen am Gensdarmenmarkte gemiethet, aber die Wirthsleute zeigten sich bei näheren Berührungen in einem so unvortheilhaften Lichte, daß ich nur froh war, auch mit einigen Aufopferungen, von ihnen loszukommen. Man kann in dem verdorbenen Berlin nicht vorsichtig genug sein.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, am Mittwoch nach Palmarum.

Die letzten Tage haben mir viel Trübes gebracht, das heißt, sie haben mir viel Liebes genommen, und ich war eine Zeit lang so grundmelancholisch, daß Du Dir gratuliren kannst, den in dieser Laune an Dich geschriebenen Brief nicht bekommen zu haben. Es war mir schmerzlich, gerade in dieser heiligen Zeit so unfrei und unfroh zu sein, und ich habe des Unmuths Last von der Seele gewälzt und nur der Wehmuth süße Qual mir zur Gefährtin behalten, da ich in meiner Einsamkeit doch der Gesellschaft bedarf. Sonntag Morgen um 7 Uhr war die Scheidestunde in einer kleinen, abgelegenen Straße Berlins, wo der Hauderer sein Quartier hatte, der die Freunde in dreien Tagen nach Dresden hinbringen wollte. Du denkst Dir übrigens leicht meine Lage hier schlimmer als sie ist, wenn ich Dir sage, daß ich von meinen nächsten akademischen Freunden gänzlich verlassen bin. Mir ist jetzt gerade eine Periode der Einsamkeit recht willkommen. Ich habe in der letzten Hälfte des Winters gar zu viel Zerstreuung gehabt. Ich meine nicht gerade immer Vergnügungen, sondern ich war in solchem Wechsel von ernsten und heiteren Beschäftigungen, daß ich zu wenig zu mir selbst kam. Du wunderst Dich gewiß, wenn ich Dir sage, daß ich gestern Abend vielleicht nach vier Wochen zuerst wieder allein zu Hause war. Jetzt thun mir die schönen, stillen Vormittage unendlich wohl.

Freilich, wie viel herrlicher, wenn ich von den entrissenen Freunden mir den einen hätte zurückbehalten können und mit ihm diese Einsamkeit theilen. Ich denke, wir bleiben nicht lange getrennt, in jungen Jahren ist alles möglich. Zunächst haben wir zu Ostern eine Zusammenkunft in Bremen verabredet, die nun freilich sehr problematisch ist, da in die Zeit wahrscheinlich die Krisis meiner äußeren Verhältnisse fallen wird. In der Singakademie haben wir herrliche Sachen gehabt; besonders die Bachsche Passion nach Mathäus. Unsere Iphigenie hat noch mehrere sehr hübsche Gesellschaften nach sich gezogen, besonders die letzte am vorigen Freitage, welche sich in einen kleinen Ball auflöste, wobei ich mich herrlich ergötzte. Jetzt bin ich mit einer Aufführung der Glocke beschäftigt. Aber ich will entschieden im Sommer weniger Zerstreuung haben und ich will manche Bekanntschaft aufgeben. In den Ferien werde ich gute Ruhe haben.

An den Vater.

Berlin, 11. April 1836.

Die neue Wohnung behagt mir sehr wohl, einige Unannehmlichkeiten abgerechnet, die sich des Sommers fast in allen Berliner Quartieren wieder einfinden und von denen man gerne schweigt. Außerdem ist nur noch die etwas hühnerstiegenartige und mehr zum schnellen Hinab- als Heraufkommen eingerichtete Treppe zu tadeln, sonst bin ich sehr zufrieden, besonders daß ich endlich einmal wieder an brave, theilnehmende Wirthsleute gekommen bin, die des Abends freundlich „Gute Nacht" sagen und des Morgens nach dem Befinden fragen und denen ich ohne Bedenken jeden Augenblick mein Vermögen anvertrauen könnte, was diesen Augenblick ziemlich viel sagen will. Auch revidirte die Frau Schwartz im Anfange, da sie merkte, daß ich etwas unordentlicher Art sei, immer die Schlösser in und am Zimmer, und Abends, wenn ich ausgehe, fragt sie immer, ob ich den Hausschlüssel bei mir hätte. Eine solche Frau ist meine Wirthin, die Ehegattin des Kleidermachers Schwartz, eines alten, würdigen Handwerkers mit einem schwarzen Käppchen und weiß kattunenem Schlafrocke, der neulich bei Gelegenheit eines Landbrodes, das er mir brachte, über die vortreffliche Bäckerei der Lübecker aus Erfahrung sprach. Der kleine Schneiderbursche steht mir immer zum Auslaufen bereit, was ich natürlich nicht oft benutze, und die etwaigen Blessuren an Wäsche oder Kleidungsstücken sind immer, ehe ich's merke, wieder gutgemacht. Diese angenehmen häuslichen Verhältnisse haben sehr dazu beigetragen, daß mir in diesen Ferien — den Anfang abgerechnet — sehr wohl zu Muth war. Ich fühle mich in meiner Stube und bei den Büchern so behaglich, daß ich meine Familienbekanntschaften auch fast ganz vernachlässigt habe. Es ist ein köstliches Gefühl, sich so ganz mit voller Hingebung in den Gegenstand des Nachdenkens versenken zu können und dabei Zeit und Stunde ganz zu vergessen. In der Kollegienzeit kommt man zu diesem Genusse nie, da ist der ganze Tag in Stunden eingetheilt, und ein Schlag mehr oder weniger von der Thurmuhr, die mich sonst weiter gar nichts angeht, entscheidet, ob ich in meinen Gedanken bleiben kann oder sie plötzlich abreißen muß, um die Stiefel anzuziehen und nach den Linden zu laufen. Jetzt ist's mir so ganz gleich, wie oft mein Nachbar, der Dreifaltigkeitsthurm, seinen ehernen Mund aufthut und die Zeiten ausruft, ich wollte ihm

die Mühe gern ganz schenken. Mein Nachbar links ist der Prinz Karl, der jetzt nach dem ersten verunglückten Versuche zum zweiten Male nach Petersburg gereist ist, um sich bei der bevorstehenden Entbindung seiner Gemahlin nicht über die Gratulationen ennuyiren zu müssen. So wohne ich hier zwischen Kirche und Staat, zwischen Christenthum und Weltlust. Wenn Schleiermacher noch predigte, wie wollte ich dann meinen Nachbarn rechts in Ehren halten und wie bedeutungsvoll würde dann sein Geläute in meine Fenster schallen, das mich jetzt nur zu Marheinekes gezierten, markloſen Predigten einladet. Ich wandere jetzt gewöhnlich einen weiten Weg zur Kirche, denn ich gehe ungefähr $^3/_4$ Stunden, um zur Parochialkirche zu kommen, wo Arndt predigt, der mir bis jetzt als der bedeutendste Prediger Berlins erscheint. Theremin habe ich freilich noch nicht gehört. Mittwoch wird Tholuck hier in der neuen Kirche predigen.

Der Thiergarten macht mir viel Freude. Es wird ganz lieblich jetzt darin und man findet so allerliebste, abgeschiedene Bänke, sobald man eben aus dem Thore heraus ist. Da kann man sich ganz getrost und ungenirt ein Stündchen hinstrecken und lesen oder in die Wolken schauen, nur in weiter Ferne sieht man die Equipagen auf den Chausseen dahinfahren. So habe ich schon sehr glückliche Stunden verlebt.

An die Eltern.

Berlin, 25. April 1836.

Ehegestern hörte ich Theremin; er übertrifft an allseitiger Vollendung Alles, was ich von Kanzelrednern gehört habe, eine schön gebaute, leicht fließende Rede, nie ermüdend, immer neu Gedanken und Form gestaltend, klar und durchsichtig, und der Vortrag, alle Aeußerlichkeiten bis zum Geringsten, ganz meisterhaft. Es ist ein wahrer Ohrenschmaus — und wenn die Predigt das sein soll, so ist er der Redner aller Redner. Auf mich hat er wenigstens den Eindruck gemacht, daß ich Nichts tadeln konnte, als daß er zu glatt sei, daß er zuviel auf Vollendung der Form wende. Gottes Wort will sich nicht in so fein gehaltenes Gewand fügen und Beides läßt sich nicht zu gleicher Zeit festhalten. In dem wegen seiner Prediger so gefeierten Berlin bin ich erst recht inne geworden, wie schlimm es doch im ganzen mit den Predigten steht. Es werden sehr viele tüchtig gedachte und kunstreich gearbeitete Reden gehalten,

aber es sind keine Volksredner da, deren Worte wie die der Apostel zweischneidige Schwerter sind und die Menschen aufschrecken aus ihrer Heilsgleichgültigkeit. Die Predigten sind fast alle wie für den Druck gehalten. Ich habe jetzt einen solchen Widerwillen gegen die wohldisponirten und nach gleichmäßigen Abschnitten gegliederten Reden der meisten Prediger, daß es mir oft die Andacht stört. Der Gebildete freut sich der schönen Wendungen und Anwendungen und vertauscht so sich unbewußt das kirchliche Interesse mit einem ästhetischen. Darum liegt manches Gift in sonst wackeren Predigten.

An die Eltern.

Berlin, 4. Mai 1836.

Seit Montag sind die Vorlesungen eröffnet und eröffnen sich im Laufe dieser Woche. Ich habe noch wenig Kollegienfeuer und verlasse ungern des Morgens meine ruhige, kühle Stube, um auf sonnigem und staubigem Wege in die Hörsäle zu gelangen. Professor Trendelenburg ist als Ehemann glücklich hier angelangt. Ich habe ihn neulich gesprochen und mich sehr an seiner Unterhaltung gefreut. Seine Frau habe ich noch nicht gesehen. Ich bin sehr begierig auf seine Pädagogik, die er des Nachmittags lesen wird, ob er mir diese Disciplin lieb machen kann. Dr. Erdmann, dessen Psychologie ich zu hören gedenke, soll, wie man sagt, an Billroths Stelle nach Halle versetzt werden. Emanuel Geibel ist Sonnabend angekommen und gefällt sich hier bis dahin sehr gut. Ich habe mich herzlich gefreut, ihn wiederzusehen, und hoffe, daß unser Zusammenleben gute Früchte trage. Er ist voll Saft und Kraft, und wenn seine Kraft auch noch oft mehr ins Breite und Weite geht, als in sicherer Tiefe sich sammelt, so wird das gewiß besser werden und bei tieferem Studium und ernsterer Auffassung des Lebens auch die Weihe der Kraft nicht ausbleiben.

Nächstens wird hier von der Akademie zu Beethovens Gedächtnißfeier die Beethovensche Messe, eine ungeheuer schwere Musik, aufgeführt werden; der Ertrag wird für ein Monument des großen Meisters in Bonn verwandt werden. Wir kleinen Akademisten sind auch zur Theilnahme aufgefordert worden.

Neulich, am preußischen Bußtage, ward im Opernhause von der königlichen Kapelle die Schöpfung in ausgezeichneter Vollendung aufgeführt, ich habe etwas so Vollkommenes nie gehört. Bei

Lecocqs, die sehr eifrige Musikfreunde sind, üben wir jetzt an der Gluckschen Armide. Sie haben ein herrliches Lokal und gute Mittel zur Ausführung, wie sie auch eine Gluckſche Oper verlangt. Ich habe große Freude an all diesen musikalischen Genüssen, die auch nicht wirkungslos an Ohr und Herz vorüberklingen. Rungenhagen weiß immer sehr passend und hübsch die Musikstücke auszuwählen und an die Gegenwart anzuknüpfen. Oft schließt er sich den kirchlichen Festen an bei den Uebungen der Akademie. Heute sangen wir aus dem Frühling von Haydn, und dabei glänzte der blaue Himmel so freundlich in die hohen Fenster hinein, daß wir mit wahrer Lust und Begeisterung sangen.

Berlin ist jetzt sehr in Bewegung wegen der vielen hohen Herrschaften, die theils hier sind, theils erwartet werden. Man bereitet gewaltige Manöver vor und man hört an allen Orten pfeifen und trommeln. Auch hat am 1. Mai der große Springbrunnen, der, wie Proserpina, ein halbes Jahr unter der Erde ruhte, seine überirdische Laufbahn angetreten, und der mächtig aufsteigende Wasserstrahl ist in der That ein tröstlicher Anblick für die von Sonne und Staub mißhandelten Menschen, die sich mit wahrer Leidenschaft hinandrängen, sodaß eigene Aufseher am Wasserbassin stehen, um Unglück zu verhüten. Der Blick vom Innern des Museums durch die Rotunde und die Säulenreihe auf die Fontaine, die zwischen grünen Beeten sich erhebt und einen Theil des Schlosses dünn verdeckt — dieser Blick ist wirklich großartig und der Hauptstadt eines Königsreichs würdig.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 15. Mai 1836.

Emanuels Ankunft hat für mich Epoche gemacht. Wir sind viel zusammen und leben uns gut in einander ein. Wir sind sehr verwandten und sehr verschiedenen Geistes, und gegen die mich oft heimsuchende grübelnde Kleinmüthigkeit ist seine lebensmuthige Frische ein heilsames Gegengewicht. Das Selbstbewußtsein des Talents ist eine gefährliche Klippe, denn sie wird leicht Eitelkeit, wie bei allen nicht selbst erworbenen Vorzügen. Er wird gewiß die Klippe vermeiden, wenn er mehr und mehr den Kern des Lebens erfaßt und mit einer tieferen, ernsteren Richtung sein Talent sich vermählt. Sollte dies geschehen, so wie ich's ihm wünsche und hoffe, dann wird er gewiß viel Bedeutenderes produciren, als jetzt, da

ihm die Poesie noch zu sehr ein Spielwerk ist. Er fängt schon an, mehr aus dem Leben zu greifen, und das ist gewiß der rechte Weg, während es mir ein Abweg zu sein scheint, in rein erdichteten Anschauungen idealisirter Gegenden schwärmend sich zu verlieren, wie in seinen Venetianischen Liedern. Er las mir in diesen Tagen seine Novelle vor, die er mit Niebuhr gemacht hat. Sie enthält vortreffliche Schilderungen. Es ist in der That der Samen der Dichtkunst weit verbreitet in den Herzen der Jugend, und es sollte mir viel leichter sein, unter meinen Bekannten die sangloſen, als die Legion der sangbegabten aufzuzählen, und so ist das Verhältniß, glaube ich, überall in Deutschland. Der Waldstrom ist von den Bergen herabgekommen und hat sich nun im Thale in viele kleine Arme getheilt, in denen Himmel und Blumen sich gerne spiegeln. Die Welt wird frisch und bunt dadurch, aber das mächtig Ergreifende ist dahin.

Hier in der Stadt ist jetzt ein sehr bewegtes Treiben. Zu Ehren der beiden französischen Prinzen wird eine große Heerschau sein, wozu viele Truppen zusammengezogen werden. Alle Häuser liegen voll Soldaten. Das ist das Höchste von Festlichkeit in jetziger Zeit, einige tausend Maschinenmenschen aufziehen zu lassen. Mich widert dies hoffärtige Soldatenspiel im Grunde der Seele an. Denn ist's nicht ein Spiel?

Die Bückeburger Prinzessinnen sind auch hier. Man sagt ihnen nach, sie spekulirten auf den französischen Königsthron. Die Prinzen sehen nett aus, sie werden ungemessen gefeiert. Die Plätze im Theater sind mit Gold bezahlt und das Volk umjubelt ihren Wagen. Das Schicksal spielt doch wunderliche Spiele den Fürsten.

An den Vater.

Berlin, 2. Juni 1836.

Ein Berliner Sommer gehört nicht zu den erfreulichen Konstellationen. Wer nicht von früh auf resigniren gelernt hat, muß hier Vieles vermissen. Man merkt hier, wie dem Menschen Naturfreude mehr als Genuß, wie sie ihm Bedürfniß sein kann und ihr gänzlicher Mangel eine große Leere in ihm zurückläßt. Doch wird man ja anderweitig entschädigt, und was für den Körper Nachtheiliges entstehen könnte, wird ein Ausflug im Herbste, wenn er sich einrichten läßt, wieder gut machen. Das Semester ist gewaltig

kurz; auch sind meine Vorlesungen nicht sehr bedeutend. Böckhs Metrik ist zuweilen sehr langweilig, weil es überhaupt seine Sache nicht ist, Theorien klar und bündig zu entwickeln, auch die Hauptsachen mir schon bekannt sind. Erdmanns Psychologie ist mir ein recht interessantes Kolleg, wenn es auch nicht so sehr ausgezeichnet ist. Trendelenburgs Pädagogik ist recht anregend und belehrend. Er ist hier jetzt sehr hübsch eingerichtet; seine Frau ist sehr liebenswürdig, ich war noch ehegestern Abend bei ihnen. Professor Gerhard, der jetzt Berlin ganz gegen Rom vertauscht zu haben scheint, unterhält meine Liebe für archäologische Studien. Er ist höchst mittheilend und bereit zu jeglicher Auskunft. Ich komme jetzt auch mit einigen Anderen des Sonnabends Nachmittags zu ihm zur Uebung in eigener Beurtheilung und Auslegung alter Kunstdenkmäler. Die hiesige Vasensammlung gibt besonders reichen Stoff zu Untersuchungen.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 8. Juni 1836.

Ich lebe in seltsamen Zuständen jetzt; alle meine Wünsche, meine ersten Ansprüche ans Leben kehren so unbefriedigt von den gegebenen Verhältnissen zurück, daß sie, tief im Herzen koncentrirt, mein ganzes Leben und Dasein zu einem stürmischen Verlangen nach anderen Umgebungen und Verhältnissen machen. Bekämpfen kann ich diese Stimmungen nur durch die angestrengteste Thätigkeit. Aber sobald die aufhört, bricht der gehaltene Unmuth los in grenzenloser Verachtung der hiesigen Existenz und innigem Verlangen nach anderen Menschen und Gegenden, und dies steigert sich bis zur peinlichsten Unbehaglichkeit. Wie ist mir dann Alles so fatal!

Wie sind die breiten Gassen,
Die Plätze mir verhaßt,
Wo Staub in Wolkenmassen
Den Wandrer blendend faßt,
Und wird sein Auge helle,
Was schaut der arme Wicht?
Ach! Bäume selbst und Quelle,
Gab uns der Himmel nicht —

sondern der große Springquell, welcher vor dem Museum springt, zum Ergötzen aller Sterblichen, wie die erhöhte Schlange den verpesteten Israeliten, dieser Springquell wird durch eine Dampfmaschine in die Höhe gequält, welche blos an Heizung täglich 6 Thaler kostet.

O! traget mich von hinnen,
Gedanken, ungesäumt,
Da wo bei hellen Zinnen
Der Rhein vorüberschäumt,
Da will ich ruhn und schauen
Ins blaue Himmelszelt
Und will dem Himmel trauen
Und seiner schönen Welt.

Liebe Victorine, mir sind jene einfach großen Natureindrücke zu sehr Bedürfniß geworden, als daß mir ein Berliner Sommer gefallen könnte. Nur Eines ist mir jetzt von unschätzbarem Werthe, nämlich der tägliche wissenschaftliche Verkehr mit zwei Freunden, von denen der eine, ein Stralsunder, Namens Kruse,*) der andere ein Livländer ist und Bergmann heißt. Beiden verdanke ich viel Anregung und ich schätze und liebe sie beide von Herzen. Es sind ausgezeichnete Naturen und ich bin stolz auf ihre Freundschaft; der Eine ist mir mehr durch sein eigenthümliches, geistvolles Wesen, der Andere mehr durch sein gereiftes Urtheil und seine große Klarheit und Umsicht werth und bedeutend. Beide leben ganz der Wissenschaft und das Beispiel ihres Fleißes hat mich ungemein angespornt. Ich arbeite jetzt mehr als je und wundere mich darüber, wie wenig Erholung der Mensch bedarf. Vor fünf bin ich gewöhnlich auf und bis auf die späteren Abendstunden bin ich fast unausgesetzt beschäftigt. Nachtheile habe ich noch nicht davon empfunden. Recht wohl und frisch kann man freilich unmöglich in Berlin sein, wenn man auch noch so faul wäre.

In voriger Woche hatte ich die ungemeine Freude, die Gluck'sche Iphigenie auf Tauris im Opernhause zu hören, recht gut aufgeführt. Sie machte einen riesenhaften Eindruck auf mich, wie ich ihn nie in einer Oper erhalten habe. Ich hatte keine Idee von einer solchen dramatischen Wirkung der Musik. Es sind wahrhafte Musiktragödien diese Gluck'schen Opern, und die Mozart'schen sind mir jetzt wie Tändeleien dagegen. Aus unseren Winterversammlungen waren mir die Töne wohlbekannt, aber das Ganze trat mir in einer Größe entgegen, die ich bei einer Privataufführung nicht ahnen konnte. Ich brenne vor Verlangen, Gluck näher kennen zu lernen. In der Akademie haben wir wieder den Faust, welchen die Berliner nie genug bekommen können, und dann die Beethoven'sche Messe gehabt. Ich gehe des Dienstags regelmäßig

*) Der Dramatiker und Journalist, spätere Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, Heinrich Kruse, 1816—1902.

dahin und habe große Freude daran. Meine eigene Musik ruht jetzt sehr. Ich wollte Stunden nehmen, aber es ist nicht zu Stande gekommen, und jetzt bin ich gar acht Tage schon ohne Klavier. Doch sehe ich, daß ich es nicht entbehren kann und hier am allerwenigsten.

Am letzten Sonntage machte ich eine kleine Landpartie mit dem Dr. Müller und seiner Familie nach Schöneberg, einem Dorf an der Potsdamer Chaussee, wo einige Gärten sind! Der liebe Müller freute sich unendlich an der frischen Luft — ich hätte ihn fast beneidet um seine Blindheit; denn die Steppen weit und breit machten mich ganz melancholisch und doch mußte ich den guten Leuten zu Gefallen mich wenigstens einigermaßen befriedigt stellen.

An die Eltern.

Berlin, 30. Juni 1836.

Mir ist die letzte Zeit glücklich verstrichen in angenehmem Wechsel von ernster Anstrengung und geselligen Erholungen. Die Sonnenhitze war freilich oft kaum zum Aushalten und benahm auch dem wackersten Arbeiter wohl oft Lust und Muth, zumal da man hier erfrischender, schattiger Spaziergänge entbehrt. Doch auch hier fehlt's nicht ganz an Naturfreuden und sommerlichen Genüssen, und man erkennt recht, daß soweit es blauen Himmel und grüne Bäume und Wasser gibt, der Empfängliche auch immer an der Natur sich freuen kann. Hier lernt man es, jeden Baum, jede grüne Wiese schätzen. Des Morgens um 5 gehe ich regelmäßig mit zwei Freunden, Bergmann und Kruse, vors Thor nach einem Garten, der eine kleine Viertelstunde von meiner Wohnung entfernt ist. Dort haben wir ein stilles grünes Plätzchen, wo wir oft bis gegen 10 Uhr zusammensitzen und schon viele Meisterwerke griechischer Muse, besonders des Aristophanes, gelesen haben. Das macht uns viele Freude und schafft uns gut vorwärts in der Uebersicht der griechischen Litteratur und in der Aneignung ihres Geistes. Auch lateinisch wird zuweilen als Intermezzo eingeschaltet, so jetzt einige Plautinische Komödien. Mein Zimmer selbst ist gut kühl zu erhalten. Des Abends ist das Baden in der Spree eine Hauptbelustigung, die freilich etwas umständlich ist, zumal, wenn man, wie wir, lieber oberhalb der Residenz bei Stralau, als unterhalb baden will, aber doch sehr belohnend. Da sind niedliche Böte, breites, stilles Wasser und schöne, grüne Ufer mit Landhäusern und fröhlichen Menschen geziert. Ein

Bremer Freund hat sich kürzlich ein Segelboot gekauft, das jetzt bald im Stande ist und nächstens, in hanseatischen Farben schimmernd, seine Fahrten beginnen wird. Diese Erholungen, die Bewegung des Ruderns sowohl, als das Baden an den warmen Mondabenden im Kreise lieber Freunde sind meine wahren Erquickstunden in Berlin. In Familiencirkel gehe ich sehr selten. Die heißen Theestunden sind gar zu unangenehm. Beckers besuche ich zuweilen, da sie sehr schön im Freien wohnen.

Durch Professor Gerhard bin ich zu genaueren archäologischen Studien sehr angeregt. Er ist der gefälligste Gelehrte, den ich gesehen habe. Oft bringe ich halbe Tage auf seinem Zimmer zu, um seine Kupferwerke und Sammlungen zu benutzen, und auch sein Rath und Ermunterung fehlt nie. Er hat mich auf ein Thema gewiesen, dessen nähere Sondirung jetzt mich ganz beschäftigt; es betrifft den Dreifuß-Raub des Herakles, einen sehr häufigen Gegenstand auf Vasen und Reliefs, über dessen kunstmythologische Bedeutung sich vielleicht viel Neues sagen läßt. Finde ich das Thema fruchtbar und handlich, so wäre es ein hübscher Dissertationsstoff, der im Winter verarbeitet werden könnte. Sonst habe ich schon andere Gegenstände ähnlicher Art. Die Wahl wird sich bald entscheiden. Mit entschiedener Neigung wende ich mich dem Theile der Alterthumswissenschaft zu, welcher das religiöse Leben der Griechen und dessen Ausdrücke in redender und bildender Kunst betrifft. Es fehlt dort noch sehr an klaren Grundzügen. Hauptfragen sind unerörtert, während viel Detail bis aufs Geringfügigste erschöpft ist. Du wirst gewiß diese meine Richtung nicht tadeln, lieber Vater, weil sie nicht unmittelbar mit den Examensaufgaben zusammenfällt. Führt mich doch dieses Studium in den eigentlichsten Kern des Alterthums und verlangt es doch eine Uebersicht der Litteratur, welche nur durch viel Lesen erreicht werden kann. Dem Ziel eines Philologen, wie seine Aufgabe jetzt gestellt ist, kann mich daher kein Studium sicherer entgegenführen. Berlin ist für archäologische Studien doch immer ein sehr günstiger Ort, besonders die Vasensammlung ist unschätzbar. Da das Sehen hier die Hauptsache ist, muß man schon darum die Gelegenheit, welche man dazu in Hauptstädten hat, treulich benutzen. Freilich entsteht auch hier lebhaft der Wunsch, reichere Museen zu besuchen und besonders Gegenden, welche die Geschichte selbst zu Museen der köstlichsten Ueberreste des Alterthums bestimmt hat. Mag nun dieser Wunsch Erfüllung finden

oder nicht, jedenfalls gibt es kein Studium, das so gut vorbereitete, um mit Nutzen für sich und Andere jene Reise machen zu können, als eben das archäologische.

An die Eltern.

Leipzig, 17. August 1836.

. . . Allerdings ist vom objektiven Standpunkte das unmäßig frühe Schließen der Kollegien in Berlin nicht zu rechtfertigen, doch wer ein Jahr lang ohne Unterbrechung dort gesessen hat, wird sich schwerlich über diese Abnormität beklagen, sondern möglichst gut dieselbe zu benutzen suchen. So auch ich. Dazu kommt, daß gerade jetzt der Himmel so blau und weit wurde, daß doch bei der allgemeinen Reiseunruhe der Einzelne unmöglich widerstehen und emsig bei den Büchern bleiben konnte. Besonders aber forderte mich zum schnellen Fortreisen die Aussicht auf, mit guten Freunden zusammenwandern zu können.

Von Potsdam sind wir mit der Schnellpost geeilt und so im Nu aus dem staubigen, öden Berlin nach dem anmuthigen Leipzig versetzt, wo wir gestern Vormittag anlangten, nachdem wir ehegestern Abend Potsdam verlassen hatten. Gestern Nachmittag waren wir im Rosenthal außerordentlich vergnügt. Es war dort voll fröhlicher Menschen, die einen ganz anderen Eindruck machen, als die Berliner Menge. Den Abend brachten wir im Auerbachschen Keller zu auf eine dieses historischen Platzes würdige Weise. Wir waren durch ein zahlreiches Zusammentreffen von Hanseaten — mehreren Bremer Kaufleuten, zum Theil sehr liebenswürdigen Leuten — besonders heiter gestimmt.

Heute Morgen hörten wir einige Docenten, die noch sehr eifrig im Gange sind. Winers Exegese der Korintherbriefe gefiel uns sehr, dann hatte ich die große Freude, Gottfried Hermann zu hören. Er hat eine höchst ausgeprägte, interessante Persönlichkeit. Er ist klein und hager, aber Energie und das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit spricht sich in seinem ganzen Wesen aus. In seinen Zügen möchte man eher einen Feldherrn, als einen Gelehrten unserer Zeit erkennen. Er ist gewiß in seiner Polemik gegen die neuere, universelle Richtung der Philologie einseitig, und es ist zu bedauern, daß er sich ihr nicht mehr anschließen oder sie wenigstens anerkennen kann — aber wahrlich in dieser seiner Einseitigkeit ist er Meister. Klarheit, Schärfe, Eleganz des Ausdrucks, Herrschaft über die Sachen

hat er in bewundernswürdigem Maße. In diesen rein formellen Seiten der Wissenschaft überstrahlt er seine Gegner gewiß und diese Vorzüge sind wenigstens gerade die blendendsten. Das neue Universitätsgebäude ist recht geschmackvoll, noch hübscher ist die neue Buchhändlerbörse. Die freundlichen Gärten haben uns heute noch sehr erfreut und ich bedauere wirklich, daß wir schon morgen früh Leipzig verlassen. Gern hätte ich hier noch einige Bekanntschaften gemacht. Doch fehlte es dazu an Ruhe.

An die Eltern.

Dresden, Ende September 1836.

Während Eurer Reise habe ich hier in der Schießgasse ein ruhiges, stilles Leben geführt, oft recht einsam, dann aber auch durch durchreisende Freunde angenehm variirt. Ich habe mit Muße Dresdens Herrlichkeiten angeschaut, täglich bin ich in seinen Kunstsälen umhergewandelt, und ich kann jetzt mit dem Bewußtsein, nicht umsonst hier gewesen zu sein, von dem schönen Dresden Abschied nehmen und mich in die Berliner Winterquartiere zurückbegeben. Wohl wird's mir schwer, mich von all den schönen Madonnengesichtern zu trennen, die mich an jedem Morgen begrüßten und mich oft recht warm und selig gemacht haben. Aber ich muß mich doch begnügen, die schönen Züge im Gedächtnisse festzuhalten, und meine Lieblingsbilder sitzen schon ziemlich fest darin. Sonst aber gefällt mir Dresden nicht recht mehr. Bei der winterlichen Witterung wird es mir hier zu ungemüthlich. In den schönen Elbgärten kann man nicht mehr sitzen, die Musiker erregen auch mehr durch ihre verfrorenen Gestalten, als durch ihre Töne Rührung — kurz Dresden hat seine Anmuth und seine Reize verloren. Bekannte habe ich nicht mehr hier, Bücher als Ersatz mangeln auch, daher wird mir's Niemand übel deuten, wenn ich in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehre, wohin mich auch — ich kann's nicht leugnen — ein heimathlicher Zug treibt.

Das fehlte überhaupt meinem Dresdener Leben, daß ich weder alte Freunde länger bei mir gehabt, noch neue Bekanntschaften von Interesse gemacht habe. Die Menschen sind's eben auch, die mich nach Berlin ziehen.

Mit desto größerer Ruhe konnte ich aber die Eindrücke der

kunstreichen Stadt in mich aufnehmen und verarbeiten, und die Menge von Kunstanschauungen, die ich hier eingesogen habe, und die ersten Dämmerungen einer Ein- und Umsicht in Bezug auf die Entfaltungen und verschiedenen Höhenpunkte der neueren Kunst — das sind die Schätze, die ich mit mir aus Dresden davontrage und wofür ich gerne die dicken Perlen des grünen Gewölbes liegen lasse. Man muß eine solche Sammlung geschaut haben, um einmal recht von der Bewunderung des Göttlichen in der Kunst durchglüht zu werden, von der alles Wissen und Erkennen ausgehen muß. Und dazu gibt's doch wohl diesseits der Alpen keinen schöneren Platz als vor der Madonna di San Sisto. Hier feiert die Kunst ihre Verklärung, hier ist sie über alle Schulen erhaben, hier ist das überschwenglichste Gefühl völlig zur Gestalt gediehen. Ich muß auch immer mit ihr anfangen und schließen. Wohl kommen mir zuweilen andere Bilder interessanter, hinreißender vor, besonders die Correggios. Seine Lichttöne, in welche die Formen zerfließen, üben eine zauberische Gewalt. Aber der Raphael bleibt doch das Höchste, und kein Bild vermag mich so innerlich still zu erwärmen und mir Frieden einzuhauchen. Eine herrliche Sammlung ist die der Kupferstiche, welche in größter Vollständigkeit alle Meister enthält und dabei eine eigene Sammlung für die Geschichte der Kupferstecherkunst und dann einen einzigen Schatz an Handzeichnungen und Originalstichen großer Künstler. Besonders an Dürerschen Originalwerken ist ein bedeutender Reichthum. Zu diesem Schatze kann man aber nur Dienstags gelangen, an welchem Tage 12 Billette ausgetheilt werden, so daß man schon um halb 7 Uhr früh an des Inspektors Thürgriff stehen muß. Die Tempel der Kunst stecken alle so voll Wucherern, daß es eine Schande ist. Das grüne Gewölbe gehört zu den langweiligsten Instituten. Die Schätze, von den polnischen Krönungsinsignien bis zu den fratzenhaften Kirschkernen — werden nur durch die großen Summen interessant, welche dabei ausgesprochen werden. Dresdens Merkwürdigkeiten sind wirklich unzählig, wie man schon darnach beurtheilen kann, daß hier Menschen ein eigenes Gewerbe daraus machen, Gesellschaften zusammenzubringen zum gemeinschaftlichen Besehen. Das Dresdener Theater ist sehr gut. Gestern trat die Schröder-Devrient nach zweijährigem Urlaub zuerst wieder als Romeo auf. Sie hat ein eminentes Talent und ist als Schauspielerin noch größer denn als Sängerin. Wenn sie bis Sonntag noch auftritt, muß ich darauf warten.

An die Eltern.

Berlin, 29. September 1836.

Sonntag Abend hatte ich den großen Genuß, die Devrient in Fidelio zu sehn, denn das Auge ergötzt sich an der Grazie und dem Ausdrucke ihrer Bewegungen fast noch mehr, als das Ohr an ihrem Gesange. Am Montag Morgen durcheilte ich noch einmal die Antikensäle und die Gallerie und um 12 Uhr Mittags setzte ich mich auf die Post, wir waren 4 Passagiere und wurden an der preußischen Grenze einig, zusammen Extrapost zu nehmen, so waren wir schon am Dienstag nach 1 Uhr in Potsdam und fuhren schon um halb 3 Uhr nach Berlin. Hier angekommen, fand ich zu meinem Schrecken mein Zimmer in der größten Verwirrung. Eine lange Krankheit meiner Wirthin hatte die Ausmalung verzögert. Ich mußte also trotz meiner bedeutenden Ermüdung umherlaufen, um bei Freunden Nachtquartier zu suchen. Bei dem wunderherrlichen Abende war aber natürlich Alles ausgeflogen. Ich suchte lange umsonst, bis ich endlich bei meinem Stubennachbar aufgenommen wurde. Trotz dieses sehr unangenehmen Empfanges hat Berlin bei diesem Wiedersehen einen besseren Eindruck gemacht, als ich nach den Dresdener Genüssen erwartete; die Einfahrt von Potsdam her ist in der That sehr freundlich. Gestern mußte ich mich den ganzen Tag umhertreiben, ich war in der Kunstausstellung, welche jetzt schon gegen 1500 Kunstgegenstände umfaßt, und suchte die hier weilenden Freunde auf. Heute ist mein Zimmer schon wohnlich; bei dem herrlich warmen Wetter trocknet's schnell. In den ersten Oktobertagen wird wahrscheinlich mein Freund Kruse Euch einen Gruß von mir bringen. Es ist eine der edelsten Naturen, die mir begegnet sind. Er muß Euch gefallen. Er hat sich immer nur zu sehr von größerer Geselligkeit zurückgezogen; aber bei Euch wird er gewiß bald seine Scheu ablegen. Ich habe schöne Tage mit ihm in Dresden verlebt, und wir werden für die letzte Zeit unserer Studien recht verbrüdert bleiben.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 10. Oktober 1836.

Die Kunstausstellung hat für einige Zeit Berlin belebt. Es sind über 1500 Kunstprodukte schon ausgestellt, wozu täglich neue kommen — nun denke Dir, was es zu kritisiren gibt und welch eine Menge scharfsinniger und gefühlvoller Phrasen im Umlauf ist.

Schon darum sind mir jetzt alle gewöhnlichen Berliner Gesellschaften zuwider, und ich muß mich ärgern, wenn man nun gar viel Rühmens davon macht, daß das allgemeine Gespräch jetzt einen so würdigen Mittelpunkt erhalten hätte. Ich kam nun unmittelbar aus der Dresdener Gallerie in die Ausstellung, und da war ich wohl zu verwöhnt und ungerecht; besonders die eitle Farbenpracht der Neueren fiel mir zu stark in die Augen gegen die stille anspruchslose Würde jener alten klassischen Werke. Aus der Masse von Bildern und Zeichnungen traten mir auch bald zwei Cartons von Overbeck hervor, welche sich gleich als grundverschieden von den neueren Leistungen durch eine klassische Einfalt und Klarheit und eine raphaelische Innigkeit bekunden. Man glaubt, es hätte ein alter Meister der aufblühenden Malerkunst gemalt, und so kommt Overbeck mir immer vor, als gehöre er gar nicht unserer Gegenwart an, als habe ihn sein Genius fortgetragen über die wechselnden Interessen und Richtungen des Augenblicks, und darum haben zwar seine Bilder nicht das lebendig Ergreifende und Pikante, wie die der Unruhe und den Stürmen des Lebens näher stehenden und ihnen entsprungenen Bilder, aber dafür athmen sie einen Frieden und eine Stille, wie sie im leidenschaftlichen Streben der Zeit nicht besteht und wie sie nur aus einem lauteren Gemüthe entspringen kann, das schon im Himmel Heimath gemacht hat. Wann werde ich den Meister Friedrich einmal von Angesicht begrüßen können, oder werde ich es je? Seine beiden Zeichnungen stellen Salomons Urtheil und die Verstoßung der Hagar dar; noch wird ein Oelgemälde von ihm versprochen. Es sind aus Italien herrliche Landschaften und Scenen — am ehesten aber würde ich Dich zu einem vortrefflichen Panorama Roms führen, das jetzt hier aufgestellt ist. Man sieht die ganze Stadt aufs herrlichste vor sich ausgebreitet, und man glaubt, es bedürfe weniger Schritte, um mitten in der Stadt zu sein. Die Illusion läßt man sich schon gefallen. Du kannst denken, daß ich mein 8. Semester mit einer besonderen Gravität und sonderlichen Vorsätzen antrete, um allen Ernstes dem Ziele näher zu kommen, das vorläufig zu erreichen steht. Die noch übrigen Ferientage werden eifrig benutzt, um eine Arbeit über scenische Darstellungen auf alten Vasen womöglich in dieser Zeit zu vollenden für meine beiden archäologischen Gönner Professor Gerhard und Dr. Panofka.*)

*) Theodor Panofka (1801—1858), seit 1835 in Berlin, seit 1843 Professor an der Universität.

An Sophie Wattenbach.*)

Herbst 1836.

.... Mit H .... habe ich viel verkehrt. Er hat mit großem Vertrauen alle seine Klagen gegen mich ausgeschüttet. Ich habe ihn aufzurichten versucht, aber konnte natürlich durch Worte Nichts ausrichten. Es gibt nichts Traurigeres für einen Jüngling, als klagende Unthätigkeit und Verzagtheit. Gott! als wenn der Mensch noch Zeit zu klagen hätte! Daran, glaube ich, hat man gerade den besten Maßstab für die inneren Fortschritte, ob der Blick immer mehr vorwärts sich richtet, immer seltener um sich und hinter sich unsicher abirrt, ob der Wille immer energischer wird und Gedanken, welche zu Thaten drängen oder selbst Thaten sind, unser ganzes Innere zu erfüllen und alles Andere zu verdrängen im Stande sind. Liebe Sophie! wenn man sich vorgesetzt hat, nicht mit der Masse dahin zu träumen, mehr bestimmt als bestimmend, wenn man den Gedanken gefaßt hat, aus seinem Leben etwas zu bilden, ein Ganzes, ein Kunstwerk, in welchem ein Gedanke lebt, ist's dann nur möglich, sich bei Kleinigkeiten aufzuhalten, welche doch meist der Grund der Klagen sind? Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann diesen Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild zusammenstellt. Erinnern Sie sich dieser Worte aus Wilhelm Meister? Ich las sie dieser Tage und sie ergriffen mich so, daß sie mir immerfort in der Seele widerhallen, so klar sprechen sie das aus, was mir seit längerer Zeit in der Brust lag. Sind es nicht riesenhafte Worte? Ist es nicht ganz der Goethe, wie ihn Bettina gezeichnet hat, der den Lorbeer gepackt hält und ruhig ordnend in die Welt blickt, die *seine* Welt ist? Glücklicher Dichter, der die Zauberformel der Schöpfung hat! bei dessen Seitenklängen sich Stein an Stein symmetrisch fügt, während der ärmere Geist mühsam hackt und gräbt, und schaut doch nie ein Ganzes! Aber es kann doch Jeder bauen, und wenn es kein Kölner Dom wird, so kann es doch ein Tempelchen werden zu Gottes Ehre. In dem Vertrauen will ich jedes Zagen unterdrücken. Das Höchste gewollt zu haben wird nie gereuen.

*) Eine Jugendfreundin in Lübeck, Schwester des Historikers Wilhelm Wattenbach.

An Victorine Boissonnet.

Berlin, 3. November 1836.

Neulich war hier große Hofredoute zu Ehren der neuvermählten anmuthigen Prinzessin Elisabeth. Mir wurde ein Billet durch Professor Trendelenburg zu Theil, und ich glaubte Zeit und Geld daran wenden zu müssen, um einmal ein solches Residenzfest, wie es nur bei Vermählung einer Prinzessin gefeiert wird, zu erleben.

Das ungeheure Opernhaus war zu einem Ballsaal verwandelt. Die Größe, Decoration und Erleuchtung der Räume waren wirklich imponirend — aber sonst ein wüstes Maskengedränge ohne Charakter, witzlos und freudlos; das Volk war bei seinem Könige zu Gaste, aber nur ein paar Theetische mit Gardisten umstellt, standen in den Ecken des Saales, und man riskierte viel um wenig, wenn man sich hineindrängen wollte. Der Hof saß in seiner Loge aufgepflanzt und zog von Zeit zu Zeit als Procession von Dominos in steifer Haltung durchs Parterre. Ich stellte als Grieche Betrachtungen an über diese kalten Feste, dies eitle und doch so mühselige Geschäft der Vergnügungen, dies Mißlingen aller Freude in der hochgebildeten nordischen Hauptstadt und schlich um Mitternacht heim. Besser als die Maskensäle gefallen mir die Kunstsäle Berlins, die noch immer sich erweitern und füllen. Gestern sah ich noch viel Neues, besonders Bilder von Düsseldorfern, deren Ankunft durch Ausstellungen auf der Reise verzögert ist. Leider stört das große Gedränge sehr den Genuß. Das Bild, welches Aller Urtheil für sich vereinigt und das man immer von einem Kreise O und Ach rufender Damen umringt sieht, ist der nach Shakespeares Richard III. dargestellte Tod der Söhne Eduards von Hildebrandt. Und es ist wahr, es ist ein sehr gelungenes, sehr rührendes Bild. Denke Dir die beiden Knaben im unschuldigen Schlummer auf dem Bette hingestreckt. Es ist in der Mittagsstunde, der ältere ist in ruhiger Lage, der jüngere an der Brust des Bruders ihn umfassend eingeschlafen, das reizendste Bild kindlicher Anmuth, Unschuld und Zärtlichkeit. Gebetbuch und Rosenkranz liegen neben ihm auf dem Lager. Hinter demselben erscheinen die Mörder, der vordere den Schlaf belauschend und schon das Bettkissen zum Ersticken hebend, der andere steht zaudernd zurück, das Ganze ist mit der größten Weisheit angelegt,

kein Effekt ist überboten und so wird wirklich dies Bild zu einem recht vollendeten, mild und warm ergreifenden.

Die Virtuosität dieses Meisters bewährt ein andres ganz kleines Bildchen, welches vier Chorknaben darstellt, knieend, mit ebenso mannigfachen Ausdrücken in den kindlichen Gesichtern, der Eine ist recht ernst und tüchtig beim Gebet, der Andere sieht mit schwärmerischem Auge zum Himmel, der Dritte blickt zerstreut dem Beschauer zu und der Letzte ist in Gedanken träumend versunken. Ich wollte, ich könnte Dir das Bildchen schenken. Es müßte sich köstlich in einem nicht zu großen Zimmer über dem Arbeitstischchen einer jungen Dame ausnehmen. Es ist viel tiefe, stille Poesie in dem kleinen Bilde. Von Overbeck ist jetzt noch ein Oelgemälde angekommen, ein Sposalizio, umgeben von singenden Engeln. Der fromme, selige Ton des Ganzen muß jedes empfängliche Gemüth ansprechen, sonst ist nicht zu leugnen, daß eine gewisse herbe Manier hier besonders stark hervortritt. Darin erscheinen ihm verwandt die Schadowschen Bilder, zu welchen jetzt ein großes Altarbild, die Kreuzabnahme, gekommen ist.

Zweites Kapitel.

Griechenland. 1837—1840.

Ueber die Veranlassung der Reise nach Griechenland schreibt Curtius in seinem Aufsatze, der dem Andenken von Johannes Brandis gewidmet ist:*)

„Im Jahre 1837 folgte der Vater einem durch Schelling vermittelten Rufe des Königs Otto von Griechenland, der einen deutschen Gelehrten zu wissenschaftlichen Vorträgen und zur Berathung in Universitätsangelegenheiten in seiner Nähe haben wollte. Im Januar des genannten Jahres trat die ganze Familie in einem zu diesem Zwecke gekauften Postomnibus mit einem fast vollständigen Hausrath versehen die damals noch sehr ungewöhnliche Reise an, welche zu Lande bis Ancona führte, dem einzigen europäischen Hafen, welcher durch Dampfschifffahrt mit der Küste Griechenlands in Verbindung stand. Ich war seit mehreren Jahren dem Brandisschen Hause befreundet und wurde, während ich in Berlin studirte, von dem Vater Brandis aufgefordert, ihn nach Griechenland zu begleiten, um im Verein mit den Eltern für den Unterricht der Söhne zu sorgen."

An die Eltern.

Altona, 21. December 1836.

Obgleich erst seit 3 Tagen unterwegs auf meiner Reise über Kiel—Hamburg nach Athen kann ich Euch doch schon allerlei Schönes und Erfreuliches melden. Am Sonntage werdet Ihr Eure Reisenden sehr bedauert haben, und allerdings gab uns der tolle Einfall, einen

*) Alterthum und Gegenwart Bd. II, S. 278.

offenen Wagen zu nehmen, dem entsetzlichsten Wetter preis. Um ein Uhr kamen wir weidlich durchgeschüttelt und durchgenäßt in Eutin an. Auf einem halb offenen Wagen setzten wir die Reise fort und obgleich ich hier wieder ganz im Regen saß, hat doch gerade mir allein die Fahrt Nichts geschadet. Nachdem ich Forchhammer*) am Morgen schon kurz gesprochen hatte, holte er mich um 12 Uhr ab, und wir gingen bis 2 bei neblichter, aber nicht unangenehmer Luft am Hafen spazieren nach Düsternbrook zu, wobei er mir viel von seinen Reisestudien erzählte.

Die Krone des ganzen Tages war der Abend bei Preller,**) welcher Forchhammer und Nitzsch***) eingeladen hatte.

Wir saßen bis nach Mitternacht zusammen. Die Elemente gelehrter und gemüthlich einfacher Unterhaltung vereinigten sich auf eine seltene Weise. Es wird mir ein unvergeßlicher Abend sein. Nitzsch ist der liebenswürdigste Gelehrte, den man sich denken kann. Mit patriarchalischer Ruhe präsidirte er bei allen Gesprächen und leitete immer leise ins rechte Gleis. Forchhammer focht mit jugendlichem Eifer ein Paradoxon nach dem anderen durch, und Preller gab zu Allem feine, geistvolle Bemerkungen. Die allerliebste Frau Doktorin sorgte dafür, daß das Gespräch, wenn es zu abstrus zu werden drohte, wieder zu anmuthigeren, leichteren Gegenständen sich wandte.

Am anderen Morgen um 7 Uhr fuhr ich ab. Ganz allein in sehr bequemer Chaise fuhr ich wie im Fluge quer durchs holsteinische Land und war um fünf Uhr in Hamburg.

An Victorine Boissonnet.

Bremen, am 1. Weihnachtstage 1836.

Die Ueberfahrt über die Elbe war für einen December merkwürdig schön. Ein sanfter Wind führte uns hinüber, die Sonne ging herrlich unter. Die unzähligen Fenster von Hamburg und Altona glühten wunderbar im Abendrothe, und eine Reihe lieblicher

*) Den Archäologen Peter Wilhelm Forchhammer (1801—1894), seit 1836 Professor an der Universität Kiel.

**) Ludwig Preller, 1809—1861, damals Privatdocent in Kiel, 1838 bis 1843 Professor in Dorpat, zuletzt Oberbibliothekar in Weimar.

***) Gregor Wilhelm Nitzsch, 1790—1861, seit 1827 Professor der Philologie in Kiel.

Erinnerungen zog erquickend durch meine Seele. Nachher, als die Stadt verschwand, ging der Mond auf in voller Pracht, es war ein milder, schöner Abend. Nach 5 kamen wir in Harburg an. Anderthalb Stunden ungefähr blieb ich dort, dann stieg ich in den Wagen, der mit lauter Seemännern gefüllt war. Das wurde zuweilen unangenehm, sonst ging Alles gut von Statten und ich freute mich der mondhellen Nacht, in die ich, im Mantel eingewickelt, still hinausblickte und dabei unter anderem auch die Entdeckung machte, daß das eigentlich Angreifende der Nachtreisen nicht das Wachen, sondern das Schlafen ist, nämlich jener Halbschlummer, welcher verstört und krank macht.

Um Mittag kamen wir am Osterthore an. Nach einigen Stunden kam Nicolaus von Bremerhafen zurück; ich war bald wieder unter den Deliern zu Hause und begriff kaum, wie ich je Bedenken tragen konnte, des Freundes Bitten zu willfahren.

An dieselbe.

Göttingen, 28. December 1836.

Hier habe ich für die kurze Zeit noch recht viel beschickt; vormittags war ich bei Thöl und bei Hausmanns*) und einigen jüngeren Bekannten. Nachmittags sprach ich Müller, der mir manches Interessante mitgab, auch den trefflichen Wilhelm Grimm, und zuletzt war ich noch eine Zeit lang bei Dahlmann und seiner Frau, deren herzliches Gespräch mich sehr erquickte. Jetzt ist's sechs Uhr. Bis neun Uhr bin ich noch hier mit Alexander und einigen Anderen zusammen, dann im Postwagen nach Cassel und übermorgen Mittag in Frankfurt.

An die Eltern.

Augsburg, 6. Januar 1837.

Endlich ein ruhiger, gemüthlicher Abend. Wir sind freilich erst wenige Tage aus Frankfurt fort, aber doch wie unendlich viel hat sich für uns in diesen begeben, so daß ein ruhigerer Aufenthalt in einer größeren Stadt schon sehr erwünscht kommt. Unendlich viel könnte ich daher Euch berichten von dem Augenblicke an, da wir im

*) Der Mineraloge und Geologe Johann Friedrich Ludwig Hausmann (1782—1859) war der Bruder von Frau Brandis.

Begriff, mit Glanz aus dem Schwanen davonzufahren, im Hofthore mit unserem hochbepackten Wagen festrannten, durch alle einzelnen Momente unserer viertägigen Winterreise hindurch bis zu unserer Ankunft im weißen Lamme zu Augsburg, wo der Postillon wiederum, im Carriere hineinfahrend, uns auf eine bedenkliche Weise zwischen unten und oben festklemmte. Denkt Euch unseren ganzen Aufzug. Der Wagen mit drei Sitzreihen und einer Thür innen und außen vollgepackt, das scharfe Winterwetter und den — zumal in den gebirgigen Gegenden des Mains — hohen Schnee, denkt Euch die Zahl der Reisenden, die Menge der Kinder und, so gut es gehen will, die Beschaffenheit der Uebrigen, denkt Euch dies und was sonst dazu gehört, und Ihr seht ein, wie viel Merkwürdiges, Beschwerliches und wie viel Komisches diese Tage geboten haben müssen, besonders mir, der ich soeben unter diese Gesellschaft getreten war. Wahrlich, auf solcher Reise selbst wird es einem erst klar, was es heißt, im Januar mit Familie eine Reise von Bonn nach Athen anzutreten. Doch bis dahin ist Alles gut gegangen. Es sind Alle, obwohl mehr oder weniger erkältet, doch erträglich gesund, und ein frischer Muth, der eine festere Basis als Leichtsinn hat, herrscht in unserem Wagen. Die Eltern sind dabei am meisten zu bewundern, wie sie sich immer in heiterer Laune erhalten. Auch die Kinder halten sich merkwürdig gut. Eine allerliebste Kinderwelt, in der ich schon ganz zu Hause bin. Der Aelteste hat eine große Lust am Lernen und Lesen, bedarf mehr des Zaums als des Stachels. Bernhard ist leichterer Art, munterer und beweglicher. Aber wie liebenswürdig die Kleinen sind, ist schwer zu beschreiben. Hänschen ist eben sechsjährig, ein unbeschreiblich anmuthiger blonder Knabe voll Phantasie und Poesie. Die Kinder haben gewiß alle poetische Gemüther, aber gewiß selten findet man in den Jahren so bestimmte poetische Anschauungen, so frappante Vergleiche, so originelle Einfälle. Wenn ihn Etwas entzückt, so singt er's heraus in ganz einfachen, rührenden Worten — und Alles entzückt ihn, weil ihm Alles noch so neu und überraschend ist. Dies Kindergemüth zu pflegen, soll mir eine heilige Pflicht und Freude sein — und wie wenig kann man doch einem solchen Kinde, das so reich ist, geben im Vergleiche zu dem, was man von ihm lernt. Ein wie frommes Gemüth der Kleine hat, seht Ihr daraus, daß er nach dem Hausbrande in Bonn einen Brief an den lieben Gott in großen lateinischen Lettern aufsetzte, worin er ihm für die Erhaltung der Seinigen dankte. Der

kleinste dreijährige ist ein sehr schöner Knabe, mit ganz dunkeln Augen und langen schattigen Wimpern. Oft wandelt mich, wenn ich die lieblichen Kinder um mich habe, die Furcht an, ob sie mit ihren zarten Leibern wohl die Reise und die Veränderungen des Klimas werden ertragen können.

Ida Hengstenberg ist ein ganz vortreffliches Mädchen; wir sind unter diesen Umständen natürlich sehr schnell miteinander bekannt geworden und wir stehen auf dem freundschaftlichsten Fuße. Sie ist eine Schwester des Berliner Professors, aber diesem sehr wenig ähnlich, sondern groß, stark und blühend, man sieht ihr gleich an, daß sie keine verwöhnte Stadtdame, sondern in ländlicher Umgebung aufgewachsen ist. Mit der Professorin stehe ich mich gut, es muß sie wahrhaftig Jeder, der für echten Menschenwerth Sinn hat, hochschätzen. Ihr Fehler ist nur, wenn es anders einer ist, daß sie bei ihrem unendlichen Eifer zu lernen und zu lehren oft zu weit geht und das Leben zu peinlich nimmt, indem sie jedem Momente desselben etwas Bedeutendes aufdrängt. Mir aber erscheint sie als eine vortreffliche Mutter und Gattin, selbstvergessen und unermüdet thätig, immer lebendig und anregend und vom Christenthum lebendig durchdrungen. Wenn ich von ihrem Gatten etwas Neues sagen wollte, so müßte ich ihm Schlimmes nachsagen — und das möchte ich nicht, wenn ich's auch könnte.

Das also sind die Menschen, mit denen ich zwei Jahre, denen es gewiß nicht an mancherlei Schicksalen fehlen wird, täglich zusammenleben werde, und mit Freuden sehe ich bestätigt, was mir gleich gewiß war, und mir den Entschluß zur Reise so leicht machte, daß ich nicht viele Familien würde finden können, die ich unter solchen Umständen so gern begleitete, als diese. Es ist eine Familie im wahren Sinn, von einem Geiste, einer Liebe beseelt, und ihr nahe anzugehören, ist eine fortwährende Erhebung und Stärkung.

Unser Wagen ist sehr bequem und fährt so eben, daß man mit Bequemlichkeit lesen kann. Langeweile tritt nie ein. Des Morgens wird regelmäßig zuerst ein Gesang gelesen, dann ein Kapitel aus der Bibel. Nachher nehme ich mit den Knaben, die bei mir auf der ersten Bank sitzen, allerlei vor, natürlich ganz zwanglos, sodaß bei jedem irgendwie interessanten Punkte der Unterricht leicht abgebrochen wird, auch leicht zum allgemeinen Gespräche sich umgestaltet.

Unser gemeinsames Studium ist das Italienische, worin ich durch das Lehren schnell fortgeschritten bin. Auch wenn's dunkel

wird, unterhalten wir uns sehr gut. Dann übernimmt Brandis gewöhnlich den italienischen Unterricht, oder wir singen auch zusammen. Ida Hengstenberg hat eine sehr hübsche Stimme. Die schlimmsten Momente der Reise sind Ankunft und Abreise im Dunkeln, da immer ziemlich viel Sachen herausgenommen werden müssen. Natürlich suchen wir jüngeren Begleiter den älteren dies möglichst zu erleichtern, doch wollen diese die Mühe ungern abgeben. Hier wird unser Wagen gottlob etwas leichter gemacht. Das ist vortrefflich; denn nicht nur, daß wir mehrmals in den Gasthöfen festrannten und fast vor jedem Thore der vielen kleinen Reichsstädte zitterten, wir hatten auch mehrmals große Angst, als es stark bergauf ging und die Pferde schon anfingen, ihre Dienste zu versagen. Dennoch hat eine solche Winterreise nicht allein unangenehme Seiten. Wir haben wahrlich die herrlichsten Anblicke gehabt. Der Purpurschimmer einer schneebedeckten Landschaft, die krystallisirten Bäume, die Wälder von Edeltannen, die den Schnee wie einen Schmuck trugen, herrliche Abend- und Morgenröthe verherrlichten unsere Reise.

An Victorine Boissonnet.

Ancona, 18. Februar 1837.

Du willst, daß ich Dir noch einen selbständigen Brief schreibe, ehe Meere uns trennen. Wie gerne erfülle ich Deine Bitte. Mein Herz ist so voll und möchte mit Sturmwindstönen Euch zurufen, wie wohl ihm hier ist am Busen des Adriatischen Meeres, das unter meinen Füßen die griechischen Wellen an das italische Land trägt, das sie, vom silbernen Mondstrahl beglänzt, freudig begrüßen. Sanft und freundlich liegt das Meer vor uns und schaukelt nur leise die Schiffe im Hafen, wie zum Schlafe sie wiegend. Der Leuchtthurm auf der Spitze der Landzunge strahlt wie ein freundlicher Stern, und droben am Himmel ist ein wunderbares Roth gelagert, das sich allmählich nach Osten hinüberzieht, daß meine Augen nicht satt sich sehen an diesem Wunder. Der Hafen, rechts von der Erdzunge geschlossen, wird links von einer Bergreihe begrenzt, die sich in den schönsten Linien ins Meer erstreckt. Die Stadt selbst ist stufenweise im Halbmonde aufgebaut, an einen hohen Berg sich lehnend, der auf seinem schneegewohnten Haupte ein altes Camaldulenser Kloster trägt, wo hundertjährige Greise in heiliger Abgeschiedenheit leben.

Ich hatte mir nichts Sonderliches von Ancona verſprochen, und nun iſt's ſo überraſchend herrlich, und auch der Himmel, der uns die letzten Tage arg benebelt und beregnet hatte, ſo idealiſch klar über dieſem Paradieſe, daß das Herz jubelt und ſingt:

„Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt! Preiſet mit mir den Herrn und laſſet uns mit einander ſeinen Namen erhöhn!" nach dem 34. Pſalm, den wir heute im Wagen mit einander geleſen haben.

Florenz habe ich geſehen mit allen ſeinen Schätzen, freilich nur 8 Tage lang, aber dieſe wurden auch ſo vortrefflich angeordnet, unſere Augen ſo weiſe geleitet und das innere Auge ſo fein geöffnet, daß wir wahrlich recht viel in Florenz geſehen haben. Es iſt oft Redensart, aber bei mir wahrhaftig nicht, wenn ich ſage, daß ich die Menſchen, mit denen ich reiſe, täglich aus tieferem Herzensgrunde lieben und verehren muß. Von allen anderen Vorzügen abgeſehen, haben ſie gerade für das Reiſen ſo vortreffliche Eigenſchaften, wie man ſie bei älteren Leuten ſelten findet. Sie ſind immer zu Allem aufgelegt. Kleine Unannehmlichkeiten erhöhen den guten Humor, mannigfache Geſpräche gründlicher Art verhindern die Leere und den Ueberdruß, die ſo oft das Reiſen verkümmern. Beſonders muß ich hierin Frau Brandis die Ehre geben und ſie bewundern, wie ſie trotz aller Sorgen um die kleinen Kinder, die wie Kletten an ihr hängen, immer zu Allem, auch zu dem Außerordentlichen aufgelegt iſt und Dergleichen immer anregt und fördert, niemals hemmt. Das merkwürdigſte Beiſpiel war unſere Mondſcheinwanderung nach Cortona, der alten berühmten Etruskerſtadt, auf einer recht bedeutenden Anhöhe gelegen, welche daher auch die Poſtſtraße vermeidet und am Fuße vorbei nach Camuſcia eine gute Viertelmeile hinter dem Berge von Cortona, führt. Wider Erwarten kamen wir erſt bei einbrechender Dämmerung am Berge an. Trotz deſſen ſtiegen wir aus und machten den ſteilen Weg zu Fuße, nachdem wir des Mittags ſchon in Arezzo viel umhergewandert waren. Auf der Höhe angelangt umwanderten wir einen großen Theil der alten koloſſalen Stadtmauer, die ſich im Mondſcheine rieſenhaft ausnahm. Dann gingen wir in die Stadt, beſahen die Gebäude der Piazza, und in einem Café geſtärkt, gingen wir noch in eine Kirche, wo wir bei Fackelbeleuchtung einige Bilder von Luca Signorelli, dem Lieblinge des Profeſſors, und einen alten Sarkophag betrachteten. Dann gingen wir fröhlich hinunter nach Camuſcia, wo

die Anderen uns erwarteten und wir bei vortrefflichem Mahle den Geburtstag des Professors feierten. Das ist so ein Bild aus unserem Reiseleben, liebe Victorine, das deren so viele darbietet, die ich Dir abmalen möchte. Daß wir auf Rom verzichten mußten, obwohl wir ihm bis auf 20 Stunden Wegs nahe kamen, darüber glaubst Du mich vielleicht betrübter als ich bin. Mit diesem Dampfschiffe hinüberzugehen, war bei weitem das Vernünftigste, und dann konnte die noch übrige Zeit für Italien, da einmal die lächerlichste Quarantäne in Verona uns acht Tage bannte, nicht besser angewendet werden, als es geschehen ist. Wir hätten andernfalls viel mehr Zeit verreist, unterwegs sehr wenig gesehen und nur vier bis fünf Tage für Rom gehabt. Denn schnell können wir ja einmal nicht reisen. Darum nenne ich es weise, wenn der Professor, obwohl er selbst am meisten litt, da ihm auch einige Tage in Rom unendlich lieb sein mußten, für Florenz, das er in vieler Hinsicht für reicher als Rom hält, eine einigermaßen genügende Zeit festsetzte. Welche Genüsse Tag für Tag in diesem Florenz! Welch eine Stadt! welche Gebäude, welche Wunder in Farbe, Marmor und Erz birgt sie in ihrem Schooße!

An den Vater.

7. März 1837.

So feiere ich denn Deinen Geburtstag in Korinth! Unsere Reise ist mannigfach verzögert. Die letzten Reisetage waren in vieler Hinsicht die beschwerlichsten, aber auch die interessantesten.

Am 4. März schifften wir uns in Patras ein. Zwanzig junge Insulaner, meistens Hydrioten, waren unsere Matrosen, ein Seeheld von Modon und Navarino unser Capitän — ganz prächtige Leute. Es war herrliches Wetter, aber schlechter Wind, so daß wir uns kümmerlich durch Rhion und Antirrhion durchlavirten und bei einbrechender Nacht Anker auswarfen, an der moreischen Küste nicht weit über Lepanto hinaus. Es war ein sehr lustiger Tag. Alle waren wohl und begeistert durch die schönen Küsten und die interessante Besatzung. Wir stiegen aus und zogen in einen Chan, ein vom Staate unterhaltenes Unterkommen für Reisende, zwei Häuser zum Schlafen und ein drittes mit einer Art Laden. Alle drei aber nur aus Myrthen- und Platanengezweigen geflochtene vier Wände, die Gegend sehr sumpfig, die Küsten ganz mit Myrthen bedeckt. Wir machten Feuer in einem Raum, lagerten uns rund herum in sehr bunt, sehr

amüsant gemischtem Kreise, aßen Hühnerpasteten und tranken Cypernwein, sangen griechische Lieder und feierten einen der interessantesten, einen wahrhaft romantischen Abend in dieser Myrtenhütte. Um Mitternacht ließen wir uns an das Schiff zurückrudern, um bei verändertem Winde gleich bereit zu sein. Die Familie schlief in der Cajüte. Ich war stolz darauf, neben dem Capitän auf dem Verdeck zu schlafen. Um sechs Uhr lichteten wir die Anker ohne viel Hoffnung weiter zu kommen. Aber sobald das geschehen war, erhob sich der günstigste Wind, der uns schnell am Krisäischen Meerbusen an Parnaß und Kithairon vorüber führte. Akrokorinths Felsmassen immer vor uns. Eine herrliche Fahrt, obwohl viel plötzlicher Windwechsel und Unwetter in dem tückischen Golfe uns beunruhigten. Aber was für Seeleute sind diese Griechen! Leider hatten wir nicht immer freie Umsichten, aber im ganzen konnte man doch beide Küsten wohl erkennen. Wir fuhren mit Blitzesschnelle am Vorgebirge Holmiai vorbei und landeten gegen Abend in Lutraki, dem westlichen Hafen des Isthmos, aus einem einzigen Hause und einigen Trümmern bestehend. Doch waren mehrere Schiffe da, Waaren lagern unter freiem Himmel und eine Menge Kameele sind beschäftigt, diese von Lutraki nach Kalamaki zu transportiren. Vom alten Lechaion sind nur die warmen Quellen da; ohne mitgebrachten Vorrath könnte man hier verhungern, das alte Lechaion scheint versandet. Es war ein schöner Abend, der Hafenmeister wußte für alle Rath zu schaffen. Am anderen Morgen wurden die Sachen ausgeschifft, auf Kameele gepackt und nach Kalamaki abgeführt, wohin Herr Professor sie begleitete; wir Anderen ließen uns nach Korinth hinüberrudern. Nie hat etwas dieser Art mich wehmüthiger ergriffen, als Korinth und seine Umgebung; Alles kahl und öde, in der Stadt sieht man vor zerfallenen Häusern nicht die bewohnten, wohin man sieht und tritt, Schutt und Steine. Eine schlechte Locanda, die noch dazu überfüllt war und uns fast nichts darbieten konnte. Dietrich und ich gingen gestern Nachmittag noch hinauf auf Akrokorinth. Man geht anderthalb mühsame Stunden. Die Festung umfaßt drei Spitzen, einst ein ungeheures Werk, jetzt ein großer Schutthaufen, in welchem eine Garnison von 8 bairischen Soldaten liegt. Aber eine solche Aussicht gibt es auf der Welt nicht mehr. Die Brandung zweier Meere hat man zu seinen Füßen, links den ganzen Korinthischen Meerbusen mit Parnaß, Helikon, Kithairon, vor sich den Isthmos und die Berge von Megara,

rechts das Aegäische Meer mit Salamis und Aegina und den Küsten von Attika und Morea. Heute Nachmittag besuchten wir mit dem Strabo die niederen Gegenden. Es wimmelt hier von Resten griechischer Skulptur, auch außer dem dorischen Tempel. Morgen geht unsere Karawane nach Kalamaki, und von da wohl zu Lande nach Athen.

An die Eltern.

Athen, 17. März 1837.

Von unseren äußeren Begebnissen bis Korinth seid Ihr schon unterrichtet. Wir waren zweimal auf Akrokorinth und suchten uns auch unten einigermaßen zu orientiren. Das Meiste weist freilich auf die Römerzeiten, auf die späte Nachblüthe Korinths hin. Einen so jammervollen Eindruck hat uns kein Ort hinterlassen, doch fanden wir nirgends lustigere und geputztere Griechen. Am anderen Morgen begann unsere eigentliche Landreise. Wir bildeten mit unseren Reit- und Packpferden und einigen Begleitern, die sich uns angeschlossen hatten, eine stattliche Karawane. Die Pferde gingen leicht und sicher und Allen gefiel diese Beförderung sehr wohl. Wir zogen auf dem größtentheils schon chaussirten Wege quer über den Isthmos, der bekanntlich seit Alters dürr und unfruchtbar ist und auch neuen Kulturversuchen getrotzt hat. Der jetzige jenseitige Hafen Kalamaki, ein paar hölzerne Gebäude, nicht weit vom alten Schoinus, ist ungemein interessant durch die Nähe der Hafenmauern und des Poseidonheiligthums, des ewig denkwürdigen Lokals der isthmischen Spiele, deren Terrain wir ganz deutlich überblicken konnten. Die deutlichen Reste vom Tempel und vom Amphitheater und die einzige Lage der Ebene am Meere und der allmählich aufsteigenden Küste lassen keinen Zweifel.

Wir blieben die Nacht in einem kleinen Orte, dessen barbarischer Name mir entfallen ist, vom Vornehmsten des Dorfes gastlich aufgenommen, mit dessen Familie wir uns freundschaftlich ums Feuer setzten, die köstlichsten Meerfische zu Nacht speisten und dann auf hartem Lehmboden uns zur Ruhe legten mit Ochs und Esel in einem Raum gepaart. Diese echtgriechischen Reiseabende waren unendlich interessant. Wir haben uns seitdem oft gratulirt, einen Theil der Reise zu Lande gemacht zu haben; denn wer zu Wasser nach dem Piräus kommt und in Athen wohnt, bekommt keine Idee von Griechenland, er lernt nicht die jammervolle Verwüstung kennen,

aber auch nicht dies herrliche Landvolk mit seiner patriarchalischen Würde in seiner unbeschreiblichen Genügsamkeit und Zufriedenheit. In diesen fensterlosen, niedrigen Hütten leben zufrieden Eltern, Kinder und Enkel zusammen, die sich von etwas Feldbau und Viehzucht nähren und mancherlei bewundernswürdige Geschicklichkeit, besonders im Schnitzen und im Weben baumwollener Tücher haben. Am anderen Morgen hatten wir noch zwei Stunden bis zum Anfange der am skironischen Felsen sich hinziehenden schmalen und sehr abschüssigen Straße, welche bei schlechtem Wetter sehr gefährlich ist.

Wir hatten gottlob gerade an diesem Tage das herrlichste Wetter, unsere Pferde kletterten mit bewunderungswürdiger Sicherheit auf dem Felspfade umher, und wir konnten sorglos unsere Blicke weiden an dem herrlichen Meere und seinen Inseln und den ferneren Küsten, die mit Aegina den Meerbusen fast zu schließen scheinen. Auch unser Zug nahm sich malerisch genug aus. Mittags erreichten wir, durchs Skironische Thor uns etwas landeinwärts wendend, Megara, dessen fruchtbare, ölreiche Ebene sehr überraschend sich plötzlich vor uns aufthat. Megara ist auch noch wenig mehr als ein Trümmerhaufen, unter dem die wenigen neuen Wohnungen verschwinden. Alterthümer sind hier noch wenig entdeckt worden. Hinter Megara zogen wir wieder hart am Meere hin, die Küste von Salamis nahe zur Rechten. Sie ist felsig und leer bis auf ein reiches Kloster und dessen nächste Umgebung, dem auch die Oelpflanzungen des gegenüberliegenden megarischen Ufers gehören. Es ward dunkel, ehe wir Eleusis, jetzt Levsina, erreichten, wo uns eine gastfreundliche Familie ein großes Zimmer einräumte. Am folgenden Morgen war es schwül und regnicht; doch konnten wir das eleusinische Lokal einigermaßen betrachten, eine sehr liebliche und fruchtbare Niederung, eine heitere Landschaft ohne mystischen Anstrich. Von den merkwürdigen Tempeln hat sich viel erhalten, was aber in Trümmern über einander liegt. Hier ließe sich gewiß viel schaffen. Auch Inschriften, auf Schenkungen bezüglich, fanden wir, zwei ziemlich erhaltene Gewandstatuen der schönsten griechischen Arbeit, welche unbemerkt am Wege stehen. Die Menschen waren sehr freundlich, besonders die Frauen, welche hier in ihrem Zopfschmucke mehr als gewöhnlich zum Vorschein kamen und sich sehr amüsirten, unseren Damen das Spinnen und Weben zu lehren. Um Mittag reisten wir ab, ein Theil zu Pferde, ein Theil zu Nachen, da man zu Wasser einen großen Umweg abschneiden kann. Auf dem halben Wege — die heilige Straße,

deren alte Geleise noch hie und da sichtbar sind, ist jetzt großentheils schon zu einer vortrefflichen Chaussee gemacht — trafen wir wieder zusammen, und um drei Uhr sahen wir von der Höhe der Bergreihe Athen mit der Akropolis hell und klar vor uns liegen, zunächst vor uns den großen Oelwald. Ihr könnt denken, wie uns zu Muth war. Wir durchschnitten den Wald, tränkten unsere Pferde im Kephisos und ritten gegen fünf Uhr beim Theseustempel in die Stadt ein, wo schon vorläufiges Quartier für uns bestellt war. Seit Dienstag sind wir in die eigene Wohnung eingezogen, welche eine sehr gesunde Lage hat, nahe am Fuße der Akropolis, wenige Schritte vom Windtempel, mit schöner Aussicht vom glatten Dache des Flügels, auf dem man sich Abends und Morgens ergehen kann. Man hat den mannigfaltigsten Umgang liebenswürdiger deutscher Familien, besonders Ulrichs,*) englische Missionare, die hier in Palästen wohnen, Gelehrte, besonders Dr. Roß**) und Gennadios, den Gymnasiarchen, unseren Nachbarn, alte Kriegshelden, wie Kanaris, und höchst interessante griechische Beamte.

Alle Sitten und Sprachen bestehen neben einander, man besucht sich, holt sich ab und lebt gleich sehr cordial mit einander. Man lebt einfach, doch kann man für Geld Alles haben. Die Stadt ist lebendig bewegt, überall wird gebaut. Altes und Neues ersteht zugleich, ein lebendiger Hauch weht wieder über Athen, wo in der Welt könnte jetzt ein junges Blut lieber sein wollen, als in Athen!

An die Eltern.

Athen, am 2. Ostertage 1837.

Ihr waret gewiß in den letzten Feiertagen meiner Nähe gewiß, Geliebte, und wenn Ihr, wie ich voraussetzte, am Charfreitage mit Georg zum Abendmahle gegangen seid, so haben wir an demselben Morgen die Feier begangen. Es war am Freitage, als zuerst wieder ein angestellter Geistlicher die apostolische Lehre in Athen predigte — ein recht denkwürdiger Tag, dessen Bedeutung uns Alle und

*) Heinrich Nicolaus Ulrichs, geboren 1807 in Bremen, war seit 1837 Professor der lateinischen Sprache an der Universität in Athen, wo er 1843 starb.

**) Ludwig Roß, 1806—1859, damals Oberconservator der Alterthümer in Athen. Mit den Architekten Schaubert aus Breslau und Christian Hansen aus Dänemark leitete er die Ausgrabungen auf der Akropolis.

besonders auch unseren wackeren Freund, den Hofprediger, tief ergriff. Wir waren zur Theilnahme eingeladen und wir nahmen auch an der Abendsmahlfeier Theil, welche nach dem Wunsche der Königin gleich am Freitage gehalten wurde. Mich erfreute und erbaute dabei noch besonders der Gedanke, daß auch Ihr mit dem lieben Bruder zu gleicher Zeit am Altar standet. Wie daher die Feier mich Euch nahe brachte, so bewirkte sie auf der anderen Seite auch ein innigeres Verhältniß zu der Familie, als deren Glied ich an der Feier theilnahm.

Wir haben uns nun in unserer Wohnung, welche nur um ein Zimmer zu klein ist, eingewohnt. Sie liegt schon ziemlich hoch an der Akropolishöhe hinauf, ist daher sehr gesund und bietet von unserem Vorzimmer, in dem wir frühstücken und essen, einen schönen Blick über das untere Athen und die landeinwärts gelegenen Berge und Flächen. Ein vorspringender niedrigerer Theil unserer Wohnung trägt ein flaches Dach und ist ein vortrefflicher Raum für frühe Morgen- und späte Abendbewegungen; frisches Wasser, vom Hymettos stammend, quillt im Hofe, und die Entfernung von den Hauptstraßen gibt unserer Behausung einen stillen, ländlichen Charakter. Bis jetzt ist's noch angenehm kühl. Der Akropolisfelsen fängt uns die Strahlen weg, aber auch, was im Sommer unangenehm sein wird, den Meerwind. Wir sind jetzt schon im Mittelpunkte einer angenehmen und mannigfachen Geselligkeit. Es besucht sich hier Alles ungenirt in den Abendstunden, und wie sich erwarten ließ, ist das Haus von Brandis bald zum Centrum für die gebildetsten Athener geworden. Zunächst freilich herrschen noch die Fremden vor, aber mehr und mehr kommen auch Griechen. Brandis fesselt Alle durch seinen Geist und seine liebenswürdige Sitte, und es ist eine Freude, ihn in solchen Kreisen zu sehen, wie wohl, wie glücklich er sich fühlt. Seine Ankunft muß Epoche machen für die gelehrte Bildung des jungen Griechenlands, das so begierig jeden Samen in sich aufnimmt. Schon ist er mehrfach um Vorträge gebeten worden, und eine griechische Pausaniasgesellschaft wird sich am Sonnabend zuerst in unserem Hause versammeln. Des Morgens früh erübrige ich kaum eine Stunde zum Lesen. Um sieben Uhr kommen die Kinder, gegen halb neun Uhr frühstücken wir; von neun bis halb elf Uhr unterrichte ich. Dann besuche ich die Schule, um Griechisch zu lernen. Sie ist ganz öffentlich; die Lehrer sind wackere Männer und mir größtentheils schon wohl bekannt. Die hiesige

Jugend, zu der sich auch viele Erwachsene, besonders Geistliche, gesellen, ist talentvoll und wißbegierig. Die Stunden von zwölf bis zwei Uhr werden beliebig angewandt. Von zwei Uhr bis gegen Tischzeit sind die Knaben bei mir; gleich nach vier Uhr essen wir und machen dann regelmäßig einen Spaziergang. Nach dessen Beendigung habe ich mit dem Professor griechische Stunde, und Abends ist gewöhnlich Besuch bei uns, so daß nur wenig spätere Abendzeit mir übrig bleibt für meine Beschäftigungen, die natürlich mannigfacher und dringender Art sind. Zunächst habe ich mich mit allem Eifer auf das Neugriechische geworfen. Man hat zuviel Gelegenheit, deutsch zu sprechen, doch bin ich schon soweit, daß ich mit Gebildeten mich ziemlich verständige. Mit dem Volke hält's ungleich schwerer. Dann erfordert ja auch der Unterricht Vorbereitung, da ich bis jetzt noch in allen Zweigen unterrichte, bis die Knaben in die Schule gehen können; endlich meine philologischen Studien, die freilich am schlimmsten wegkommen. Das Corpus Inscriptionum und Pausanias nebst Consorten liegen auf meinem Tische, aber kommen sehr selten von ihrer Stelle. Das ist mir recht unangenehm, da man hier so unendlich viel Reiz zum Studiren hat. Doch ich muß Geduld haben, einstweilen suche ich auf Wanderungen und im Gespräche möglichst zu lernen; dabei kann ich nicht genug zwei liebenswürdige Landsleute rühmen, den Oberarchitekten Schaubert und Hansen, einen jüngeren Architekten, die lange auf der Akropolis studirt haben, und mich sehr liebreich umhergeführt haben. Am Ostersonntag waren wir zuerst im Piräus, Lorentzen war gerade oben, er begleitete uns hin und führte uns dort umher, ein liebenswürdiger, lebendiger und anerkannt geschickter Mann, der mit rechtem Beruf und Freudigkeit in Griechenland arbeitet. Er hat den Molo gebaut und durch Ableitung der Sümpfe viel Feld gesund gemacht, das er jetzt unter Colonisten — meistens Insulaner — vertheilt. Der Hafen liegt voll von großen Schiffen; man zählt täglich sechs ankommende. Eine treffliche Chaussee, die lebhaft befahren wird, führt zu der neu und hübsch gebauten Stadt. Wir waren nur zwei Stunden unten, konnten daher nur im allgemeinen das Terrain übersehen, das Feld mit den griechischen Gräbern, die unendliche Ausbeute geben würden, und die Befestigung des Hafens, die beiden Thürme am schmalen Eingange und die schroff am Meere aufsteigenden, in den Fels fassenden, perikleischen Mauern, welche hier jegliche Landung verwehrten und welche mit den langen Mauern gleich oberhalb des

Piräus in Verbindung ſtanden. Auf der Akropolis ſchreitet die Reſtauration bewundernswürdig fort. Pittakis, wenn er auch keine Inſchriften leſen kann, leitet ſie doch mit vielem Eifer. Jetzt baut ſich das Erechtheion wieder auf, und die nächſten Tage werden wahrſcheinlich auf die einfachſte Weiſe lang beſtrittene Probleme über die Einrichtung dieſes complicirten Heiligthums löſen. Wenn noch der große türkiſche Thurm abgebrochen iſt, wird die Halle mit ihren beiden Seitenflügeln — einſt Gemäldegallerien — frei und klar daſtehen. Die Marmorſäulen haben eine unvergleichliche, goldbraune Farbe; ganz weiß können ſie ſo ſchön nicht geweſen ſein, und hier an Ort und Stelle fühlt man die Zweckmäßigkeit der Polychromie, worauf auch die deutlichſten Farbenreſte führen. Wo Alles in ſo grellen Farben ſchimmert, wie hier in Attika, konnten die Tempel nicht farblos ſein, die mit der umgebenden Natur in faſt räthſelhafter Weiſe harmoniren.

In unſerem Hauſe geht es wohl, nur die Profeſſorin leidet an Kopfſchmerzen, den Folgen einer zu angreifenden Zeit. Ich fühle mich täglich wohler und freier. Herr Profeſſor, der ſchon zweimal Vorleſungen gehalten hat, trug mir auf, Euch zu ſagen, daß wir uns gut mit einander vertrügen. Dabei drückte er meine Hand und hielt ſie lange in ſeiner.

Am Oſtermontage ſuchten wir im panathenäiſchen Stadium Oſtereier und waren ſehr vergnügt. Unſere Theeabende ſind meiſtens ſehr unterhaltend. Wir haben gewöhnlich die Zimmer voll und man unterhält ſich deutſch, franzöſiſch und griechiſch. Athen iſt ein zweites Babel, ſeit der Revolution hat das Franzöſiſche das Italieniſche verdrängt. Von Griechen ſahen wir ſchon Kanaris, Kolokotronis bei uns und manche andere Helden der Revolution, die an eine große Vergangenheit erinnern, die man nur zu leicht unter dem vielen Neuen vergißt. Aber gerade jetzt iſt der ſchönſte Punkt, noch leben die alten Marathonomachen und zugleich keimt das Neue auf. Griechenland iſt werdendes Land, das fühlt ſich ſo köſtlich, wenn man aus dem alten Europa kommt. Hier ſind lauter Knospen, die in eigenthümlich friſcher Kraft hervorquellen. Ich gehe jetzt täglich in die Schule und freue mich, dort die helleniſche Jugend kennen zu lernen. Einen liebenswürdigen Griechenknaben werde ich mit meinen beiden Zöglingen theilweiſe zuſammen unterrichten.

Jeder Tag iſt hier ſo anregend, ſo reich, daß ich oft bange werde, ob es nicht zu viel wird. Aber ich fühle mich deſto friſcher

und kräftiger. Man ist hier auch munterer und elastischer, jeder Athemzug elektrisirt.

An die Eltern.

Am letzten April, dem griechischen Ostersonntage, unter dem Schall von Flinten- und Kanonenschüssen, welche seit Mitternacht unaufhörlich das „Christos anesti" verkünden, welches der Gruß des heutigen Tages ist und mit einem freudigen „alithos anesti" und einem Bruderkusse erwiedert wird, bei regnerischem Wetter, welches unsere Hymettostour vereitelt hat, Mittags gegen zwölf Uhr beginne ich diesen Brief in Athen an Euch, meine innig geliebten Eltern und Geschwister, um ihm dem Dampfschiffe mitzugeben, welches mir die heutigen Briefe so schön schnell überbracht hat. Wir haben hier jetzt die schönste Jahreszeit, obwohl sie ungewöhnlich unbeständig ist. Wir hatten eine lange Erdbebenperiode, in der wir fast täglich ein paarmal sanft geschüttelt wurden, während auf Hydra und anderen Inseln die Leute im Freien zu wohnen gezwungen wurden. Seit einigen Wochen ist die Luft wieder leicht und klar, die täglichen Seewinde spielen wieder von Mittag bis Abend über die Hügel Attikas, und mit Ausnahme einiger Regentage, die wir aber dankbar hinnehmen, ist es immer wunderschön, d. h. man geht ohne Belästigung in der Mittagssonne spazieren und möchte sich ewig solche Temperatur wünschen, während die Griechen in ihren dicken Kapotten gehen und, wenn sie einen Ofen haben, einheizen. Die größte Tour, die ich gemacht habe, war nach dem Pentelikon am vorigen Sonntage mit Dr. Roß, dem Oberarchitekten Schaubert, dem königlichen Anwalte bei der heiligen Synode Manussi und Professor Gerhard, meinem verehrten Lehrer aus Berlin, dessen Anwesenheit durch eine von den ionischen Inseln gegen uns angeordnete Quarantäne, wegen eines in Messenien gestrandeten türkischen Schiffes, verlängert ist. Das Wetter schien ungünstig, daher blieben auch Mehrere zurück; aber wir ritten gutes Muthes davon auf der Königsstraße, die zu den neu eröffneten Steinbrüchen führt.

Beim Schloßbau vorüber und um den Lykabettos herum reitend, den stattlichsten von den unmittelbar die Stadt überragenden Bergen, durch Ambelokipi, eine von den baumreichen, saftigen Oasen, wahrscheinlich Alopeke, den Demos des Sokrates, kamen wir in

zwei Stunden an den Fuß des Pentelikongebirges, den die Alten wahrscheinlich unter dem „Brilessos" verstanden. Sonst ließe sich das Uebergehen des „Pentelikon", welcher Name nur vom Demos und Marmor vorkommt, bei Aufzählung der attischen Berge nicht erklären. Unten am Fuße ist eine Niederlassung von Steinarbeitern, in der Nähe ein wunderliebliches altes Kloster, wie es deren mehrere sehr schöne in der Umgebung gibt. Anderthalb Stunden brauchten wir bis zum ersten großen Steinbruche, dem einzigen jetzt wieder zum Schloßbau benutzten, wo viele deutsche Arbeiter angesiedelt sind. Eine Baierin von den Alpen nahm uns auf und bereitete ein frugales griechisches Frühstück, d. h. Oliven, Brod, Käse und Wein. Wir bestellten uns bei ihr Suppe und Lammbraten, ließen unsere Pferde grasen und gingen auf die Spitze des Pentelikon, die wir langsam gehend und oft bei Einzelnem verweilend, in anderthalb Stunden erreichten. Der Berg sieht aus, als wenn er ganz von Marmor wäre. Ueberall strahlt das glänzende Weiß hervor, und der viele Glimmerschiefer, womit der Marmor durchzogen ist, gibt ihm einen feenhaften Silberglanz. Bäume nur hie und da, Oliven, immergrüne Eichen, Lorbeerbäume, aber desto reicher kommen die schönsten Blumen zwischen den Marmorfelsen heraus. Die attische Flora ist wunderbar reich, alle Blümchen tragen den lebhaftesten Farbenschmuck und manche, bei uns nicht duftende, verbreiten hier die schönsten Gerüche. Der Hymettos ist von allen Bergen der duftigste, aber auch die unbebauten Landstrecken, welche man ja nirgends weit aufzusuchen hat, sind von duftigen Kräutern überdeckt. Das Pentelikon ist voll von Spuren des Alterthums; die großen, senkrecht gehauenen Steinbrüche treten fast wie Kunstwerke entgegen. Man sieht die Spuren der Steinsägen und der alten Meißel, mit denen sie die ungeheuren Steine losarbeiteten, man liest Buchstaben und sieht selbst kleine Tempelrisse von unbeschäftigten Händen eingekratzt. Man sieht die breiten Wagenfurchen, welche von den höheren Steinbrüchen die Marmorblöcke in die Werkstätten des Pheidias und Praxiteles lieferten. Nahe am Gipfel selbst entdeckten wir eine Art von Felsenmauer, welche wohl Demosgrenze gewesen sein mag. Es macht sich Keiner einen Begriff, wie voll hier Alles ist von Spuren altgriechischer Betriebsamkeit. Man braucht die Orte nicht aufzusuchen, man kann beliebig anfangen, den Felsen, auf dem man gerade steht, zu untersuchen, oder den Schutt hinweg zu räumen. Daher denn auch bei jedem Hausbau alte Fundamente

zum Vorschein kommen. Dann gehen die Kunstfreunde zum Asthnomos und lassen dem Bauen Einhalt thun, man besieht sich die Marmorstücke, holt heraus, was an Architektur oder Plastik leicht heraufzuschaffen ist, und nach 3 Tagen wird weiter gebaut und Alles ist wieder verschwunden. So ging es neulich mit einem Monumente, das Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, in welchem Roß das von Pausanias citierte Monument des Eubulides erkannte. Man hätte um jeden Preis weiter graben müssen, aber es fehlte an Geld. So sah ich gestern unten in der Erde saubergelegte Marmorplinthen freigelegt, zu denen wieder alte dorische Säulenschafte zum Fundamente benutzt waren.

Doch zum Pentelikon zurück, da ich einmal angefangen habe, Euch diese Wanderung zu beschreiben. Wir kehrten um drei Uhr in unsere Station zurück, wo die Tirolerin uns einen Lammbraten und Harzwein vorsetzte. Um vier Uhr zogen wir mühsam unsere Pferde den steilen Pfad hinunter, wandten uns unten rechts von der Chaussee ab und ritten parallel mit dem Pentelikon auf schmalen oder gar keinen Pfaden über die duftige Ebene bis an das liebliche Gartendorf Marusi, wo ich zuerst die lieblichsten Nachtigallen unter schattigen Bäumen mit Entzücken hörte. Einzelne dieser attischen Dörfer sind unbeschreiblich schön. Es blüht jetzt Alles auf einmal, alle Blumen und Bäume. Vor jedem Hause sahen wir die Familie im Kreise auf der Erde gelagert und über den schimmernden Bäumen den dunklen, wolkenlosen Himmel — es war bezaubernd schön.

Noch schöner ist Kephisia, das wir im starken Trabe — die griechischen Pferde sind unermüdlich — in $^3/_4$ Stunden erreichten. Es ist der berühmte attische Demos, in dessen schattiger Zurückgezogenheit einst schon Herodes Attikus seine schönsten Tage verlebte. Hier ist Alles voll schattiger Gärten, und am Kephisos entlang, der am Abhange des Pentelikon nach dem Parnes zu entspringt, hatten auch die alten Athener ihre fruchtbarsten Felder, welche ihnen die Spartaner in der Dekeleischen Periode jährlich zerstörten. Man sieht den Ort der Spartanischen Festung sehr deutlich drohend über der reichen Ebene liegend. Auch hier und da eingemauerte Reliefs machen das liebliche Dorf interessant. So üppigen Baumwuchs, wie in Kephisia findet man wohl sonst in Attika nicht, blühende Granatbäume mit dickem Epheu sind ein herrliches Bild. Auch die Blätter und Früchte treibenden Feigenbäume zieren sehr.

Von da ritten wir schnell nach Athen zurück, über Patisia auf der andern Seite des Lykabettos herumreitend.

Da habt Ihr eine Beschreibung eines attischen Rittes, der nicht länger als von halb 9 bis 7 des Abends dauerte und doch einen Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen fürs Leben darbot. Ich habe dabei, glaube ich, nichts als das Beste vergessen, nämlich die Aussicht von oben herab auf Marathons schöne und ewig denkwürdige Ebene, zu der sich der Pentelikon in den schönsten Hügeln hinabsenkt, auf die böotischen Berge, auf den Euripos und Euböa und die schöne runde Bucht der attischen Halbinsel. Sunion wird durch den Hymettos verdeckt, aber die ganze attische Fläche und die Häfen mit den Schiffen und die kleineren Gebirge, die sich aufs Meer hinziehen, geben ein schönes, wahrhaftig ein sehr schönes Bild. Wir hatten freilich kein sehr günstiges Wetter, dafür aber ein schönes Schauspiel von Wolkenzügen, welche die Winde wie Vorhänge vor der Landschaft auf und zu zogen.

Jetzt ist die eigentliche Zeit für größere Touren. Die Hitze würde schon drücken, wenn nicht regelmäßig bei steigender Sonne ein lieblicher Luftzug vom Meere sich aufmachte und so lange fächelte, bis die Abendkühle ihn überflüssig macht.

Wie die Berge Attikas jeden Augenblick Farbe und Ansehen wechseln, so ist auch das Leben hier ein leichteres, beweglicheres, mannigfaltigeres. Unser geselliges Leben ist nicht überladen, aber höchst interessant. Des Dienstags haben wir immer große Soiree, Abends sitzen bis Mitternacht die Gelehrten des jungen Athens bei uns, höchst liebenswürdige Leute. Wir selbst gehen selten des Abends aus, was gegen die Neigung des Professors ist. In der Regel haben wir beide zusammen mit einem griechischen Lehrer Pharas aus Keos, unserem Lehrer und Hausfreunde, griechische Unterhaltungen. Die Anwesenheit Gerhards war mir sehr erfreulich. Ihr wißt, daß ich in Berlin in recht nahen Beziehungen zu ihm stand. Er ist jetzt wieder abgereist und hat nur einen kurzen Streifzug durch Griechenland gemacht. Dieser ist freilich wider seinen Willen verlängert worden. Er mußte in vollem Maße das Unglück Griechenlands fühlen, die Schwierigkeit der Kommunikation, die lange Quarantäne, die bei den geringsten Anlässen verdoppelt wird. Der Arme muß jetzt wahrscheinlich mit dem langsamen österreichischen Packetboote über Triest nach Neapel gehen. Auf seine Veranlassung feierten wir am 21. April, dem Tage der Palilien, die Geburtsfeier

Roms durch ein Symposion in der Akademie in dem Landhause eines reichen Griechen, der nicht grundlos behauptet, seinen hübschen Garten auf dem Grundstücke des Platon angelegt zu haben. Es war ein sehr interessantes Fest, nur zu sehr dem Maßstabe moderner Schwelgerei angepaßt, und ich vermißte ungern eine Probe kopaischer Aale und hymettischen Honigs. Alle, die für Wissenschaft Sinn haben, waren geladen; auch mehrere Gesandte und die Minister. Das junge Volk der Künstler und Gelehrten war ungemein lustig, ich habe schon viele liebe Freunde darunter, obwohl alle viel älter sind. Aber Griechenland erhält jung. Ein liebenswürdiger Architekt Hansen aus Kopenhagen ist mir fast am genauesten befreundet; ich erschrak, als ich neulich hörte, er sei 36 Jahre alt, ich hatte ihm ebensoviel 20 zugetraut. Wir waren ausgezeichnet lustig, sangen bei schönstem Rhein-, Cypern- und Champagnerwein deutsche Burschenlieder, zogen Abends Arm in Arm fröhlich nach Athen zurück und werden dies seltene Fest gewiß Alle im Andenken behalten. Brandis' lieben Geselligkeit. Die interessantesten Athener besuchen gern unser Haus, das den Gelehrten einen lange vermißten Mittelpunkt verleiht. Er scheint mit seinem Wirkungskreise zufrieden und lobt unseren jungen König sehr, bei dem er täglich mehrere Stunden ist. Es muß sich auch Jeder an diesem Otto freuen, so nobel und bescheiden und ernst zeigt er sich überall — und besonders, wenn er die zarte Königin neben sich hat, so ist es ein rührender Anblick. Der Himmel segne dies Königspaar, das unter den braunen, bärtigen, gewaltigen Griechen so zart und unschuldig dasteht. Ich sah es nie schöner, als am griechischen Osterfeste, in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag, wo die Anzündung des heiligen Feuers dargestellt wird. Es war der Kirche gegenüber eine Tribüne errichtet, auf welcher die Majestäten und ihr Gefolge standen. Sie waren im griechischen Kostüme und sahen bei dem Fackelglanze wie ein Feenkönig und Königin aus. Der Archiereus von Athen bringt aus der Kirche die Kerze, welche nach der Bedeutung des Symbols im Grabe Christi sich entzündet hat. Zuerst zündet der König seine Kerze an, es folgen die Anderen und das ganze Volk, Keiner ohne Kerzen — damit beginnt das Osterfest.

Die Kinder sind gesund. Die ältesten schreiten gut vorwärts. Ich unterrichte sie des Morgens 3 Stunden und des Nachmittags $1^1/_2$ Stunden, was mich gar nicht angreift. Ein junger Anatolier, Perikles Oikonomides, nimmt des Nachmittags am Unterricht Theil;

dann erzähle ich ihnen die griechische Geschichte in der Landessprache oder lese die Fabeln des Phaidros und dergleichen mit ihnen. Unser Perikles ist ein ausgezeichneter Kopf, er ißt täglich mit uns und macht mir die größte Freude. Die griechische Jugend ist voll schöner Talente, voll Wißbegierde und Ausdauer. Es ist eine Freude, in der Schule den Lehrstunden beizuwohnen.

An die Eltern.

Athen, 1. Juni 1837.

Wir sind seit 14 Tagen in einem neuen Hause, wo wir wie auf dem Lande wohnen und zugleich in so großen und geschmackvollen Räumen, wie sie nur ein verwöhnter Europäer fordern kann. Wir wohnen frei und hoch im äußersten nordöstlichen Flügel der Stadt, wo lauter neue Häuser stehen und die durch Bildung und Stand ausgezeichnetsten Athener wohnen. Wir haben nicht mehr das interessante Treiben des griechischen Volkes so nahe. Man sieht hier fast nur ein fränkisches Publikum, ist aber dafür auch von manchen Unannehmlichkeiten frei, welche die zu große Nähe des griechischen Volkes mit sich bringt. Wir haben eine herrliche Rundsicht über Athen und auf die Akropolis und ihre Tempel, im Hintergrunde Salamis und das Meer, dann auf den anderen Seiten der Parnes und Hymettos in ganzer Ausdehnung und die Spitze des Pentelikon. Wenn man so beschreiben will, wird man erst recht des ungemeinen Reichthums hiesiger Aussichten sich bewußt, die sich bei jedem Schritt, den man vorwärts oder rückwärts thut, den man höher oder tiefer steht, wunderbar verändern. Einige kleine Anfechtungen der jetzt beginnenden Hitze abgerechnet, sind wir Alle wohl und munter; besonders hat sich meine Person größtentheils eines ungewöhnlichen Wohlbefindens zu erfreuen gehabt. Nur kann ich nicht dem Klima so sehr widerstreben, daß ich nicht oft in den Mittagsstunden einer Abspannung unterläge, die mir Anfangs unerträglich war, in die ich mich aber jetzt finden lerne als in eine Naturnothwendigkeit. Wir bequemen uns jetzt, einer nach dem andern in den Mittagsstunden zu schlafen und dafür Abends und Morgens zu gewinnen.

Doch herrschen hierüber wie in allen anderen Punkten bei den Aerzten die entgegengesetztesten Meinungen. Einige widerrathen, Andere halten den Mittagsschlaf für nothwendig, um gesund zu bleiben. Heute ist des Königs Geburtstag. Der Donner der Kano-

nen, welche am Hymettos verstärkt wiederhallen, weckte uns um 5 Uhr. Gestern Abend waren Herr und Frau Brandis auf dem Schlosse, wo einige französische Stücke aufgeführt worden sind. Die Scene war durch Bettschirme konstruirt, die nicht einmal gleiche Höhe und Farbe hatten. Es ist wahrlich aller Anerkennung werth, wie sparsam König und Königin sind für ihr eigenes Vergnügen; überhaupt gewinnt das Herrscherpaar immer mehr die Herzen aller Guten. Es wagt Keiner, trotz der ungeheueren Zungenfrechheit der Athener, den König zu lästern, der auch in seiner Erscheinung etwas so Mildes, Ernstes und Unschuldiges hat, als wenn der Hauch des Bösen ihn gar nicht berührt hätte. Und so auch die Königin, welche in ihrer einfachen Kleidung gar lieblich ist. Wir sind sonntäglich in einem kleinen Kreise um sie versammelt zu gemeinsamem Gottesdienste, welchem sie stets mit großer Theilnahme beiwohnt. Daß wir einen solchen Prediger haben, der unser liebster Freund und jetzt unser Tischgenosse ist, gehört zu den besonderen Segnungen, die uns zu Theil geworden sind. Heute Mittag aßen Dr. Kork mit seiner Frau bei uns; wir hatten sie zur gemeinsamen Feier des Tages eingeladen. Die Frau ist die ausgezeichnetste Griechin, die ich kennen gelernt habe, mit der auch ich jetzt in einem wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse stehe. Ich besuche sie oft und rechne die Stunden der Unterhaltung mit ihr zu meinen angenehmsten. Sie spricht vortrefflich griechisch, hat in Konstantinopel klassische Bildung erhalten und ist jetzt unser aller Lehrerin. Sie gehört auch unserem Glauben an, obgleich sie sich nicht von der griechischen Kirche getrennt hat. Sie hat, obwohl noch sehr jung, doch viel erfahren und daher bei aller jugendlichen Beweglichkeit einen Ernst und eine Tiefe des Gemüths, welche ihrer Anmuth die Krone aufsetzt. Es ist das innigste Verhältniß zwischen ihr und unserem Hause, eine wahre Wahlverwandtschaft, welche uns gegenseitig beglückt. Gestern Abend war die Stadt erleuchtet. Das A und O erschien in tausend Farben und Kränzen an den Häusern und das athenische Volk schien sein Glück anzuerkennen. Der König fuhr noch spät durch die Straßen. Unser Nachbar, der österreichische Gesandte, Herr von Prokesch,*) zeichnete sich durch seine trefflichen Raketen aus. Athen hat wirklich recht von Glück zu sagen im Vergleich mit dem übrigen Griechenland, welches mannigfach heimgesucht ist. Erst die Erdbeben,

*) Anton Graf von Prokesch-Osten (1795—1876), seit 1834 in Athen.

welche den armen Hydrioten das Einzige, was sie sich gerettet haben, ihre Häuser, zerstört haben, dann die Pest auf Poros, welche jetzt, nachdem sie 75 Opfer fortgerafft hat, abzunehmen scheint, welche aber bei der Nachlässigkeit der Behörde im Hafen zu Poros leicht nach dem Piräus und Athen hätte kommen können. Man konnte selbst den König in Gefahr glauben, da er gerade seine neue Corvette besucht hatte, die eben aus dem angesteckten Poros kam — aber es hat sich keine Spur hier gezeigt. Die kräftigsten Maßregeln haben das Ungeheuer bewältigt. Doch wird dieser Vorfall den Kredit der griechischen Quarantaineanstalten wieder für lange Zeit herabsetzen. Auch von dem dritten Uebel, woran das arme Griechenland noch sehr leidet, war Athen frei. Der Peloponnes ist durch Klephten, welche aus dem bei einiger Sorgsamkeit unentfliehbaren Fort von Nauplia entwischt sind, unsicher, Rumelien durch den Auswurf des thessalischen Krieges, aber unsere Stadt erfreut sich des besten Friedens. Vor 8 Tagen geschah durch polizeiwidrige Pulverbewahrung eine Explosion in der Stadt, die Alle erschreckte, aber die Gefahr ward auch hier abgewandt. Doch die Zeitungen erzählen Euch ja so viel Neues von Athen. Auch von unserem Panepistimion werdet ihr das Nöthige wissen. Es wird in diesen Sommermonaten wenig geleistet werden. Ueberhaupt darf man das Personal nicht zu genau mustern, der Tüchtigste von Allen ist wohl Roß. Ich kann in diesem Sommer auf keine Weise Theil nehmen. Im Winter wird es mehr der Mühe werth sein, und dann werde ich auch mehr Zeit haben. Zunächst bin ich nur von Roß aufgefordert, die, welche am philologischen Seminar im nächsten Winter Theil nehmen wollen, im Lateinischen, worin Alle sehr schwach sind, zu unterrichten. Die Eröffnung war doch eine recht ergreifende Feierlichkeit, und so schwach diese neuen Anfänge sind, so können sie doch zu etwas Großem führen.

Sonntag Morgen.

Gestern war es wieder recht drückend. Es bleibt schon zu Hause des Tages, wer nicht gezwungen ist, auszugehen. Nach Tische wird gewöhnlich erst musicirt an einem vorläufig von Dr. Röser geliehenen Fortepiano. Wir singen geistliche Lieder mehrstimmig, und es ist ein Fest für das ganze Haus, wenn ein neues Stück eingeübt ist. Herr Meyer*) ist immer dabei, auch zuweilen die allerliebste Pro-

*) Der Hofprediger der Königin Amalia.

feſſorin Ulrichs. Man ißt hier in Athen ſo wenig, daß nach Tiſch zu ſingen gar keine Beſchwerde macht. Die größere Freiheit von ſinnlichen Bedürfniſſen iſt ein Vorzug des hieſigen Lebens. Man kann bis fünf ohne Hunger exiſtieren, ohne etwas anderes als Kaffee und gegen Mittag ein Stückchen Brod mit Oliven, Apfelſinen oder Datteln zu genießen. Auch die Mittagsmahlzeit iſt ſchnell beendet, man ißt ſehr wenig Fleiſch, faſt nur Lammfleiſch, und meiſt nur Vegetabilien. Reis iſt ein Hauptnahrungsſtoff. Um halb ſieben Uhr iſt es angenehm zu gehen, aber auch dann muß man ſehr langſam gehen; bei raſcherem Gange iſt man gleich ganz in Schweiß. Dann iſt die allgemeine Promenadenzeit, und rings um die Stadt ſchlendern in nachläſſig gravitätiſchem Gange die Griechen mit einander umher oder ſie ſitzen in der Straße vor den Kaffeehäuſern. Andere ſieht man gemeinſame Spiele machen, meiſt ſehr einfache, beſonders ein Wettkampf im Fortſchleudern bedeutender Steine — aber Alles in Gruppen und durchweg durch Farben und Geſtalten maleriſch, und dabei eine ſolche Ruhe und Bedächtigkeit des Lebensgenuſſes, wie man in unſerem Norden vergebens ſucht. So gingen die Alten auch ſpazieren, und darum miſche ich mich ſo gerne unter dieſe wandelnden Gruppen der Griechen. Dabei hat man den Anblick des ſchönſten Sonnenunterganges, welcher hier zwiſchen den Extremen des grellſten Feuerroths und des tiefen Blaus in allen Regenbogenfarben ſpielt. Ein unbeſchreibliches Schauſpiel, beſonders die ſcharfen Bergformen auf dem lichten Goldgrunde. Um die Zeit ziehen denn auch die Landleute mit Pferden und Eſeln in die Dörfer. Sie tragen weiße, wollene, zottige Mäntel, die das Martialiſche ihrer Geſtalt noch mehr heben. Um die Brunnen ſind dichte Gruppen verſammelt. Einige waſchen, Andere tränken Pferde, Eſel oder Kameele, und noch Andere benutzen blos die gute Gelegenheit zur Unterhaltung. So iſt das Auge, wohin es ſich wendet, beſchäftigt, von allen Reizen der Gegend abgeſehen. Geſtern war es noch früh genug, den Lykabettos zu beſteigen. Ich führte den Profeſſor erſt zu einem Moſaikfragmente auf dem breiten Wege, der hinaufführt, wo man auf mehreren Stellen über dem kahlen Felsboden eine Kalkdecke findet und darin Marmorſteinchen eingelegt, an denen man noch die blaue Farbe wahrnimmt. Wir kletterten hinauf und freuten uns der Ausſicht, die wir lange nicht gehabt hatten. Die Profeſſorin und Hänschen blieben unten und fanden die ſchönſten Paſſionsblumen auf den Felſen. Auch wir fanden in den Felſenritzen die ſchönfarbigſten

Blumen; denn im Verhältniß zum Himmel trägt hier auch auf der Erde Alles lebhaftere Farben. Das fiel mir neulich selbst am bunten Leibe einer Wespe auf. Oben fand ich noch in der Kapelle ein Stück Inschrift eingemauert, das Bruchstück eines Psephisma, auf öffentlichen Gottesdienst bezüglich, leider zu verstümmelt, um ein Resultat über den oben gehaltenen Dienst zu gewinnen. Man muß sich hier dem Inschriftenstudium hingeben; es ist, wenn man die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, die größte Freude, aus den verwitterten Schriftzügen lebendige Kunde aus der alten Welt zu gewinnen, und kein Studium trägt so reiche Früchte und öffnet so viel neue und echte Quellen.

Heimgekehrt vom Lykabettos hatte ich die Freude, Frau Kork nach Hause zu begleiten. Am neuen Schloßbau vorbei führt ein angenehmer Weg fast ganz außerhalb der Stadt zu ihr. Abends versammelte sich die Pausanias-Gesellschaft, oder jetzt Theophrast-Gesellschaft, nach der gestern begonnenen Lektüre der „Charaktere", die sich so vortrefflich zu einer gemeinsamen, erquicklichen Unterhaltung eignet, zumal, da sie Gelegenheit darbietet, alle neuen Sitten, Sprichwörter, Ausdrücke zu vergleichen, wofür besonders der treffliche Gymnasiarch und Universitätsprofessor Gennadios vorzüglich ist.

Gestern waren zwei Herren zum ersten Male da, durch deren Theilnahme die Sonnabendabende sehr gewinnen werden, der Procureur bei der Synode, Manussis, und der jetzige Kultusminister Polizoides, beide von deutscher, feiner Bildung. Es war ein sehr hübscher Abend. Es wurde aus Gründen weniger politisirt und es floß die angenehmste wissenschaftliche Unterhaltung, durch eine kurze, gehaltreiche Einleitung, die Herr Professor auf die Bitte der Anderen aus dem Stegreife über den Theophrast hielt und durch die beiden ersten Stücke desselben veranlaßt. Wir kommen immer erst sehr spät zu Bette. Heute wollte ich früh auf die Akropolis; aber es regnete. Ich hoffte nach der Kirche gehen zu können; aber nach dem Morgenregen brannte die Sonne so gewaltig, daß ich trotz Maltheser Strohhut und Regenschirm nicht Lust hatte, hinaufzugehen und mich lieber hersetzte in unsere kühlen Zimmer, um Euch zu schreiben. Die Königin trauert wieder, sie sah im weißen Kleide mit schwarzem Bande gar schön aus.

Am Mittwoch Morgen.

Sonntag und Montag war es sehr heiß; gestern sehr angenehm wegen eines kühlenden Nordwindes, den man schon an seinem sattsamen Getöse erkennen kann, weshalb denn auch der Boreas in die gewundene Muschel stößt. Ich ging gleich nach Tische mit Dietrich in den botanischen Garten, der bei der alten Akademie angelegt ist. Die Güte des Bodens ist hier ganz vorzüglich, und es scheint fast unglaublich, daß diese schönen Anlagen erst seit einem Jahre bestehen. Der Inspektor und jetzige Professor der Botanik Dr. Fraas*) ist ein sehr wackerer Mann von großer Thätigkeit. Die schönen Maulbeerbäume bieten reichlichen Schatten, und man fängt an, den Garten als Vergnügungsort zu besuchen. Ich ging noch von da auf die Akropolis, denn ich hatte bei dem kühleren Tage recht das Bedürfniß, weiter zu gehen. Brandis' waren oben, auch Roß, Schaubert und Hansen. Es ist an Inschriften, architektonischen und plastischen Ueberresten viel gefunden, die Säulen von der Südseite des Erechtheion sind sämmtlich da, von bemalten Felderdecken wieder ein sehr merkwürdiges Exemplar.

Die Nordhalle des Erechtheion wird man herstellen können, auch für die Westseite ist viel Material gefunden, und der Torso einer Karyatide, welche man jetzt aufgegraben hat in zwei Stücken, beweist, daß die Römerin eine untergeschobene ist, denn es bleibt nur noch für die Elginsche ein Platz übrig. Hätte nur Elgin die nördliche Eckſäule der Ostfronte stehen gelassen, so könnte man hoffen, der alten Polias ihr Haus ziemlich wieder einrichten zu können, die Südwand steht zur halben Höhe. Ueber den Boden des Heiligthums und über seine Treppen kann man noch nicht ins Klare kommen, da der Grund fast ganz weggeräumt ist. Ein kolossaler Pferdeleib ist zum Vorschein gekommen, niedliche Reliefs und einzelne interessante Inschriften, von denen ich schon ein paar für Böckh abgeschrieben habe.

An die Eltern.

Athen, 22. August 1837.

Jetzt, meine Lieben, kann ich Euch ganz wieder mit dem alten Muthe und Frohsinn schreiben, nachdem wir eine allerdings ge-

*) Karl Fraas (1810—1875), damals Direktor der Hofgärten, des von ihm angelegten botanischen Gartens und der Staatsbaumschule und Professor der Botanik in Athen, hochverdient um die Förderung der Baumkultur in Griechenland.

trübtere Periode durchgemacht haben. Wir mußten darauf gefaßt sein, und wie gnädig sind wir davongekommen, ohne alle Gefahr und Angst, selbst von häufiger Wiederkehr verschont. Ich hatte mich am längsten von aller Anfechtung der Hitze frei gehalten und glaubte, über Alles hinweg zu sein, als mich wahrscheinlich infolge einer Erhitzung ein Fieber packte, das aber von der gelindesten Art war. Dr. Röser befreite mich schon am zweiten Tage davon durch einen Aderlaß. Die Frau Professor sorgte für mich, wie eine zweite Mutter, unendlich liebreich und aufopfernd. Ein paar Tage darauf wurde die Einladung des braven Apothekers Mahn,*) der uns in seinem großen Hause, das er einsam bewohnt, Zimmer anbot, dessen Gastfreundschaft mich mit den Knaben schon oft beherbergt hatte, angenommen. Ich mußte wie ein lahmer Kranich zurückbleiben. Erst nach 8 Tagen konnte ich nach dem Piräus nachfolgen, und zwar erschien ich da in der jämmerlichsten Gestalt, aber sobald ich nur an die See kam, ging es Tag für Tag zusehends besser. Nach acht Tagen war ich fast ganz hergestellt, und im seligen Gefühle wiederkehrender Gesundheit und Jugendkraft genoß ich in vollem Maße die noch übrigen drei Wochen unseres Seelebens. Mit Sonnenaufgang, wo möglich etwas früher, um Windstille auf dem Meere und den herrlichen Anblick der auf den reinsten Goldgrund gezeichneten Formen der atheniſchen Berge und Hügel zu haben, wartete meiner ein junger, wackerer Moreote, der mich mit seiner Barke hinausführte ins Meer, wo ich frisch in den Wellenschlag mich hineinstürzte — oder wenn ich die Knaben bei mir hatte, in die westlich an den Piräus sich anschließende und mit ihm durch eine Mauer verbundene Bucht, wo ich an sicheren Stellen die Knaben schwimmen lehrte. Weil sie offen ist, gewährt diese Bucht ein angenehmeres und wirksameres Bad als Munychia und Phaleron. Diese Fahrten wurden oft mit Untersuchungen der Hafenmauern begleitet, wozu wir Zeit hatten, da die Damen erst um 8 Uhr vom Phaleron heimkehrten, wo das Badehäuschen umgeben von Felsen und gigantischen Befestigungstrümmern, so romantisch wie möglich liegt. Die Höhen gewähren Aussichten, die nicht zu beschreiben sind. Nach dem Frühstücke folgten die ernsten Beschäftigungen. Ich blieb mit den Kindern bis zwölf Uhr; mit Dietrich habe ich dort die Odyssee begonnen. Es folgte ein Obstfrühstück, Feigen, Trauben

*) Im Piräus.

und Wassermelonen, welche durchaus gesund sind und ungemein erquickend; die Zuckermelonen vermeidet man. Dann eine wohlthätige Mittagsruhe, bis man sich zur Mahlzeit versammelte, die aber dem Klima gemäß ganz frugal war, Fleisch während der Hitze als Ausnahme. Ich habe viele Wochen keinen Bissen Fleisch gegessen; aber herrliche Fische von allen Größen und Arten, je größer, desto besser. Oft sah ich 2 Männer an einem schleppen, den sie an einer Stange auf den Schultern trugen und der mit dem Schwanze fast die Erde berührte. Nach Tisch leichte Beschäftigung und, wenn kein Besuch angemeldet war, um 5 Uhr Spaziergang oder öfter Spazierfahrt. Wir haben sehr schöne Touren am herrlichen Gestade gemacht, alle die kleinen Buchten gemustert, welche in unendlicher Mannigfaltigkeit den Strand schmücken und durch zahlreiche Reste in Fels und Mauerwerk interessant sind. So machten wir mit Entzücken die Fahrt um die Munychische Halbinsel, an deren Spitze das sogenannte Themistoklesgrab ist, ein Sarkophag im Felsgrunde ausgehauen, der jetzt von jeder größern Welle durchspült wird und seines doppelten Deckels beraubt ist. Die Lage ist ungemein poetisch und die Professorin ward immer über meine historischen Zweifel böse. Daneben liegen riesenhafte Säulenstücke, die wohl zum Versenden bestimmt waren. Der Munychische Hafen liegt am geschütztesten und geschlossensten, innen mit deutlichen Spuren der in Fels gegründeten Schiffshäuser. Endlich der kleine, allerliebste Phalerische Hafen, dessen Kreisform durch mächtige Mauern vollendet ist, welche in zwei sich nahe gegenüberstehende Thürme auslaufen. Da hören die Befestigungen auf und östlich zieht sich sanft die Phalerische Rhede bis zum milde vorspringenden Kap Kolias, das einst ein Tempel schmückte, jetzt eine zerfallene Kapelle, welche nun den Badenden Erfrischungen darbietet. Unten stehen zwei hölzerne Buden, wo die Majestäten nebst Gefolge inmitten ihres Volkes baden. Ebenso schön sind die Fahrten nach der andern Seite des Piräus. Zuerst ist da mein kleiner Badehafen mit höchst interessanten Mauerresten, etwas landeinwärts viele Gräber, die uns an Scherben manche hübsche Ausbeute gegeben haben. Die dritte Bucht westwärts vom Piräus ist der merkwürdige Diebshafen. Dem draußen Vorbeifahrenden erscheint er als ganz flache Bucht, doch zieht sie sich tief ins Land, das in schroffer Klippenform drüber hängt. Die Kinder fingen Fische, Seekrebse und eßbare Muscheln. In einer Schlucht zieht sich vom Ende der Bucht ein Pfad gen Athen,

ich glaubte die klassischen Diebe noch dahin schleichen zu sehen und darunter manchen hungrigen Megareer. Wir fuhren noch weiter bis zum Stuhle des Xerxes, dessen Lage — Psyttaleia gerade gegenüber — mir unzweifelhaft erscheint, eine kleine sich sanft erhebende Anhöhe mit vollem Ueberblick über das Schlachtfeld. Wir überstiegen das über diesem Hügel gegen Salamis zu sich erhebende Gebirge, nach Herodot unzweifelhaft der Aigalos, dessen Verhältniß zum Korydalos mir aber noch nicht klar ist. Es war für unsere Damen eine böse Tour, aber belohnend mit reichen Ueberblicken über das thriasische Gefilde, das heilige Eleusis, den Kithairon. Wir verfolgten unseren Weg von Lutraki her, und waren seelenvergnügt über das Gelingen. Auf bösen Wegen eilten wir zum Strande. Aber schon sind alle Glieder an diese Wege gewöhnt. Nähere Beschreibung würde als lügenhaft erscheinen und meine Berichte in Mißkredit setzen; Kleider und Schuhe werden regelmäßig zu Schanden dabei! Unten angekommen überraschte uns Fräulein Ida durch heimlich mitgebrachte Trauben und Feigen, und der schönste Wind trug uns schnell in den Hafen zurück bei köstlichem Mondschein. Dort freilich hatte Herr Professor, der diesmal wider Erwarten gekommen war, unser ängstlich geharrt, da er wirklich ohne Grund um die Seinigen in ewiger Angst schwebt. Desto kühner und unternehmenslustiger ist die Frau Professorin, die zart und leise mich mütterlich zu leiten versteht und mich durch unzählige Zeichen ihres Wohlwollens immer inniger an sich und ihre Familie hinanzieht. Grade im Piräus war sie ungemein wohl und eben darum unbeschreiblich milde und liebenswürdig. Der Professor kam immer nur zu flüchtigen Besuchen. Seine eigentlich heiteren, freien Stunden sind viel seltener jetzt, obgleich er wohl scheint. Er entbehrt natürlich Vieles, er fühlt sich häufig verletzt, die persönlichen Angriffe schamloser Zeitungen, die ihn als flüchtigen Abenteurer bezeichnen und Hegel (sic) herberufen haben wollen, kümmern ihn am wenigsten, mehr bekümmert ihn Anderes. Am letzten Sonnabend kam er zu uns und holte uns — seine Frau, Dietrich, Johannes und mich — zu einer Fahrt nach Salamis ab, wohin wir schon einmal in anderer Gesellschaft gefahren waren. Wir blieben die Nacht in dem unfern der nach Attika gekehrten Bucht gelegenen Ambelaki, wo wir schon die Bekanntschaft einer wackeren Familie gemacht haben, bei der wir unter einer Laube von trockenem Gebüsche, das der Mondstrahl lieblich durchbrach, herrlich schliefen. Am Sonntag ganz früh gingen

wir, von unserem Gastfreunde und seinem Maulthiere begleitet, der höchsten Spitze zu. Oben überraschte uns das frische Grün junger Fichten, deren Menge schon vor Alters der Insel den Namen Pityussa verschaffte, und auf der Spitze hatten wir eine köstliche Aussicht über die wunderliche Insel, deren Gestalt — einem Thiere ähnlich, das viele Beine ohne Rumpf hat — sich nur durch spätere Trennung vom Festlande, in Analogie mit den vielen anderen Halbinseln der Küste, erklären läßt. Herrlich sind die Buchten der Südspitze der Insel, auf die wir hinabschauten, wo die älteste Stadt lag, herrlich der Blick auf Aegina und Morea, auf das Meer, auf Helena und die Patroklosinsel. Ueber Laurion ragen die Berge von Keos hervor. Es folgt die reiche Umgegend Athens von seinen Häfen bekränzt, Eleusis mit den nieblichen Pharmakusen, Megara ist ganz deutlich und im Hintergrund der fast immer benebelte Isthmos mit Korinth, ganz hinten die Formen der Berge Arkadiens. Salamis war glücklich unter den Türken; es lieferte Pech für des Sultans Flotte und hatte dafür besonderen Schutz. Griechische Soldaten während der jammervollen Zeit nach Kapodistrias' Tode haben die ganze Insel mit Feuer und Schwert verwüstet. In Ambelaki sind noch die langen Reihen der alten Hausmauern, die jetzt die Hofmauern bilden für das an einer Seite wieder eingeklebte Häuschen. Wir gingen mehrere Stunden bis Kuluri, dem Hauptorte, der an der Seite des Isthmos $^1/_2$ Stunde nur von Ambelaki liegt, auf geradem Wege. Der Ort hat einige Schiffe — aber liegt am heißen Felsen gänzlich schattenlos und macht den ödesten Eindruck. Der tiefe Golf erscheint ganz abgeschlossen durch die epidaurische Küste wie ein Schweizer Landsee. Albanische Tracht, Sprache und Sitte herrscht vor. Der Hitze wegen machten wir uns um Mittag wieder auf, statt zu ruhen, besahen unterwegs Tempelruinen an der Bucht nach Eleusis aus parischem Marmor, die ich der Athenaia Skiras dedicirte, und erfrischten uns in Ambelaki. Wegen des zu starken Südwestwindes mußten wir Eleusis aufgeben. Wir besahen noch genau die Mauern der Stadt Salamis, welche an unserem Landungsplatze lag, fast alle Winkel der Landmauer mit Thürmen und Thoren, die Lage der Akropolis und die deutlich erhaltenen Hafenmauern.

An die Eltern.

Athen, 24. September 1837.

Am 20. Auguſt kehrten wir zurück an den Fuß des Lykabettos, in der Meinung, jetzt der größten Hitze entgangen zu ſein. Darin täuſchten wir uns. Sobald die Nordetaſien, die diesmal bis zu Ende unſeres Auguſt anhielten, nachließen, trat eine Zeit der drückendſten Hitze ein, beſonders, wenn der dürre Lips vom Iſthmos her wehte, der Blumen und Gräſer zu Aſche macht, ſo daß ſie berührt zerfallen, und die Bruſt peinlich zuſammenzieht. Alles litt an Mattigkeit und Kopfweh. In den letzten Tagen des Auguſt machte ich mit dem Profeſſor, der gerade Geſchäfte in der neuen Militärkolonie Herakli hatte, und Dietrich eine Tour in den Parnes. Aufwärts folgten wir dem Bette des Kephiſos, welches, mit Oleander gefüllt, ganz roth ausſieht. Man erkennt das Waſſer blos an ſeiner befruchtenden Kraft. Denn während ſonſt faſt gar nichts auf dem verbrannten Erdboden ſteht — den Wein ausgenommen —, ſtehen hier Oleandermaſſen in dichteſter Fülle. Dieſer Oleander blüht vom Mai an noch immer fort. Wir beſuchten das intereſſante Lokal von Menidi in der Gegend von Acharnai, wo noch jetzt ungewöhnlich plumpe Kohlenbrenner ihr Weſen treiben. Die Gegend iſt voll von Tempelreſten. Ein ſchönes Gewandſtück lag in einem Sumpfe, um einen Uebergang zu bilden. Von da zogen wir auf dem alten, kürzeren Wege, der nach Theben führte und noch führt, in's Gebirge. Auf deſſen Vorhöhe liegt Chaſia. Von da geht's in einer wahrhaft romantiſchen Schlucht unter einer mächtigen Felswand, die, wie faſt aller Stein, marmorartig iſt und in dem ſchönſten Roth ſich oxydirt. Unterhalb ſind die Berge mit den ſchönen ſammtgrünen Fichten bewachſen, von denen ſo manche der Inſeln Pithuſſa heißen. Die Nacht brachten wir in einem gaſtlichen Kloſter zu, das ſehr ſeltſam in die Schlucht hineingebaut iſt. Auf der anderen Wand zieht ſich eine Waſſerleitung nach Eleuſis, der wir noch oft begegnet ſind. Am anderen Morgen wanderten wir über einige Schluchtenwände und gelangten zu einer geringen Anhöhe, welche zwiſchen zwei hohen Felswänden ſchließend in der Mitte liegt. Rechts geht der Pfad nach Böotien. Auf der Anhöhe ſtehen die Mauern des Bergſchloſſes Phyle. Die Seite nach Böotien iſt allein durch die Natur unüberwindlich, die anderen Seiten mit trefflichen Quadermauern geſchirmt; die Ausdehnung iſt ſehr unbedeutend, die Mauern ſtehen

noch über 2 Mann hoch und in die Lücken ist üppiger Epheu hineingewachsen, ein schönes, ergreifendes Bild. Man sieht den Thrasybulos und seine verbannten Brüder dastehen und mit Grimm nach der unterjochten Vaterstadt hinschauen, man verfolgt seinen Weg längs dem Korydalos nach Munychia hin. Unser Mönch, der uns den Weg gezeigt hatte, traktirte uns mit frischem Ziegenkäse von den Klosterheerden (à propos eine Ziege kostet hier 3 Drachmen, und welch schöne Thiere) und wir trennten uns, auf näherem Weg nach Chasia zurückkehrend. An meinem Geburtstage feierten wir im Freundeskreise den Hochzeitstag des Professors. Die erste Woche unseres Septembers war die heißeste des ganzen Jahres; ich meinestheils litt fast gar nicht daran, zumal, da ich mit Kochen und Molesworth, welche seit dem 23. August hier sind und allmählich sich hier erholt haben, und mit Schmidt, dem Lehrer bei Rudhardt, eine Tour nach Aegina machte, wo der andere Theil der Familie schon gewesen war. Dort lebten wir bei Professor Köppen aus Kopenhagen, einem sehr wackeren jungen Manne, der mich schon oft eingeladen hat, da er im ehemaligen Kapodistriasschen Gouvernementshause große Räume bewohnt. Jetzt ist das Kadetteninstitut nach dem Piräus versetzt. Man fährt immer des Abends nach Aegina. Die Aussicht von Aegina ist entzückend. Die vulkanische, großartig gebildete Halbinsel Methana liegt wie das Siebengebirge. Am 8. war ich im Tempel des — ich wag' es noch nicht zu entscheiden — panhellenischen Zeus. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön auf den attischen Küstenstrich und auf die Cykladen. Ich habe viel am Tempel gelernt, auffallend waren mir drei monolithe Säulen unter den 23 zu finden, wir fanden Farben und interessante Sachen. Aber über der herrlichen Lage vergaß man immer wieder im Boden zu wühlen. Auf den Oros — so heißt noch die höchste Spitze — kamen wir der Hitze wegen nicht, so sehr ich's wünschte dort oben das Heiligthum des Panhellenios zu finden, wohin Niemand kommt. Es ist noch ein Tempel da, unweit der Stadt, wahrscheinlich der Aphroditetempel, den aber mit seinen Umgebungen Russen und Nordamerikaner verbaut haben, nur eine Säule steht. Sehr interessant ist die Aeginetische Nekropolis; wir stiegen in ein Grab mit Treppen und ausgemalten Wänden. Es sind viele geöffnet und daraus ist das Aeginetische Vasenkabinet gebildet, das aber noch sehr klein ist, d. h. zwar viele, aber kleine Gefäße enthält. Einzelne schöne Gärten ausgenommen — in

einem derselben sah ich zuerst einen köstlichen Orangenwald — ist die Insel wasserarm und daher sehr schlecht bebaut und öde, obgleich überall Spuren der ausgebreitetsten Kultur des Alterthums sind. Terrassen ziehen sich bis an die Gipfel der Berge Aegina's, Feigen und Weintrauben sind ausgezeichnet. Hier ist auch etwas Interessantes aus dem Mittelalter, nämlich eine Stadt, aus Piratenfurcht wie ein Nest an einen hohen Fels gebaut und später erst, vor zwei Generationen, wieder verlassen.

Die Nordseite der Insel ist sehr anbaufähig, die Südseite lauter Fels. Am 10. Morgens kamen wir wieder im Piräus an und denken seitdem noch mit viel Freude an die schönen Tage in Aegina. Ein Inselleben hat etwas sehr Poetisches. Auch die Fahrten auf den griechischen Kaïken sind sehr interessant. Man hat da ein sehr unbequemes Nachtlager, aber interessante Umgebung, einen stattlichen Kapitän, der Ungeheures erlebt hat und in aller Unbefangenheit davon zu erzählen weiß, und reisende griechische Kaufleute, mit denen man während der Nacht sich wohl unterhalten kann, sie sind meist lehr- und lernbegierig. Man muß nur damit anfangen zu erklären, daß man kein Bavaresi ist und daß die Bavaria nur ein kleiner Theil von Germania ist, obgleich auch dieser Name seinen guten Klang für die Griechen verloren hat, seit der Xenokratie. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß die Hinneigung zu Frankreich und die Abneigung gegen Deutschland so sehr zunimmt. Die jungen Leute sind nicht zu bewegen, Deutsch zu lernen, dagegen ist das Französische eine zweite Landessprache, und in den feinen Cirkeln findet man Paris ganz leibhaftig abgespiegelt. Die Phanarioten haben es darin weit gebracht. Man hat hier Uebung im Französischen — sonst ist mir's ekelhaft. Auch Englisch spricht man viel. Die Familie des Mr. Leafs, des hiesigen Residenten der Bibelgesellschaft, ist uns sehr befreundet. Es wird jetzt nahe beim neuen Schlosse, an dem, je nachdem gerade Geld da ist, eifrig oder schläfrig gearbeitet wird, eine englische Kirche gebaut. Auch eine Metropolitankirche wird gebaut werden nach dem Plane unseres Freundes, des genialen Landschaftsmalers und Architekten Lange aus Darmstadt. Hansen wird die Universität bauen. So kommt viel Neues in Athen zum Vorschein, desto weniger Altes. Die Arbeiten auf der Akropolis sind jetzt schon viele Monate ausgesetzt. Nur bei Häuserbauten zeigt sich gewöhnlich Etwas.

Ueber die hiesigen Verhältnisse im allgemeinen ließe sich natür-

lich Vieles schreiben, doch ist's meines Berufs nicht. Was Du, lieber Paul, von einer hier zu hoffenden Annäherung der verschiedenen Glaubensparteien schreibst, scheint jetzt entfernter als je. Die kirchlichen Verhältnisse sind in der traurigsten Lage, der religiöse Zustand bejammernswerth. Man spürt den Sonntag nur an den bunteren Kleidern und belebten Kaffeehäusern. Die Geistlichkeit tritt mit Maßregeln hervor, die beklagenswerth sind. Von den Schritten des neuen Patriarchen werdet Ihr wissen, alle Thätigkeit der Missionen ist gelähmt, die treffliche Uebersetzung des alten Testamentes verketzert. Neulich wurde ein Angestellter Simon, weil er die Schwester seiner Brudersfrau geheirathet, in den Bann gethan und dieser ohne die gesetzliche Meldung bei der Regierung plötzlich in den Kirchen verlesen. Ehen zwischen Griechinnen und Fremden werden nur, falls diese sich taufen lassen, gestattet. Die junge Frau des Professors Fabrizius ward auf einmal vom Sakramente ausgeschlossen.

Seit Anfang des griechischen Septembers hat sich das Wetter geändert; es hat sich diesmal ohne Regen abgekühlt, die Luft war auf einmal wunderbar geklärt, man geht jetzt munter und frisch im Sonnenschein spazieren und bewegt sich mit ganzer Frische. Man findet es sogar des Morgens herbstlich frisch, obgleich wir neulich 18° Reaumur auf dem Thermometer hatten. Brandis hat jetzt viele Reiselust. Jeden Sonntag machen wir Touren, wozu sich dann oft mehr als ein Dutzend Pferde zusammenfinden, Frauen und Kinder, alle beritten. So waren wir in den letzten Tagen in Wari am Hymettos in der merkwürdigen Pansgrotte voll Skulptur und Inschriften, in Eleusis, wo wir vieles uns Unbekanntes fanden, besonders ein herrliches Mosaik, und uns ziemlich viel Münzen zusammenkauften, die da zahllos zum Vorschein kommen. Zuletzt besuchten wir die Steinbrüche des Hymettos, die bewunderungswürdig sind. Die Geschicklichkeit der Alten war unendlich groß. Man arbeitete die Steine gleich in bestimmten Maßen und Winkeln los, daher die Wände der Brüche wie Kunstwerke dastehen. Bei dieser gestrigen Tour war auch Ritter dabei, der eine Inselreise gemacht hat, und morgen sich wieder aufmacht, um den Norden des Peloponnes zu bereisen, nach 8 Tagen zurückkehrt, um von hier mit Brandis und, ich weiß nicht, wie Vielen von uns, den Parnaß und die Thermopylen zu besuchen. Dann wird er noch ein paar Schlußtage für Athen gewinnen und über Konstantinopel heimkehren.

Seine Anwesenheiten in Athen sind Feierzeiten für uns. Jedenfalls werden wir in diesem Herbste noch Manches von Griechenland sehen. Mittelst des neuen Dampfschiffes kann man leicht auf die Inseln kommen. Jetzt sind Gottlob alle Qualen der Hitze vorbei, alles Ungeziefer verschwunden, man ißt und trinkt wieder. In den letzten Tagen hatten wir starke Gewitter, die hier immer erst dann eintreten, wenn die Luft bedeutend gekühlt ist. Bis jetzt haben wir Regen und Gewitter nur in zwei Nächten gehabt, so daß man nur die angenehmsten Folgen genießt, die frische Luft, die Erlösung vom Staube, der unerträglich war, und das neue Grünwerden der Erde, welche einen zweiten Frühling feiert. Die Zeit der Weinlese ist hier ohne solenne Feierlichkeit, die Esel tragen schaarenweise den neuen Wein in Ziegenfellen, deren Haare nach innen gekehrt sind, in die Stadt zum Weinhändler, der ihm sein Quantum Harz zutheilt.

An die Eltern.

Athen, 12. Oktober 1837.

Ritter war von seiner Inselreise mit Roß und Finlay zurückgekehrt, um von hier nach kurzer Frist zu einer peloponnesischen Reise wieder aufzubrechen. Die wenigen Tage hatten wir den verehrten Mann fast immer in unserer Mitte und da ich am Morgen seiner Abreise noch bei ihm war, sagte er mir, wie gerne er mich zum Begleiter hätte. Ich hatte an diese Reise gar nicht gedacht, nur an die spätere nach dem Parnaß — aber dies Wort ging mir zu Herzen, und da in vieler Hinsicht jetzt meine Abwesenheit leichter einzurichten war, so entschloß ich mich schnell, von der lieben Frau Professor aufgemuntert, während Herr Professor selbst Ritter auf dem heiligen Weg begleitete, — diesem nach Eleusis nachzureiten. Wie konnte ich die Gelegenheit vorüberlassen, einem solchen Manne ein erwünschter Reisegefährte zu sein! Ich traf ihn noch in Eleusis, konnte ihm dort schnell das Merkwürdigste zeigen, und wir zogen dann weiter zusammen nach Megara, wo wir noch Zeit hatten, die dort jetzt vereinigten und unter Schloß und Riegel gebrachten Antiken zu sehn, worunter einige schätzbare Fragmente, obwohl gerade die erhaltensten zu der Klasse von fabrikmäßig gearbeiteten Grabfiguren gehören, die man in Griechenland ziemlich häufig findet. Beim schönsten Morgenwetter ritten wir am 26. durch die fette Megarische Ebene, und entzückend war der Anblick, da wir beim

Skironischen Thore anlangten und den Saronischen Golf mit seinen schön geformten Inseln und Küsten auf einmal erblickten. Der Weg war einst recht gut, und man sieht noch einige stattliche Substruktionen und Wagenspuren, aber er ist mehrfach zerstört worden in alten und neuen Kriegen, man hat die jüngere Anschwemmung, welche den Fuß des Kalkgebirges überdeckt und auf deren Höhe der Weg hingeführt war, an einzelnen Stellen hinabgeworfen, wo jetzt schroffe Rutschwände nackt hervortreten und den Wanderer zwingen auf holprigen Felstreppen bis zum Meer hinabzusteigen. Der Isthmos gab zu belehrender Mittheilung Veranlassung, da Ritter überall das Geologische besonders im Auge hat. Der Morgen des dritten Tages war Akrokorinth bestimmt, wo wir beim schönsten Morgenlichte jene ungemeine Aussicht, eine der wenigen schon im Alterthum berühmten, genossen. Ich war zum dritten Male oben, aber zum ersten Male sah ich klar die beiden Meere zu Füßen. Auch den Peirenebrunnen sah ich zuerst, der gleich unter dem Gipfel entspringend oben durch Treppen erst zugänglich gemacht und mit einer Tempelfronte geschmückt war, was man jetzt nur in der Tiefe entdeckt, da die Quelle als Ziehbrunnen überbaut ist. Unten am Meere in den Gärten des früheren Bey quillt sie hervor. Mittags brachen wir auf und zogen durch die fruchtbare, an Oel- und Korinthenpflanzungen reiche Ebene zwischen Korinth und Sikyon über den Nemea- und Asoposfluß nach Wasiliko, das vom Meere entfernter liegt auf der ersten der Höhenreihen, die sich terrassenförmig zum Kyllene hinaufbauen, auf dem Plateau, wo einst die Citadelle, später die Stadt Sikyon selbst lag. Uns überraschte die große Menge von architektonischen Resten, uns entzückte die romantische Lage der Stadt, von der man, gerade zum schönsten Landschaftsbilde abgeschlossen, Parnaß und Helikon mit der Bucht von Krisa vor sich sieht. Ich habe keine so landschaftliche Aussicht in Griechenland gesehen, es freute mich, auch hier mit einigen alten Sikyoniern meinen kleinen Münzschatz bereichern zu können. An die das Plateau beschließenden Höhen liegt angelehnt ein schönes Theater, mit zwei ganz erhaltenen gewölbten Zugängen. Man reitet etwas weiter, passirt die alten Stadtmauern, und plötzlich liegt das reichste Thal vor Augen, in das ein steiler Weg zum Theil noch mit altem Pflaster hinabführt. Ein Bach rieselt laut durch das dichteste Gebüsch von Lentiscus, Myrthe, Oleander, Erdbeerbäumen, Platanen. Wer von Attikas kahlen Bergen hierherkommt, glaubt in ein Zau-

berland zu kommen. Hier ist Segen und Lebensfülle. Wir blieben die Nacht in Suli, schon auf einer bedeutend höheren Terrasse gelegen. Den Korinthischen Golf behält man natürlich immer im Auge. Auf bösen Gebirgswegen gelangten wir am folgenden Tage nach Trikkala, einem schon sehr hoch gelegenen Orte unmittelbar am nördlichen Fuße des Kyllene, wo wir die liebenswürdigste Gastfreiheit erfuhren. Es wohnt hier die Familie Notaras, zur Venetianer Zeit eine der ersten, noch jetzt sehr begütert; zwei alte Brüder haben da eine Art von Supremat. Tags darauf gingen wir über den Kyllene, von jetzt an durch bewaffnete Albanesen, welche die Demarchen uns mitgaben, begleitet, die wenigstens unserem Zuge ein abenteuerliches und malerisches Ansehen gaben. Der Kyllene ist rings von langen, tiefen Thälern umgeben, die größtentheils einst Seen waren, am größten der Pheneos, an dessen Rand wir zunächst anlangten — aber seit zwei Jahren ist er kein See mehr, noch sieht man deutlich an den Bergen umher einen weißen Ring, der den Wasserstand bezeichnet, aber jetzt sammelt sich kein Wasser mehr, sondern das noch in vielen Kanälen herzufließende Wasser verliert sich in dreizehn Katabothren, wovon vier eigentliche Felsenschlünde, die andern nur Abzugslöcher sind. Jetzt ist man fortwährend beschäftigt, durch Erweiterung und Vergitterung der Katabothren einer neuen Anfüllung zuvorzukommen. Das ehemalige Seebett ist natürlich das fruchtbarste Ackerland, seit den zwei Jahren ist es schon voll geworden von Weinbergen und Maisfeldern, und wir glaubten nirgends süßere Feigen gegessen zu haben. Viele merkwürdige Traditionen knüpfen sich an dieses Lokal. Im ganzen galt es immer für ein glückliches Zeichen, wenn der See ablief. Sein gänzlicher Ablauf stimmte daher sehr gut für unseren König, zu dem einst eine Gesandtschaft kam, um zu melden, daß man Geister als geharnischte Männer die Löcher wieder stopfen sehe. Die alte arkadische Stadt Pheneos lag auf einer Halbinsel ins Meer vorgestreckt, jetzt ein ganz üppiger Rebenhügel, an dem noch kyklopische Mauerreste durchschimmern. Das jetzige Phonia ist ein reiches Dorf, aber ungesund und wie die herrlichsten Gegenden ganz von Albanesen bewohnt, die häßlich und dumm sind, man kommt da kaum mit dem Griechischen durch. Hinter Phonia sahen wir das Styxwasser herabkommen, dessen herrlicher Quell aber noch jetzt verschrieen ist, kein Grieche trinkt davon. Ueber das Geronteion stiegen wir zum Stymphalischen See hinab. Die frühere Ausdehnung beweist ein alter

Damm, der noch wohlerhalten durch das Land führt. Jetzt steht auch hier nur wenig Wasser, das meiste stürzt durch einen Felsenschlund, der wie ein großes Maul sich aufthut, in unabsehliche Tiefe brausend hinab. Die Gegend ist öde und schauerlich. Stymphalos liegt wie Pheneos, nur ist sein Hügel schroffer und felsiger, auch hat er viel mehr Stadtreste. Es war im ganzen Thale eine so feuchtkalte Luft, daß wir uns freuten, als wir wieder herauskamen. Ritter erkrankte unterwegs, obwohl ganz vorübergehend. Ueber einen breiten Bergrücken stiegen wir hinab zum Asoposthale, wo das schöne Phlius auf seinem Hügel noch zu spüren ist. Höchst frappant sind alle Situationen alter Städte. Man bedarf gar keiner Ruinen, die Anschauung des Terrains ist schon sehr lehrreich. Von Hagios Georgios, einem dem alten Phlius nahe liegenden Orte, zogen wir am zweiten Oktober nach dem Thale von Nemea, wo noch einige Säulen des Jupitertempels stehen und viele zerstreute Reste liegen. Auf den Weg von Korinth nach Argos einlenkend, wanden wir uns allmählich aus dem Gebirge heraus und sahen plötzlich, wie Orest einst, die fruchtbare Ebene des alten Argos vor uns liegen, aus der die Lariſſa von Argos gleich bedeutsam horvorragt. An den letzten Hügelreihen liegen, ehe man die Ebene erreicht, die majestätischen Baureste von Mykene, die ungeheuren Citadellenmauern mit dem Löwenthore und das Atreische Schatzhaus. Es schwindelt einem, wenn man das graueste Alterthum plötzlich in so naher Gegenwart vor sich sieht. Ritter machte mich auf Vieles aufmerksam, wofür ich ihm immer danken werde. Hier sind wahrlich keine Anfänge roher Kunst, sondern ausgebildeter Styl eines seltsamen Geschlechts von Menschen. Das ganze Mykene nennen die Leute jetzt blos Agamem; in der Nähe ein Chan „zu den beiden Atriden". Argos hat auf seiner Akropole noch uralte Inschriften und Mauern, sonst ist es eine sehr freundliche mit Cypressen geschmückte Stadt mit herrlicher Aussicht auf das Meer und Nauplia. Wir fuhren von Argos nach dem Quell des Erasinos, der hier unterhalb einer herrlichen Felsenhöhle auftaucht, nach den Alten der Abfluß des Stymphalischen Sees. Nahe dabei ist das alte palamidhische Gebirge, wahrscheinlich das Polyandreion von Kenchreai, höchst wunderbar und interessant. Aegypten spiegelt sich hier ab in Natur und Kunst. Seit ich in Argos gewesen, lasse ich mir meinen König Danaos nicht weghypothesieren. Durch die reiche Inachosebene, wo die Danaostöchter Baumwolle ernteten, gingen wir zur τειχιόεσσα Τίρυνς, die sehr be-

quem an der Chaussee nach Nauplia liegt. Gewaltige Ruinen in weniger sorgfältigem kyklopischen Style mit seltsamen verdeckten Gängen. Dann das moderne Nauplia, neapolitanisch gelegen, nur zu eng zwischen Fels und Meer eingeklemmt, die einzig städtisch gebaute Stadt Griechenlands, eine gewaltige Festung durch den unersteiglichen Palamidhi, der von oben bis unten von Kaktus bewachsen ist. Der Weg nach Epidauros führt an schön erhaltenen Argolischen Kastellen vorbei, die aber namenlos sind, und am Hieron des Asklepios, dem weltberühmten, wo in einem lieblichen stillen Thale das Theater liegt, das einzige in Griechenland mit erhaltenen Sitzreihen, wie alle griechischen an einen Hügel freundlich angeschlossen, der aber, der Steinlast müde, durch Büsche ihre Fugen zu sprengen gesucht hat. Tempel, Inschriftensteine, heilige Quelle — Alles dies zu einem romantischen Ganzen verbunden, gibt ein so lebendiges, wehmüthiges Bild vom Alterthume, daß man sich kaum losreißen kann, um auf einem schönen Pfade, wo so viele Elende einst zum Asklepios getragen wurden, auf die große Straße nach Epidauros zurückzukommen, das, noch an der Stelle des alten liegend, jetzt ein jämmerlicher Ort ist. Wir wollten noch Troizen und die merkwürdige vulkanische Halbinsel Methana besuchen, aber das hellenische Dampfschiff, worauf wir gerechnet hatten, blieb aus. Wegen anhaltender Nordwinde konnten wir nicht nach Attika hinübersegeln, mußten also auf bösen Gebirgspfaden wieder nach dem Isthmos reiten. An den Bädern der Helena vorbei, erreichten wir nach mancherlei Abenteuern in der Nacht Kalamaki, machten anderen Tags den starken Ritt bis Eleusis, und Sonnabend Morgen war ich wieder in meinem Athen und im Kreise der geliebten Menschen, denen ich auf das innigste angehöre, nach denen ich mich an jedem Tage meiner Abwesenheit sehnte, obwohl ich auch da so glücklich war. Ja, geliebte Eltern, verdient habe ich es nicht, aber ich danke meinem Gotte für seine unaussprechlichen Gnaden und bitte nur, daß mich sein Segen nicht verweichliche und schwäche. Denn des Lebens Ernst wird nicht ausbleiben. Ritter war wie ein liebender Vater gegen mich, ein Mann voll der reinsten Harmonie. Wissenschaft und Religion haben sich in ihm durchdrungen. Er ist jetzt mit Brandis zum Parnasse. Am 23. will er fort über Konstantinopel.

An Victorine Boissonnet.

Athen, 27. Oktober 1837.

Eine rauhe, kalte Aequinoktialzeit voll Wind und Regen, deren erste Proben wir noch in Argos hatten, hat gerade die Tage, an welchen Ritter und Brandis ihre Reise nach Böotien und Phokis ausführten, sehr unerfreulich gemacht.

Uns fror ganz ernstlich und man sah Feuer in den Kaminen. Jetzt hat das Wetter ausgestürmt. Statt des schneidenden Boreas der lieblichste Zephyr, die leichteste, schöne Luft, ewig blauer Himmel, der den ganzen Menschen elektrisirt. Die Erde ist wieder grün, die Wasser sind stärker. Zum ersten Male sah ich gestern im Ilisosbett ein fließendes Aermchen, das aber gar zu bescheiden neben den Baum- und Weinpflanzungen hinfließt, welche den größten Theil des Bettes ausfüllen. So erscheinen die meisten griechischen Flußthäler jetzt nur als fruchtbare Ravins, die mit grünen und rothen Farben das öde Land durchziehen. Langsam hebt sich der Anbau auch hier, aber es wird lange dauern, bis Attika diesen Charakter verliert, welcher den aus dem Peloponnes Wiederkehrenden sehr frappirt. Im Steigen ist besonders durch ganz Griechenland die Baumwollenkultur, doch hat man noch nicht die perennirende. Auch pflanzt man mit Eifer Maulbeerbäume und man wird bald an die maulbeerreiche Lombardei erinnert werden. Das Drehen der Baumwolle ist die gewöhnliche Beschäftigung der Frauen, tausendmal malerischer als unser Stricken. Wie bedauere ich, keine Künstlerhand zu haben, um solche Scenen und Figuren festzuhalten, wie man sie hier im gewöhnlichsten Leben sieht. Man wird fortwährend dazu aufgefordert, denn die Griechen sind malerisch in Allem, was sie thun. Wenn ich Jemanden beneide, so ist es unser genialer Künstler Lange,*) ein Darmstädter, der eine Mappe von griechischen Landschaften und Genrebildern gesammelt hat, welche durchzusehen der höchste Genuß ist. Er ist jetzt beauftragt mit dem Plan zur Metropolitankirche, denn er ist von Hause aus Architekt und erst hier zum Landschaftsmalen begeistert worden. Zum Vorstand der Metropolitankirche hat man den gelehrtesten Griechen, den würdigen Oikonomos aus-

*) Ludwig Lange, 1808—1868, ging mit seinem Lehrer Rottmann 1834 nach Griechenland und wurde 1835 Professor der zeichnenden Künste am Gymnasium zu Athen.

ersehen, dem man bis dahin nichts Würdiges anbieten konnte, da er eine bedeutende russische Pension hat. Ein herrlicher Greis, wie ein Magus des Orients, in einem langen weißen Bart. Sein Sohn und seine Tochter haben deutsche Bildung. Letztere ist ein sehr originelles, mir noch etwas räthselhaftes Wesen. Neulich machten wir Besuch und fanden das Fräulein umgeben von vielen Herren, die auf dem Divan herumsitzend mit langen Pfeifen ihr vorrauchten. Es sah kurios aus. Diese interessante Familie lebte bis dahin in Nauplia und ist erst kürzlich nach Athen gezogen, wo immer mehr sich aus allen Theilen das gebildete, oder bildungsuchende griechische Publikum versammelt. Die Universität wird in dieser Beziehung von größter Wichtigkeit sein und viele Familien aus Asien herüberziehen. Noch immer wohnt ein Theil der reichsten, angesehensten griechischen Familien im Auslande, weil es noch immer an Kredit und Vertrauen fehlt zum Bestande des jungen Königreichs, an dem doch im Lande Keiner zweifelt, trotz der vielen Mängel und Uebelstände. Das ist der Hauptschaden, den die Athener Ephemeriden anrichten, die man im Auslande als Organe bedeutender Volksparteien ansieht. Jetzt kommt wieder neue und außerordentliche Unruhe in unser bewegtes Leben. Es sind vier hohe Prinzen mit vielem Gefolge vom russischen Lager im Piräus angekommen. Sie werden in der Quarantäne gehalten, in welche durch Unvorsichtigkeit eine Menge Menschen mit hineingezogen worden sind, sogar der Hygionom Boduris selbst. Der König hat nicht Platz genug schaffen können für alle Gäste, und so geschieht es, daß Prinz Adalbert von Preußen*) in unser Haus kommen wird auf die Einladung des Professors. Das gibt wieder eine entsetzlich bunte Zeit.

Athen, 26. November 1837.

Gleich nach Ritters Abreise kam die Prinzenschaar an, welche ganz Athen in Bewegung setzte und besonders auch unser Haus, da Prinz Adalbert bei uns wohnte. Ich zog in der Zeit mit den beiden Aeltesten zum Dr. Kork und seiner liebenswürdigen Frau. Sie ist

*) Prinz Adalbert von Preußen (1811—1873) folgte 1836 einer Einladung des Zaren nach Südrußland und fuhr dann mit dem Erzherzoge Johann auf einem österreichischen Kriegsdampfer von Sebastopol über Constantinopel, Smyrna, Athen, Korfu bis Triest.

meine eigentliche griechische Lehrerin, denn der Wunsch und Trieb, mich ihr immer mehr ausdrücken zu können, setzt alle meine Kräfte in Bewegung, und ihr verdanke ich, daß ich Fortschritte mache und daß mir das Lernen so große Freude macht. Sie ist in den wohlhabendsten Verhältnissen groß geworden, theils in Konstantinopel lebend, theils auf ihrem Gute bei Prussa. Beim Anfang des Aufstandes ist sie mit den Ihrigen nach Odessa geflüchtet, und seitdem sind vielfache herbe Schicksale über sie ergangen. Sie kann unendlich viel erzählen und ist auch wirklich, wie Wenige ihres Volkes, durch schwere Erfahrungen und evangelisches Christenthum zu einer hohen Vortrefflichkeit gereift. Im ganzen sieht man es der Gegenwart Griechenlands nicht an, welch eine Vergangenheit ihr unmittelbar vorangeht, wie sie erkämpft ist. Wäre das nicht so entsetzlich schnell vergessen, so könnte nicht so viel Flachheit und Eitelkeit, so viel Lug und Trug, so wenig Ernst und Liebe vorhanden sein.

Heute vor 14 Tagen machten wir eine Entdeckungsreise über das Lykabettosgebirge. Eigentlich trug diesen Namen gewiß nur der eine majestätische Berg, an dessen Wurzel wir wohnen, doch steht dieser in Verbindung mit einer sehr erheblichen Hügelreihe, welche sich von Norden nach Süden, die Ebene schneidend, gelagert hat. Diese durchwanderten wir zum Theil, bestiegen die Höhen, auch hier Felskuppen auf breiten Erdbasen, und wurden durch großartige Aussichten überrascht. Die Höhe war hoch genug, um auf der einen Seite über die Senkung des Korydalos, durch die der heilige Weg hindurchgeht, ein Stückchen der Bucht von Eleusis zu sehen und auf der andern Seite zwischen Hymettos und Pentelikon hindurch die hohen Bergspitzen von Euböa. Meine Zeit ist jetzt mehr als sonst in Anspruch genommen. In den Stunden, in denen meine Knaben die Schule besuchen, kommt ein junger Spartaner zu mir, um Lateinisch zu lernen. Jetzt bin ich wieder aufgefordert, einem jungen, sehr gebildeten Griechen Antoniades, der schon eine Zeit lang bei der Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt war, lateinischen Unterricht zu geben. Solche Gelegenheiten ergreife ich mit Freuden. Wenn auch dadurch für andere Studien Zeit verloren geht, so lerne ich doch Griechisch. Ich möchte vor allem gern mit einer mehr als oberflächlichen Kenntniß des Neugriechischen Griechenland verlassen — und wer weiß, wie lange wir noch bleiben? Es ist hier Alles so vorübergehend und ungewiß. Wir haben Athen schon oft einem großen Gasthause verglichen.

Auf der Akropolis steht jetzt unter Hansens Aufsicht die nördliche Halle des Erechtheions aus dem Schutte auf, — ein Musterbild schlanker, zierlicher, luftiger Verhältnisse. Leider wurden die Arbeiten sehr oft wegen gänzlicher Geldebbe unterbrochen. Es wäre so sehr zu wünschen, daß auswärts Geldmittel für Ausgrabungen in Athen zusammenkämen, vielleicht kommt durch Gerhards und jetzt durch Ritters Verwendung etwas derart zu Stande. Jetzt kommen fast nur bei Hausbauten Alterthümer zum Vorschein und zwar besonders in unserer Gegend, an der östlichen Stadtgrenze, wo viele hübsche Häuser gebaut werden. Zuletzt hat Domnando, ein Wlache von Geburt, der lange in Frankreich gelebt hat, ein höchst gelehrter Mann, jetzt Professor der Naturwissenschaften, Fundamente graben lassen, und da ist denn eine ganze Menge von Gräbern gefunden, ein Stück der Stadtmauer, vier Brunnen, ganz nahe bei einander, die das schönste Wasser enthalten und mit einander durch mannshohe Gänge unterirdisch in Verbindung stehen, vielleicht, um das alte Solonische Gesetz gegenseitiger Wassermittheilung zu erfüllen. Die Gräber sind zu beiden Seiten der Mauer aus römischer Zeit, theils armer Leute, blos aus großen gebrannten Ziegeln gebildet, ein glatter, viereckiger bildet die Grundlage, ein gewölbter, bei noch ärmlicheren Gräbern zweitheilig, steht darüber; zu Kopf und zu Fuß sind sie zuweilen geschlossen, zuweilen auch ganz offen. Gewöhnlich finden sich auch in diesem einige Andenken der Liebe, wenn auch nur ein kleines Thränenfläschchen. In einem ärmlichen Grabe fand sich in Thon gebildet ein ganz kleines, tempelartig konstruirtes Grabmonument, in welchem eine sitzende Frau dargestellt war — da man nicht im Stande war, der Verstorbenen wirklich ein solches Monument auszuführen, gab man ihr als Zeichen des guten Willens wenigstens das Thonmodell davon in ihr ärmliches Ziegelgrab. Auch ein großer Sarkophag war gefunden. Domnando lud zu dessen Oeffnung die Majestäten, den Hof und die anwesenden Prinzen ein, für die auf dem höheren Erdreiche Teppiche gelegt und Stühle gesetzt waren. Zu ihren Füßen stand der marmorne Sarg und rund herum viele gestörte Todtenstätten. Es sah aus, als sollte ein Todtengericht gehalten werden. Der Sarkophag stand noch halb in der Erde, nur von oben frei gedeckt; man fing an zu arbeiten, der Deckel war fest durch Blei geschlossen. Der Erzherzog Johann prüfte das Blei und rühmte es. Endlich wurden die Keile untergeschoben und der schwere Deckel hob sich. Auch das flaufte der anwesenden Gesichter drückte

doch eine gewisse Empfindung aus, als die Todtenluft aus dem Grabe hervordrang. Dann drängte sich Alles hinzu, und sieh, es waren die Reste eines jungen Mädchens, um deren Brust ein Kranz von Goldplättchen gelegt war. Der Leib selbst war in Goldstoffe gekleidet, wovon noch viele schöne Goldfäden übrig waren. Eine Menge von Ringen lag darin, kostbare, aber nicht von schönster Arbeit. Domnando präsentirte sie auf einem Teller der Königin zur Auswahl. Die Goldplättchen vertheilte er unter seine Freunde. Später wurde der ganze Larnax herausgehoben. Man sah schon aus dem Deckel und dem doppelten Verschlusse, daß der Sarkophag zum zweiten Male benutzt war; jetzt sah man unten verkehrt die Inschrift eines männlichen Namens. Es war also dieser Stein ursprünglich bei einem Grabmonument angewandt, wahrscheinlich erst später ausgehöhlt und dann, wie eine große Oeffnung unten am Steine beweist, als Wasserbassin benutzt; beim Tode der Letztbegrabenen aber, die eines reichen Mannes Kind gewesen sein muß, hat man bei vielleicht dringenden Umständen keinen neuen Sarkophag machen können, sondern von einer Quelle dies Behältniß genommen und einen rohen Stein darauf gewälzt. Auch die Art der Schmückung des Leichnams läßt auf eine tumultuarische Beerdigung schließen. Jetzt wird der Stein wieder unter einer Quelle in Domnandos Garten stehen. Dies war allerdings ein besonders reicher Fund. Dem Herzog von Leuchtenberg, der dadurch große Lust zu Grabungen bekommen hatte, ging es übler. Er ließ erst am Diphylon graben und fand ganz arme Gräber. Dann ließ er mit bedeutenden Kosten einen hohen Tumulus am Hymettos aufgraben und fand gar nichts, also wahrscheinlich war man auch hier wie, ich glaube, oft zu voreilig bei der Hand, wo man einen Hügel von künstlicher Konstruktion sieht.

Sonst geschieht entsetzlich wenig für Archäologie, und selbst die wenigen Sachkundigen sind zu uneins. Hier kann einmal wegen Parteiungen nichts Großes gedeihen. Es ist jetzt ein archäologischer Verein zusammengetreten aus lauter Griechen, mit Pittakis an der Spitze — lauter unwissende Menschen. Jetzt sind auch die Aeginetischen Alterthümer hier. Der Theseustempel ist so voll, daß man kaum hineingehen, viel weniger die Einzelheiten betrachten kann. Schon lange spricht man vom Bau eines Museums, aber damit geht es wie mit dem Bau der Metropolitankirche und vielen anderen schönen Sachen.

An die Eltern.

Athen, am 1. Weihnachtstage 1837.

Möchtet Ihr so heiter und ungetrübt das köstliche Fest der Geburt unseres Heilandes gefeiert haben, wie wir es gestern und heute gethan haben. Gestern Abend war große Bescheerung. Einige unserer nächsten Hausfreunde waren eingeladen, Dr. Kork mit seiner Frau, Manussis, einer der gebildetsten Griechen, Psaras, Lehrer am Gymnasium, unsere beiden piräischen Gastfreunde Mahn und Lorentzen, endlich unser lieber Hofprediger Meyer. Wir kamen erst Alle im Studirzimmer des Professors zusammen und sangen gemeinschaftlich mit den Kindern „Vom Himmel hoch, da komm' ich her", dann ging es in den großen erleuchteten Saal, wo ich mit Fräulein Ida eine Art grüner Laube eingerichtet hatte, da wir keinen richtigen Tannenstamm hatten bekommen können. Wir hatten eine Menge Lorbeergebüsch und Oleanderlaub und zwei kleine Fichtenbäumchen, damit wurde der Saal recht hübsch dekorirt. In der Mitte im Hintergrund ein Christusbildchen, unter der Laube die Geschenke für die Kleinen und umher im Zimmer die Angebinde für die Größeren. In der Mitte des Zimmers standen die Puppen als Pallikaren angekleidet, mit den albanesischen Trachten, welche den beiden Mittleren beschеert waren — auf die niedlichste Weise war Alles von der Professorin angeordnet und der Jubel allgemein. Ich fand ein allerliebstes Stammbüchlein für griechische Freunde, bestickt mit den Mustern eines Eleusinischen Mosaiks, das wir zusammen besehen hatten, von der Hand der Professorin, Ihr könnt denken, ein wie theures Geschenk für mich! Der Professor schenkte mir die Werke von Montesquieu. Darnach hatte Ida Hengstenberg ein glänzendes Tischchen aufgestellt, um mit kleinen allerliebsten Handarbeiten ihre Hausgenossen zu bescheeren. Endlich klingelte es noch laut im Zimmer der Knaben, und auch die hatten uns allen schriftliche, oder Handarbeiten mit vielen Lichterchen zurecht gelegt. Nun glaubte man, es sei zu Ende — da gehen wieder die Thüren zum Nebenzimmer auf und die Professorin sitzt da im Hellenidenkostüm, rudernd, wie im Schiffe und stellt sich nun, die athenische Sprachverwirrung meisterhaft persiflirend, als sei sie in größter Verlegenheit, die vielen Adressen an den Mann zu bringen. Nun folgte eine Menge von den amüsantesten, witzigsten Adressen, die sämmtlich die Professorin geschrieben hatte, mit einer wahrhaft

bewundernswürdigen Fülle von Liebe, Geist und Witz. Alle waren entzückt über diese Scherze, und es war rührend, diese einträchtige kindliche Freude Aller zu sehen, die, so verschiedener Herkunft und Sitte, so wunderbar zusammengebracht waren, deren Manche zum ersten Male ein solches Weihnachtsfest erlebten, andere mit großer Rührung langentbehrte Jugenderinnerungen auffrischten.

Seit vier Wochen haben wir rechten attischen Winter gehabt, d. h. die denkbar schönsten Tage mit kalten Sturmtagen wechselnd. An letzteren ziehen wir uns Alle in die beiden Vorzimmer zusammen um unsere beiden Oefen. Ein deutscher Hauptmann, zugleich Chef der polytechnischen Schule, hat eine Ofenfabrik gegründet und schon sind daraus viele sehr gelungene Exemplare hervorgegangen, ohne daß noch ein griechischer Name dafür existirt.

Seit einigen Tagen läuft die alte Kalirrhoe wieder und ist als Enneakrunos zu erkennen. Auch hat sich durch Graben gezeigt, daß der Ilisos gar nicht verschüttet ist und unten ganz fröhlich dahinfließt. In seinem Bette entstehen jetzt die schönsten Gärten. Heute vor acht Tagen waren wir zur Taufe der kleinen Irene Ulrichs. Die Mutter ist außerordentlich lieblich und viel bei uns. Rudharts*) werden noch bis März bleiben, und ihre großen Sonnabendssoiréen, die wir zuweilen besuchen, werden noch fortdauern. Die Töchter kommen öfters zu uns. Politische Neuigkeiten gibt es ohne Ende. Man hat auch für nichts Anderes Sinn. Es herrscht hier kein litterarischer Fleiß. Es gibt keine Litteratur, es ist nur das Ereigniß des Tages, das die Menschen beschäftigt. Minister des Kultus und der inneren Angelegenheiten ist jetzt der wackere, treffliche Glarakis. Gott gebe, daß er eine lange Verwaltung habe!

An die Eltern.

Athen, 24. Januar 1838.

Wir beschlossen das Jahr froh und herzlich. Eine interessante Männergesellschaft, die wir am Sylvestertage bei uns hatten, zerstreute sich und wir brachten den Abend allein zusammen zu. Es war ja auch das Jahresfest unseres jetzigen Kreises, und wir schauten bewegt auf das Jahr zurück, das so dunkel einst vor uns lag.

*) Ignaz von Rudhart, 1790—1838, hatte am 21. Dezember 1837 sein Amt als griechischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen niedergelegt.

Das Jahresende war kalt, und der Schnee kam oft bis in die Ebene. Zum griechischen Weihnachtsfeste hatte Frau Kork schon seit lange eingeladen. Ihre liebenswürdige, von schweren Schicksalen verfolgte Familie Philalethes, war da versammelt; wir wurden aus Scherz ganz orientalisch mit Kaffee und Weihrauch bewirthet, dann wurden Worte dargestellt, endlich mußten wir Brandisschen Leute nach dem Klange einer Zither uns kleine Geschenke suchen, die sämmtlich unsere liebe byzantinische Freundin gearbeitet hatte. Mich hat sie durch eine Perlenuhrlitze sich verbunden. Das Weihnachtsfest wird bei den Griechen Mikra-Pascha genannt und höchlich gefeiert, besonders durch eine endlose Menge von Besuchen, die sich bei allen großen Festen wiederholen und unbeschreiblich langweilig sind. Das Wetter war sehr lieblich, und ich machte mit Dr. Kochen,*) Roß und Phindikles eine Wanderung nach Marathon in Begleitung eines Dieners und Packpferdes. Wir nahmen den bequemsten Weg über Kephisia um den westlichen Fuß des Pentelikon. Aber auch dieser ist sehr beschwerlich und in so engen Pässen schließbar, daß dem hier Wandernden die Leitung des Hippias sehr seltsam vorkommt, zumal, da in der Ebene selbst für Reiterei wenig Terrain ist. Die nördlichen Vorberge des Pentelikon sind sehr steil und unwegsam. Der erste Blick aber auf die Ebene, den schönen Meerbusen, der, von Kynosura begrenzt, aufs schönste sich ins Land hineinschwingt, und auf Euböa, dem sich in weiterer Ferne Andros, Tenos u. a. anschließen, dieser Blick von dem letzten Vorberge, an dessen Fuß das Kloster Wrana und die südliche Hälfte der Marathon-Ebene liegt, gehört zu dem Bezaubernbsten, was ich in Griechenland sah. Die ausgezeichnete Lage des Klosters Wrana macht mich sehr geneigt, das alte Marathon dahin zu versetzen. Es sind dort viele einzelne Reste, doch auf so fruchtbarem Boden bleibt nie viel zusammen. Das Interessanteste für uns war die Untersuchung einer schwer zugänglichen, aber im Innern weiten und mit wundersamen Gebilden angefüllten Stalaktitenhöhle, welche ganz der Panshöhle, wie sie Pausanias beschreibt, entspricht, so daß ich auch trotz der weiteren Entfernung vom Schlachtfelde nicht an der Identität zweifle. Unterhalb die stattliche sagenberühmte Makaria, die oft ganz allein dem Marathon-Flusse Wasser gibt, jetzt wohl dem größten in Attika, der sich ein Bett von lauter hellschimmernden Marmorsteinen vom

*) Archäologe, starb zu Athen am 1. Januar 1839.

Pentelikon heruntergeholt hat. Kaltes Boreaswetter bewog uns, Rhamnus aufzugeben. Der nördliche Theil der Ebene ist besser angebaut und macht nicht den tief melancholischen Eindruck, wie die andere Hälfte, wo nur nomadische Wlachen ihre Heerden treiben und nur die vielen Adler, welche das Schlachtfeld zu lieben scheinen, daran erinnern, was diese öde Gegend einst war, die städtereiche attische Tetrapolis, über welche eigene Bücher geschrieben waren. Wir gingen am vierten Tage früh vom Dorf Marathon fort und kamen, stark gehend, schon gegen vier Uhr in Athen an. Hier fand ich zu meinem Schrecken fast unser ganzes Haus krank; die Mutter und die Kinder, erstere am schwersten, waren von einer Influenza nach einander ergriffen worden. Doch ist Alles ohne Gefahr überwunden. Ich hatte große Freude daran, die Frau Professorin in dieser Zeit etwas pflegen zu können, besonders durch Vorlesen machte ich ihr Vergnügen. Ich las und lese mit ihr den Fallmereier, der in der Hauptsache abgeschmackt und voll von Widersprüchen, doch höchst interessante Partien des griechischen Mittelalters enthält. Am letzten Sonntage machten wir wieder die erste gemeinschaftliche Tour zu Wagen und zu Pferde nach dem Piräus, wo wir unsere Freunde besuchten, ein französisches Linienschiff „Le Trident" besahen und die bedeutenden neu aufgedeckten Reste der Piräusmauern betrachteten, welche sich um die Stadt herum nach dem Hafen ziehen in einer Breite von 14 Fuß und in unregelmäßigen Entfernungen mit gewaltigen runden Thürmen besetzt. Der Rückweg bei dem herrlichsten Abendhimmel war ungemein schön. Am Montage hatten wir wieder unsere gewöhnliche Abendgesellschaft. Unser Flügel bildete den Mittelpunkt. Es spielte besonders der blinde Sohn des hiesigen holländischen Konsuls Travers, welcher lange im spanischen Amerika sich aufgehalten hat und ein sehr gebildeter, vielfach belehrender Mann ist. Hier lernt man guten Umgang recht schätzen, da im allgemeinen Verkehr die Geselligkeit so leer und schal ist und in lauter eigennützigen Interessen oder blinder Parteisucht untergeht.

Auf der Akropolis wird fortwährend am Erechtheion gearbeitet. Wenn auch die Mauern fürs erste nicht ihre volle Höhe erreichen und wegen der Verstümmelung der Quadern große Lücken lassen, so gewinnt doch der Eindruck des Ganzen. Die Mittel sind so beschränkt, daß Alles Stückwerk bleibt. Türkische Bomben und Lord Elgin haben zu entsetzlich gehaust. Auch eine Karyatide, deren Rumpf man vor

einiger Zeit fand, wird jetzt behauptet und kann bald wieder ihr Gebälk tragen. Neulich hat eine Schaar atheniſcher Karrenführer für 700 Drachmen übernommen, den Schutt zwiſchen Parthenon und Erechtheion fortzuſchaffen. Dadurch wird das Anſehen der Akropolis ſehr gewinnen. Später wird die Räumung des Weges von den Propyläen bis zum Parthenon ähnlich verdungen werden. Auch kann da noch Manches an den Tag kommen, am meiſten hoffe ich auf Metopen. Die alten Pulvermagazine werden zu Muſeen eingerichtet, die aber ſämmtlich — die herrlichen Friesſkulpturen des Niketempels und einer vor demſelben einſt ſtehenden Bruſtwehr ausgenommen — nur Bruchſtücke geringeren Werthes und chromatiſch wichtige Stücke nebſt vielen allerliebſten Bronce- und Thonarbeiten enthalten. Das Niveau des Parthenon ſcheint erreicht zu ſein, doch iſt auffallend die ſorgſame Behandlung der Baſis aus Porosſtein unterhalb der drei großen Stufen des Tempels, welche doch noch nicht ſichtbar ſein konnten. Neulich bewunderte ich zuerſt, durch Freund Hanſen aufmerkſam gemacht, die halberloſchenen byzantiniſchen Freskomalereien im Innern der Parthenon-Cella. Nächſtens wird man die in chriſtlicher Zeit erbauten hohen Pfoſten an der Weſtſeite abbrechen, und dabei werden auch Inſchriften herabkommen, die man jetzt nur hoch in der Thüre ſitzen ſieht. Es wurde ſehr richtig im Miniſterium des Innern bemerkt, daß der Parthenon jetzt keiner Thüre bedürfe. Der Hypäthralbau des Parthenon wird durch Stücke der inneren Cornichen deutlicher, die in verjüngtem Maßſtabe die äußere Architektur des Tempels wiedergeben. Das große inmitten der Cella nicht mit Marmor gedeckte Quadrat, jetzt größtentheils durch die Kapelle der heiligen Sophia, der chriſtlichen Athena, bedeckt, ſcheint mir den Platz eines griechiſchen Altars, der vor der Bildſäule ſtand, nicht den der Bildſäule ſelbſt zu bezeichnen, da er sub divo war. Doch iſt die Theorie des Hypäthralbaues noch ungemein räthſelhaft. Auf dem großen öſtlich vom Parthenon gelegenen, dem Hymettos zugewandten Theile der Burg ſieht man jetzt aus der Ecke hervorſtehen mehrere gewaltige unkannelirte Säulentambours penteliſchen Steines, an denen auch noch die zur Transporterleichterung ſtehen gelaſſenen Knäufe nicht abgearbeitet ſind. Dieſe Stücke liegen im Kreiſe rund herum auf einem mit Marmorſtückchen bedeckten Niveau, alſo auf dem der alten Steinhauerwerkſtätten. Bei näherer Unterſuchung erweiſen ſich dieſe Säulentambours als ſchadhaft. So ſucht

und findet man immer Neues auf diesem denkwürdigsten Platze der Geschichte. Vieles belohnt gleich durch frappante Aufschlüsse, Anderes muß nur als Bemerktes ins Gedächtniß eingetragen werden, um bei gelegentlichen Analogien seine Erklärung zu finden. Jedenfalls aber übt sich Auge und Sinn an der einfachen Herrlichkeit der alten Kunstformen, deren Betrachtung den Geist hinwegführt über die Interessen einer kleinlichen Welt, die nirgends kleiner ist, als am Fuße der athenischen Akropolis.

Glücklich wer hier ganz im Reiche des Alterthums leben kann und vom Neuen auch nur das betrachtet, was ihn an das Alterthum erinnert. Der neue Palast steigt mächtig empor. Er beherrscht ganz Athen. Die Zahl der Millionen mag ich nicht nennen, die er gekostet hat, da noch so unendlich dringende Bedürfnisse des Volkes gar nicht berücksichtigt sind. Das Allerbedenklichste der gegenwärtigen Verhältnisse liegt in dem fanatischen Eifer der Synode, welche Schritt für Schritt dem Ziele einer neuen Hierarchie entgegengeht, welche nur dem erwünscht sein kann, welcher innere Zwietracht und heillose Schwäche des jungen Königreichs wünschte. Himmelschreiende Lügen werden gedruckt über Luther und Andere. Jetzt gilt's der neuen Bibelübersetzung und den unendlich segensreich wirkenden amerikanischen Schulen. Neulich hat sich ein junger deutscher Forstmann im Spercheios taufen lassen. O, was für Geschichten könnte ich erzählen von den griechischen Pfaffen, von grauenhaften Machinationen und schandbarer Spielerei, die mit dem Heiligsten getrieben wird. Gott helfe dem armen verlassenen Volke! Heute Abend kamen Manussis und Baron Stengel, der Sekretär des Königs, der einzige Bayer, der sich hier verheirathet und ganz dem Lande und Könige gewidmet hat. Themata des Gespräches, wie sie sich gewöhnlich wiederholen, waren ungeheure Mißgriffe der Regentschaft, Unverschämtheit der Synode, die nichts zu thun hat, sich alle Tage drei Stunden versammelt, 25 Bisthümer u. s. w. haben will, unverantwortliche Prellerei bei königlichen Miethen und Ankäufen von Seiten der griechischen Kapitalisten, beiläufige Musterung des Staatsrathes, Nutzen und Schaden des fremden Militärs, die große Geldfrage u. s. w. Zum 6. Februar geht der Hof nach Nauplia zum Feste der Landung des Königs. Der Professor wünscht, die Reise zu machen, wie Viele ihn begleiten, ist noch ungewiß.

Wenn doch einmal ein hanseatisches Schiff herkäme, so könntet Ihr mich mit Kleidern versorgen, und ich würde dagegen Santorin-

oder Samoswein schicken. Wie würde man bei uns als feinste Dessertweine zu schätzen wissen, was man hier täglich in Biergläsern trinkt und trinken sieht! Es fehlt nur noch an der gehörigen Traubensonderung, um den köstlichsten Wein der Welt zu produciren. Könnte man nicht mit dem neu ernannten preußischen Gesandten, der wohl noch in Berlin ist, Verbindungen anknüpfen? Ist denn wirklich nicht daran zu denken, unsere Vaterstadt in Verkehr mit dem Piräus zu setzen?! Alle Holzarbeiten, besonders ordinäre Möbel, würden auf der Stelle verkauft werden. Ein Hamburger Schiff war vorigen Sommer in Aegina. Sollten keine Lübecker Handelshäuser Lust haben, hier Verbindungen anzuknüpfen? Freilich sind gerade die größeren Handelsherren, von denen unser und des Königs Hausherr wohl der Reichste ist, niedrige Menschen. Könnte ich doch einen Dienst solcher Art meiner Vaterstadt leisten!

An Victorine Boissonnet.

Athen, 26. Januar 1838.

Kenntest Du Athen, Du würdest Dir leicht erklären können, welchem Wechsel von Empfindungen, von Genüssen und Entbehrungen, von Jubel und Betrübniß, man hier ausgesetzt ist, je nachdem man, seine nächsten Herzensbedürfnisse vergessend, sich in Betrachtung der Vergangenheit versenkt, oder an der wunderbar großartigen Natur sich erfreut, oder, wieder ganz Mensch, eine erquickende, erfreuende Gegenwart sucht, nach einer fröhlichen Entwicklung, belebendem Verkehre, anregender Gemeinschaft sich umsieht.

Unvergeßlich reiche Eindrücke verdanke ich den Alterthümern. Es ist ein unbeschreiblich hoher Genuß, umringt von den größten Kunstwerken, sich in die Zeit, welche sie schuf, zu versetzen, und dies himmlische Klima, dieser klare Himmel, diese entzückenden Blicke über Land und Meer, das interessante Treiben eines südlichen Volkes — Alles dies macht ja das Leben unendlich werth, aber bei alledem kann ich mein Auge nicht verschließen gegen die Gebrechen des jetzigen Athens, und ich kann mich nicht ganz, wie ein hochmüthiger Phantastikus, über den Schmerz hinwegsetzen, den der Anblick des großen sittlichen Elends in mir erregt. Der Konflux von Fremden, die meistens, wie alle hier feilstehenden Manufakturwaaren, der Auswurf ihres Landes sind (die Zahl derer, welche höheres Interesse nach Griechenland geführt hat, ist verhältniß-

mäßig gering), hat das Volk sehr verdorben. Es hat sich nicht mit Ruhe und Stetigkeit herausarbeiten können; Unwissenheit und Afterbildung, Aberglauben und Atheismus stehen sich schroff gegenüber. Es ist keine Religion da, nur Ceremoniendienst, darum sind Geiz und Selbstsucht schamlos emporgewuchert. Wie es besser werden soll, ist schwer zu sehen. Könntest Du in unser freundliches Familienleben hineinschauen, wie bald wärest Du bei uns zu Hause. Die Knaben sind mir ans Herz gewachsen, sie sind immer um mich. Ohne pädagogische Kunstgriffe habe ich sie stets in Gehorsam und Fleiß erhalten, und der Dank der Eltern für meine Dienste, die mir nie ein Opfer gekostet haben, war mir eine Belohnung, die mich unbeschreiblich glücklich gemacht hat. Muß ich auch manche Privatbeschäftigung aufgeben, so fühle ich doch, wie ich lerne in jeder Lehrstunde. Daneben mache ich auch den Turnlehrer, wie im Sommer den Schwimmlehrer, und mit den Knaben zu spielen wird mir nicht schwerer, als zu lehren. Auch bleibt für die Musik noch Zeit, und gern lüde ich Dich ein zu den Duetten, die ich mit Fräulein Ida singe. Sie ist ein liebes Mädchen, treu und wahr, immer dienstfertig, immer aufopfernd und das Höchste fest und sicher im Auge behaltend. Unsere Königin ist die holdeste Frau in Griechenland. Ihr Gruß beseeligt. Ich liebe die Fürstin, wie die guten Bildsäulen in einiger Entfernung, darum habe ich mich noch allen Aufforderungen, bei Hofe zu erscheinen, entzogen. Doch habe ich ihr schon zum Gesange gespielt in ihrer Kapelle.

An die Eltern.

Athen, 26. Februar 1838.

Wir haben einen herrlichen Januar gehabt, mild und klar, wie bei uns der Mai in gesegneten Jahren. Auch im Februar waren der Frosttage nur wenige, wo wir uns um den Ofen versammelt haben. Gleichwohl erkälten sich die Menschen hier merkwürdig viel wegen der schnellen Uebergänge der Temperatur, welche fast einzig und allein vom Winde abhängen. Sie zu beobachten gewinnt an Interesse je mehr und mehr, und wider Willen, ja trotz eines nicht geringen Widerstrebens von Seiten tiefgewurzelter Schulvorstellungen werde ich gezwungen, Geschichten griechischer Mythologie täglich vor meinen Augen vorgehen zu sehen. Eine ganz ungeahnte Poesie umspielt mich dann auf einsamen Spaziergängen. Am Ilisos

wandelnd, der jetzt ganz munter sein tiefes Bett durchrieselt, sehe ich den Boreas mit der Nymphe ringen. In frühen Morgenstunden sehe ich die Nebel wie dichte Hüllen von den Felsen sinken, und ich muß an die schönen Schwestern denken, die sich herabstürzen von der Burg. Ich fühle in wenigen Minuten die Luft verändert, es kommt der Nordwind von Thrakien, so fehlt auch seine Tochter nicht, die Chione, die von der entführten Oreithyia geborene. In wenig Stunden, oder am anderen Morgen sind die Gipfel der drei hohen Berge mit Schnee bedeckt. Ich verdanke Forchhammer viel. Sein Buch wird auch hier sehr verketzert, ich liebe es aber, obgleich ich mich bei weitem nicht von Allem überzeugen kann und besonders seine Etymologien für sehr schwach halte. Auch kann ich die ursprüngliche Grundidee und den wesentlichen Inhalt der Mythen nicht so zusammenwerfen.

Am Freitag machten wir eine Wanderung nach dem Euch schon bekannten Hymettos-Kloster. Es war ein himmlischer Tag; die Mandelbäume, die wilden Apfelbäume — alles in vollem Blüthenschnee, die Erde besät mit kleinen Blümchen — denn wir leben schon im Anthesterion, obgleich der Gamelion faktisch etwas hinübergreift in den Anthesterion. Dort saßen wir in dem reizenden Klosterhofe, zwischen grünen Rosenbüschen, Lorbeer und Mandeln, das war auch ein unvergeßlicher Tag.

Archäologisches gibt es nicht zu berichten aus Athen. Die Arbeiter sind aus Mangel an Geld fortgelaufen. Im Erechtheion ist Einiges gefunden, das aber noch geheim gehalten wird. Der König umfährt die Küsten und zeigt seine schöne Königin wie eine Anadyomene dem jubelnden Volke. Es laufen rührende Berichte ein. Brandis war mit seiner Frau 14 Tage verreist nach Argolis und Achaia, sie sind sehr glücklich ehegestern zurückgekehrt. Fräulein Ida und ich lebten hier mit den Kindern ganz fröhlich und einträchtig zusammen. Es ist mir eine recht denkwürdige Zeit, deren Andenken mir theuer bleiben soll. Seit Brandis' Rückkehr ist nun entschieden, was einige Wochen unentschieden, aufs höchste spannte. Der holländische Generalkonsul Travers hat sich um unsere liebe Hausgenossin beworben. Gestern erhielt er ihre Hand. Er ist ein vortrefflicher Mann, verwittwet und Vater mehrerer Kinder. Wir glauben Alle, daß Ida sehr glücklich werden wird, und wenn wir auch nicht ohne Wehmuth an den unserem traulichen Kreise bevorstehenden Verlust denken, so sind wir doch Alle des Dankes

und der Freude voll. Es ist ein ungemein liebes Mädchen. Ich habe in den letzten 14 Tagen noch recht ihr reines Gemüth kennen gelernt. Eben begleitete ich sie zur Frau Kork, und sie trug mir innige Grüße nach Hause auf. Wir waren uns besonders dadurch einander werth, daß wir von unserer Heimath zusammen sprachen, wozu sonst weder sie, noch ich, Gelegenheit hatte. So kennt sie denn auch Euch alle wohl, und darum nehmt freundlich ihren Gruß auf, den sie als glückliche Braut Euch sendet. Gott hat hier wunderbar gefügt, und ich habe zu vielfacher Erbauung dies Ereigniß erlebt. Travers ist Konsul der Niederlande und Dänemarks für Griechenland. Er hat lange Zeit in Süd-Amerika zugebracht, auch in Norwegen. Er hat eine sehr vielseitige Bildung, und ich weiß den Umgang des vortrefflichen Mannes sehr zu schätzen. Er ist sehr wohlhabend und wird 1840 nach Holland heimkehren.

In den letzten Tagen haben wir den athenischen Karneval erlebt, weniger Prunk, aber mehr volksthümliche Freude, als in Italien. Es sind wahrhaft bacchische Scenen, Vasengemälde erscheinen hier als Lebensbilder. Das schwärmerische Klingen der Zither erscholl vom Morgen bis in die laue Nacht hinein. Am ersten Tage hatte sich alles Volk um die Säulen des Olympischen Zeus gelagert und auf den Höhen umher, um ihr erstes Fastenspeisen gemeinschaftlich zu halten. Es waren gewiß 6000 Menschen in der schimmernden Tracht und mit dem malerischen Talente der Griechen, die einzeln oder in Gruppen immer die schönsten Tableaus bildeten. Heute war großes Festmahl bei uns zu Ehren des Brautpaares und zugleich Feier unserer Landung in Griechenland und daneben Geburtstagsfeier. Die Glückseligkeit unseres Bräutigams ist rührend; ihm ist auch ein überschwengliches Glück zu Theil geworden. Unsere beiden Familien verschmelzen sich jetzt. Er hat als Sekretär seines Konsulates einen jungen Baron de Testa, der sehr meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

An die Eltern.

Athen, 16. März 1838.

Auf unserer Akropolis wird jetzt wieder gegraben und zwar der Aufgang zu den Propyläen gereinigt. Es kommen mehr und mehr Marmorstufen zum Vorschein und das Ansehen des Ganzen ge-

winnt sehr. Das Interessanteste aber, was seit langer Zeit zum Vorschein gekommen ist, ist ein Basrelief*), über Lebensgröße, sehr flach, aber fleißig gearbeitet, in der Mesogaia gefunden, welches einen Krieger darstellt, in Profil aufrechtstehend, einen Speer haltend, mit einem Helme, dessen Bügel eingesetzt war; der Kopf ist, wie das Ganze im streng äginetischen Style, von dem spitzen Barte fehlt ein Stückchen, ebenso die Spitze der Lanze, sonst ist das Bildwerk ganz vortrefflich erhalten, und zwar mit den merkwürdigsten Farbenverzierungen. Der Grund des Reliefs hat eine rothe Farbe gehabt; der Panzer war schwarz, aber auf demselben laufen drei parallele Farbenstriche mit verschiedenen Verzierungen, der unterste ein Mäander. Vor der Brust war ein Medusenhaupt in grellen Farben gemalt. Auf dem Oberarme sieht unter dem Panzer ein faltiges Stück des Unterkleides hervor, auch mit einem schmalen Saume, der aber ohne Rücksicht auf die Falten gerade darüber hin gemalt ist, ebenso fällt der Chiton unter dem Panzer in steifen Falten über die Lenden. Zum Schutze des Unterleibes war ein Metallstreif eingesetzt. Die Beine stehen steif, eins vor dem andern. Die Beinschienen sind mit rother Farbe angedeutet. Die Lanze steht gerade neben dem Manne, die Spitze ist abgebrochen. Die Basis war grün.

An die Eltern.

Athen, 25. März 1838.

Der Morgen strahlt mit einer Herrlichkeit in mein Zimmer herein, die ich Euch beschreiben zu können wünschte. Ich sehe aus meinem Fenster gerade den Lykabettos vor mir, der durch seine schöne geniale Gestalt, seine prächtige rothe Felsenfarbe, welche jetzt durch das Grün der seinen Fuß umringenden Weinberge noch mehr gehoben wird, mich täglich entzückt. Rechts davon sehe ich einen Theil des Hymettos, und zwischen beiden Bergen schaut das Haupt des Pentelikon herüber, in seiner reinen, ernsten Form. Wir hatten lange unfreundliche Witterung —, aber seit acht Tagen erfreuen wir uns einer Klarheit der Luft, wie sie ganz besonders dieser Jahreszeit eigen ist. Sonnabend vor acht Tagen war der erste dieser Tage. Man konnte sich nicht zu Hause halten. Ich machte mit

*) Die bekannte Aristionstele.

Kochen und Ellissen*) einen Ritt durch den Oelwald, längs des Kephisos, der jetzt mit munteren Wellen durch dichtes Gebüsch hindurchrauscht, nach Menidi, einem der größten attischen Dörfer nach dem Parnes zu, wahrscheinlich das alte Paionidai. Sichere Spuren des alten Acharnai, einst des glänzendsten aller attischen Demen, suchten wir auch diesmal vergebens. Wegen der Fruchtbarkeit des Bodens sind alle Spuren verschwunden. Im Oelwalde hat man gewiß noch die Gestalt des alten Attika erhalten, sobald man sich die Kapellen in kleine ionische Tempelchen umgebildet denkt. Es ist dort ungemein lieblich, die üppigste Vegetation, ein großer Garten, hie und da Mühlen, und durch die Oelbäume hindurch die schönsten Blicke auf die Tempel der Akropolis. Dort feierte ich den Erstling dieser herrlichen Frühlingstage, mich vergessend vor Entzücken, daß ich zu Hause durch mein Ausbleiben fast Unruhe erregte. Die folgenden Tage habe ich meistens auf der Akropolis gefeiert, denn eine Feier ist mir wahrlich jeder schöne Tag, den ich oben erlebe. Ich erinnere mich nie, mit solcher Klarheit die Züge der Peloponnesischen Berge, die Schluchten des Arachneion, die Gipfel des Kyllene, welche noch Schnee tragen, Hydra und alle die fernsten Punkte gesehen zu haben. Um Athen, wo man jetzt kaum ein unbebautes Plätzchen entdecken kann, sieht das Land durch das frische Grün der Gerste und die schon großblätterigen Reben besonders bunt und erquicklich aus.

Unsere Architekten sind jetzt mit genauen Messungen des Parthenon beschäftigt, und zu dem Zwecke sind Leitern angebracht, um die Einzelheiten der Säulen, des Gebälks, Triglyphen und Metopen mit ihren kleinen Ornamenten genau zu untersuchen. Diese vortreffliche Gelegenheit, sich von Einzelheiten des Prachtbaues zu unterrichten, welche dem Auge des unten Stehenden entgehen, habe ich nun auch fleißig benutzt. Besonders beschäftigt mich jetzt der Versuch, auf eine neue Art Inschriften zu lesen. Es sind nämlich zwischen den vergoldeten Schilden, welche einst die Fronten, wenigstens die Ostfronte des Parthenon, geschmückt haben, in metallenen Buchstaben Namen — wahrscheinlich der Weiher — befestigt gewesen. Die Schilder und Buchstaben haben Zeiten und Tyrannen fortgeschleppt, aber wie der Ring der Schilde, so sind auch die Löcher der Buchstaben erhalten und ist die Möglichkeit da, aus diesen

*) Adolf Ellissen, 1815—1872, seit 1852 Sekretär der Göttinger Bibliothek, freisinniger Politiker, Philologe und Historiker.

Löchern zu lesen. Ich habe mich wenigstens überzeugt, daß drei Reihen leicht zu trennen sind, und einige Buchstaben springen in die Augen. Die Buchstaben sind fußlang.*) Auch von den Farbenresten habe ich mich vermittelst der Leiter näher unterrichten können. Besonders an der Westfronte ist der Mäander auf dem Leisten unter der Triglyphe in der Zeichnung deutlich erhalten und Spuren des rothen Grundes. Ebenso über den Tropfen blaue Palmetten von ungemeiner Zierlichkeit. Je mehr dem das Ganze Beschauenden die höchste Einfachheit und Einfalt der Verhältnisse entgegentritt, desto mehr findet der das Einzelne Untersuchende künstliche und schwierige und aufs höchste studirte Verhältnisse. So zeigt sich jetzt, daß keine einzige Säule des Parthenon perpendikulär steht, sie sind alle nach innen geneigt, und zwar so, daß die Fläche des untersten Tambours etwas schräge ist, worauf dann die anderen mit graden Flächen aufgebaut sind, so daß oben die Abweichung ungefähr $^1/_{700}$ Meter beträgt. Göttliche Morgenstunden habe ich in den letzten Tagen da erlebt, zumal da ich mit den wackeren und mir sehr befreundeten Architekten Alles gleich durchsprechen kann und so vielfache Belehrung von ihnen erhalte. Es sind Schaubert, jetzt Ministerialrath im Baufache, Hansen, Hofer und ein mexikanischer Architekt, der von seiner Regierung auf Reisen geschickt ist — also ein Schlesier, ein Däne, ein Ungar, ein Mexikaner und ein Lübecker — das sind die Bestandtheile dieser des Morgens um den Athenatempel versammelten Gesellschaft. So verbindet sich Kunst und Wissenschaft. Die Ausgrabungen gehen sehr langsam. Oft laufen die Arbeiter auf einmal fort wegen rückständigen Soldes und kommen erst wieder, wenn sie hören, daß Millionen im Piräus angekommen sind. Man könnte ungeduldig werden, besonders beim Erechtheion, in Betreff dessen man nun so lange schon in peinlicher Spannung lebt, von jedem nächsten Tage Licht erwartend —, wenn nicht auf diesen heiligen Tempelstätten das Gemüth immer zu sehr von Bewunderung und ruhiger Ehrfurcht gehoben und still gemacht würde. Indessen ist die Eintheilung des Hauptgebäudes jetzt ziemlich klar, nur die Art der Terrainausgleichung noch nicht. Die Tiefe des Pandroseions, des westlichen Theils mit der Fensterwand, ist durch neu entdeckte

*) Die Inschrift ist vor wenigen Jahren gelesen; sie wurde im Jahre 61 n. Chr. zu Ehren Neros dort angebracht.

Antenbasen gegeben. Aber das Souterrain, die Grabbehausung des Königs Kekrops, der Platz des Oelbaums, der Salzquelle, der ewigrauschenden — Alles das ist noch dunkel.

An die Eltern.

Athen, 26. April 1838.

... Und nun Emanuel? Also der mir zuletzt in den Postwagen nachrief: „Ich komme Dir bald nach", der kommt nun wirklich und mir wird zu alle dem vielen Segen meines hiesigen Aufenthaltes noch die Freude, einen Freund, einen alten, lieben Jugendgenossen an mein Herz drücken und mit ihm leben zu können. Ich war von der russischen Gesandtschaft schon mehrmals angegangen worden, die Erziehung des kleinen Phanarioten zu übernehmen, sobald mein jetziger Beruf zu Ende ginge. Ich hätte mich nie dazu entschlossen, aber die Stellung mag, wenn sie anfangs auch manche Schwierigkeiten und namentlich für Emanuel viel Unangenehmes mit sich führen wird, auch sehr vortheilhafte Seiten haben. Mit dem nächsten Dampfschiffe habe ich ihn also zu erwarten, aber denkt Euch, daß ich nun gerade dann nicht hier sein werde, sondern nach einer schon lang gemachten Verabredung auf einer Reise nach Lakonien, Messenien und Elis. Es ist mir so schmerzlich, mir die Freude versagen zu müssen, meinen Freund am Piräus zu bewillkommnen, daß ich die Reise ändern würde, wenn ich allein reiste. Aber schon bin ich seit längerer Zeit mit einem Architekten aus Mexiko, Gomez de la Fuente, und jetzt seit gestern mit dem Rektor Greverus*) einig geworden, eine Reise in die Morea zu machen. Jedenfalls werde ich dafür sorgen, daß er von Landsleuten am Hafen empfangen und womöglich zuerst zu Brandis geführt wird, damit er doch die Freude hat, von einer herzlichen deutschen Familie in Athen empfangen zu werden. Die Hochzeit von Ida ist am zweiten Ostertage gefeiert worden. An diesem und dem vorigen Tage war unser Haus mit langen Myrthenguirlanden und allem Schmucke des attischen Frühlings geziert. Es war eine Hochzeitsgesellschaft, aus allen Nationen zusammengesetzt. Wegen der Verbindungen des Herrn Travers waren auch

*) Johann Paul Ernst Greverus, 1789—1859, Rektor und Professor am Gymnasium in Oldenburg, reiste 1837 und 1838 in Griechenland.

der spanische Gesandte, der sardinische, neapolitanische u. s. w. eingeladen. Dennoch sangen wir ein deutsches Hochzeitslied, von dem ich Euch gerne ein Exemplar sendete, wenn ich nicht selbst der Verfasser wäre.

Der Parthenon hat mich in letzter Zeit am meisten in Anspruch genommen. Die mir befreundeten Architekten bei ihren Arbeiten begleitend, habe ich Manches in diesem Fache lernen und interessante Einzelheiten beobachten können, die noch nie früher beobachtet sind. So groß der Eindruck der Einfachheit für den Beschauer des Parthenon ist, ebenso sehr drängt sich dem näher Analysirenden ein Staunen auf über das unendlich berechnete, komplicirte der einzelnen Verhältnisse. Es verschwinden dann alle anscheinend geraden Linien, alle vermeintliche Perpendikel und rechten Winkel. Wenn diese Resultate neuester Forschung über Neigung der Säulen, Kurvenlinien des Gebälks u. s. w., die noch gewissermaßen als schwere, erschreckende Fakta dastehen, von einem tüchtigen Architekten wissenschaftlich behandelt werden, so wird das Epoche machen in der Architektur.

Als Gegenstück zu Eurer patriotischen Feier könnte ich von der diesjährig zuerst eingerichteten Feier des Anfangs der Revolution am 6. April erzählen, wo alle benachbarten Demen mit ihren Demarchen und Fahnen auf einige Tage nach Athen kamen und hier im Freien enthusiastische Tänze aufführten. An solchen Tagen möchte man sich den schönsten Hoffnungen überlassen. Auf dem Lykabettos war von Holzscheiten ein Kreuz gelegt, welches, ein schönes Symbol der griechischen Freiheit, die ganze Nacht über der Stadt brannte. Das griechische Volk, besonders das Landvolk in seiner Freude ist hinreißend liebenswürdig, der Tanz ist Ausdruck tiefer wahrer Empfindung, man kann ihm stundenlang zuschauen.

An die Eltern.

Athen, Sommer 1838, nach der Reise in den Peloponnes.*)

Kaum weiß ich noch, wo ich mich und meinen lieben Gefährten gelassen habe, mich däucht aber auf dem Messenischen Meerbusen,

*) Der erste Teil der Berichte über die Reise in den Peloponnes, welche am 28. April begonnen und am 20. Mai beendigt wurde, ist nicht angekommen. Die Reisebegleiter waren der Uebersetzer Shakespeares und

in der köſtlichſten Vollmondnacht, die ich in Griechenland erlebt habe, im Anblick des rieſigen Taygetos in den traulichſten Geſprächen, während unſere Bootsleute immer umſonſt die Prima erwartend, nicht ermüdeten, jedem Lüftchen die Segel zu öffnen und mit gleichmäßigem Ruder über den Golf uns hinüberzuarbeiten, zur Erholung dann und wann ihre ſchnarrenden Ritornelle anſtimmend, die ſich in unbezeichenbaren Tonbrüchen bewegen, geſetzlos und unharmoniſch und doch durch ihren ſchwärmeriſchen Charakter etwas Reizendes, Rührendes haben. Wir ſchliefen darüber ein. Das Geräuſch des Ankerwerfens weckte uns. Die himmliſche Nacht, die wir — wie oft fiel mir dies Wort Goethes ein, — von allen Segen der Geſtirne umwittert — zugebracht hatten, entwich, und hinter den ſchroffen, paradoxen Taygetosſpitzen meldete ſich die Sonne. Wir waren am Ankerplatz von Kalamata, einigen Bretterhütten zur Aufnahme von Fremden und Waaren. Wir gaben unſeren Bootsleuten für das bewunderungswürdige, ausdauernde Arbeiten das Doppelte des geringen ausbedungenen Lohnes. In dreiviertel Stunden waren wir in Kalamata. Die Stadt iſt hübſch aufgebaut, eine Akropolis mit den Ruinen des fränkiſchen Kaſtells, die Häuſer liegen ſämmtlich zwiſchen Orangengärten. Es iſt der reizendſte Ort im Peloponnes. Die goldenen Heſperidenäpfel lachen Einem überall ſo freundlich entgegen, und auch griechiſche Gaſtfreundlichkeit begrüßte mich nie in einem lieblicheren Gewande. Ich lief gleich zum Poſtbeamten, um mir vor der gewöhnlichen Stunde den von Frau Brandis erwarteten Brief zu erwerben. Ich traf einen ſehr würdigen Greis, der, ſeine lange Pfeife rauchend, in dem Garten, der ſein allerliebſtes Haus umgab, auf und ab ging. Er empfing mich ſehr herzlich, gab mir gleich ſeine Pfeife und ſagte, der Brief warte längſt auf mich. In einer halben Stunde ſollte ich doch wiederkommen, dann ſollte ich den Brief finden und zugleich ſeine Familie kennen lernen. Ich kam. Die Mutter war im Zimmer mit ihren Kindern, einem jungen Alexandros und einer ſehr lieblichen Tochter

---

und Molières, Graf Wolf Baudiſſin (geboren zu Kopenhagen am 30. Januar 1789, geſtorben zu Dresden am 4. April 1878 und der mexikaniſche Architekt Gomez de la Fuente. Der Rektor Greverus, der ſich angeſchloſſen hatte, kehrte in Tripolitza um. Die Reiſenden gingen zu Schiffe nach Epidauros, von da über Nauplia, Tiryns, Argos, Mykenä nach Tripolitza, dann durch Arkadien, Lakonien und die Maina nach Tſimova, wo eine Barke zur Fahrt über den meſſeniſchen Meerbuſen gemiethet wurde.

Theano. Der Brief lag auf dem Tische unter einem Blumenbouquet. Erst sah ich nur ihn, doch als ich ihn gelesen und dadurch ganz beruhigt war, sah ich mich auch weiter um, und es gefiel mir herrlich in diesem Hause, das fenster- und lichtreich, überall von Gärten umgeben war und herrlichen Düften. Man begrüßte mich wie einen Bekannten, als hätte man mich erwartet. Die Mutter erzählte von früheren, glücklicheren Zeiten, ehe Ibrahim zerstört habe. Die Kinder aber schauten mit rührender Freude der griechischen Zukunft entgegen, als wenn gesund und frisch der junge Baum emporschösse. Es lag Alles vor ihnen im Rosenlichte, erleuchtet durch den Reflex der alten Zeit, deren Helden ihnen sehr befreundet waren. Wir saßen in einer allerliebsten Gartenlaube, da mußte ich von Athen erzählen, von allen Tempeln und Säulen, von der Pnyx und von allen Herrlichkeiten Griechenlands, die ich gesehen. Wie flammten die jungen Angesichter und wollten immer mehr, und erzählten auch, was sie gelesen. Besonders wußte die schwarzäugige Theano von allen Fahrten des Aristomenes zu erzählen. Es war hinreißend, — doch die Sonne stieg schon über die Orangenbäume hinauf, ich wußte, man wartete, ich verwünschte in Gesellschaft gereist zu sein und schied mit schwerem Herzen. Nur der, welcher weiß, wie selten solche Unschuld unter den Griechen gefunden wird und wie reizend sie dann ist, kann mein Entzücken über diese Kinderseelen begreifen. Es wurde mir schwer, meinen Unmuth zu bekämpfen, zumal da mein nächster Gang zum Kassirer ging, einem dicken Geldmenschen, um Geld einzukassiren, wobei ich lange stehen mußte. Die Pferde standen bepackt da. Als ich schon zu Pferde war, kam noch der alte, würdige Kyriakos, mir Lebewohl zu sagen und um einen Brief bittend nach glücklicher Rückkehr. Kein Theil von Griechenland ist so gut bebaut, wie diese Ebene des Pamisos, die Makaria, d. h. selige Ebene. Man sieht viele Dörfer, alle Felder sind mit hohen Kaktushecken umzäunt; der Pamisos, wie alle griechischen Ströme fast unbebrückt, machte bedeutende Schwierigkeit, und nachdem wir lange nach einer Furth gesucht hatten, mußten unsere Pferde dennoch ein Stückchen schwimmen. Während wir im Rücken den Taygetos hatten, der auf der messenischen Seite ein viel milderes Ansehen hat, hatten wir vor uns zwei Berghäupter von ausgezeichneter Form, einzeln sich über der Ebene erhebend, wie ein paar Hörner des Landes — es waren Ithome und Eua. Beide

Berge sind ungefähr in der Mitte ihrer Höhe durch einen Sattel verbunden. Nicht weit von diesem Sattel liegt das schöne Kloster der Panagia auf Morea, mit einer ungemein schönen Aussicht über die Ebene und den Pamisos bis zu den arkadischen Gebirgen. Das Kloster selbst ist von schönen Cypressen umgeben und ist noch ziemlich stark bewohnt. Mit einem sehr mundfertigen Mann, der eine lange Reihe von Jahren in Oberägypten gesteckt hatte, gerieth ich in heftige Disputationen über Missionen und Kirche. Er meinte, es fehlte den Griechen nur an Geld, Bücher zu drucken. Am folgenden Morgen stiegen wir über Ithome, zwischen Eua und Ithome, in die Höhe. Sowie man die Einsattelung erreicht, trifft man auf die Ruinen der Stadt Messene, welche den westlichen Abhang einnimmt, aber in ihren Mauern das ganze riesige Berghaupt Ithomes einschließt. Wir stiegen von diesen ersten Rücken der Befestigung, dem lakonischen Thor, rechts auf Ithome zu auf einem steilen, unbetretenen Wege mit Gebüsch, worin Pferde weideten. Auf der Spitze steht das Urkloster Wurkano, dessen Kolonie das untere Kloster ist. Es ist noch wohl erhalten und steht auf den mächtigen Fundamenten des alten Tempels des Zeus Ithomatas. Welche Erinnerungen weihen diesen Berg, Aristodemos' und Epaminondas' tragischer Untergang und dann wieder nach Jahrhunderten der Festglanz der Wiederbelebung und der Rückkehr der Götter und Menschen! Oben sieht man noch große Werkstücke aus der Aristodemischen Zeit. Wir stiegen dann hinunter in das schöne Thal, jetzt von pflügenden Landleuten durchzogen, einst ganz von der prächtigen Stadt eingenommen, deren Mauerring man auch gegenüber auf den Höhen sich hinziehen sieht. Ein kleiner Theil des Thales ist von einem elenden Dorfe Mavromati eingenommen. Es macht eine überraschende Freude, den Ideen der Alten in Benutzung des Lokals so Schritt für Schritt folgen zu können. Sie suchen sich immer ein wellenförmiges Terrain, um für die Tempel Höhen, für die Stadien Thäler, für die Theater Hügelwände zu haben. Das Stadion in Messene muß sehr schön gewesen sein. Es ist das Thal eines der vielen niedlichen Bäche, die Rundung, welche schließt, ist künstlich. Der Bach fließt darunter durch und rauscht munter unter der linken Sitzreihe her. Eine Kolonnade umgab das ganze Stadion. Wir setzten uns in Verbindung mit den jungen Landleuten, die uns Manches zeigten. Einer erbot sich, uns „Gurunia" zu zeigen, Schweine, und zeigte

uns ein verstecktes Stück mit Reliefs, eine Eberjagd darstellend. An zierlicher Mauerarbeit ist Messene reicher als irgend ein anderer Ort. Die Steine sind meistens mit flachem Rande verziert und in der Mitte gebaucht. Nachdem wir uns die alte Stadt anschaulich gemacht hatten, kehrten wir zum Fuß des Ithome zurück, wo eine schöne Quelle hervorsprudelt, dieselbe, die den Stadionbach bildet. Es ist wohl die Klepsydra, wo die Nymphen des Zeuskindes warteten; höher ist keine zu finden. Südlich davon vereinigt sich mit ihr die Arsinoe, darnach kann man auch die Agora bestimmen. Neben der Quelle ist das Theater. Wir brachen auf, da das best Erhaltene vom ganzen Messene auf unserer Route lag, und kamen auf ein schönes Marmorpflaster, das in ein Thor leitet. Es ist ein Doppelthor. Man kommt durch den ersten Eingang in ein schönes Oval mit Quadern belegt, neben dem Thore, zwei Fenster und in der Mitte zwei Nischen für Statuen, dann ein zweites, wohlerhaltenes, wenig verjüngtes Ausgangsthor, an welches zu beiden Seiten sich wohlerhaltene Mauerstücke anschließen. Rechts dem Herausgehenden schließt sich an die Mauer ein schön erhaltener Thurm von 24 Assisen ungefähr, mit zwei Thüren im Niveau der Mauerhöhe, auf der ein bedeckter Gang lief, mit zwei Etagen, unten Schießscharten, nach der feindlichen Seite abgeschrägt, oben Fenster von ungefähr zwei Quadratfuß mit den Spuren der Krampen für eiserne Fensterladen. Mit meinem Freunde, dem Architekten, ward Alles hübsch in Metern abgemessen, und ich lernte von ihm manche Feinheit der Konstruktion einsehen. Wir ritten weiter, und da wir uns umsahen, war uns, als hätten wir eine blühende hellenische Stadt hinter uns. Es treten gerade zwei Hügel so zusammen, daß man den Mangel an Fortsetzung der Mauern gar nicht wahrnimmt, es fehlt nur der Posten, ein messenischer Mann im rothen dorischen Mantel, der einem ein „Wer da" entgegenruft. Wir lenkten um den westlichen, nicht bewaldeten Fuß des Ithome, und kamen in die stenyklarische Ebene, die zweite schöne Ebene Messeniens, vom Mavrozumenos durchströmt. Die Sonne sank. Wir blieben in einem schlechten Dorfe Konstantinoi, dem elendesten Nachtquartier unserer Reise. Das Arkadische Thor hatte uns zu lange aufgehalten. Am anderen Morgen durchritten wir die reiche stenyklarische Ebene, den Arkadischen Gebirgen zu, deren Vorberge wie ein Theater uns aufnahmen. Man verläßt die Ebene; ein steiler, von Eichen beschatteter Weg führt hinauf,

weiter aber Platanenwald. Den Berg Eira ließen wir rechts liegen, dann stiegen wir die Neda hinab, dem arkadisch-messenischen Grenzstrome, der, von hohen Bergen umgeben, sich sehr schön ausnimmt. Zur Linken hatten wir Pavlitza, das alte Phigaleia, dessen Akropole noch viele alte Mauern trägt, gerade vor uns einen mächtigen Berg des Kotilion, von dem der Limax schäumend herniederstürzt. Von Dragogi begleitete uns ein Bauer in die immer wildere, ödere Gegend. Das Klima wird rauher, statt der Erde nackte, wie Zähne, hervorstehende Felsen, die Eichen sind so weit zurück mit den Blättern, daß sie erstorben scheinen. Endlich, wo alles Leben aufzuhören scheint, sieht man nahe der Spitze am Wege liegend, einige Säulenstücke, ein paar Schritte weiter und man hat einen schönen Apollotempel vor sich, vom Peristyl fehlt nur die herabgerollte Eckſäule, die Architrave sind fast vollständig. Nach unserem Theseustempel kennt Griechenland kein besser erhaltenes Monument. Den messenischen Meerbusen und das sicilische Meer sieht man von dieser Tempelstätte.

Später. Fortsetzung.*) Es war mein Wunsch und Reiseplan, von Andritzena, der freundlichen, durch Nüsse und Mandeln ausgezeichneten Bergstadt, so schnell als möglich ins Alpheiosthal zu gehen über Heraia nach Olympia. Aber das wenig bewohnte, stark bewaldete Flußthal war damals ein Aufenthaltsort vieler Klephten, welche mit den arkadischen Revierförstern im kleinen Krieg leben und die Fähren des Ruphia zerstört hatten. Wir mußten also am linken Ufer bleiben, und zwar wegen des starken Regens, der gerade am Sonntage, dem ersten griechischen Mai, fiel, ziemlich fern von dem Flusse auf den Höhen uns haltend. Es goß in Strömen vom Himmel. Doch feierte das in seiner Freude unverwüstliche Landvolk die Ankunft des Mai mit Tänzen unter freiem Himmel auf einem hochgelegenen Palaio-Kastro, wo fröhlicher Gesang weit erscholl, während wir mit unseren Pferden in dem aufgelösten Boden kaum vorwärts konnten. Abends, als wir in das heilige Elis eintraten, vor dem die schroffen arkadischen Felsformen zurückbleiben, ward es wunderschönes, stilles Wetter. Wir mußten in dieser höchst fruchtbaren, aber menschen-

*) Abgedruckt von R. Weil, Geschichte der Ausgrabung von Olympia, S. 105 f. (in Topographie und Geschichte von Olympia, herausgeg. von F. Adler, E. Curtius, W. Dörpfeld, P. Graef, J. Partsch, R. Weil. Textband. Berlin 1897).

leeren Gegend in Kreſtena, einem anmuthigen Dorfe, bleiben, unterhalb deſſen der Selinus, ein munterer Bach, dem Alpheios zueilt. Hier müſſen wir in der Nähe des Xenophontiſchen Landguts geweſen ſein. Wir konnten nicht lange nachſuchen. Auch ſind gewiß nicht die Ruinen des Pauſanias zu ſehen, wie denn Elis überhaupt ſehr ruinenarm iſt, denn es iſt das einzige ſteinarme Land in Hellas. Auch waren die Eleaten wegen der Heiligkeit ihres Landes nicht zu Steinbauten und Befeſtigungen, die immer am längſten gedauert haben, genöthigt. Dagegen verſpricht Elis den Grabenden ſehr viel, weil das weiche, tiefe Erdreich ſchützend das Vorhandene in ſich aufnehmen konnte. Wir waren jetzt ganz nahe bei Olympia, aber wir mußten ſtromabwärts bis zur Fähre, ſo langweilig auch dieſer Weg iſt und ſo intereſſant es geweſen wäre, den anderen, von Pauſanias beſchriebenen, von Skillus über das Typaion zu machen. Am herrlichſten Morgen — der Himmel war, wie oft nach Regentagen in Griechenland, mit unvergleichlich zartem Cirrusgewölk geſchmückt — zogen wir weiter der See zu durch einen Pinienwald. Wir trafen wenige, aber reiche Dörfer, das Land wird großentheils von Bewohnern des Hochgebirges, die auf einige Monate in die Ebene kommen, mit Mais und Wein bebaut. Das Meerufer iſt ſehr unſchön, langgeſtreckte Salzſeen ziehen ſich neben der See hin, durch einen ſchmalen Erdſtreif geſondert, worin ſchöne Fiſcherei iſt. In dem nächſten dieſer Seen, dem von Agulenitza, liegt eine lange Inſel, worauf einſt die ganze Bevölkerung der Umgegend geflohen war vor Ibrahims Landheer. Davon erzählten die Einwohner viel. Bald hinter Agulenitza kamen wir an den Alpheiosſtrom, den vielbeſungenen, den ich fröhlich begrüßte. Doch iſt er nicht ſehr ſchön, imponirt nur durch das in Griechenland entzückende Fluthen und Rauſchen einer größeren Waſſermenge und ſeine Breite. Während der Ueberfahrt las mir mein Agogiat, ein hübſcher, ſchwarzlockiger Burſche, der einmal Anagnoſtes geweſen war, aus meinem Thukydides vor, freilich, ohne viel zu verſtehen. Herrlich iſt der Blick von hier landeinwärts nach dem ſchneebedeckten Pholoegebirge. Bei dieſer Gelegenheit erzählte mir ein anderer unſerer arkadiſchen Agogiaten, daß er dort bis zur Ankunft des Königs als Klephte gehauſt habe, wie ſie herabgeſtiegen wären und die reichen Landbeſitzer mißhandelt und geplündert hätten. In einem Lande, wo der Adel eigentlich ein Räuberadel und die Staatsräthe des Reiches geweſene Klephten

sind, darf das nicht befremden. Aber man darf sich nicht täuschen über das Gewerbe, worin keine andere moralische Schranke geachtet ward, als daß man Leute derselben kleinen Provinz verschonte, denn diese nennen sie Patriotä.

Wir kamen früh nach Pyrgos, das anmuthig gelegen und belebt ist. Ich holte mir einen Brief von der Post, meldete mich beim Gouverneur, und da wir noch nach Olympia wollten, suchte ich schnell die versprochene Begleitung zu verschaffen. Aber die aufgebotenen Bürger hatten schlechte Lust, die Reisenden bewaffnet zu begleiten —, sie zögerten immer und ließen uns auf die langweiligste Art von Stunde zu Stunde warten. Wir faßten die verschiedensten Reisepläne, da man uns vor dem Pholoe warnte, und hatten besonders Lust, uns bei Glarentza einzuschiffen, um nach Missolungi zu fahren, aber Alles hatte Schwierigkeiten, und wir saßen recht unmuthig im Kaffeehaus zwischen diesen übel aussehenden Moreoten, als ein schöner Mann in griechischer Förster-uniform auf uns zukam, sich als einen polnischen Edlen und hiesigen Oberförster Dubnitz vorstellte und uns in seine Försterwohnung und zu einer kleinen Landparthie einlud. Alle Noth war vorbei. Wir hatten die freundlichste Aufnahme, es fanden sich mehrere Deutsche und einige Griechen, und nach einer Stunde hatte ich die Ehre, die neuvermählte Dame des Hauses, eine Insulanerin, nach einem Garten zu begleiten, wo wir uns unter Citronenbäumen auf einem Rasenplatze um ein am Stock gebratenes Lamm lagerten. Es war ein sehr lustiger Abend. Anderen Morgens früh entschlossen wir uns doch, dem alten Plane der Gebirgsreise treu zu bleiben. Statt der entschieden sich weigernden Landmiliz ging ein wackerer Forstwächter mit uns. Wir zogen wieder dem Alpheios zu und gingen dann am rechten Ufer über kleine Erdhügelreihen. An der zweiten liegt Phloka, ein hübsches Dorf, hinter dem man steil hinunter steigt in ein liebliches Thal, dessen Fluß eine Mühle treibt. Es ist der Kladeos, man folgt seinem Wasser, trifft schon bei der Mühle und dann weiter römische Mauern, dann nach wenigen Schritten öffnet sich das Thal in das Alpheiosthal. Man kommt durch einen Paß zwischen zwei Hügeln, der höhere links, das Kronion, rechts ein Hügel in Tumulusform mit zwei Pinien, diesen nennen die Griechen jetzt Antilalo. Das ist Olympia, die Ebene zwischen Alpheios und Kladeos, die heilige Altis. Die von den Franzosen aufgegrabenen Fundamente des

olympischen Tempels sind wenige Schritte von diesem Hügel, dem Alpheios zu, gelegen. Man kann jetzt in Olympia wenig mehr thun, als sich dieses Thal ansehen und seine Lokalität einprägen und mit Pausanias und eigener Phantasie mit dem früheren Schmucke zu zieren suchen. Das Thal ist weit und anmuthig, aber nicht sehr ausgezeichnet. Die jenseitige Wand ist hübsch grün, von kleinen Bächen unterbrochen. Vom Kronoshügel hat man die beste Uebersicht über die hügelige Ebene, in der gewiß jede der Erhebungen eins der vielen Heiligthümer trug. Die Franzosen haben blos einen kleinen Anfang mit dem glänzendsten Erfolge gemacht. Das Kronion ist der ausgezeichnetste Hügel, der von der rechten Reihe am meisten vorspringende und höchste, er ist mit Pinien bewachsen. Die Ausdrücke über seine Höhe bei Pindar sind sehr übertrieben, einen höheren findet man nicht, um seine Ausdrücke zu rechtfertigen. In der Reihe des Kronion mehr stromaufwärts ist eine kleine Thalöffnung, die wohl das Olympische Stadion gewesen sein mag, doch sind die Formen hier sehr täuschend und veränderlich. Der Alpheios hat viel Land an- und fortgeschwemmt. Deutlicher ist an einer Terrasse, dem Alpheios zu sich öffnend, der alte Hippodrom. Außerdem westlich vom Tempel noch ein altes byzantinisches kirchliches Rundgebäude mit Bögen auf Pilastern ruhend, in der Erde steckend. Man scheidet von Olympia sehr unbefriedigt. Das Lokal selbst macht keinen großen Eindruck, doch war es mir eine Freude, auf dem Kronoshügel Pindarische Oden zu recitiren und mir von verschiedenen Weltgegenden her die Roßzüge und Maultiere kommend zu denken. Baudissin aber sowohl wie ich fanden die Luft so drückend, daß wir matt und müde wurden. Es bleibt fast unbegreiflich, wie in dieser Niederung in heißester Jahreszeit die Griechen so arbeiten, rennen und ringen konnten.

Wir kehrten dann wieder ins Kladeosthal zurück, wo mehrere Tumuli sich am Flusse erheben. Es steigt schnell an und verengt sich. Das reizendste Thal, das man sich denken kann, fast ununterbrochen eine Laube von Platanen, zwischen welche sich ernster der Lorbeerbaum flicht. Der Quelle nahe hatten wir eine herrliche Aussicht aufs Meer, besonders das Kap Katakolo und die Festung von Zante. Man sieht deutlich die Quelle des Kladeos, welche aus einem türkischen Brunnen strömt. Oberhalb der Quelle kommt man auf eine große Hochebene, auf welcher das einst große, als

Sitz reicher Türken ausgezeichnete, jetzt verlassene Lala liegt. Wir gingen mit unserem Forstwächter nach Duka, einem ganz abgelegenen, in einem großen Eichenwalde versteckten Dorfe, wohin nie ein Fremder gelangt, und fanden bei dem Revierförster Aufnahme. Wie gänzlich vernachlässigt sind diese Gebirgsdörfer: Keiner konnte die schriftlichen Verhaltungsbefehle vom Ministerium und Gouverneur lesen. Wir erhielten zum Schutze drei Forstwächter, der eine war ein Bulgare, der bei vieljährigem Aufenthalt das Griechische nicht gelernt hatte. Wir durchschritten die Hochebene von Lala, erstiegen die Hügelreihe, welche sie begrenzt, und gelangten so wieder auf eine Ebene, die zweite Terrasse des Pholoegebirges, wo man auf eine großartige Weise den ganzen westlichen Gebirgshang Arkadiens übersieht und gerade vor sich die Gipfel vom Pholoe oder Olonosgebirge. Hier, bei einer einsamen Kapelle des heiligen Georgios, schloß sich uns noch ein langer Zug an, ein Kaufmann, der seine junge Frau nach seinem Wohnort führte, mit stattlichem Gefolge. Sie waren über das Geleit, das wir ihnen bieten konnten, sehr erfreut, und so zogen wir in langem Zuge drei Stunden lang eben fort durch einen Eichenwald, die verrufenste Passage. Man läßt die Gipfel links liegen und wendet sich rechts zum Erymanthos hinab. Der berüchtigte Eichenwald ward zurückgelegt ohne die mindeste Anfechtung, vielmehr in glücklichster Laune. Am Ende lagerten wir auf einem schönen, blumigen Hügel zum Frühstück. Die Griechen haben eine unbeschreibliche Virtuosität, schöne Gruppen zu bilden; unsere bunte Gesellschaft, aus allen Ständen zusammengesetzt, bildete deren besonders schöne. Baudissin konnte sich nicht genug an diesen malerischen Scenen ergötzen.

Der gute Weg hatte jetzt ein Ende. Es ging hinab in das schroffe Thal des Erymanthos, der auch in den Alpheios mündet. Er ist ganz verschieden vom Kladeosthal, hat trotz des geringen Bächleins mächtige Felswände und deshalb sehr beschwerliche Wege. Langsam ging es mit den Pferden vorwärts, und so langten wir erst gegen 5 Uhr in Tripotamo an. Die Landschaft ist echt arkadisch. Wie der Name sagt, treffen dort drei Flußthäler zusammen, indem fast einander gegenüber zwei schöne Bergströme in den Erymanthos münden. Wir setzten über den einen, den Aroanios, welcher mit dem Erymanthos ein Dreieck schönen Landes begrenzt, auf welchem ein einsames Nonnenkloster steht, von

Ibrahim zerstört und jetzt nur von einer veralteten Nonne und einem Geistlichen bewohnt. Hier stand einst die Stadt Psophis, deren ausgezeichnete Lage uns Polybios zugleich mit ihrer Belagerung beschreibt. Man sieht noch bedeutende Mauerreste an dem Rande der beiden Flußufer. Ich stieg auf die Akropolis, welche sich ziemlich steil über dieser dreieckigen Ebene erhebt, man bemerkte alte Terrassen und Befestigungen. Die Spitze des Berges ist von einem Thurm eingenommen, tief unten die grüne Flur mit dem stillen Kloster in der Mitte, rechts und links das großartige Erymanthosthal, in welchem dieser Ort eine liebliche Episode bildet, im Rücken das Thal des Aroanios, voll Weiden und Heerden und mit munterem Wasser, steil sich hinaufziehend, bis es durch die hohe Masse des Pholoe geschlossen erscheint. Da oben saß ich, sah in der Abendsonne die Schneegipfel der arkadischen Berge glühen, und unten ließ ich den König Philippos die Stadt belagern. Seine Makedonier haben die Hügel des jenseitigen Ufers besetzt, von wo man ganz die Stadt übersehen kann. Die Psophier trotzen auf ihre Flüsse und Mauern, da dringen plötzlich die Feinde über die Brücke des Aroanios in die Stadt hinein, und Alles flieht, durch die unerwartete Schwenkung überrascht, auf die Burg. Als die Makedonier in wüthendem Sturmlauf auch diese genommen hatten, stieg ich, da die Nacht wie ein Dieb kam, halb gehend, halb fallend zum Kloster hinunter, matt und zerschlagen, aber innerlichst befriedigt und durch unvergeßliche Eindrücke bereichert. Die Nonne konnte uns keinen Wein geben, so machten wir uns in unserer Zelle Punsch, wozu Graf Baudissin die Materialien bei sich führte.

Am anderen Morgen verließen wir das Kloster, wo noch vier Säulen des alten Psophis benutzt sind, und ritten den Erymanthos weiter hinauf bis zum Bug des Erymanthosgebirges, oder vielmehr der Lampeia, denn so hieß der Theil der Erymanthoskette, wo der Erymanthos entspringt. Da oben ist ein herrlicher Umblick zurück in das tiefe Thal und nach Norden auf den Zug des Kyllenegebirges. Hier ist die Wasserscheide zwischen dem Sicilischen Meere und Korinthischen Golf.

Wir stiegen in das Thal der Kalawryta, welches ansehnlich breit und sumpfig ist und offenbar einst Seebett war, und gelangten nach Kalawryta, das, auf einem Hügel gebaut, gewiß der Platz einer alten Stadt, sehr wahrscheinlich des unmusischen Kynoitha,

des aus Polybios berüchtigten, einnimmt. Es ist auch zur Züchtigung spurlos verschwunden; nur die Quelle, welche Pausanias nennt, ist noch da und hat der Stadt den Namen gegeben. Der sehr gebildete Gouverneur Levendi, früher in russischen Diensten, bewirthete uns sehr freundlich. Hier ereigneten sich die Anfänge des griechischen Aufstandes.

Am Freitag zogen wir weiter nach der Grenze Achaias hinauf zum Kloster Megaspelaion, erst dem sich verengenden Thale folgend, dann rechts hinaufsteigend auf den Berg, wo dies seltsamste aller Klöster liegt, das wirklich so fabelhaft aussieht, als wenn es Jemand geträumt hätte. Auf steilem Berggipfel ist eine große Höhle, vor dieser ist eine Mauer aufgeführt, etwa 65 Fuß hoch. Zwischen Mauer und Höhlenwand befinden sich die großen Vorrathskammern, die ungeheuren Weinfässer, die Werkstätten, Quellbrunnen des reichen Klosters, auf der Mauer fangen die Wohnungen der Mönche an, die nun wie kleine Nester an den Felsen angeklebt sind in unzähliger Menge. Es sind noch immer einige Hundert Mönche darin, viele Fremdenwohnungen und eine Kirche, wo ein Bild der Maria, von der Hand des Apostels Lukas, sich befindet. Oberhalb des Klosters sind noch starke Befestigungsthürme; Ibrahim hat es nicht einnehmen können. Es ist da die herrlichste Luft, Ueberfluß an Allem, die Umgebung des Klosters der schönste Rosengarten. Die Mönche sind sehr freundlich, aber ungebildete und faule Bäuche. Im menschenarmen Griechenland kommt einem dies besonders empörend vor, wo so viele Strecken keinen Geistlichen haben, gar nicht anzugeben wissen, was sie glauben. Ich sah die Bibliothek durch, die aber ganz unbedeutend ist. Am Mittag verließen wir das Megaspelaion. Auf demselben Wege hinuntergehend und dann am anderen Ufer aufsteigend, kamen wir bald auf den Rücken des Ufergebirges, wo sich auf einmal eine überaus herrliche Aussicht über den Korinthischen Golf und die Berge von Rumelien eröffnete. Von da stiegen wir nun, fortwährend Parnaß und Helikon vor Augen, hinunter und gelangten durch den großen Bergriß an das Meer, das Thal, oder vielmehr das Grab von Bura, denn wie ein Grab ist diese ungeheure Berglücke gebildet von zwei steilen Felswänden und angefüllt mit gewaltigen Felstrümmern. Bura fiel zu gleicher Zeit mit Helike, jenes durch Erdbeben, dieses durch die Wellen verschlungen. Es ist eine denkwürdige Stelle. Abends blieben wir in dem reichen, hübschen Städtchen Wostitza, dem

alten Aigion. Die Quellen, von denen Pausanias sagt, fließen noch munter dahin, sonst gibt es nichts Altes.

Sonnabend Abend fuhren wir bei stürmischem Wetter aber schnell nach Lutraki und passirten den Isthmos. Jenseits war ein Schiff segelfertig, und Sonntag Nachmittag waren wir im Piräus.

An Georg Curtius.*)

Piräus, 25. Juni 1838.

So habe ich denn in drei Wochen eine Reise durch die Morea vollendet, welche freilich für ein speciell archäologisches und topographisches Interesse viel zu schnell war, aber für geographische Kenntniß des Landes und anschauliche Belebung der griechischen Geschichte mir von unbezahlbarem Werthe. Nach der Rückkehr wohnten wir vier Wochen in Kephisia, dem schönsten Landsitze, wo wir zum ersten Male Gelegenheit hatten, mit rechter Muße die griechische Vegetation, wie sie unter günstigen Umständen gedeiht, kennen zu lernen. Wir wohnten im Quellgebiete des Kephisos, und wenn hier im Lande schon wenige Tropfen, die aus den Felsen sickern, gleich dem Boden ein ganz anderes Aussehen leihen, wie mußte auf diesem quelldurchströmten Lande Alles grünen und blühen. Ich kenne keinen Ort in Attika, dem kapellenreichen, wo so viele kleine Heiligthümer beisammen stehen, deren keines ohne Marmorstücke und ionische Architektur ist. In dem dichten Oelwalde fand ich immer wieder bis zum letzten Tage neue Kapellen, zum Theil mit Inschriften, die meistentheils dem Zeitalter des Herodes Attikus angehören. Die Lage seiner Villa, die Du vielleicht aus seines Schülers, des Aulus Gellius anmuthiger Beschreibung kennst, läßt sich nach einigen Resten noch bestimmen. Wie häufig wird man in Attika an diesen merkwürdigen Mann erinnert, dessen Leben, soviel ich weiß, noch immer nicht speciell behandelt worden ist und doch den Stoff zu einer ganz allerliebsten Monographie geben würde. Mein kephisischer Aufenthalt, welcher mir die schönste Muße gewährte, um meine Reisefrüchte zu ordnen und aufzuspeichern, ward besonders dadurch verschönert, daß bald nach uns auch Emanuel Geibel mit der Familie des russischen Gesandten ankam. Nun brachten wir täglich die schönen Morgen- und Abendstunden in dieser herrlichen Natur zusammen zu. Wie oft, wenn

*) Der damals in Bonn studierte.

wir so unsere Heerden zusammengethan und vorauf geschickt hatten und selbst Arm in Arm nachfolgten, wie oft mußten wir uns da einander verwundert ansehen, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß wir beiden Fischsträßer*) hier zusammen wandelten. Er erkrankte darauf an einer Ruhr, vor der man hier immer auf der Hut sein muß, und so brachte ich die letzten Tage meist an seinem Bette zu. Als ich ihn verließ, litt er nur noch an Mattigkeit. Seine Stellung ist von der meinigen grundverschieden. Die Eltern seiner Zöglinge wollten gerne jeglicher Sorge um die Kinder ledig sein. Emanuel ist daher mit fortwährender Aufsicht beschwert, und das will viel sagen bei Knaben, die jeden Augenblick erwarten, dumme Streiche machen zu können. In dem Hause herrscht ein flauer diplomatischer Gesellschaftston und überhaupt ein dem Lande und seinen Interessen so fremder Geist, daß auch ihm dadurch die Freuden eines Aufenthalts in Griechenland sehr verkümmert werden. Doch er hat auch viel Angenehmes und dabei guten Muth. Jetzt werden wir uns selten sehen.

Donnerstag Abend — es war wider die Gewohnheit des attischen Junius ein starkes Gewitter — verließen wir unser liebes Kephisia und blieben die Nacht und den folgenden Tag in Athen. Ich benutzte den Tag, um das lang entbehrte Vergnügen zu genießen, die Akropolis zu besteigen. Ich stieg erst ganz früh Morgens hinauf, ging dann, da ich hörte, daß meine Freunde, die Architekten, am Theseion beschäftigt waren, dahin. Es war auch der Architekt des Herrn Raoul Rochette da, welcher hier jetzt zu einem sehr großartigen Werke sammelt und zeichnet und auf einmal das ganze neugriechische Verheimlichungssystem über den Haufen gestoßen hat. Die nähere Untersuchung der Theseionsäulen gibt dieselben Resultate, wie beim Parthenon. Die Inklination ist dieselbe. Ich stieg diesmal auf das Dach, notirte mir die Signaturen der quadratischen Kassettensteine, stieg auch auf die östliche Mauer und untersuchte die Vertiefungen und sonstige Spuren der Giebelfiguren. Dann kam ein Herr aus Altona, der von ungefähr nach Athen gekommen war, ein höchst fideles, freies Gemüth, Matthiesen genannt, und erbat sich Geleit auf die Akropolis. Hansen, mein mexikanischer Freund Fuente und ich gingen trotz der Mittagshitze mit ihm und hielten Gesammtrevue über alle

*) Die elterlichen Häuser standen in Lübeck in der Fischstraße.

Schätze. Das Graben geht entsetzlich langsam. Man brauchte nur spätere Gebäude abzubrechen, um die kostbarsten Steine zu finden, aber auch das geschieht nicht. Dennoch war ein neuer Fund von Interesse beim Aufräumen der Propyläen gemacht worden, ein halbes gut erhaltenes ionisches Kapitäl der Propyläen, das zum ersten Male möglich macht, die innere Säulenordnung der Propyläen genau zu konstruiren.

Jetzt wohnen wir im Piräus, in einem etwas gebrechlichen, aber eine herrliche Aussicht beherrschenden Hause am Isthmos der Halbinsel Munichia. Gerade unter unserem Hause verfolgt man noch deutlich die Straßen, Häuser, Höfe der alten Piräusstadt. Meine Mußestunden verwende ich jetzt oft auf Uebersetzungen alter Dichter. Der wiederholte Besuch in Mykenä hat mich zur Nachbildung der Elektra*) des Sophokles angefeuert. Ich weiß mich mehr und mehr so einzurichten, daß ich ziemlich viel Zeit für mich habe. Ueber Deine wissenschaftlichen Arbeiten laß mich recht viel hören. Welcker ist Dir gewiß die Hauptsache, wenn anders Dein Herz nicht zu ausschließlich dem grammatischen Theile der Wissenschaft zugethan ist. Welcker ist wirklich von griechischem Geiste angehaucht. Das wird mir hier in Attika klar; hier fühle ich mich mehr als je für seine Lehren dankbar.

Wir gehen der heißesten Zeit entgegen; die Etasien fangen stürmisch an. Kannst Du Dir diese Tage dauernder Stürme bei ganz wolkenlosem Himmel vorstellen? Ein frühes Bad härtet gegen die niederschlagende Hitze ab. Die Abende sind unvergleichlich milde, still und erhaben.

An Victorine Boissonnet.

Piräus, 10. Juli 1838.

. . . Zwei Dänen sind jetzt meine wertheſten Freunde in Athen, Hansen der Architekt, und Köppen, Professor der Geschichte am Kadetteninstitute, das seit vorigem Herbst von dem jetzt kläglich verödeten Aegina hierher verlegt ist und dessen Lehrer, zum Theil treffliche Männer von interessanten Schicksalen, sehr dazu bei-

*) An der Uebersetzung der Elektra hat Ernst Curtius seit dem Sommer 1838 sein ganzes Leben hindurch, in jeder Zeit der Muße, gearbeitet, und gedachte noch wenige Wochen vor seinem Tode zu dieser Lieblingsbeschäftigung zurückzukehren. Er hat die Arbeit nicht abgeschlossen, weil ihm die metrische Wiedergabe der Chöre niemals genügte.

tragen, das Leben hier zu heben. Die meisten sind Thessalier, Epiroten, Makedonier. Dort ist der Sitz reinster griechischer Bevölkerung, daher hat das freie Griechenland seine wackersten Männer, während es selbst mehr als die anderen noch türkischen Provinzen von einem Mischvolke bewohnt wird, auf welches jene mit Verachtung hinblicken. Jene griechischen Küsten, besonders am Schwarzen Meere, sind noch ganz unbekannt, und es ist mir höchst interessant, von solchen Männern Erkundigungen einzuziehen, deren Werth die Leute selbst beim Mangel an historischem Interesse nicht zu schätzen verstehen. Außerdem bringt der Hafen hier eine Menge von Nationen herbei, von denen wenigstens Franzosen, Engländer und Oesterreicher in der Geselligkeit auftreten. Ein Theil des athenischen beau monde lebt immer auf den fremden Kriegsschiffen. Besonders beschäftigen die großen englischen Fregatten, die einander ablösen. Jetzt ist es der Bellerophon, der sich durch schöne Töchter auszeichnet, welche wie Meernymphen bei Salamis hausen und durch Sirenengesang hinauslocken. Das Schiff ist zu stolz, mit den kleinen Schiffen im Piräus zu liegen. Die einsamen Felsklippen vor Salamis, das alte Perserschlachtfeld gefallen ihm besser. Die Franzosen zogen leider gerade bei unserer Ankunft fort nach Asien zu, eine lange Reihe stolzer Kriegsschiffe. Ganz Frankreich ist jetzt aus dem Piräus verschwunden. Der Piräus ist wohl wirklich einer der buntesten Häfen. Ganz vorn am Molo liegen in dichtem Mastenwald alle die kleinen Insel- und Küstenfahrer der Griechen, dann ferner die griechischen, französischen, österreichischen Dampfschiffe und die größeren Kauffahrteischiffe, noch weiter die Kriegsschiffe. Wir wohnen jetzt auf der Landenge zwischen Munichia und Piräus, in der Mitte der alten Hafenstadt, deren Häuserfundamente gerade unter und neben unserem Hause zu übersehen sind, im jetzigen Chiotenviertel im zweiten Stocke eines für Griechenland sehr hohen, sonderbaren Eckhauses, welches gesondert von allen Häusern einsam dasteht. Es ist so schlecht gebaut, daß ein Nagel, den man zum Bilderaufhängen einschlägt, von der Straße aus sichtbar ist. Doch die Räume sind groß und ziemlich anständig, es ist sehr luftig und kühl und es arbeitet sich hier sehr gut. Aus meinem Zimmer sehe ich das weite, offene, blaue Meer, die Fahrstraße nach Keos und den nördlichen Kykladen, und fast immer schimmern schneeweiße Segel auf dem tiefen Meerblau. Dahin und auf die ganze munichische Halbinsel geht meine

Fenster, und landeinwärts sehe ich die Hügel von Athen, die Front des Parthenon und die ganze athenische Ebene bis zum Pentelikon. Aus meiner geöffneten Thüre aber sehe ich das ganze Piräusbassin und Salamis. Dabei bringt die frische Seeluft überall herein und erquickt Herz und Sinne, — wie sollte ich dabei nicht von Herzen zufrieden sein. Dazu kommt die schönste Muße zu studiren, die nur durch Besuche zuweilen beschränkt wird, die aus dem von Hitze und Ungeziefer geplagten Athen sich hierher flüchten, oder die ich mit der Professorin hier machen muß bei den visitentollen Griechen.

Die Hitze des Tages wird wenig gefühlt in diesen luftigen Räumen, und so kann ich jetzt gut durch die heißen Stunden hindurch arbeiten, was in Athen fast unmöglich ist. Des Abends wird mit der Frau Professorin gelesen, oder wir haben einen kleinen Kreis bei uns, in dem musicirt wird. Wie wohl thut Einem in Griechenland eine solche wissenschaftliche Ruhe, durch angenehme Geselligkeit verschönt, während sonst noch immer wilde Parteien das Volk wie die Gebildeten trennen und Vertrauen und Freude stören. Seit der Minister Glurukis, früher unser Hausfreund, das Departement des Innern und des Kultus hat, scheint die russische Partei entschieden zu siegen, wie die letzte Gouverneurwahl zeigt. Der geistigen Freiheit des jungen Griechenland stehen schwere Proben bevor, und es kann Einem oft jetzt recht dunkel werden. Glücklich, wer daran in einem zurückgezogenen, aber segensreichen Berufe nicht zu denken braucht. Brandis leidet natürlich viel mehr darunter. Einen um den anderen Tag pflegt er zu uns herauszukommen. Des Nachmittags ist oft Besuch da, besonders das holländische Konsulat. Ida, von der ich so oft geschrieben, ist als Mutter außerordentlich reizend und anmuthig; des Sonntags bin ich gewöhnlich ihr Gast, dann singen wir die alten Lieder zusammen. Emanuel führte ich gleich dahin, und er fühlte sich sehr angezogen.

Platens Nachlaß ist heraus; hoffentlich langt er hier bald an. Ich lese Platens Gedichte hier mit einer Freude, die ich in Deutschland nicht kannte. Man bekommt in Griechenland einen ungeheuren Respekt vor Formvollendung und Abscheu vor formlos vergeudeten Talenten. Geibel brachte Brentanos Gockel, Hinkel und Gackeleia her; solche Geschichten gefallen hier doch schlecht. Meine liebsten Stunden widme ich jetzt poetischen Nachbildungen griechischer Poesien. Brandis und seine Frau bilden das Forum der Kritik, und ihr Beifall ist mir sehr schätzbar. Sieh, liebe Freundin, so

lebe und webe ich hier im Piräus und lasse meine Blicke über das Meer gleiten, wo die Welttheile sich begegnen und ihre Schätze austauschen, im stillen, glücklichen Familienkreise, ich könnte oft wünschen, daß es noch lange so bliebe; ich bleibe im Herzen derselbe und begreife nicht, wie des Menschen Kern durch Reisen und Sehen verändert werden kann. Ich gedenke Deiner und Sophiens mit warmer Freundschaft und bitte um Gleiches bei Euch.

An die Eltern.

Hermupolis, 19. August 1838.*)

Am 3. August habe ich Euch gemeldet, daß wir auf dem Sprunge waren, eine Kykladenreise zu machen mit der ganzen Familie; wir wollten dabei Wind und Wetter lenken lassen, doch mußten wir uns gleich in unserem Plane auf die nördlichen Kykladen beschränken, weil es bei den jetzt schon herrschenden Nordwinden große Schwierigkeiten haben kann, von Naxos, Paros, Santorin wieder heraufzukommen. Diese Reise ist nun unter Gottes Schutze glücklich beendet, d. h. wir haben Syra erreicht, von wo uns das Marseiller Dampfschiff in den nächsten Tagen zum Piräus zurückführen wird. Wir leben hier in der sehr liebenswürdigen Familie des Herrn Robertson aus New-York, der schon seit acht Jahren als Missionar in Griechenland wirkt und jetzt in Syra eine Schule leitet. Er hat einst mit Brandis in Rom, dann in Oxford nahen Umgang gehabt; heimgekehrt, hat er mehrmals aus dem Innern der Vereinigten Staaten, wo er an verschiedenen Stellen Lehrämter bekleidete, Nachricht von sich gegeben, und dann, nach langer Unterbrechung des Verkehrs, haben sich die beiden Freunde hier wiedergefunden. Er ist ein frommer, begabter, vielfach gebildeter und höchst liebenswürdiger, kindlicher Mann, seine Frau eine ungemein thätige, treffliche Mutter. Eine Reihe schöner Kinder schmückt das Haus; das älteste, eine eben erwachsene Tochter Elisa, ein sehr liebliches Mädchen. Wir wohnen hart am Hafen dieser belebten Handelsstadt, welche jetzt der Haupthandelsplatz im Archipelagus ist, wie einst Korinth, später Delos, Vermittlerin zwischen Europa und Asien. Die Stadt ist nicht älter als die Revolution, die Einwohner sind sämmtlich Fremde, die meisten aus Ipsara

*) Beendet im Piräus.

und Smyrna hierher geflüchtet, und haben, ohne die Absicht zu bleiben, etwas Handel angefangen. So entstand schnell, ohne sonstige Begünstigung, die Unterstadt von Syra, während in der Oberstadt, welche von jener eine Viertelstunde entfernt liegt, auf eine imposante Weise, die amphitheatralische Lage der Stadt krönend, die eigentlichen Syrier, die Landsleute des Eumaios, wohnen, sämmtlich lateinische Christen. Der Anblick von der See ist sehr stattlich, sonst ist die Insel ein schattenloser, öder Felsen ohne Dörfer und Landvolk und, wie mir scheint, ganz ohne Alterthümer, außer den Spuren eines alten Eisenbergwerks oberhalb der Stadt. Hermupolis wächst zusehends, Schiffe aller Nationen sind im Hafen zusammengedrängt. Hier, wie auf einigen anderen Inseln, zeigt sich ein Wohlstand und eine Thätigkeit, welche die glücklichste Zukunft verheißen. Will man Griechenland von seiner lieblichen Seite kennen lernen, muß man nicht das Festland bereisen, wo so viel Elend überall entgegentritt, wo man die spärliche Bevölkerung der Griechen so vielfach gesunken, vermischt und verdorben findet und von wilden Parteiungen zerrissen. Das Inselgriechenland muß man aufsuchen, wo ein begüterter Bauernstand in reizenden Dörfern wohnt, in aller Sitteneinfalt, unkundig der Intriguen der Hauptstadt, unvermischt mit fremdem Blute, lernbegierig, gutmüthig, gastfrei. Freilich sind die Eilande sehr verschieden. Viele sind übermäßig dürr und nähren ihre Einwohner auf das kümmerlichste, andere, sonst berühmte und bevölkerte, sind jetzt ganz menschenleere Felsen, so die gefeierte Delos. Dagegen sind die Thäler von Naxos, Tenos, Andros u. a. Paradiese mit allen Wohlthaten der Natur gesegnet.

Am 4. August bestiegen wir das Schiff eines Kapitäns aus Ipsara, Kalliope, ein sogenanntes Mystiko, das heißt ein Schiff mit zwei Masten, an denen die Segelstangen schräg befestigt sind. Diese sind die eigentlichen Piratenschiffe. Sie gehen gut, besonders bei halbem Winde, und es ist wirklich staunenerregend, wie sie durch die Beweglichkeit ihrer Segel bei fast ganz konträren Winden ihren Lauf fortsetzen. Ein angenehmer Fahrwind geleitete uns längs der attischen Küste nach Sunion. Von all den Demen freilich, die sich Strabo auf dieser Fahrt nennen ließ, ist nichts mehr aufzuweisen, als etwa die alten Salzwerke von Halai, Spuren und der Name von Anaphlystos. Gegen Abend fuhren wir bei der Patroklosinsel und Belbina vorbei, beide öde. Letztere, schön ge-

formt, wurde einmal von Aegina aus koloniſirt, doch hat es nicht angeſchlagen. Wir warfen Anker in der Bucht ſüdlich von Sunion, und wie die großen Segel zurückgezogen wurden, ging gerade der Vollmond über dem Vorgebirge und ſeinen weißen Marmorſäulen auf. Wir waren alle feierlichſt ergriffen von dieſem großen Schauſpiele, das ſich wohl nicht beſchreiben läßt. Der ſchroffe Felſen mit ſchäumender Brandung, darauf der ſchöne, glänzende, heitere Tempel in ſeiner göttlichen Ruhe. Wir ſtiegen noch den Abend aus, trotz der Gerüchte von Klephtengeſindel, das hier hauſen ſollte, und bewandelten den heiligen Berg, blieben Nachts im Hafen und gingen mit Aufgang der Sonne noch einmal an das Land. Mich beſchäftigten, außer den ja vielfach beſchriebenen Tempelruinen ſelbſt, die anderen Anlagen, die Propyläen und die Anlagen auf dem gegenüber, landeinwärts gelegenen Hügel, wo ein großer Tempelbezirk zu erkennen iſt, da thronte vielleicht einſt Poſeidon neben der Athene. Einige Morgenſtunden widmeten wir der Athene Sunias, dann ſchifften wir an der heiligen Helena, jetzt nur von Heerden betreten, hinüber nach Keos, wohin wir ſchnell gelangten, freilich bei ſtark gehendem Meere. Denn auf das ſchnellſte verändert ſich das Aegäiſche Meer von ſpiegelgleicher Ruhe zu hohem Wellengang, daher denn auch die Alten ſchon das Wort von Aix ableiten wollten, denn wirklich wie Ziegen ſpringen die Wellen an den vielen Felsklippen herauf. Ich blieb der einzige Geſunde und konnte dadurch helfen und erleichtern. Der Hafen von Keos (Tzia) iſt vortrefflich, faſt geſchloſſen, es iſt die Lage des alten Koreſia, einer der vier Städte der Inſel, deren einſt jede ihre eigenen Silbermünzen ſchlug; jetzt hat ſie nur eine Stadt. Sie liegt eine Stunde vom Hafen. Der Weg führt ſteil bergan durch ſchöne Weingärten, mit Mauern umgeben, über welche die Obſtbäume herüberragen. Die Stadt hat lauter niedrige Häuſer, nahe an einander mit glatten Dächern; die Straßen ſind ſehr eng und dunkel und voll von Schweinen, die auf allen Kykladen zum Andenken an ihren göttlichen Landsmann mit beſonderer Liebe gepflegt werden. Deſto ſchöner iſt es oben auf den Häuſern; die ſchön geebneten, reinlichen Dächer dienen des Abends zu Verſammlungen der Freunde, man bringt Stühle, Pfeifen, Kaffee hinauf, und da die Häuſer ſehr nahe an einander ſtehen, ſteigt man von einem Doma zum anderen, die beſte Art, die Stadt zu durchwandern. Wir waren im Hauſe unſeres Freundes Pſaras, wo wir den Sonn-

tag und Montag das Leben der Keoten kennen lernten. Es ist da ein sehr gemüthliches Familienleben. Die Sippschaften wohnen nahe beisammen und in Gütergemeinschaft. Die Frauen dominiren, sie waren einst berühmt und sind noch durch Geist und Schönheit ausgezeichnet. Das Klima ist vorzüglich, so auch die Früchte und an dem Wasser loben die Keoten die verdauende Kraft; auch theilten wir ihren guten Appetit. Die Aussicht von der Stadt nach Attika und Euböa ist herrlich. Sonntag Nachmittag besuchten wir den Löwen, den durch Bröndstedt berühmten und verschönerten. Er ist aus dem Schiefer, aus dem Keos und die meisten Kykladen bestehen, und dafür noch sehr ausdrucksvoll, hat aber viel vom Regen gelitten. Am Montag durchsuchten wir die Stadt, die vom alten Julis einige Tempelgrundmauern, einige Wasserbehälter und Inschriften aufzuweisen hat, dabei blieb aber viel Zeit übrig, um die verschiedenen Sorten von Trauben, Feigen und Melonen zu untersuchen, deren Genuß auf den Inseln ganz unschädlich ist. Nachmittags nach 3 Uhr zogen wir aus auf Pferden und Maulthieren nach Hagia Marina, auf der südlichen Seite der Insel, dort steht der bei Bröndstedt gut gezeichnete und beschriebene Thurm, der besterhaltene des griechischen Alterthums, mit vier Stockwerken, erhaltener Treppe, Balkon, Zinnen. Wir blieben die Nacht im Kloster, in dessen Mauern jetzt der Thurm steht; die Thüre und Fenstereinfassung von Marmor eingelegt. Dienstag ritten wir über die Berge der Insel, welche Eichen tragen, Balanidia, die zum Gerben dienen. Gegen Mittag kamen wir zu den Ruinen von Karthaia. Die Lage ist sehr wild, wenig Raum für Straßen und Wohnungen, gewaltige Stadtmauern und verschiedene Tempelterrassen. Unser Schiff war uns nachgekommen. Wir nahmen Abschied von den freundlichen Insulanern und schifften uns ein. Der Wind führte uns nach Thermia, dem alten Kythnos, einer armen, öden Insel mit etwas Wein und Oel, der die Natur zum Ersatz warme Quellen von großer Heilkraft verliehen hat. Jetzt ist ein ganz modernes Badehaus gebaut. Die Ruinen der alten Stadt sind auf der anderen Seite der Insel. Wir haben sie nicht gesehen, sondern gingen noch den Abend an unser Schiff, den Wind abwartend, ob er uns nach Andros oder nach Naxos führen würde. Es ward Südwind und führte uns gen Andros an der Insel Gyaros vorbei, welche aus Strabo als eine elende Fischerinsel, aus Juvenal aber als römischer Verbannungsort bekannt ist. Auch wir wurden

vor Gyaros durch Windstille gebannt und ruderten mühsam dem Ileno, dem Paß zwischen Andros und Tinos zu, passirten diesen in der Nacht, und erst am anderen Morgen erhob sich starker Nordwind, bei dem wir unter vielen Volten mit Mühe in den südlichsten Hafen von Andros einliefen. Hier ging uns eine neue Welt auf. Eine tiefe Meeresbucht von den fruchtbarsten, von Dörfern und Bäumen besäten, Bergwänden umgeben. In einem dieser Dörfer, Arbonia, ist ein früherer Diener aus unserem Hause angesessen. Dieser kam zum Hafen herunter, und wir wurden feierlichst mit vielen Leuten in sein schönes Dorf geleitet, wo wir ein paar Tage in großem Wohlleben zubrachten. Ich machte mich von da auf zu einer Wanderung durch die Insel, die ich mit einem Wegweiser ohne Gepäck, ohne Gefahr aufs anmuthigste zurücklegte. Paläopolis ist der Sitz der alten Stadt. Ihre Trümmer füllen einen schönen Bergabhang, an welchem das Wasser herunterstürzt zwischen Myrten und dicken Lorbeerbäumen. Die Gebäude waren aus Schiefer; ein Stadtthor steht noch unversehrt. Viele Reste von Statuen sind da, aber meistens auf das schmählichste zu Grunde gerichtet, eine Apollostatue*) ist ziemlich erhalten und gehört zu Griechenlands schönsten Bildwerken Lysippischer Periode; hoffentlich wird sie bald nach Athen gebracht. Ich fand dort einen eben aufgefundenen Stein mit einem Hymnus auf die Isis in Hexametern, über 100 Verse lang, ein wunderlich mystisches, spätes Gedicht, von dem ich das Leserliche abgeschrieben habe. Auch in Gavrion, dem alten Hafen, wo jetzt Arboniten wohnen, aber gänzlich von den Hellenen getrennt, bei diesen dienend und arm, steht ein alter, ehrwürdiger Thurm hellenischer Vorzeit. Ich kehrte mich nach der Stadt, die an der östlichen Küste liegt, mit genuesischem Kastelle, welche weiter nichts Merkwürdiges hat, als ein sehr ausgezeichnetes philanthropisches Erziehungsinstitut, welches Theophilos Kairi lenkt, der auf eine hier ganz beispiellos uneigennützige Weise lebt und lehrt, und auf eine zahlreiche Jugend, die aus allen Gegenden zusammenströmt, begeisternd wirkt. Er lebt und wirkt wie ein alter Philosoph, ich bin durch die Stunden, die ich bei ihm zubrachte, tief ergriffen worden. Eine Stunde von der Stadt liegt ungefähr in der Mitte der Insel, und daher so genannt, das Dorf Mesoria, der Hauptort eines herrlichen, üppigen Thales, das sich

*) Seit der Auffindung des Praxitelischen Hermes als Replik dieser Statue erkannt.

von Meer zu Meer durchzieht. Der Hauptschmuck ist ein großer Reichthum an Cypressen. Es wird kein anderes Bauholz gebraucht. Wir wohnten dort im Hause des Demarchen, der im blühendsten Wohlstand lebt. In der Nähe fand ich in Lamyra eine Inschrift, die, mit Mühe aus einem verwischten Steine erlesen, mich lehrte, in wie später Zeit — denn die Buchstaben weisen auf das dritte bis vierte Jahrhundert nach Christus hin — alte politische Formen hier fortbestanden und genaue Beziehungen mit asiatischen Griechen.

Auf sanfteren Wind wartend, blieben wir noch einen Tag im großen Kloster der Panagia Panachrantos auf dem Rücken der Berge, welche das Thal von Mesoria und das von Aedonia trennen, besuchten von da ein Palaiokastro venetianischer Zeit, wo wir vielen Zeichen der Johanniterritter begegneten, und schifften uns endlich nach sechstägigem Aufenthalte sehr befriedigt von Andros ein. Der köstlichste Wind führte uns noch an dem schönen Tinos vorbei, das viel Marmor und daher viel feinere Formen hat, als Andros; noch desselben Vormittags legten wir in S. Nicolo an, jetzt berühmt durch seine Panagia als Wallfahrtsort, einst durch sein Poseidonheiligthum. Seine Kirche ist die schönste Neu-Griechenlands. Welch anderes Leben hier, als in Andros! Dort sind die Leute herzlich, offen, einfach, nur mit ganz lokalen Interessen beschäftigt, etwas täppisch, in Tino wegen der langen Venetianerherrschaft — daher auch viele Lateiner — ist Alles mehr gewitzigt, fränkisch gekleidet und gesinnt, mit allen Parteien der Residenz bekannt. Das Volk ist betriebsam, der Boden ist dürrer, aber der Wein besser; bedeutende Seidenarbeiten, besonders in Handschuhen. Wir sahen uns tagsüber in Tinos um, machten angenehme Bekanntschaften mit den dortigen Konsuln, fuhren aber des Abends noch nach Delos, an Mykonos vorbei, und lagen auch um Mitternacht schon in dem Hafen zwischen Delos und Rheneia. Die heilige gefeierte Delos! — es ist eingetroffen, was sie fürchtete, wenn der Gott Apollo sie verlassen würde: sie ist die einsamste und die allerverachtetste geworden. Ja, noch Schrecklicheres: für pestangesteckte Schiffe ist dort die Quarantäne eingerichtet. Unermeßlich reich ist das kleine Eiland an Resten alter Kunst, bei jedem Schritte tritt man auf ein Stück parischen oder tinischen Marmors. Aber die Grundlagen der alten Tempel sind durch vieles Durchwühlen des Bodens verschwunden. Die herrlichste aller Aussichten ist auf der Spitze des Berges Kynthos, eine sehr geringe Erhebung, aber Granit.

Auch die Johannesinsel haben wir von Delos voll Rührung geschaut. Ein kyklopisches Thor, ein herrliches Theater, eine Naumachie, große Wasserbauten, Stoen — man sieht unendlich viel auf den kleinsten Raum zusammengedrängt, denn die ganze Insel läuft man in drei bis vier Stunden ab. Ich danke gerührt für diesen schönen geistigen Genuß, auf Delos gewesen zu sein, und mit dem lieben Brandis habe ich es herrlich, herrlich genossen, wir harmoniren darin von Grund der Seele.

Donnerstag Abend verließen wir Delos und fuhren dem jetzigen merkantilischen Mittelpunkte der Kykladen zu, wo wir am Freitag Morgen anlangten. In Syra blieben wir, weil das griechische Dampfschiff vom König in Beschlag genommen war, bis zur Abfahrt des französischen Dampfschiffes am Dienstag Abend, welches uns in acht Stunden in den Piräus brachte. Unsere sonst schöne Rückfahrt trübte das traurige Ereigniß, daß wir in der Nacht ein armes Schiffchen in den Grund bohrten, wobei mehrere Menschen ihr Leben verloren. Es war ein schauerliches Ereigniß. Uns aber hat der Herr gnädig behütet und reich mit Freude gesegnet. Möchte ich es recht erkennen!

An die Eltern.

Piräus, 13. September 1838.

Gewiß sind diese Reisen, um bedeutende wissenschaftliche Resultate zu bringen, zu flüchtig, dazu muß man ganz anders reisen. Aber sie sind immer im höchsten Grade lehrreich, allgemein bildend sowohl als auch für philologische Studien, und wenn ich an einzelnen Punkten oft einen heftigen Schmerz nicht unterdrücken konnte, nicht nach Belieben verweilen und untersuchen zu dürfen, so bin ich doch im ganzen von dem Glücke dieses Griechenlandlebens fortwährend zu sehr ergriffen, als daß ich unzufrieden sein könnte; auch sind die Vortheile, welche aus dem Leben in dieser Familie hervorgehen, so groß, daß es gottlos wäre, statt dessen ein einzelstehendes Dasein zu wünschen, das mit vielen Gefahren und Entbehrungen verknüpft ist. Und wie lehrreich und erhebend ist die stete Nähe der vortrefflichen Eltern und ihr freundschaftliches Gespräch, wie förderlich der Unterricht der beiden zu allem Guten eifrigen Knaben, deren Fortschritte in den alten Sprachen sehr erfreulich sind. Der älteste liest geläufig schon Homer, Herodot,

Virgil, Livius, also kann ich die Lehrstunden durchgängig als Lernstunden gebrauchen. Jetzt unterrichtete ich auch den dritten, an Phantasie besonders reichen Knaben, Johannes, im Neugriechischen, worin er rasche Fortschritte macht. Außerdem hat die letzten Sommermonate unser junger griechischer Freund ganz bei uns zugebracht, den ich täglich im Lateinischen unterrichtet habe, wobei Uebersetzung der Metamorphosen in das Neugriechische und Altgriechische — zum Theil metrisch — eine vortreffliche Uebung gewährte. Dabei noch jeden Morgen Seebad und Schwimmunterricht, welcher für die Aeltesten den erfreulichsten Erfolg gehabt hat, und des Abends Lektüre mit Frau Brandis, — doch habe ich noch Zeit gehabt zu Privatstudien, und ich hoffe einst, Euch von der Fruchtbarkeit der Mußestunden im Piräus zu überzeugen. Ich bin in meinem Leben nie so fleißig gewesen, wie in diesem griechischen Sommer. Ich habe nicht geglaubt, daß man so viel thun könne, ohne ganz ungesellig zu werden, aber es ist natürlich, wenn man seine Studien wie Vergnügen auskaufen lernt. Nach meiner Erfahrung ist es sehr schlimm, daß man Student wird, ohne vorher, wenn auch nur kurz, in einer abhängigen und beschränkten Lage gewesen zu sein. Der Werth der Zeit kann gar nicht eingepredigt, es muß erlebt werden. Wir werden bis zum ersten griechischen Oktober im Piräus bleiben; ich muß in dieser Zeit noch einmal die Topographie der Häfen genau durchnehmen, um darüber aufzuzeichnen, was möglich ist ohne Nachgrabungen. Bald wird das alte Terrain von Chioten und Hydrioten überbaut sein. Dann nach Athen, wo wir hart an der Akropolis wohnen werden. Die letzten Monate müssen noch viel eintragen. Dann werde ich auch mit Geibel recht zusammen sein können, den ich jetzt nur so selten sehen kann.

Dienstag: Oldenbourg versorgt uns zu Zeiten mit neuen Büchern des Vaterlandes. Vor nicht lange kamen Platens Gedichte, d. h. seine gesammelten lyrischen Gedichte, mit vielen neuen gediegenen Sachen. Seine Hymnen habe ich hier mit ungemeiner Freude gelesen und wieder gelesen. Vor allem aber hat mich tief ergriffen und füllt und trägt noch immer meine Gedanken das Niebuhrsche Werk,*) das ja gewiß bei Euch viel gelesen und viel

*) Die „Lebensnachrichten" über Barthold Georg Niebuhr, welche 1838 bis 1839 erschienen.

besprochen wird. Ich habe kein Buch gelesen, das mich bald bis zur Verzweiflung gedemüthigt und dann wieder geistig so gestärkt und erbaut hat, wie dies Werk, ein wahrer Schatz für die nachgeborene deutsche Jugend. Die Hitze ist seit acht Tagen durch eingetretene Gewitter gebrochen. Das Wetter ist jetzt ganz idealisch schön, und der neue Anblick eines wolkigen Himmels erfreut und gewährt sehr schöne Farbenschauspiele. Die Klarheit ist ungemein groß; vom Parthenongiebel sah ich gestern Akrokorinth und den Kyllene dahinter ganz deutlich, und ehegestern, von Emanuel heimfahrend, konnte ich die Schluchten des Kithairon verfolgen. Oben geschieht wenig; beim Dionysostheater hat man einige Sitze freigemacht und Gräben gezogen, welche orientiren. Das Innere der Propyläen ist gereinigt von türkischen Pulverkammergewölben, und bei der Gelegenheit sind viele herrliche ionische Voluten in jämmerlichster Verstümmelung gefunden, die den sechs inneren Propyläensäulen angehören.

An die Eltern.

Athen, 25. Oktober 1838.

Vor acht Tagen sind wir aus dem Piräus wieder nach Athen gezogen. Wir sind dem Piräus sehr dankbar. Seine reinere, leichtere Luft hat uns vor manchen Beschwerden beschützt, das herrliche Bad an jedem Morgen am Schlußthurme der Munichia, das rege Hafenleben, die täglich mehr hervortretenden Spuren der alten Befestigungen, Heiligthümer und Straßen, der herrliche freie Horizont mit so denkwürdigen Bergen, Ebenen, Gewässern, Inseln, endlich die ungestörtere Muße und ein lieber Freundeskreis — Alles dies hat uns den Piräus sehr lieb gemacht, und mit großer Freude werden wir stets dieser ungetrübten, durch die Kykladenepisode geschmückten, Sommermonate gedenken. In die letzten Zeiten unseres Hafenlebens fiel die Anwesenheit des Geheimrath Link,*) der gerade zur Feier meines Geburtsfestes, wozu die liebe Frau Brandis meine besten Freunde eingeladen hatte, zum Nachtische, als wir mit köstlichem Santorinweine anstießen, hereintrat. Links Gegenwart brachte viele interessante Gegenstände der

*) Der Naturforscher Heinrich Friedrich Link (1767—1851), damals Professor in Berlin.

Archäologie, welche in das Naturfach einschlagen, worin Link in großartiger Weise Meister ist, zur Sprache, aus der Flora Attikas, über die Metamorphosen der luftausgesetzten Marmorflächen, welche dem Laienauge so leicht in tausend Farben spielen, über alten Bergbau, Schicksale der griechischen Vegetation u. a. m. Mein ältester Schüler, dessen Element eigentlich Naturkunde werden wird, ist sehr gefördert und erfreut worden durch Links Gesellschaft. Wir badeten zuletzt am 6. Oktober, an dem ich noch mit meinen meergewohnten Knaben eine archäologische Schwimmfahrt im Phaleronhafen machte, in dessen einsam erhabener Natur wir einen ganzen Tag zubrachten, alle alten Befestigungen durchsuchend. Wir machten auch im Piräus täglich Spaziergänge. Nach Entschwinden der Hitze mit ihren mittelbaren und unmittelbaren Qualen haben wir bis auf den heutigen Tag, an dem bis jetzt zur Mittagsstunde die Sonne noch nicht geschienen hat, sondern Regen fällt, ein herrliches, Seele und Leib erquickendes und hebendes Wetter gehabt. Als die Bäder aufhörten, sehnten wir uns hinein, zumal, da auch viele gute Freunde jetzt aus den Sommerretraiten wieder nach Athen gekehrt waren, besonders Travers aus Aegina. Wir wohnen jetzt wieder draußen in der Reihe neuer Häuser zu Füßen des Lykabettos mit dem köstlichen Gegenüber der Akropolis, in einem Hause mit den beiden gelehrtesten Neugriechen Pharmakydes, dem tapferen Gegner des Oikonomos, und Manussis. Der Professor ist seit dem 8. Oktober mit dem Könige verreist.

Unser Leben ist jetzt in Athen sehr angenehm, es war mir, als kehrte ich aus einer Verbannung zurück. Ich war seit April kein athenischer Einwohner gewesen. Ich fange jetzt meinen Unterricht um 7 Uhr an, um 8 Uhr wird gefrühstückt; um 12 Uhr bin ich mit allen Lehrstunden fertig, in denen ich immer viel Freude und eigene Belehrung finde; dann gehört der ganze Tag mir. Um eins frühstücken wir, darnach ist die schönste Zeit für Tempel, Inschriften und andere Marmorstudien. Wenn es dämmert, setzen wir uns zu Tische; und die Abendstunden werden getheilt zwischen dem Arbeitstische und einer Geselligkeit, welche nie langweilig ist, da bei uns gottlob keine Soirées stattfinden. Gewöhnlich bin ich mit Emanuel zusammen, und wir sind uns hier einander sehr viel. Seine Produktionen haben außerordentlich gewonnen; ich habe große Freude an seinem reichen Talente.

An die Eltern.

Athen, den 11. November 1838.

Meine geliebtesten Eltern! Ich erhielt Eure Briefe alle auf einmal, und der Schmerz der furchtbaren Ueberraschung*) ward durch Nichts gemildert, weder durch vorbereitende Sorgen, wie sie wohl durch die Andeutungen in Euren Briefen hätten erweckt werden können, noch durch eine Vorbereitung von Seiten meiner theuern Hausgenossen. Als der Professor in mein Zimmer trat, hatte ich schon mit freudiger Hast die als zweite bestimmte Briefsendung erbrochen und hatte gleich, schnell den Inhalt durchlaufend, die ganze niederbeugende Gewalt der Trauerbotschaft erfahren. Wohl mußte ich den Verlust am schwersten empfinden. Mir ist Nichts zu gut gekommen von der Friede verbreitenden Nähe des seligen Bruders, ich habe nicht mit Euch Sorge und Furcht theilen dürfen, keinen Trost in der Gemeinschaft um den Entschlafenen, keine Erhebung aus den Zügen des Entschlafenen. Ihr saht schon seit dem Frühjahre den Bruder langsam fortwandeln dem Himmel zu, ich dachte nichts dergleichen. Keine dunkle Ahnung gewann in mir Raum, ich dachte nur an des Bruders erfüllte Wünsche, an die glücklichen Eltern und unseren gesegneten Hausstand und malte mir die Freude des Wiedersehens bis in das Kleinste aus. O Gott, es ist schrecklich, dann auf einmal zu hören, dein Bruder ist seit Monaten gestorben und begraben. O Geliebte, das ist ein ungeheurer Schmerz, aus dem ich mich kaum ermannen konnte, weil er wie ein Gewappneter mich in aller Schwäche überfallen hatte. Man eilt in die Trauertage zurück, man denkt, man müßte eine Ahnung gehabt haben, aber der stumpfe Geist hatte keine Fühlfäden für die Ferne, und am Begräbnißtage feierten wir den Geburtstag unserer Frau Brandis. Doch ich fand Mittel, meinen Schmerz zu bändigen. Ich konnte mich ausweinen in den Armen der vortrefflichen Brandis, die wie Eltern theilten und fühlten. Nachher ging ich ins Freie, und unter dem blauen Himmel wurde mir weiter und wohler. Tausend Dank für Eure ausführlichen Nachrichten! Diese Ausführlichkeit hat für den Fernen wunderbare Trostkraft, sie entschädigt einigermaßen für den Verlust persönlicher Gegen-

*) Durch den Tod des ältesten Bruders Paul Werner.

wart. Darum bitte, sendet mir noch manches Einzelne von meines theueren Bruders letztem Wirken, und vor allem bald die Predigten des Verstorbenen. Rührend ist die treue Amtsthätigkeit bis vor die Pforten des Todes, rührend die ganze Geschichte seines nahenden und eintretenden Endes — und nach Ueberwindung des ersten Schreckenschmerzes mußte ja die Veranschaulichung seines seligen Abscheidens meinen Schmerz auf die Weise lindern, wie er bei Euch Allen gemildert und verklärt erscheint. Sollte einmal der Tod eintreten in unser irdisches Familienleben, es konnte nicht milder, erbaulicher geschehen. Einschlafen im Heiligthume galt zu allen Zeiten für eine Gnade der Götter; so dürfen und sollen auch wir des Bruders Entschlafen als eine ihm erwiesene Gnade betrachten, und sollen wir ihn lebend nicht mehr unter uns halten, so sei uns sein Andenken desto heiliger, sein Tod ein Sakrament, in dem wir uns neu verbinden, bei dem wir uns Alle einander das Bekenntniß wiederholen, daß wir denselben Grund der Hoffnung haben, auf den er gebaut hat, und daß wir in dem Herrn Christo, in welchem er gestorben ist, auch selig zu enden hoffen! Uns, seinen Brüdern, sei vor allem sein Beispiel theuer und heilig! Ich bekenne mit Freuden, daß der Keim des ernstesten Strebens, wie es in den besten Stunden mich beseelte, von ihm in mich gelegt wurde, da er, von der Universität heimkehrend, mich gerade im Anfange der ersten Entwickelung antraf und durch Wort und Beispiel mich den Geist jener echten Wissenschaftlichkeit kennen lehrte, den er in sich trug. Wie sehr strebte sein Geist nach Allseitigkeit, wie ging er ein auf die verschiedensten Richtungen der Wissenschaft, und wie blieb er dabei treu dem Mittelpunkte seines Lebens. Er wollte Alles blühen und angebaut sehen zur Ehre Christi, und wie oft stärkte er mich in der Absicht, daß es recht an der Zeit sei, daß auf allen Lehrstühlen die Ehre Gottes verherrlicht werde. Möchte es mir vergönnt sein, in seinem Geiste fortzustreben und als Lehrer auch Seelsorger zu sein, der wirklich die Seele mit Lebensbrod versorgt. O, käme über uns, seine Brüder, eine Kraft der Weihe zu einem erhöhten Streben voll Früchte der Liebe und des Glaubens!

Am Montage. Seit ehegestern, da ich die Trauerbotschaft erhielt, ist meine Seele schon viel ruhiger geworden. Die Natur ist, wenn auch nicht Quelle des Trostes, doch mächtig, das Herz zu erleichtern — und nirgends mehr, als hier, wo wenige Schritte auf einsame und hochgelegene Orte führen, wo man in

hebenden Einsamkeit sich fühlt und der Blick über Meer und Land dem getrübten Auge wohlthut. Ich kehrte gestärkt zurück, und es war mir angenehm, die des Morgens versäumten Lehrstunden des Nachmittags nachzuholen. Nachmittags vor Tische ging ich noch mit den Knaben zum Kolonos, dem griechischen Verklärungshügel des Todes. Abends kam Emanuel wieder, und ein Brief von Freund Kruse aus Kurland erfreute mich. Gestern zur Morgenandacht - wozu wir aus dem Bunsenschen Gesangbuche auswählen hatten wir wunderbarer Weise den Tag vorher das alte Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" bestimmt. Wir sangen es mit tiefer Rührung und beteten dann mit einander, und dann umarmten sie mich, Eltern und Kinder, und trösteten mich. Nachher gingen wir zur Kirche, welcher die Königin zuerst wieder beiwohnte. Ihr wißt, wie theuer mir die Freundschaft des Pfarrers Mayer ist, ich hatte ihm oft von unserem Paul erzählt. Ich brachte die Abendstunden bei ihm zu und theilte ihm Alles mit. Nach der Kirche machte ich mit dem mir sehr werthen Professor Köppen einen Spaziergang. Des Mittags waren wir schon längst zu Travers geladen. Ich ging gerne zu diesen trefflichen Menschen, die mir besonders befreundet sind, und sie nahmen es als ein Zeichen wirklicher Freundschaft an, daß ich an dem Tage kam. Ich gebe Euch, Geliebte, eine Chronik dieser Tage, weil ich sie so ganz bei Euch, mit Euch verlebte, und weil auch Ihr gewiß aus jenen Tagen von mir wissen wollt, da ich die Trauerbotschaft erhalten habe.

Montag Abend. Eben geht Emanuel von mir, mit dem ich hier viel zusammen lebe und arbeite. Ich bin in seinem Hause mit zuvorkommender Freundlichkeit aufgenommen worden. Und jetzt, meine Geliebten, schließe ich diesen Brief mit einer Rührung, von der Euch diese Zeilen kein Zeugniß ablegen können. Möchte mein Herz sich nie abstumpfen gegen dies erhabene Gefühl im Andenken an den zur Seligkeit hinübergegangenen Bruder. Wer sollte nicht um ein gleiches Ende beten.

An die Eltern.

Athen, 11. December 1838.

Den 17. November trat ich eine längst beabsichtigte Reise nach dem Parnasse an, die ich jetzt, obgleich ich konnte, nicht aufschieben [illegible] Es war die schönste Witterung, wie sie [illegible]

nach dem heiligen Demetrios zu dauern pflegt, welche der Grieche den Kleinsommer nennt.

Das ist die fröhlichste Zeit, die Scheuern gefüllt, der junge Wein fängt an sich zu klären, die Oliven werden eingemacht und die junge Saat kommt schon wieder aus dem Boden. Es ist die Zeit der Hochzeiten, und in Stadt und Dorf ziehen jeden Sonntag viele Brautzüge nach dem Takte schnarrender Lauten und Violinen umher. In der Zeit hat sich die Luft nach den ersten stürmischen, naßkalten Herbsttagen wieder geklärt, die Sonne triumphirt, und da hier wenig Laub abfällt, dagegen die Erde, durch die Regenzeit, erfrischt, grüner als je erscheint — möchte man viel eher durch einen Zauber in einen neuen Frühling versetzt zu sein glauben, als am Schlusse des Novembers zu stehen. Zum Reisen gibt's keine bessere Zeit. Wir versäumten freilich ihren Anfang und durften uns daher nicht beklagen, wenn zuweilen ein Regentag uns in räucherigen Chanen einsperrte und in unergründlichem Schmutz die Beine unserer Pferde vergrub. Die Zeit meiner Abreise war bestimmt durch die Rückkehr eines jungen Architekten Laurent aus Dresden, welcher seit einigen Monaten in Kastri beschäftigt war, um den dortigen Landbesitz auszumessen. Es ist nämlich der Plan, das Dorf zu kaufen und das alte Delphi aufzugraben. Dessen Rückkehr dahin bestimmte meine Abreise. Uns schloß sich ein Schweizer Landschaftsmaler an, der von der Donau her über den Balkan gekommen ist, aus gänzlich unbekannten Gegenden Makedoniens und Thessaliens hübsche Schilderungen und Bilder mitgebracht hat, und mir als ein tüchtiger Mensch sehr lieb geworden ist. So war unsere Gesellschaft gut zusammengesetzt, und am Sonnabend Abend verließen wir mit unseren Reit- und Packpferden Athen, wo einst aus dem Dipylon die Alten auf dem heiligen Wege nach Eleusis wallfahrteten. Der Weg wird jetzt wieder recht hübsch durch die grünen Gärten, die zu beiden Seiten sich erheben. Die Sonne ging unter, als wir den Oelwald verließen und zum Korydalos anzusteigen anfingen. In sternheller Nacht wandelten wir vom Kloster, welches in der Schlucht liegt, zum Meere hinab und längs der schön ausgerundeten Bucht nach Eleusis. Die Gegend hat wirklich einen religiösen Charakter, und unter feierlichem Nachthimmel ergriff mich dies besonders; die Marmortrümmer schimmern durch die Nacht, dagegen verschwinden die jämmerlichen Wohnungen des heutigen Levsina, und der Eindruck wird reiner und erhabener.

Sonst sind die Nächte bei griechischen Herbst- und Winterreisen sehr lästig durch ihre Länge, da es gänzlich an Mitteln fehlt, sich eine gemüthliche Existenz zu verschaffen, da es weder Tisch, Stuhl noch Beleuchtung gibt. Man lagert sich mit der Familie ums Feuer und trifft im besten Falle einige Leute, die einem Schlachtscenen erzählen oder Lieder vorsingen und dergleichen. Oft ist's auch sehr langweilig. Am Sonntag Morgen vor 6 Uhr ging ich noch in eine griechische Kirche, wo beim Kerzenschein die schön gekleideten Albaneserinnen, besonders wenn sie beim Kreuze sich tief zur Erde neigten, gar schön sich ausnahmen, während die trefflichen Worte der griechischen Liturgie auf die unwürdigste Weise in einem dem Lesenden wie dem Hörenden unverstandenen Tone hergesprochen werden. Dann zogen wir durch die Thriasische Ebene auf der neuen Chaussee, welcher zum Theil noch trefflich gefügte Quadern des alten Weges zu Grunde liegen, dem Kithairon zu. Der Anbau der fruchtbaren Ebene nimmt zu, doch viel Land liegt noch wüst. Das Land wird dann hügelig, auf den Höhen liegen albanesische Dörfer. Junger Anwuchs der schönen Meerpinie, des eigenthümlich griechischen Baumes, der nicht den prächtigen Wuchs der italienischen Pinie hat, aber ein ganz besonders schönes Grün und lieblichen Duft, schmückt die sonst so öde Gegend, in welcher häufig die Spuren altattischer Ortschaften sich zeigen, gewöhnlich durch einige aus alten Ruinen erbaute, dann wieder verfallene und in letzter Zeit wieder ganz kümmerlich aufgebaute byzantinische Kirchen und eine Masse von Scherben und Bausteinen bezeichnet. Nichts Bedeutendes ist hier übrig, als nur die Ecke eines viereckigen Thurmes, die sich sonderbarer Weise in voller Höhe erhalten hat. Die Situation ist sehr auffallend, in einer Niederung, welche durch den jetzt stagnirenden Eleusischen Kephisos sumpfig gemacht wird. Dergleichen viereckige Thürme kommen zuweilen vor ganz ohne eine ausgezeichnete, beherrschende Lage. Nach ungefähr fünf Stunden Weges kommt man an die eigentliche Wand, welche der Kithairon hier längs der Grenze zieht, eine kahle, öde, unförmliche Grenzwand; wie überhaupt dies Gebirge sehr unlieblich und unwirthlich ist, auch vor Zeiten der Sitz keines heiteren Gottesdienstes, sondern des finsteren Demeterdienstes und bacchantischer Raserei und die Wiege der Oedipodeischen Greuel war. Noch jetzt begegnen sich hier die Heerden von den Ortschaften des Peloponneses und die böotischen. Attika erscheint hier so ge-

schlossen, daß man gar nicht weiß, wie man durchkommen soll. Endlich entdeckt man eine Schlucht, aber zugleich auf dem Hügel vor derselben die Mauern und Thürme einer alten Festung; es ist Eleutherai, die alte Grenzfeste gegen Böotien, dem es ursprünglich angehörte. Nur durch einen schmalen Isthmos mit dem Gebirgsstocke verbunden, liegt der Hügel frei da, rings abschüssig. Der alte Weg führt von der attischen Seite hinauf, die Rechte der Aufsteigenden ist den Geschossen der Vertheidiger freigestellt. Vom doppelten Thore liegt noch die ausgeschweifte Corniche auf den Pfosten. Gegen Böotien ist eine schöne Reihe von Mauern und Thürmen erhalten. Ins Erdgeschoß der Thürme geht eine Thüre vom Innern der Festung. Zum oberen Stockwerke führt eine an die Mauer angelehnte Treppe; die Entfernung der Thürme ist weniger als Pfeilschußweite. Im Innern steht noch auf dem höchsten Punkte des Hügels ein größerer Thurm mit interessanter Verbindung schiefwinkliger und rechtwinkliger Bauart, der stärkste Beweis gegen alle die, welche in den schiefen Winkeln gleich die Schrift uralter Zeiten sehen und bestimmte Zeitepochen aufstellen wollen. Am Abend war im Chan das lustigste Leben. Die Arbeiter an der Gensdarmeriekaserne, welche dort gebaut wird, meistens Insulaner, drängten sich zusammen, tranken und sangen. Als wir uns unter sie mischten, ihnen ihre Lieder nachsangen, wurden sie in einem Maße begeistert, daß ihr Tanz und Feuer ein Bild der wildesten Orgien wurde. Ein Vortänzer suchte den anderen zu überbieten und ließ sich nicht eher verdrängen, bis er ganz matt hinsank.

Am nächsten Tage hatten wir auf der Höhe der Bergwand den ersten, überraschenden Blick über die böotische Ebene, zu unseren Füßen das hügelige Asoposthal. Weiter kündigt sich in einem großen Nebelmeere das Bett des Kopaischen Sees an, der von den mannigfaltigsten Berggruppen rings umgeben wird. Außerdem ragen noch die Berge von Euböa über dem böotischen Küstenlande hervor, und das Ganze bildet ein herrliches Bergpanorama. Der Weg führt gerade auf die Mauern von Plataiai zu, die man, obgleich sie ganz verfallen sind, schon aus der Ferne erkennt. Große Grabhügel, welche am Wege aufgeschüttet sind, erinnern an die Bedeutung des Ortes, dem man sich nähert. In einem Chane, der nahe an der Südostmauer und aus den Ruinen derselben gebaut ist, findet man Unterkommen. Die Mittagsstunden verwendeten wir

auf die Untersuchung des Lokales der schicksalsvollen Stadt. Mit einem Architekten zu reisen ist in Griechenland sehr ersprießlich, da man durch Hülfe seiner Kenntnisse und Instrumente leicht zu einer planmäßigen Auffassung des Lokales gelangt. Plataiais ganzer Mauerkreis liegt deutlich vor Augen. Er bildet ungefähr ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Basis, dem Thale zugekehrt, auf einem felsigen Rande steht, während die Schenkel in spitzem Winkel der schroffen Kithaironwand zulaufen. Der untere Theil ersetzt die Akropolis, noch durch eine besondere Mauer abgesondert. Von der nördlichen Mauer weiter der Ebene zu erkennt man eine alte Gräberstraße. Westlich quillt die alte Quelle noch und versammelt hier die Einwohner des oberhalb gelegenen Dorfes. Nicht weit davon stehen ungeheure Sarkophage, aus Kalkstein, plump und schmucklos, ich weiß nicht, durch wen aus der Erde gehoben, und geben dem ganzen Orte einen Todtencharakter. Der Umfang ist sehr groß, die Erde dicht mit Scherben bedeckt, sodaß man kaum begreift, wie sich das mühsame Pflügen hier verlohnt. Aber das findet man in ganz Griechenland. Gerade die Lokale alter Städte werden aufs emsigste verarbeitet, trotz aller Hindernisse. Der fetteste Boden, ganz gemacht für den Ackerbau, liegt brach. Plataiai macht den trübsten Eindruck der Verödung, man sieht den ganzen Umfang, den Plan der Anlage, die Züge der Straßen — aber Nichts erhebt sich irgend bedeutend über der Erde. Alles vernichtet und zerbröckelt, und kein Baum, kein Strauch mildert diesen Todteneindruck. Wir hatten uns ziemlich müde gelaufen, als die Sonne sich zu neigen begann, und mußten noch nach Thespiai gelangen. Wir durchritten das alte Schlachtfeld und das Asoposthal und kamen in das Hügelland, das vom Helikon sich nach Böotien erstreckt. Leuktra ist der halbe Weg. Ein planirter und terrassirter Hügel, an dem zwei Kirchen stehen, bezeichnet die Stadt; man hat in diesem Hügel gegraben, ohne Etwas zu finden. Abends kamen wir nach Thespiai, wo wieder ein Chan inmitten der alten Stadt liegt, die wir am folgenden Morgen untersuchten. Des schönen Bodens wegen ist hier Alles viel mehr durchwühlt und unkenntlich gemacht. Die Lage, dem nahen Helikon gegenüber, der von allen Bergen Griechenlands der anmuthigste ist, ist außerordentlich schön und der edlen Thespier werth. Viele Reste der schönsten Architektur sind theils in kleinen Kapellen aufbewahrt, theils liegen sie auf den Aeckern umher, oder dienen an sumpfigen Stellen, um trockenen

Fußes durchzukommen. Von hier den Helikon zu bereisen, wäre eine sehr anziehende Aufgabe. Gerade über Thespiai liegen mehrere Dörfer, und dort sind bei einer Kirche, die von immergrünen Eichen umgeben ist, an die Bäume angelehnt, einige ganz vortreffliche Basreliefs zu sehen, Grabsteine, eine Frau im Hautrelief mit flach angedeuteten Flügeln, ein Jüngling, betrübt zu einem Hunde herabsehend, welcher schmeichelnd den Kopf seiner rechten Hand entgegenstreckt, ein Reiter mit eingelegter Lanze — das sind die schönsten Stücke dieses reizendsten aller Museen. Von dort geht es nun durch ein schönes Hügelland, das zum Helikon gehört, dem Kopais zu. Unterwegs begegnete uns ein langer Nomadenzug von Wlachen, die zum Winter mit ihren Roß-, Ziegen- und Schafheerden nach Attika herabzogen, ein Volk im rohen Naturleben, mit eigener Sprache, die viel dem Lateinischen gleicht, ohne Religion. Die Männer reiten, die Kinder auf das Pferd gebunden, die Frauen wandern und tragen Wasserfäßchen auf dem Nacken. In das Kopaisthal kamen wir bei dem alten Haliartos, der Stadt des Poseidon, die einst auf einer Halbinsel in den See hineinreichte. Nach der Seeseite fallen die Felsen schroff ab. Viele uralte Mauerreste bezeichnen den Umfang der alten Stadt. Unter den Trümmern ihrer Tempel fanden wir keinen Marmor, auch hier Grabmonumente rings um die Stadt. Von da wanderten wir am Ufer des Sees, der jetzt größtentheils ein mit hohem Schilfe bewachsenes Moor ist, nach Lebadeia, immer am Fuße des Helikon, der hier sein Vorgebirge zum See schickt. Die Sage von der Giftlosigkeit der helikonischen Schlangen hat sich noch in wunderbarer Form erhalten, es sei nämlich durch das Blut einer Jüdin, welche an einem schlangenreichen Orte ermordet worden, fortan das Gezücht unschädlich gemacht. Abends spät erreichten wir Lebadeia, eine sehr eigenthümliche Stadt in einer höchst romantischen Lage unter schroffen Felsen, aus denen die Herkyna, ein wilder Bergstrom, gleich mit großer Wasserfülle hervorbricht und die Stadt durchrauscht, welche deshalb zu Manufaktur und Fabriken mehr Aufforderung hat und sich dadurch auszeichnet. Die engen Straßen, der Bazar, die Minarets geben der Stadt ein türkisches Ansehen. Das venetianische Kastell, der Bergstrom und seine Mühlen wecken vaterländische Erinnerungen. Nicht weniger interessant ist Lebadeia in Bezug auf das Alterthum, die Herkyna, noch immer mit schönen Platanen geziert, trennte einst den Hain des Trophonios und die Stadt. Die Herkyna

selbst kommt nicht mehr aus der alten Stelle, wo einst die Kore den Stein hob, aber sie floß vor nicht undenklicher Zeit noch von dort, bis die Milordi, so sagen die Leute, das Wasser von dort vertrieben hätten. Dort ist die Grotte des Trophonios und die Kammer für die zum Todtenorakel sich Vorbereitenden und Fastenden, mit Bänken nebst vielen Nischen und Inschriften, Alles im natürlichen Felsen. Die ganze Gegend voll schroffer Felsblöcke und Felsspalten, trägt den Charakter des schauerlichen Gottesdienstes, der hier einheimisch war. Weit über der Herkyna steigt eine Felsschlucht in die Höhe mit einer Grotte, welche auch Spuren alter Bearbeitung trägt und jetzt wieder ein Kapellchen hat, zu welcher die Leute durch eine Kette sich hinaufziehen. Man kann dem Pausanias in Lebadeia sehr gut folgen. Auch den Platz des Orakels kann man angeben, aber dieser ist leider dicht mit Häusern bedeckt, unter denen wahrscheinlich unversehrt das von Pausanias wunderlich beschriebene, thesauronähnliche Gebäude erhalten ist. Folgt man dem alten Wegweiser, so kommt man auf die Höhe, wo weitherrschend, dem Parnaß gegenüber, der größte griechische Tempel des Zeus-König in schönster Situation lag, und daneben der Tempel der Kore. Beide ließen sich bei geringen Grabungen vollständig ausmessen. Ich kenne keine imposantere Lage. Ueberhaupt hat mich diese Gegend mit ihren Alterthümern ganz vorzüglich angezogen, und über den Trophonios könnte man wohl noch Manches von Interesse ans Licht stellen. Jedenfalls geht die alte Inschrift über der Höhle auf den Hades, als Eubulos. Man nahm hier eine Oeffnung der Unterwelt an, und das ganze Orakel ist — wie die durchgängige Parallele der vorkommenden Ceremonien und Namen zeigt — ein Todtenorakel. Wir brachten den ganzen Tag daselbst zu und ritten gegen Abend, um doch etwas vorzurücken, nach Chaironeia, das auf einem Felsen über einer ganz ebenen Fläche liegt, die einst auch ein Seethal war. Der kolossale Löwe, das Denkmal der Thebaner, welcher lange verschüttet war, dann ausgegraben und nachher von wilden Griechen, die Geld darin suchten, zerschlagen wurde, ist ein schönes Kunstwerk — dessen Restauration neuerdings angeregt worden ist; es fehlt kein Glied. An dem zweizackigen Felsen, welcher die alte Stadt trug, sieht man die Mauern noch deutlich. An seinem Fuße ein schönes, aber kleines Felsentheater. In der Ebene einiges römische Bauwerk. Von da geht es nun direkt dem Parnasse zu, den man schon lange als eine

ungeheure Bergmasse, fast in Form eines Halbkreises, denn es traten hier keine Gipfel hervor, im Auge gehabt hat. Man kommt durch Panopeus, wo Prometheus Menschen bildete, und dann nach Daulis, welches wunderschön auf der ersten Terrasse, auf einem Vorhügel des Parnasses liegt, unmittelbar unter steilen Bergwänden. Die alte unbezwingliche Burg von Daulis kostete auch mich bei der brennenden Decembersonne viele Schweißtropfen, wofür mich die alten, herrlichen Mauern entschädigten, welche in sehr verschiedenen Manieren gebaut sind. Diese Ungleichheit der Bauart ist mir auf dieser Reise sehr merkwürdig entgegengetreten. Man muß daraus doch auf viele kleine Kriege schließen, welche zerstört und theilweise zu neuem Aufbau gezwungen haben. In Daulis blieben wir die Nacht; hier änderte sich das Wetter, wie uns der Schweizer schon am Morgen in Chaironeia aus den besonders gezeichneten Rosenfingern der Morgenröthe geweissagt hatte. Am Freitage war es kühl und regnicht, und bei trübem Himmel machte uns der Dreiweg, wo die Straßen nach Theben, von Delphi und von Korinth noch jetzt zusammentreffen, einen besonders wilden Eindruck. Man muß sich unwillkürlich die Mordthat des Oedipus hier lebendig ausmalen. Die Gegend ist jetzt etwas wirthlicher geworden durch einen großen Chan, welcher nach Delphi zu über der Schiste gebaut ist. Man ist schon in der Schlucht, welche später als Plaistosthal ganz durchgeht und den Parnaß vom Kirphis sondert, obgleich es sonderbar ist, zwei so zusammengehörige Bergmassen als zwei verschiedene zu bezeichnen. Zwei Stunden weiter kommt man zu der Perle der griechischen Dörfer, dem wein-, weiber- und luftberühmten Arachowa, wo alle Produkte der Parnaßgegend am schönsten gedeihen. Der beste neugriechische Stamm, der edelste an Sprache, Sitte und Gestalt, wohnt am Parnaß, und die Quintessenz davon im schönen, hochgelegenen Arachowa, dem alten Anemoria. Heftiger Regen trieb uns in die gastfreien Häuser, dann wanderten wir auf schönem, hohem Wege zwischen Weingärten Delphi zu, wo wir, wie weiland Brennus und seine Gallier, unter Donner und Blitz am Freitage gegen Abend anlangten.

Im Hause des Demarchen war bald Donner und Blitz vergessen. Wir kamen in eine allerliebste Familie, deren vorzüglichster Schmuck die älteste Tochter Maria war, ein Mädchen von so großer Anmuth, Naivität und Gesundheit, daß ich mich fast ihretwegen um das Dorfschreiberamt in Delphi beworben hätte, denn mit

dieſem Amt pflegt auf dem Lande die Hand der Demarchentochter verbunden zu ſein. Ich lebte vier Tage in Delphi, unvergeßliche Tage, die auch der Himmel wieder, obwohl nur unterbrochen, beſonnte. Man kann alle Welt vergeſſen in dieſem gemüthlichen Felswinkel. Die Häuſer von Kaſtri liegen gerade auf dem alten Tempel des pythiſchen Apollon, deſſen mittägliche Stufe von ſchimmerndem penteliſchen Marmor zwiſchen den Hütten durchſcheint. Ebenſo entdeckt man zwiſchen zwei ärmlichen Hütten einen Theil der prächtigen Theaterrundung und überall Spuren von Tempelſteinen und beſchriebenen Marmorblöcken. Ehe man von Arachowa her in den eigentlichen delphiſchen Winkel kommt, hat man zur Rechten die Gräber, erſt am weiteſten draußen römiſche Marmorſarkophage, darunter einen prachtvollen mit Löwenjagd im Basrelief und auf dem Deckel in Hautrelief, wunderſchön gearbeitet, eine Matrone halbaufgerichtet, mit der Linken auf einem ſchön verzierten Kiſſen lehnend, lebensmüde. Später die griechiſchen Gräber, ſämmtlich in lebendigem Felſen und zwar hier durchgehend gewölbt. Dazu ſind meiſtens herabgefallene Maſſen benutzt, welche oft an den verſchiedenen Seiten drei bis vier ſolcher Grabhöhlen haben. Ein alter Delphier hat bei ſeinem Grabe in dem Felſen eine feſtgeſchloſſene und vernagelte Doppelpforte. Dieſe hat ſpäter ein Blitz geſpalten, welcher nach der Sage einen davorſtehenden heidniſchen Prieſter erſchlug, der die Mutter Gottes läſterte. Dann bei der Kaſtalia angelangt, iſt man im eigentlichen Delphi. Ein wunderſchöner Platz der kaſtaliſche Quell, unmittelbar darüber die himmelhohen Felſen, und abwärts die ſanften Abhänge, welche, durch das heilige Quellwaſſer benetzt, von den ſchönſten Oelbäumen dicht bedeckt ſind, dazwiſchen ein ſtilles Kloſter unter den Mauern des alten Gymnaſions. Von dort geht man hinauf und gelangt in wenigen Minuten zu einer zweiten Quelle, es iſt die Kaſſotis, aus der die Prieſterin Begeiſterung trank. Sie hat noch heutzutage ihren alten Lauf mitten durch das Tempellokal, ihr Waſſer ſickert unter der Tempelſtufe durch. Auch bewäſſert ſie noch heute einen Lorbeerbaum, einen ehrwürdigen Nachkömmling des alten Propheten-Haines. Geht man weiter nach dem weſtlichen Ende der theaterähnlichen Rundung des delphiſchen Lokals, ſo kommt man wieder in eine Gräberſtraße und auf einen Vorſprung, von wo man einen herrlichen Blick nach dem Meere hat, nach dem alten Hafen der Delphier, wo einſt von allen Gegenden die Schiffe landeten mit

den siegerstrebenden Rossen und Maulthieren. Dort oben war der Versammlungsort der Amphiktyonen. Du kannst Dir meine Freude nicht vorstellen, mit welcher ich die Spuren der Alterthümer hier aufsuchte, da ich über alles Erwarten zu sicheren Resultaten gelangte und zu einer klaren Anschauung des alten heiligen Ortes. Und wenn ich so den Tag hindurch mit meinem Architekten gesucht und gemessen hatte, dann erfreute mich des Abends die fröhliche Geselligkeit jener einfachen Landleute. Es war gerade Heirathszeit, und zum Sonntage wurden drei Hochzeiten vorbereitet. Dazu gehört immer ein Cyklus von Festlichkeiten, der vierzehn Tage in Anspruch nimmt. Wir gingen mit unserem Demarchen zu den Brautgesellschaften. Die Musik besteht aus einer dumpfen Trommel und einer gellenden Hirtenpfeife. Die Männer sitzen um kleine Bänke umher, die mit Speisen und Wein gefüllt sind. Der Hauptwitz ist das Gesundheittrinken; zuerst das königliche, dann das Brautpaar, dann die Fremden u. s. w. Jeder Trinkende hält gewöhnlich eine kleine Anrede an seine Zechgenossen und dann trinkt er während lauter Musik langsam sein Glas aus, je langsamer, desto besser. Die Frauen singen im Nebenzimmer um die Braut herumstehend. Viel schöner aber noch sind die Festzüge bei Tage, voran immer die Tumba und die Pfeife, dann zwei Burschen, die jedem Begegnenden aus ihrer hölzernen Flasche Wein zu trinken geben, dann ein Kreis von jungen Leuten, welche die Braut begleiten und bei jedem freieren Platze einen Ringeltanz um sie halten. Besonders feierlich ist der Zug am Morgen des Hochzeitstages. Dann geht er zur Kassotis hinauf; die Braut, von zwei Matronen geführt, scheint kaum vorwärts kommen zu können; aus den Häusern, vor denen sie vorbeigeht, wird sie mit Reis beworfen, und sie selbst bleibt vor Jedem, dem sie begegnet, stehen, verneigt sich tief, küßt seine Hand, verneigt sich noch einmal, dreht dann langsam und geht weiter. So wurde mir dreimal an jenem Vormittage von anmuthigen Bräuten die Hand geküßt. In der Quelle wäscht sie ihr Gesicht, und dann gießt sie Jedem, der hinzutreten will, Wasser über die Hände, und der Gewaschene spritzt ihr damit in das Gesicht; zuletzt wirft sie Kupfermünzen in den Brunnen, und die Jungen stürzen kopfüber hinein, um das Geld zu holen. Ich konnte nur einige Scenen der parnassischen Hochzeitsfeier erleben.

Am Sonntage machte ich eine schöne Tour nach dem Meere zu, wo ein wunderliebliches Gartendorf Chryso liegt, der schönste

Sommeraufenthalt, den man wünschen kann. In Griechenland wünsche ich immer reich zu sein, um Landhäuser zu bauen, ich wüßte so viele schöne Stellen. Von da ritt ich nach Salona, durch einen herrlichen Oelwald, dessen Oliven die schönsten im Lande sind. Am Montag kehrte ich nach Kastri zurück; am Abend war Fastnacht vor den großen Weihnachtsfasten. Unser Demarch gab ein Mahl, wo wir bis spät in die Nacht zusammen griechische Lieder sangen. Am anderen Morgen nahm ich wehmüthig Abschied von den guten Delphiern. Der Demarch ließ es sich nicht nehmen, uns auf die Korykische Grotte zu begleiten. Wir stiegen gerade über Delphi an den Felsen in die Höhe, auf einer alten Felstreppe mit Ruhebänken, einem ungeheuren, mit Unrecht so unberühmten, Werke der Alten. Die Korykische Grotte — ein bei Alten und Neuen so berühmter Ort — ist eine ungeheure Stalaktitengrotte. Das Schönste ist die Aussicht über den Korinthischen Golf, den man vom Isthmos bis zu den ionischen Inseln übersieht. Später bekamen wir starkes Schneewetter, und zum ersten Male hatte ich die Freude, in Griechenland eine beschneite Landschaft zu sehen. Durch schöne, wasserreiche Gegenden mit vielen Spuren des Alterthums, stiegen wir hinab in das Kephisosthal und längs der südlichen Abhänge des Parnaß wieder nach Böotien. Undurchdringliche Sümpfe zwangen uns, wieder über Chaironeia und Lebadeia zu gehen, von da nach Theben und von da in anderthalb Tagen nach Athen zurück.

Athen, Anfang Januar 1839.

Der letzte Monat brachte ungewöhnlich viel Kälte und Nässe, die ganze feine Welt hustete und schnupfte wie bei uns, und kleine rheumatische Fieber spuken noch immer wie Plagegeister umher. Die Ungeduld, mit der man hier dergleichen erträgt, erhöht das Uebel. Für mich war der Jahresanfang ganz besonders ernst. Denn ich brachte den ganzen Neujahrstag am Bette eines Sterbenden*) zu, und als ich nach Mitternacht wieder hinging, stand ich vor einer Leiche. Es war mir eine neue, tiefergreifende Lebenserfahrung. Sonst segnet mich Gott mit Freude und Gesundheit und Geistesfrische, und ich habe keinen anderen Kummer, als daß das bunte Athen viel zu sehr meine Zeit zersplittert. Doch lebe ich im ganzen ruhig und gehe vorwärts. Die Säle des russischen

*) Des Archäologen Dr. Kochen.

Miniſters ausgenommen, wohin ich zu Tiſch oder Tanz zuweilen freundlich geladen werde, verkehre ich nur in kleinen, wirklich erfreuenden geſelligen Kreiſen. Auch hat ſich jetzt ein enger Kreis junger Freunde gebildet. Zuerſt gewannen Geibel und ich einen lieben Freund an dem Neffen der Brandis, Hausmann,*) und dann trat zu uns der Doktor Rockinas, ein Chiote voll deutſcher Bildung, der mir beſonders durch gemeinſame Studien des Griechiſchen ſehr werth geworden iſt. Wir vier ſind des Abends viel und fröhlich zuſammen. Emanuel kommt dann oft mit finſterem Löwengeſichte zu uns herein und will von den Unthaten ſeiner Buben erzählen. Doch gelingt es uns gewöhnlich, ihn kirre zu machen, noch öfter iſt er ſelbſt der Belebende, Erheiternde. Bleiben freilich kann er in dieſer Stellung nicht, obwohl die Excellenzen Alles thun, um ſeinen Käfig mit den Zeichen ihrer Huld zu ſchmücken. Aber er kann es ſehr gut aushalten, und er wird ſich ſpäter nicht über dieſes ruſſiſche Joch beklagen.

An die Eltern.

Athen, 26. Februar 1839.

Am ſechſten feierten wir das Ankunftsfeſt des Königs, es war der allerherrlichſte Tag, und des Abends war Illumination und Feuerwerk, ſchöner als je. Schon am vierzehnten wurde Amaliens Ankunft gefeiert, freilich nur mit halbem Aufwande von Feierapparat, aber am Sonntage darauf war ein Wettrennen in der Ebene zwiſchen Athen und der Akademie, wo nach der Stadt zu leichte Hügel aufſteigen, an denen ſich das Volk gruppirte, auf der anderen Seite Häuſer mit platten Dächern für Zuſchauer. Zwiſchen den Griechen, welche auf den Hügeln in maleriſchen Gruppen ſich niedergelaſſen hatten, ſtreiften luſtige Faſtnachtsmasken in den bunteſten Koſtümen und erhöhten den Reiz des Schauſpiels. Der Hippodrom war eine große Ellipſe, der Anfang der Bahn unter dem Balkon des Königs und der Königin, welche nachher den Siegern die Preiſe austheilte. Weit ſchöner aber, als dies Rennen, welches, wie mich Kenner verſichern, auf der Lüneburger Haide viel ſchöner gehalten wird, war das folgende Schauſpiel, das Gerid-Werfen, ein türkiſches Kampfſpiel. Es wurde von

*) Karl Hausmann (1818—1848), welcher als junger Kaufmann in Athen lebte.

den vornehmsten Pallikaren in vollstem Waffenschmucke ausgeführt. Man wirft sich mit hölzernen Lanzen im schnellsten Jagen, und wer geworfen hat, entflieht auf das schnellste. Die herrlichen Pferde, welche durch prächtiges Anspringen und rasche, leichte Wendungen sich vor unseren auszeichnen, die prachtvollen Kostüme, theils schimmerndes Weiß, theils lange, dunkelrothe oder blaue Röcke, die stolze Haltung der Reiter, die laute Theilnahme des Volkes und endlich der blaue Himmel und die herrliche Landschaft — Alles dies gab dem orientalischen Turnierschauspiele einen solchen Zauber, wie für mich, die Paraden der Lübeckischen Bürgergarde ausgenommen, nie ein anderes öffentliches Spektakel gehabt hat. Es war dies zugleich der letzte Tag der Fastnacht. Alle Tage der vorigen Wochen zogen Maskenzüge durch Athen, zum Theil Tagesbegebenheiten persiflirend, z. B. die Auffindung eines bekreuzten Eies, ein Mirakel, das viel Aufsehen machte und von den fanatischen Priestern benutzt wurde; des Abends leuchteten helle Feuer auf allen Gassen, um welche die Männer und Kinder saßen oder tanzten. Am Sonnabend Abend führte ich meine Knaben zu einem Kinderfastnachtsballe bei Katakazis.*) Auch wir wurden von der Verkleidungswuth hingerissen und trugen allerlei Kostüme von Albanesern, Rumelioten und Insulanern. Am Montage, am ersten Tage der großen Fasten, wo Fleisch, Fisch, Käse, selbst Oel verboten ist, findet regelmäßig ein Volksfest an dem Zeustempel statt. Beide Ilisosufer sind dann den ganzen Tag voll von griechischen Familien, welche essen, trinken, tanzen und singen. Auch wir zogen mit unserem Frühstücke hinaus und lagerten uns an dem steilen Ufer des Ilisos, den man jetzt rauschen hört und fließen sieht. Nach Mittag zogen König und Königin durch das Volk, das sich um sie drängte, und die ganze Gegend jubelte.

Auch aus unserem häuslichen Leben wüßte ich manches Anmuthige zu erzählen. Vor allem erfreut mich das musikalische Leben, das seit Hausmanns Hiersein bei uns aufgegangen ist. Das erste, was wir ausführten, war zur Feier des Brandisschen Geburtstages am 13. Februar. Die Knaben spielten einige Scenen aus den Phönissen. Dann sangen wir Geibels Rheinweinlied, von Mosche komponirt, freilich nur mit dünnem Chore, aber mit desto vollerem Enthusiasmus. Die Komposition ist vortrefflich, und dies

*) Dem russischen Gesandten.

zwiefache Produkt Lübeckiſcher Muſe entzündete alle deutſchen Herzen. Vielleicht freut es den Komponiſten, von ſeinem Triumphe in Athen zu hören. Außerdem haben wir ein regelmäßiges Quartett, Sonntags bei Brandis, Mittwochs bei den lieben Travers. Nach ſo langer Entbehrung empfinde ich unbeſchreibliche Freude an der Muſik. Dienſtags wird gewöhnlich bei Herrn von Prokeſch muſicirt, deſſen Frau eine wahre Virtuoſin auf dem Klavier iſt. So ſind die Abende meiſtens geſellig angewandt. Die Abende, die man zu Hauſe bleibt, ſind ſelten. Dann leſen wir zuſammen, jetzt den zweiten Band von Niebuhrs Briefen. Wie unendlich wehmüthig ſind die Briefe von Rom. Vorher laſen wir Gervinus' Hiſtorik, ein klaſſiſches Schriftchen. Sonſt ſind wir arm an neuer Litteratur, beſonders fehlen alle litterariſchen Zeitungen.

Meine Zeit für archäologiſche Studien iſt leider immer ſehr beſchränkt, doch thue ich, was ich kann, und lerne immer Dies und Jenes. Eine, wenn auch nur kurze Zeit allein in Griechenland leben zu können, iſt freilich mein ſehr warmer Wunſch, und beſonders dann, wenn in dieſelbe Müllers Anweſenheit fiele. Dieſem müßte ja auch die Nähe eines der Sprache und des Landes im allgemeinen kundigen Philologen wichtig ſein. Sonſt aber ſehe ich es doch als gewiſſermaßen nothwendig an, in Deutſchlands wiſſenſchaftliches Leben zurückzukehren, obgleich ich mich oft wie eingewurzelt fühle im griechiſchen Boden.

Athen, den 27. April 1839.

Brandis denkt Anfang Juli zu reiſen — ob nichts dazwiſchen kommt, wer kann es wiſſen? Doch man iſt jetzt entſchloſſen und verhandelt ſchon die eiſernen Bettſtellen. Was aus mir wird, das muß ich von dem Inhalte Eures nächſten Briefes erwarten. Ich wiederhole, daß ein verlängerter Aufenthalt in Griechenland, der aber nicht in ein Hängenbleiben, wie bei ſo vielen Deutſchen, ausarten ſoll, mir höchſt erſprießlich erſcheint. Ich kann hier jetzt etwas Ordentliches arbeiten und mich auf eine Weiſe nützlich machen, wie ich es in Deutſchland ſchwerlich können würde. Brandis hat mich ſchon längſt aufgefordert, eine Bearbeitung des Leake*)

*) W. M. Leake, 1) The topography of Athens with some remarks on its antiquities. London 1821.
2) Travels to the Morea. 3 Voll. London 1830.
3) Travels in Northern Greece. 4 Voll. London 1835.

zu unternehmen. Das kann ein verdienstliches Werk werden, und ich habe vorläufig um zu sehen, ob man wohl ein solches Buch anbringen könne, nach Berlin geschrieben, einen kurzen Plan an Reimer übersandt mit einigen Zeilen von Brandis begleitet, und habe außerdem an Professor Ritter geschrieben. Sollte Reimer oder ein anderer Buchhändler unter annehmlichen Bedingungen den Verlag übernehmen, so wird dadurch größtentheils mein hiesiger Aufenthalt bestritten werden können. Denn wenn ich mit ungetheilter Muße daran arbeite, so wird es rasch vorwärts gehen und in Jahresfrist sich vollenden lassen. Dabei würde ich sehr viel lernen, würde ein Jahr würdig angewandt haben und dann mit etwas mehr Aussicht nach Deutschland zurückkehren, dem ich immer mit ganzer Seele zugethan bleibe. Das Bedürfniß nach einem solchen Buche ist da, und da es sich meistens auf Benutzung fremder Resultate stützt, ist es schwer, es schlecht zu machen, zumal da ich die Gegenstände kenne, oder noch kennen lernen kann, und da ich mitten unter den besten Quellen bin und durch mancherlei guten Rath unterstützt werde. Wie sollte es nicht im höchsten Grade lockend für mich sein, wenn sich mir so die Aussicht eröffnet, ein Jahr voll wissenschaftlicher Thätigkeit in Griechenland verleben zu können mit meinem Herzensfreunde zusammen, mit dem ich schon Manches gemeinschaftlich gearbeitet habe, das einer baldigen Vollendung entgegensieht. Ich werde auch Gelegenheit haben, durch Unterricht Einiges zu verdienen, sodaß, wenn der Buchhändler ordentlich zahlt, der eigentliche Kostenaufwand unbedeutend sein wird.

An die Eltern.

Athen, 29. Mai 1839.

Endlich habe ich des geliebten Bruders Nachlaß gelesen, seine treffliche Antrittspredigt, in welchem sich das ganz vom Göttlichen durchdrungene Gemüth so herrlich abspiegelt und seine halb vollendete letzte Predigt, deren letzte Worte noch so trost- und muthvoll vorwärts deuten — Gott, wer wünschte nicht, so zu sterben, ganz unerwartet, und ganz vorbereitet, ohne der Erde und ihrem Berufe zu entfremden, ein gereifter Himmelsbürger! Der Auszug aus Müllers Briefe, welchen ich durch Herrn Rath Bluhmes Güte erhalten, hat mich sehr überrascht und erfreut, denn wie konnte ich

erwarten, daß er meiner so freundlich gedenken würde und gar meiner Reisebegleitung so viel Werth beilegen würde.

An Ottfried Müller in Göttingen.

Athen, 12. Mai 1839.

Hochverehrtester Herr Hofrath! Die gütigen Aeußerungen, welche in Ihrem durch die Güte des Herrn Oberappellationsgerichtsraths Bluhme mir im Auszuge mitgetheilten Briefe über mich enthalten sind, ermuthigen mich, mich selbst schriftlich an Sie zu wenden, in einer Angelegenheit, die mir selbst am Herzen liegt. Die Nachricht von Ihrer jetzt bestimmten Reise nach Griechenland ergriff mich im höchsten Grade. Ich mußte nach den auf öffentlichem Wege uns zugekommenen Nachrichten annehmen, daß Sie unmittelbar Ihren Weg hierher nehmen würden, und obgleich ich nicht die einem verlängerten Aufenthalt hierselbst entgegenstehenden Schwierigkeiten verkannte, glaubte ich doch, es möglich machen zu können, Ihre Ankunft abzuwarten. Denn in Ihrer Gesellschaft Griechenland zu bereisen, was ich bis dahin nur in sehr beschränktem Maße zum Gegenstande meiner Nebenstudien machen konnte, dem meine volle Kraft und Zeit zuzuwenden und von Ihnen freundlichst geleitet an Ort und Stelle das griechische Alterthum studiren zu dürfen, das erschien mir als die Krone meines ganzen griechischen Aufenthaltes. Zugleich hoffte ich im Stillen und mit heimlicher Freude, daß es mir vielleicht gelingen würde, mit meiner durch längeren Aufenthalt erworbenen Gewandtheit in Sprache und Landessitte und durch einige Ortskunde, die Frucht mehrfacher Streifzüge durch das griechische Land, Ihnen einigen Nutzen gewähren zu können, und Ihnen so einen kleinen Theil des Dankes, den ich Ihnen schuldig bin, zu erstatten. Obgleich ich gleich auf das entschiedenste befürworten muß, daß Sie in Ihrem gütigen Wohlwollen, verehrter Herr Professor, den Vortheil, den Ihnen meine Begleitung etwa gewähren könnte, zu hoch anschlagen. Denn wenn Sie bedenken, daß ich ohne specielle Vorbereitung hierher kam, daß ich hier fortwährend und ohne Unterstützung mit dem Unterrichte von drei Knaben verschiedenen Alters beschäftigt war, so werden Sie ermessen, daß meine Kenntniß vom griechischen Lande und Volke, wenn ich auch immer Augen und Ohren offen hielt, sehr lückenhaft bleiben mußte. Dennoch hoffte ich, in kurzer

Muße viel nachholen zu können, und harrte nun in gespannter Erwartung der Antwort auf meine Anfrage über Ihre Pläne entgegen.

Da wurde mir die Mittheilung aus Ihrem Briefe, welche einerseits durch überraschende Freundlichkeit mich hoch beglückte und meine Wünsche befeuerte, andererseits aber auch zugleich ihre Unausführbarkeit darzulegen schien. Unter diesen Umständen ergriff ich von neuem einen Gedanken, mit welchem ich mich schon lange beschäftigt hatte, nämlich mit Benutzung aller bisherigen Erfahrungen, und besonders auf Leake basirend, eine genaue und wohlgeordnete Beschreibung von Griechenland zusammenzustellen. Das Bedürfniß darnach ist vorhanden im deutschen Publikum. Leake ist Wenigen zugänglich, er ist weitläufig und schwer zu benutzen, und endlich vielfach zu berichtigen.

In Griechenland muß ein solches Werk abgefaßt werden, um fortwährend alle Entdeckungen, alle Arbeiten der Geometer, alle hier verbreitete Ortskunde zu benutzen. Sollte es mir gelingen, einen Buchhändler für dieses Unternehmen zu gewinnen, so wären meine Wünsche erreichbar, ich könnte meinen Aufenthalt verlängern, mit der belehrendsten Arbeit beschäftigt, und dann um Vieles besser vorbereitet, Sie auf Ihrer Reise begleiten. Ich habe darüber an Reimers einen kurzen Prospectus gesandt, und zugleich an Herrn Professor Ritter, mit dem ich einen Theil von Morea bereiste, geschrieben. Ob Reimer darauf eingehen wird, bezweifle ich, trotz der begleitenden Zeilen des Professor Brandis, welcher mich sehr zu diesem Unternehmen aufgefordert hat. Vielleicht würden nun Sie, hochgeehrtester Herr Hofrath, wenn Sie von der Wichtigkeit eines solchen Buches überzeugt sind, und wenn Sie mir zutrauen, daß ich hier an Ort und Stelle und unterstützt durch manche hier ansässige Gelehrte, sowie durch eigene Anschauungen etwas Brauchbares zu leisten im Stande wäre, die Güte haben, mit Reimer oder einem anderen Buchhändler die Sache zu besprechen. Wenn das Buch gelingt, dann würde es jedem gebildeten Reisenden als praktischer Führer dienen können, aber auch als wissenschaftliches Handbuch auf Universitäten und Gymnasien. Dann würde ein reichlicher Absatz zu erwarten und der Buchhändler im Stande sein, ein anständiges Honorar zu geben, wodurch mir ermöglicht werden würde, meine ungetheilte griechische Muße diesem Werke zutheilen zu können.

Drei Vierteljahre würden genügen, die Arbeit in ihrer ersten

Gestalt zu vollenden. Dann dürfte ich sie Ihnen vorlegen und sie könnte dann gleich praktisch Werth oder Unwerth bewähren. Könnte dieser Plan ausgeführt werden, den ich Ihnen mit einem Vertrauen vorlege, zu dem mich die wohlwollenden Aeußerungen Ihres Briefes ermuthigten, so würde ich zu meiner Freude gleich eine Gelegenheit in Händen haben, mit aller Lust etwas der Wissenschaft Förderliches beginnen zu können, und wie gerne träte ich unter Ihren Auspicien in die Bahn! Da Professor Brandis in der Mitte des Juli Athen zu verlassen entschlossen ist, so müßte ich Sie freilich ersuchen, auf dem Ihnen leichtesten Wege der Vermittelung mir baldigst einen Wink darüber zukommen zu lassen, was Sie über den vorgelegten Plan denken.

Ottfried Müller an den Oberappellationsgerichtsrath Bluhme in Lübeck.

Göttingen, 31. Mai 1839.

Mein theurer Freund! Nach dem bekannten Grundsatze, daß man durch Wohlthaten die Menschen nur immer begieriger nach neuen macht, wird es Sie nicht wundern, daß ich Sie mit der den jungen Curtius und mich betreffenden Angelegenheit, deren Sie sich mit so vieler Güte angenommen haben, von neuem behellige.

Zur Abkürzung der Verständigung schicke ich den Brief von Curtius mit. Der darin entwickelte Plan hat meinen ganzen Beifall, ich halte ein solches Buch für ein wahres Bedürfniß. Ich glaube, daß, wenn es nicht stärker als etwa zwei Bände wird, es auch in Deutschland ein zahlreiches Publikum finden wird, wie die ungleich stärkeren Werke der Engländer in England; ich bin endlich, besonders nach der Lesung der mir gütigst mitgetheilten Reiseberichte überzeugt, daß Curtius vollkommen die Gaben und Kenntnisse besitzt, um ein solches Buch anziehend und gründlich auszuarbeiten. Eine andere Frage ist, ob sich auf der Stelle ein Buchhändler dazu finden wird, namentlich ob Reimer darauf eingehen wird, aber mir scheint, daß dies eine Nebenfrage ist, denn daß ein Buchhändler in Deutschland sich finden wird, der ungefähr 500 Thaler Honorar für so ein Werk zu zahlen bereit ist, daran zweifle ich keinen Augenblick. Auch werde ich gerne mit Empfehlungen das Meinige thun. An Reimer kann ich nicht gut deswegen schreiben. Aber ich will indessen mit den hiesigen Buchhändlern sprechen. Die Frage ist

nur, ob Curtius auf die sichere Aussicht hin, nach seiner Rückkehr nach Deutschland die Reisekosten so bezahlt zu erhalten, sich in Athen wird erhalten können.

Diese Frage kann nur in Lübeck, in der trefflichen Familie Curtius entschieden werden. Wie sehr es mich erfreuen würde, wenn es gelänge, brauche ich nicht zu wiederholen. Ich denke eine kleine Expedition zu Stande zu bringen. Ich hoffe einen Zeichner mitnehmen zu können, auch werden mich Dr. Schöll mit noch einem Freunde begleiten. Kommt nun Herr Curtius noch hinzu, so können wir schon etwas unternehmen, was nur vereinten Kräften gelingen kann. Ich habe, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Sack. Irgend ein Fund, eine neue, wichtige Bestimmung eines Lokals, oder so etwas, würde dann auch für Curtius' Werk ein gutes Prognostikon sein.

An Theodor Curtius.

Piräus, 27. Juni 1839.

. . . Gestern Abend war unser Quartett bei uns zu Tische. Als der Mond anfing zu scheinen, fuhren wir alle mit Travers' und Anderen in zwei Gondeln auf dem Meere und sangen bis nach 10 Uhr. Die deutschen Volkslieder hallten wider an den hölzernen Mauern der russischen, englischen und französischen Schiffe und schwebten über den Spiegel des Hafens zu der festlich glänzenden Hafenstadt hinüber. Dann brachten wir der „Hebe" ein Ständchen, der Hamburgischen Brigg, deren rothe Flagge nahe unter unseren Fenstern weht. Die schönen Hamburger Möbel finden allgemeine Bewunderung, aber wenig Käufer. Die Ladung war übel gewählt. Ordinäre, aber anständig und haltbare Mobilien würden glänzend abgehen. Die vortrefflichen Viktualien sind schnell verkauft worden. Cigarren mittlerer Güte wären auch ein vortrefflicher Artikel, hier bekommt man keine gute Cigarre unter 20 Lepta, das sind zwei lübische Schillinge. Auch ist das Schiff zur Unzeit gekommen, denn jetzt gibt es keine Korinthen, Rosinen, Feigen, man kann der Hitze wegen keinen Wein laden und das Oel ist auch nicht so reichlich, wie nach der Ernte; all diese Gegenstände würden gute Rückfracht bilden. Ehegestern Nachmittag ging ich nach Athen, wo ich bis Sonntag Nachmittag bei Emanuel in seiner neuen, niedlichen Wohnung blieb, nahe am Monument des Lysikrates.

Der Senator Gildemeister ist vor vierzehn Tagen abgereist und hat für Euch einen Brief und einige Kleinigkeiten mitgenommen. Möge Alles glücklich Euch erreichen. Mit der „Hebe" hoffe ich Euch ein Kistchen zukommen zu lassen. Wie gerne schickte ich ein Fäßchen feurigen Inselweins, doch leider kann man jetzt es nicht riskiren. Von den edelsten Weinen von Samos, Kypros, Naxia, Santorin bekommt man kaum theureren Wein, als für 70—80 Lepta die Okka, welche zwei gewöhnliche Flaschen hält. Einige der starken Inselweine haben die vorzügliche Eigenschaft, mit Wasser vermischt nicht wässerig, sondern wie ein anderer leichter Wein zu schmecken. So gibt 1/3 Naxos und 2/3 Wasser Moselwein, ähnlich der von Skiathos.

Jeden Morgen bade ich wieder um 5 Uhr mit den Knaben, denen jetzt kein Meer zu tief ist. Dabei studieren wir zugleich die frutti di mare, die seltsamen Muscheln, Seekrebse, Seeigel, Polypen, an denen das Meer hier so reich ist. Unser Bootsmann fängt sie mit einem neptunischen Dreizacke, oder mit einer netzförmigen eisernen Schaufel. Dabei nennt er uns die Namen, unter denen auffallend viele alte, aus den Gastmählern und Naturgeschichten bekannte, lehrt uns die guten und schlechten Arten unterscheiden und die Art des Fanges, und ich arbeite auch zuweilen eine Stechmuschel vom Meeresgrunde los. Des Tages über gehe ich sehr selten aus. Des Mittags zwei Stunden Siesta und mit Sonnenuntergang beginnen die Freuden der Geselligkeit. Zuweilen kommt auch Geibel herunter, und wir fahren spät auf dem Meere.

An die Eltern.

Piräus, 29. Juli 1839.

Am 27. Juni habe ich an Theodor geschrieben. Seitdem haben wir recht viel erlebt. Ich erwähnte damals schon des Unwohlseins des kleinen Aristides.*) Die Amme war unpäßlich, das Kind nahm etwas ab; unglücklicher Weise war gerade in den Tagen ein unerträglich heißes Wetter mit zehrender Tramontana — kurz, das Kind erkrankte. Es geschieht alles Mögliche. Als die Aerzte keine Mittel mehr haben, eilen die Eltern mit dem Kinde nach Kephisia, um es durch Luftveränderung zu retten — umsonst, nur noch einmal lächelt es draußen unter den grünen Bäumen, schon

*) Ein in Athen geborenes Kind von Brandis.

am dritten Tage nach dem Erkranken, dem 28. Abends, starb das liebliche Kind, unser Aller große Freude, der Eltern spätgeborener geliebter Sohn. Mir war es ganz wie ein Brüderchen. Vom Tage nach der Geburt an habe ich es täglich auf dem Arme gehabt und alle Künste gelernt, um ihm sein himmlisch süßes Lächeln abzugewinnen. Besonders beim Spielen und Singen war das Kind immer so glücklich. Kennern wollte seine zu weiße Haut nicht gefallen, und eine gewisse Schwäche im Rücken war nicht zu verkennen. Sonst war es voll Lebenslust. Wir sind noch immer voll schmerzlicher Wehmuth. Die Mutter zeigte bei tiefer Betrübniß und großer körperlicher Schwäche die Macht echten Glaubens und selbstüberwindender Liebe. Sonntag Morgen fuhr ich mit den zurückgebliebenen Knaben hinaus. Das Kind war schon am Abend vorher beerdigt worden. Zwei Tage verlebten wir in der tröstlichen ländlichen Umgebung bei blühenden Myrthen, Granaten und Oleandern. Montag Abend fuhren wir zum Grabe, bekränzten es und kehrten dann zum Piräus zurück zu dem gewohnten Lebensgange. Brandis war aber gleich entschlossen, jetzt sobald wie möglich aus Griechenland fortzukommen — und das soll mit dem nächsten Dampfschiffe geschehen. Jetzt muß ich auch daran glauben, obgleich es mir noch nicht recht in den Kopf will. Sie gehen nach Ancona und von da wieder über Florenz langsam hinauf nach dem transalpinischen Vaterlande. Daß ich sie mit großer Sorge ziehen lasse, ist natürlich. Die Uebersiedelung einer so großen Familie aus dem heißen griechischen Sommer in deutschen Winter ist immer eine bedenkliche Sache. Nun, das muß man Gott anheimstellen. Ich werde die Auktion besorgen und dann mit Geibel nach Kephisia ziehen. Dort ist Luft und Wasser am schönsten, dort kann ich ruhig meine größeren Arbeiten beginnen. Brandis' haben mir schon versprochen, mich mit allem Nöthigen zu meiner Haushaltung auszurüsten, als da ist eisernes Bett, Matratze, Bettzeug, Mobilien. An Büchern werde ich großen Mangel leiden — aber ich muß mich durchhelfen, so gut ich kann; ich werde mit Lakonien und Messenien anfangen, wo ich außer Leake und den anderen Nachrichten, die ich hier bekomme, auch einige Erfahrung zusetzen kann. Mit Emanuel passe ich sehr gut zusammen, wir ergänzen, beleben, fördern uns gegenseitig.

Ottfried Müller.

Göttingen, 4. Auguſt 1839.

Ihr Unternehmen iſt gewiß vollkommen zeitgemäß und ein wahres Bedürfniß. Schon ein kritiſcher Auszug aus Leakes 8 bis 9 Bänden würde in Deutſchland ſehr willkommen ſein. Wieviel wird aber bei Ihnen hinzukommen. Stellen Sie ſich nur die Aufgabe nicht zu umfaſſend und geben Sie dem Buche eine handliche Form, wie ſie unſer auf den Gebrauch der Schulmänner berechneter Buchhandel verlangt, ſo bin ich überzeugt, daß ſich mit unſeren Buchhändlern ein Ihren Wünſchen ganz entſprechender Kontrakt darüber ſchließen läßt.

Ich freue mich ſehr der Ausſicht, mit Ihnen und dem trefflichen Profeſſor Roß zuſammen mich in Athen und Griechenland ſelbſt recht genau orientiren zu können. Ich bin voll Begierde, auf die Unterſuchungen über die Topographie der Stadt ſelbſt einzugehen, die jetzt im Schwunge ſind. Ich habe, halb und halb zur Vorbereitung, eine Abhandlung über den Markt von Athen verfaßt, die ich mitbringen will, ſie ſoll erſt dort ihren Schluß erhalten. Ende Februar oder Anfang März werde ich von Italien aufbrechen und dann geradenwegs nach Athen eilen. Im Oktober und November würden mich Briefe von Ihnen, wenn Sie mir noch eine Nachricht über Ihre Verhältniſſe zukommen laſſen wollen, in Rom antreffen. In der freudigen Ausſicht, Sie bald auf dem Boden der geliebten Stadt, des ewig jungen Athens, zu bewillkommnen, mit herzlichem Gruße

der Ihre

C. O. Müller.

Ernſt Curtius an die Eltern.

Piräus, 11. Auguſt 1839.

Es iſt ein Tag der höchſten Verwirrung, denn morgen reiſen Brandis' ab. Seit acht Tagen bin ich im Packen und Verauktioniren mitten drin und wenig zur Ruhe und Beſinnung gekommen. So ſchmerzlich mir die Trennung von den lieben Brandis' iſt, ſo wünſchte ich doch für ſie und mich, daß wir erſt um 24 Stunden weiter wären und das Dampfſchiff ſie glücklich davontrüge. Die gute Frau entwickelt Rieſenkräfte in ihren verwickelten Verhältniſſen, aber welche Abſpannung muß dieſer ungewöhnlichen An-

spannung folgen? Doch dies muß man Gott anheimstellen. Morgen um 4 Uhr bin ich also aus einem Verhältnisse ausgetreten, das mir so unendlich wichtig war! Brandis' haben mich gütigst mit allerlei Hausrath ausgestattet, Bett, Matratze, Leinzeug, Handtüchern, zwei Tischen, Schrank, Stühlen, Bücherbrett und vielen Büchern, die mir werthvoll sind, sodaß wenig anzuschaffen bleibt.

Mittwoch Abend. Im Gewirre des Montags, da ich für Brandis' viel zu besorgen hatte, um ihnen die Einschiffung zu erleichtern, habe ich diesen Brief an Euch, Geliebte, ganz vergessen abzugeben. Indessen werdet Ihr durch Emanuels Brief über mich beruhigt sein und Euch den Grund des Ausbleibens meines Briefes vielleicht von selbst erklärt haben.

Brandis habe ich in den letzten Tagen wenig gesehen, er war meistens in Athen bei den Majestäten, und er hatte die große Befriedigung, den Universitätsorganismus fast ganz mit dem König zu vollenden. Er war in den letzten Tagen sehr wohl. Gott gebe den Theuren allen Segen; vielfach bedenklich ist dieser Umzug — aber warum sich Sorgen machen! Auf jeden Fall ist Brandis glücklich, aus dem griechischen Kabinette heraus zu sein und wieder ins freie wissenschaftliche Leben einzutreten. Auch für die Kinder ist die Heimkehr von größter Wichtigkeit.

An die Eltern.

Naxos, 6. September 1839.

Die wenigen Tage nach Brandis' Abreise hatte ich in Athen bei Geibel zugebracht, wo ich auch meine Habseligkeiten untergebracht habe. Am Donnerstag, dem 15. August, packten wir unsere kleinen Reisebedürfnisse zusammen; Mittags fuhren wir zum Piräus und aßen bei Freund Travers zu Mittag in aller Ruhe und Fröhlichkeit, bis der Ruf, daß das Dampfschiff schon in Bewegung sei, uns aufschreckte — es war ein eitler Schreck; doch fanden wir das Schiff schon ganz gefüllt und zur Abfahrt bereit. Es ist das kleinere der zwei griechischen Dampfschiffe, der „Maximilianos"; seine Maschine gehörte einst dem „Hermes" an, der im Kriege gedient hat. Sie ist für ihren jetzigen Schiffskörper etwas zu klein und befördert nicht sehr schnell. Dafür ist es desto wohlfeiler, für vier Drachmen gelangt man nach Syra. Mit erster Morgenhelle kamen wir nach Thermia, vor dessen Hafen wir hielten, um zwei Bootsladungen

von Brunnengästen abzusetzen — dann eilten wir, vom Winde unterstützt, rasch der Nordspitze der Insel Syra zu und fuhren noch an den Felsen der Ostseite vorbei, bis wir zwischen der Leuchtthurmsinsel und der Stadt in den Hafen hineinfuhren. Der schönste Standpunkt für Syra ist derjenige, wo man noch nicht nahe genug ist, um die Lücke zu bemerken zwischen Ober- und Unterstadt und wo die ganze Masse der weißen glatten Häuser mit den Kuppeln dazwischen einem ununterbrochenen Amphitheater gleicht. Im Hafen selbst, wo man die Stadt en face hat, macht sich diese kahle Lücke, welche die Lateiner und Griechen trennt, störend bemerkbar. Wie wir mit unseren Sachen durch die gedrängten Schiffsbäuche durchfuhren, erkundigten wir uns nach Gelegenheiten für Naxos, und da wir nur ein Schiff fanden für den anderen Tag, gingen wir ans Land und entsagten schon der Hoffnung, noch an demselben Tage aus dem langweiligen Syra fortzukommen. Da kommt, während wir noch aßen, ein Schiffer in unser Wirthshaus und meldet, daß er segelfertig nach Paros wäre, ob wir Lust hätten mitzufahren. Wir bedachten uns nicht lange. Ein frischer Nordwind versprach uns in wenig Stunden hinüberzuführen, und wir hatten die große Annehmlichkeit, daß unser Schiffer nur auf uns wartete. Nichts kommt an Anmuth einer Segelfahrt auf dem Archipelagos gleich bei günstigem Winde. Das himmelblaue Meer, die schönen Inseln zu allen Seiten, die muntere Schiffsgesellschaft und dieser poetische Hauch, der auf dem ägäischen Meer und seinen Kindern, den Inseln, ruht — Alles dies verleiht diesen Fahrten einen unbeschreiblichen Zauber, welcher freilich bei längeren, ungünstigen Fahrten in sein ärgstes Gegentheil umschlägt. Unsere Gesellschaft bestand aus Pariern, und wir lernten schon die Liebenswürdigkeit dieses Inselvölkchens vorläufig kennen. Während wir gemüthlich unter einander schwatzten, flog unsere kleine „Sakalera" dem schön gezeichneten Paros zu, das schon durch den Adel seiner Formen den köstlichen Inhalt verräth, welchen seine Gebirge hegen. Der Wind ward wie gewöhnlich gegen Abend schwächer, und unsere Ankunft im Hafen verzögerte sich bis 11 Uhr. Im Städtchen schlief schon Alles. Durch das Rufen der Schiffsleute wurde es lebendig, und nun rief man uns allerlei Fragen zu, woher wir kämen und was es Neues gäbe. Die Eine rief, ob ihr Jannaki, die Andere, ob ihre Marie mitgekommen wäre — endlich kam auch der Hygionom mit einer Laterne ans Ufer; der Kapitän rief ihm zu, daß er

Milordi — „königliche Menschen" — an Bord hätte, und wir erhielten noch die Erlaubnis, ans Land zu steigen. Der alte Hygionom sah unsere Pässe, gab uns dann die Hand und sagte uns ein herzliches Willkommen. Aber wohin jetzt um Mitternacht in der ganz fremden Stadt, wo an kein Wirthshaus zu denken ist? Doch ehe wir noch darüber nachdenken konnten, hatte schon einer unserer Begleiter mit seiner Mutter unsere Sachen auf den Armen und bat uns mitzukommen, wir folgten schweigend durch die schweigenden Straßen, bis wir die Treppen zu einem Hause hinaufstiegen und in ein großes, hohes Gemach mit zwei Kanapees und alterthümlichen Möbeln eintraten, wo uns zwei alte Leute freundlich willkommen hießen. Es dauerte wenig Minuten, daß man uns die Betten zurecht machte und uns ein Abendessen von Brod, Wein und Fischen vorsetzte. Geibel war so erstaunt über diese Behandlung, daß er den schlimmsten Verdacht hatte und eines nächtlichen Ueberfalls gewärtig Alles zur Vertheidigung anschickte. Aber diese Insulaner sind die friedlichsten, unschuldigsten Leute von der Welt. Ihre Freundlichkeit ist nicht ganz ohne Eigennutz, und man hat hier keine Prügel zu befürchten, wenn man die Mühe der Leute belohnt — aber sie sind auch mit einer kleinen Entschädigung reichlich zufrieden. Am anderen Morgen traten wir nun unsere Wanderung an. Denkt Euch ein kleines Städtchen an einem unbedeutenden Hügel heraufgebaut über dem Strand des Meeres, welches in einer großen runden Bucht tief ins Land hineingreift, ein Städtchen von engen Straßen, an beiden Seiten Häuser von purem Marmor, oder wenn auch nicht alle von Grund auf aus Marmorstücken gebaut sind, so trifft man doch kaum eines, wo nicht die Fensterbrüstungen und die Schwellen und Pfosten der Thüre aus schön gehauenen Stücken blendend weißen Marmors mit Geschmack zusammengesetzt wären. Zu den besseren der Häuser führen breite Marmortreppen hinauf, welche vor der Thüre eine Terrasse bilden. Ueber der Terrasse hängt ein Dach, von Reben umsponnen, welche entweder die ganze Façade bekleiden oder mit starken Aesten bis zum gegenüberliegenden Hause reichen und die schweren Trauben niedersenken. Die Straßen selbst sind fast durchweg mit Marmor gepflastert und trotz der vielen Schweine, welche auf allen Kykladen die Wege füllen, reinlich und sauber. Alle diese Marmorsteine sind natürlich nur Reste des alten Paros, denn seit der alten Zeit ist kein Stein mehr aus den Brüchen gewonnen

worden. Das Wunderbarste aber an Marmorfülle ist das Kastell, welches die Venetianer auf der Höhe des Hügels gebaut haben, von dem trotz des Bombardements der russischen Flotte unter Orlow noch bedeutende Thürme und Mauern stehen, und Alles dies aus hellenischen Tempelruinen, abwechselnd eine Lage von Säulentambours, die wie Kanonen hart an einander liegen, und darauf Marmorbalken, so ein ums andere bis zu bedeutender Höhe. Der Thurm hat wohl über 80 Fuß Höhe. Wir zählten an sichtbar daliegenden Säulenstücken 150, alle desselben Durchmessers. Dazwischen befinden sich auch Inschriftensteine. Alles benutzte man. Aus einer Schanze über dem Meere schaut ein Löwenkopf schönster Arbeit hervor, zur Rechten sich mit aufgesperrtem Rachen wendend. Die Säulen sind fast alle unkannelirt; man sieht jedoch (wie in Rhamnus), wo oben und unten die Kannelüre angefangen war. In Beziehung auf die Konstruktion bemerkte ich, daß hier überall außer dem viereckigen Loche in der Mitte des Säulendurchschnittes noch ein zweites, kleineres angebracht war zur inneren Verbindung der Cylinder unter einander, was ich nur hier gesehen habe. Ob hier der Tempel der Demeter Thesmophoros war, darüber will ich keine Untersuchungen anstellen, sondern dafür nur die Sage der Insel anführen, daß hier der Gott Paris verehrt worden sei, der der Insel den Namen gegeben habe. Am Strande fanden wir einen vieleckigen Marmor mit verschiedenen Inschriften, welche sich aber alle darauf beziehen, daß die erste Schur von parischen Jünglingen dem Asklepios und der Hygieia dargebracht wird. Auch dieser Stein war aus Habsucht und Gelddurst von dem thörichten Eigenthümer zerschlagen. Es hatten ihn nämlich die Engländer heimlich fortschleppen wollen und nachher große Summen dafür angeboten — daher meinte denn der Mann, es müsse wohl noch mehr als die paar Buchstaben daran oder darin sein. Wir ließen uns an den Fundort führen, und dort auf einem schönen Hügel westlich von der Stadt fanden wir auf einem Weinberge zwei hübsche alte Brunnen mit schönem Wasser, das aus dem Marmorfelsen dringt, ein Stierrelief, und auf der Höhe, wo jetzt eine Windmühle steht, den Boden des alten Tempels des Asklepios und der Hygieia, von dem ich nicht weiß, ob er schon bekannt ist. Hinter der Stadt steigt anmuthig das Gebirge empor voll kleiner, schimmernder Landhäuser, welche im Sommer bewohnt werden, wenn zuweilen bei anhaltendem Nordwind die Gesundheit der Stadt leidet. Wir

gingen oberhalb der Stadt herum zum anderen Ende, wo der Stolz der Parier, die große Panagiakirche steht, wo am sommerlichen Panagienfeste, Mariä Himmelfahrt, die große Paneghris gefeiert wird. Wir traten in den stillen Vorhof, wo einige Familiengräber von schönen Cypressen beschattet werden. Von dort sahen wir die Sonne gerade hinter den pittoresken Felsen, welche vor dem Eingang des Hafens hervorragen, goldroth untergehen. Am Sonntag früh besahen wir das Innere der Kirche, wo noch schöne alte Säulen stehen und manches Prachtstück von parischem Marmor aufbewahrt ist. Wir schlenderten durch das Städtchen und konnten uns nicht sattschauen an den niedlichen Wohnungen, Gallerien, Treppen, Brunnen und an den schönen Mädchen von Paros, welche über den marmornen Brüstungen lehnend zwischen den Rebgewinden wunderlieblich die beiden fremden Wanderer anschauten und grüßten. Ich machte noch eine Wanderung um die ganze Bucht, um mich von der Lage und Ausdehnung des alten Paros und von den Hafeneinrichtungen zu unterrichten, und gegen Abend verließen wir mit einem Maulthier, das unsere Sachen trug, das Städtchen, das unvergeßlich unserem Herzen sich eingeprägt hat. Wir stiegen dem Hauptgebirge der Insel zu, welches sich gerade in ihrer Mitte gipfelt und nach allen Seiten Landzungen und Vorgebirge ins Meer sendet, daher keine Insel so hafenreich ist wie Paros. Es war ein herrlicher Weg; hinter uns der schönste Rückblick auf unser Marmorstädtchen, zur Seite Gärtchen und herrliche Palmengruppen, denn Paros ist die Palmeninsel von Griechenland. Bis jetzt hatte ich immer nur einzelne Palmen gesehen; unendlich schöner nimmt sich der Palmenbaum in Gruppen aus, wenn sich eine Krone an die andere reiht und um den schlanken, kahlen Stamm junge Bäumchen heranwachsen. Das nahe Ziel unseres Marsches war das Kloster des heiligen Minos, der Wohnsitz eines reichen Gutsbesitzers Damias, dessen Vorfahren schon lange in diesem schönen Besitze waren, deren vorletzter sich hier klösterlich einrichtete und eine niedliche Kirche baute, das Ganze aber auch durch starke Mauern zu einem kleinen Fort machte. Wir fanden die freundlichste Aufnahme. Die Besitzer, ein junger Ehemann mit seiner schönen Frau, erfreut, in ihrer Abgeschiedenheit etwas von der großen Welt zu hören, saßen mit uns vor den Mauern des Gebäudes. Vor uns lag der hohe Gipfel des Gebirges Marpessa, größtentheils ganz mit Wein bepflanzt; um uns her eine stattliche Olivenpflanzung. Von

allen Seiten kehrten die Arbeiter und die beladenen Saumthiere aus den Feldern zurück, und in der lieblichsten Abendkühlung plauderten wir, bis der Mond aufging und die schöne Berggegend erleuchtete. Nach einer fröhlichen Abendmahlzeit fanden wir in einer gewölbten Zelle reinliche Betten. Am anderen Morgen besuchten wir die nahen Steinbrüche, welche mit zu der Besitzung unseres Wirthes gehören, jetzt freilich ein todter Schatz, aber für künftige Zeiten, wenn Handel und Wegebau fortschreitet und vor allem durch eine Nationalbank die Unternehmungen erleichtert werden, eine Fundgrube und Quelle großen Wohlstandes. Es sind zwei verschiedene Schachte; nicht wie auf dem Pentelikon steile perpendikuläre Wände, sondern in den Berg tief hineinführende horizontale Gänge, deren Mündungen große geräumige Höhlen bilden; man kann nur mit Fackeln hineinsteigen, wie denn auch der Stein in alten Zeiten bei Lampenlicht gebrochen wurde und davon seinen Namen Lychnites erhielt. Es liegen noch Lampentrümmer auf dem Boden umher. Man glaubt in dem Palaste eines Berggeistes zu sein; auf allen Seiten glänzt beim Fackellichte der weiße Marmor. Der obere Schacht führt wohl eine halbe Stunde bergeinwärts, der zweite, eine Viertelstunde tiefer liegende, öffnet sich zu einer sehr geräumigen Höhle, welche den Hirten und Heerden in kalten Nächten eine sichere Wohnung gewährt. An der Seitenwand dieser Höhle bei dem alten Eingang findet sich auf einer Marmorfläche ein sehr altes Relief eingehauen. Die Arbeit ist flach, zum Theil noch steif, aber eine reiche, phantastische Komposition. Der Gegenstand ist nicht leicht zu erklären, da der Zahn der Zeit und die habgierige Faust der Engländer, welche das Relief losmeißeln wollten, Vieles zerstört haben, doch stellt es ohne Zweifel eine bacchische Festlichkeit dar in zwei Abtheilungen über einander. Zwischen den Hauptfiguren blicken allerlei Fratzen und zwerghafte Ungethüme hervor, und rechts von der Hauptdarstellung, wie auf einer kleinen Nebentafel, ist eine anbetende Familie, aus Großen und Kleinen bestehend, den Figuren des Bildes zugekehrt, eine frappante Analogie mit den Darstellungen auf christlichen Kirchenbildern. Als Unterschrift liest man „Adamas Odryses Nymphas" in schönen griechischen Zügen; die vierte Reihe haben die Engländer vernichtet. Von hier stiegen wir auf holperigen Bergpfaden der Ebene zu. Am Abhange liegt ein reizendes Dorf Kostos mit einer allerliebsten Kirche und vielen Fruchtbäumen. Die Kirchen auf

den Inseln würden noch viel schöner sein, wenn man sie nicht durchgängig von oben bis unten mit Kalk überzöge, welcher den fleißigen Bau, wodurch sich die älteren griechischen Kirchen auszeichnen, und das schöne Material gänzlich verdeckt. Aber welch ein Unterschied zwischen diesen stattlichen Kirchen und den kleinen engen Kapellen des Festlandes, welche meistens nach mehrmaliger Zerstörung nur so nothdürftig wie möglich wieder hergestellt worden sind. Nachmittags kamen wir im Demos Marmora an, oder wie er jetzt genannt wird (nach dem unglückseligen Grundsatze, lauter klassische Namen einzuführen, welcher die Quelle endloser Verwirrung ist) Marpessa. Es umfaßt zwei hübsche Dörfer und eine reiche Ebene mit einem Hafen, welcher von Paros die nächste Ueberfahrt nach Naxos gewährt. Wir hatten im unteren Dorfe eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und da mich kurioser Weise der Minister des Innern in seinem Empfehlungsschreiben einen gelehrten Professor genannt hatte, genoß ich bei den Honoratioren großen Respekt. Unglücklicher Weise fiel es dem oben wohnenden Demarchen ein, herunter zu schicken und uns zu sich einladen zu lassen. Es war dies ein sehr langweiliges, französisch parlirendes Männchen, welches mit den naxischen Nobili zusammenzuhängen sich rühmte, aber sich sonst nicht sehr honorig benahm. Sein Schwiegervater, der Hygionom, langweilte uns auch mit seiner Freundlichkeit und stellte uns seine vier Töchter vor, welche sich vor uns hinsetzten und Strümpfe strickten — eine Kunst, die zu meiner Verwunderung von allen Frauen auf Paros geübt wird. Es war zu starker Nordwind, um überzufahren. Wir blieben also die Nacht bei dem Demarchen, machten am anderen Tage einen Maulthierritt durch die schöne Umgegend und stiegen gegen Mittag zum Hafen hinunter. Wir glaubten dort Alles zur Ueberfahrt fertig zu finden — aber der Kapitän hielt den Wind für zu stark und war fortgegangen — so mußten wir den halben Tag am öden Meeresstrand zubringen im Schatten einer kleinen Kapelle des heiligen Nikolaos. Ein armer Mann, der dort haust, kochte uns zu Mittag — Bergschnecken! Gegen Sonnenuntergang kam der Bootsmann und brachte Eier, Wein und Brod mit; wir beendeten schnell unser Mahl und stiegen in die kleine Barke. In zwei Stunden waren wir schon nah am Ufer von Naxos, das Meer war ungewöhnlich phosphorisch und glänzte von unzähligen Funken; der Wind war still, aber die Wellen schlugen noch heftig gegen die Felsen, der Mond beleuchtete

unser weißes, schwellendes Segel, vor uns die hohen naxischen Gebirge, hinter uns Paros mit seinem weitscheinenden Kloster des heiligen Antonius, welches über dem Hafen, den wir verlassen hatten, auf steiler Höhe liegt (einst als Kastell der letzte Besitz der Venetianer auf Paros), nach Süden mit reichen Bergformen die nahe Insel Niko, und nach Norden hinauf die Kykladen in dämmernder Ferne. Wir mußten noch zwei Stunden rudern, um zur Chora der Insel zu kommen; ich schlief ein beim einförmigen Ruderschlage und erwachte, als wir an der Brücke von Naxia anlegten. Die Stadt mit dem Kastro, ein Hügel, ganz von weißen, glatten Häusern dicht bedeckt, nimmt sich im Mondlicht prachtvoll aus. Wir gingen ans Land und schliefen die Nacht auf unseren Decken im Café, das am Hafen liegt. Am anderen Morgen nahm ich ein herrliches Seebad, und dann gingen wir durch die engen, schmutzigen, steilen Gassen der Stadt hinauf zum Kastro. Man geht noch heute durch die alten Thore ein und sieht über den Thüren die alten venetianischen Wappen, und es wohnen noch heute die Enkel der alten Venetianer in den Häusern, aber es ist still und todt, die großen Räume zeugen von der alten Pracht, aber das schöne Getäfel ist zerfallen, die Mauern gestützt, die Kleider und Kinder schmutzig und zerlumpt. Wir gingen ins Kapuzinerkloster, wo uns der padre Agostino, ein Sicilianer, freundlich bewillkommte, uns zwei Zimmer einräumte und in jeder Beziehung väterlich für uns sorgte. Wir holten unsere italienischen Worte wieder hervor und wurden bald mit dem ehrwürdigen padre die besten Freunde. Dort lebten wir in ruhiger Muße bis zum Sonntage; den Tag über wurde gelesen und geschrieben. Die herrliche kühle Luft, das vortreffliche Wasser, die gute Nahrung stärkten und erfrischten uns nach dem athenischen Sommer. Des Abends machten wir Spaziergänge durch das Weichbild der Stadt. Naxos liegt an einem ziemlich schlechten, dem Nordwinde sehr ausgesetzten Hafen, der durch einen antiken Molo etwas mehr gesichert ist. Doch ist dieser jetzt sehr zerfallen. Nördlich vom Hafen liegt eine kleine Insel, auf welcher sich ein großes Thor von Marmor erhalten hat, einfach aus drei Marmorbalken konstruirt, die beiden Pfosten haben 19 Fuß Höhe, die Oeffnung der Pforte ist 11 Fuß breit. Die Leute glauben von jedem alten Gebäude, daß es ein Königspalast gewesen sei, und nennen daher die Insel Palatia. Sonst ist Nichts erhalten, nur erkennt man ungefähr aus den Lücken der gestohlenen Mauer-

steine, daß hier ein Tempel stand von etwa einer Länge von 78 Fuß und 48 Fuß Breite. Der Eingang ist von Westen. Die Insel war, wie es scheint, durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden, und es läuft darauf eine alte griechische Wasserleitung zu, welche zwei Stunden von der Stadt zwei Bäche aufnimmt. Sie ist auf einer Steinunterlage von Ziegeln gebaut, drei Fuß hoch; an einigen Ziegeln sieht man noch alte Fabrikzeichen. Unweit der Insel ist ein alter Brunnen, den die Leute den Ariadnebrunnen nennen, ein großes, schön gemauertes Gewölbe mit zwei Oeffnungen. Er wird sehr verehrt, aber das Wasser nur zum Waschen gebraucht; daher ist er der Versammlungsort der Naxierinnen, welche an Schönheit ihren westlichen Nachbarinnen nachstehen! Das Volk der Stadt ist überhaupt sehr unliebenswürdig, ebenso wie ihre Stadt selbst, ohne Arbeitsamkeit, Wohlstand und Zufriedenheit. Ebenso wenig gefallen mir die Lateiner in Kastro; sie verachten die Griechen und sind doch mit sich und ihrer Geistlichkeit immer im Streit, jeder dritte Mann, dem man begegnet, ist ein duca oder conte, doch haben sie vom alten Adel Nichts als den Stammbaum und die Abneigung gegen Arbeit. Sie verkaufen nach und nach ihre Besitzungen, und die Nachkommen der Herzöge des Archipelagos betteln jetzt bei uns um ein paar Drachmen.

Es war am Sonntag Nachmittag, am 25. August, da wir unsere Wanderung durch die Insel antraten. Eine frische Tramontana gewährte uns die lieblichste Kühlung, und wir wanderten rüstig neben unserem Saumthiere und unserem Führer her nach dem nördlichen Theile der Insel. Ein Lehrer an der Kadettenschule, ein Nürnberger, war unser Begleiter. Es war nur ein Spaziergang von anderthalb Stunden auf einem hübschen, hochgelegenen Pfade längs des Meeres mit steter Aussicht zur Linken auf die nördlichen Kykladen; besonders der Kynthos auf Delos in schönster Klarheit. Nach mehreren kleinen Ravins bildet endlich das Gebirge, weit zurücktretend, ein schönes, ebenes, amphitheatralisch eingeschlossenes Thal, ein Thal, welches ganz mit Citronen- und Orangenbäumen wie mit einem Walde bedeckt ist. Es ist das Thal von Engares; zwei Dörfer des Namens liegen an den Felsabhängen. Die ganze tiefe Ebene ist bedeckt mit Gärten, zwischen denen kaum ein schmaler Weg bleibt, und die Gärten selbst wieder sind so dicht wie ein Wald der edelsten Bäume. Wir besuchten den schönsten, dessen Eigenthümer uns den Schlüssel gegeben hatte.

Rund um den Garten führt der herrlichste Weingang; die Rebstöcke armdick. Ein hübscher Sitz war unter einem ungeheueren Nußbaum eingerichtet, ein anderer über dem großen Wasserbassin, auf dem eine Brücke war. Diese Wasserbehälter sind in Griechenland immer die Hauptzierde der Gärten. Alles Uebrige ein Dickicht von Orangen, Pomeranzen, bitteren und süßen, Citronen, Bergamotten. So heißt eine Citronenart, welche sich durch besonderen Duft auszeichnet und einen um die Frucht sich herumziehenden eingedrückten Kreis. Auch Früchte, die dem übrigen Hellas fast unbekannt sind — Aepfel, Birnen, Pflaumen — sind hier im Ueberflusse. Das Kleinod aber der naxischen Früchte ist der Cedratbaum oder Cedranat, eine citronenähnliche Frucht, aber sehr groß, oft 10—12 Pfund schwer, sie gedeiht hier am allerbesten und ist ein bedeutender Ausfuhrartikel für die ganze Levante, wo man davon Konfitüren macht, welche am Morgen nüchtern zu essen ein wahrer Genuß ist. Den Baum sah ich nie höher als 6—7 Fuß. Die ersten süßen Orangen brachten die Jesuiten hierher, die zwei Bäume heißen Adam und Eva und haben jetzt eine unzählige Nachkommenschaft. Adam ist verdorrt — aber die Wittwe setzt das Geschäft fort. In einer kleinen Hütte bei sehr guten Leuten schliefen wir die Nacht und zogen am anderen Morgen wieder an das Meer und dann längs des Meeres, schon etwas westlich gewandt, weiter. Die Gebirgsrücken sind wie immer öde, aber jede Schlucht, in die wir hinabstiegen, empfing uns mit dem schönsten Quellwasser und mit dem Schatten eines Platanenwaldes, untermengt mit Oleander, welcher hier noch blüht, während er in Attika schon Mitte Juli verblühte, und zwar steht er hier wie ein Baum dreifacher Manneshöhe. So kamen wir über Höhe und Thal bis Mittag nach einem etwas tieferen Thale mit einem kleinen Hafen. Das ganze Thal ist in Terrassen mit Wein und Oel bedeckt. In der Höhe des Thals steht ein einzelner Thurm mit kleinen Fenstern, Zinnen und einer niedrigen, eisenbeschlagenen Thüre, zu der man auf einer Leiter steigt. Von da führt ein Weg zwischen Myrthengebüsch herunter in zehn Minuten zu einer Terrasse mit zwei Riesenplatanen, unter welchen eine saubere, niedliche Kirche der Panagia steht. Es ist darin ein wunderthätiges Bild, welches im Meere aufgefischt worden ist. Neben der Kirche sprudelt eine weit verehrte und berühmte Quelle, deren Wasser wenigstens eine ungemein verdauende Kraft hat. Der ganze Ort heißt Agia. Ich habe nie etwas Reizenderes

gesehen; es war gerade der Festabend vor dem Feste der Assumtion und Ende der vierwöchentlichen Fasten. Aus allen Dörfern waren sie versammelt und tanzten Reigentänze unter den Platanen. An einer derselben waren die Böcke angebunden, die morgen geschlachtet werden sollten. Der ganze Ort nebst Kirche und Thurm gehört einem reichen Geistlichen Oikonomos, der uns in seinen Thurm einlud, mit biederer Freundlichkeit sein bestes Zimmer einräumte und Alles für uns that. Abends hielt er Liturgie, theilte geweihtes Brod und Kerzen aus — und in wenigen Sekunden war die ganze Seite des Berges mit kleinen Feuern besäet, welche durch das dichte Grün leuchteten. Am anderen Morgen nach durchtanzter Nacht hörten die Fasten auf. Die Hirten hielten Fleischmarkt, und bald drehten sich Hunderte von Spießen mit Ziegen- und Schaffleisch über dem Feuer. Wir aber dankten unserem lieben, braven Wirthe und gingen ostwärts über bedeutende Felshöhen, bis wir in drei Stunden zu einem breiteren Thale hinabstiegen, auf dessen Felswand wir eine Inschrift lasen, welche die Marken des Apollogebiets bezeichnet.

Von da stiegen wir abwärts zu den Marmorbrüchen und erblickten plötzlich in einer langen Vertiefung, wie in einem ungeheueren Sarge liegend, einen Marmorkoloß von 33 Fuß Länge, schon ganz vom Felsen gelöst. Ausgeführt ist nur das Gesicht und der Bart, im übrigen ist nur die Gestalt angedeutet. Anliegende Arme, bewegungslose Haltung, enggeschlossene Füße bei langem Gewande. Es ist ein halb ägyptisches, uraltes Bildwerk, die Leute nennen es den „Gott Apollona", und daher heißt jetzt das ganze Thal Apolline. Eine alte Niederlassung war hier. Man fand hier noch ein anderes alterthümliches Bildwerk, welches der König Ludwig hat. Am Hafen sind Spuren eines Molo und auf der gegenseitigen Höhe Trümmer alter Befestigung. Auch der Koloß, ein Dionysos, war gewiß nicht auf weiten Transport berechnet. Es muß hier ein sehr alter Ort gelegen haben. Das Kastro ist das festeste in ganz Naxos. Von Apolline gingen wir landeinwärts auf den Hauptstamm der Gebirge zu, welcher dreitheilig ist. Der östliche ist der Koronis, der zweite Phanari, der dritte der Berg Zea — alle drei Namen von alter Bedeutung. Im ersten haben wir die berühmte Nymphe; der zweite Name ist entstanden aus Pan-Ares nach alter Inschrift, der dritte ist der Zeusberg, welcher in dem Centrum der Insel sein Haupt erhebt. Wir überstiegen

das Joch zwischen Koronis und Phanari, wo man nach Asien hinüber eine großartige Aussicht hat, und kamen spät Abends nach Aperanthos, dem größten und reichsten Dorfe am westlichen Abhange des Phanari, berühmt durch seine schönen Frauen, durch Käse und den wasserfarbenen Bachuswein oder Nektar, die Blüthe aller griechischen Weine, der nur hier wächst auf bedeutender Höhe. Die Trauben waren noch alle sauer. Von Aperanthos machte ich am nächsten Tage einen Ausflug nach dem südlichen Theile der Insel, wo in einer sonst öden, nur von Heerden besuchten Gegend ein alter prächtiger hellenischer Marmorthurm steht, rund, aus der besten Kunstzeit und wohlerhalten, bis auf das obere Ende, wo er, sich stark verjüngend, mit einem Steine bedeckt gewesen zu sein scheint. Aus der einen Thüre sieht man gerade auf die Insel Nios. Ueber der Thüre ist ein Fenster, und vor demselben sieht man die Spuren eines Balkons. Der Thurm hat einen Durchmesser von 30 Fuß. Die Treppe läuft, größtentheils wohlerhalten, inwendig im Gebäude herum, indem die Treppenstufen nur ganz einfach in die Marmorquadern hineingefügt sind, ohne weitere Unterstützung. Die Mauern sind inwendig mit kleinen Steinen ausgefüttert, aber die Wände nach außen und innen sind wohlgefügte Marmorquadern. Der Thurm steht inmitten eines Hofes, der von antiken Mauern umgeben ist. Ein Brunnen mit zwei Mündungen, einige Marmorgräber — sonst sieht man in der Nähe keine Spuren alter Bewohnung. Die Naxioten nennen diese Gegend Chimaron und den Thurm „Thurm des Achilleus". Von hier ging ich mit meinem Begleiter auf den Berg des Zeus hinauf; er wurde hier, wie eine Felsinschrift besagt, als Zeus-Meilichios verehrt. Lauter Marmormassen, aber nicht wie auf Paros durchgängig schneeweiß, sondern viel buntes Gestein dazwischen. Auf dem Gipfel des Zeusberges ist die großartigste Aussicht, die ich gesehen habe. Der ganze Archipelagos liegt ihm zu Füßen. Außer den bekannteren und oft genannten Kykladen sieht man die Sporaden und Samos, weiter hinunter dämmert das Festland von Asien, die Hochgebirge von Karien, der Ida von Kreta, und im ganzen zählt man ungefähr 44 Inseln. Mein Begleiter, der immer zu Fuß gelaufen war, schlief neben mir ein, und ich saß wohl eine gute Stunde oben auf dem Schlußsteine des Zeusberges, und sah entzückt die reiche Insel, das kleine Sicilien unter mir und das ganze weite Inselmeer. Ich dankte Gott für diesen Genuß — und konnte mich schwer zum Fort-

gehen entschließen, bis die Sonne hinter Paros zu sinken drohte, und wir hinabeilen mußten, damit uns nicht auf den bösen Felspfaden die Nacht überraschte, welche noch immer wie ein Dieb kommt. Ich blieb die Nacht wieder in Aperanthos, und am anderen Tage vor Sonnenaufgang ritt ich mit demselben Maulthiere die Höhe hinunter in das schöne Thal unter dem Zeusberge, welches gerade die Insel schneidet und von allen das schönste ist, besäet mit hübschen Dörfern und Villen. Das Hauptdorf heißt Daymalea. Ich fand dort einige kleine Antiquitäten, und kaufte ein kleines zweihenkeliges Thongefäß, welches mit uralten Pfeilspitzen hier in einem Grabe gefunden war. Von Daymalea ist es noch anderthalb Stunden, bis man am Epanokastro, einer Burg des Mittelalters, vorbei in die große fruchtbare Ebene Langhadi kommt. Durch diese, längs der alten Wasserleitung, gelangte ich schnell zur Stadt, wo beim Kapuziner die Freunde meiner harrten. Seitdem haben wir noch einige kleine Ausflüge gemacht. Ich war noch einmal in Daymalea und brauchte dort einen ganzen Tag, eine Inschrift abzuschreiben, welche an einer sehr schlimmen Stelle, als Oberschwelle einer Thüre, im Innern einer alten Kirche des heiligen Georgios angebracht ist. Ich ward für die Mühe belohnt durch die Entzifferung einer noch unbekannten Inschrift, enthaltend ein Register der verschiedenen Serapisfeste, deren Feier gerade in die Zeit der Abhängigkeit der Insel von den Rhodiern fällt. Die folgenden Tage lebten wir ruhig im Kloster, in welches sich gerade der hier anwesende Bischof von Smyrna mit einem Dominikaner einquartiert hatte. Es waren nämlich seit lange ärgerliche Streitigkeiten unter der römischen Geistlichkeit; sie zu schlichten wurde der Smyrnaer Bischof beordert, und so wurde acht Tage lang der hiesige Klerus im Kapuzinerkloster zu gemeinsamen Unterredungen versammelt. Wir mußten daher für die Zeit ausziehen, und zogen in das Kloster der Lazaristen, eine französische Mission, welche den Jesuiten gefolgt sind. An meinem Geburtstage gingen wir nach Melanas, einem reizenden Dorfe, dort schlummerte ich in der Mittagsstunde unter dichten Orangenbäumen, den schönsten, die in Naxos sind. Des Nachmittags wanderten wir in den herrlichsten Gärten, wie man sie sich nur im Traum vorstellen kann. Seitdem lebten wir ruhig unter dem Schutze der Lilien im Jesuitenkloster, welches 1626 gegründet wurde. Ein großes Gebäude, auf dem Gipfel des Hügels gelegen. Wir haben ein sehr niedliches

Zimmer und haben die herrlichsten Spaziergänge in den weiten, hallenden, marmorgedeckten Gängen des Klosters. Es sind nur zwei Missionare hier, ein Franzose und ein Spanier, welche auch eine französische Schule halten. Eine hübsche Kirche grenzt an das Gebäude, eine große Terrasse bietet einen herrlichen Blick über die reiche Ebene von Naxos. Man lebt hier so wohlfeil wie möglich. In Athen kostet der Tag das Doppelte. Wir haben eine herrliche Muße und arbeiten fleißig. Ich habe mich außer meinen Arbeiten über das alte Griechenland sehr bemüht, über das Mittelalter Quellen zu sammeln. Ich habe einige Manuskripte mit werthvollen Notizen gefunden, obgleich noch lange nicht genügend, um eine Geschichte der Herzöge von Naxos zu schreiben. Ueber die Familie der Sanudo, welche zuerst gleich nach 1204 das Herzogthum des Archipelagos erwarb, habe ich leider Nichts gefunden, als die interessante Geschichte von der Ermordung des Letzten dieses Geschlechtes; dann folgte das Geschlecht der Crispi, von diesen existirt noch heute eine Familie, bei der ich einen weitläufigen Stammbaum gefunden habe. Ihren letzten Herzog verriethen die Griechen an den Sultan, der sie dafür unter die Gewalt eines Juden Joseph Nazy brachte, von dem ich ein Pergament gefunden habe, von 1577 aus seinem herzoglichen Palaste datirt. Die Griechen waren von dem Regen in die Traufe gekommen und baten wieder um ihren alten lateinischen Herzog, aber damit war es vorbei, und nur als Viceherzog des Juden regierte hier ein Coronello. Die letzte Crispi ist jetzt an einen Coronello verheirathet und lebt mit den vier bildschönen Kindern, zwei Knaben und zwei Mädchen, denen man den Adel gleich ansieht, in der bittersten Armuth. Wir beklagten, nicht reich zu sein, um etwas für den ältesten Knaben, den Sprößling der Herzöge, thun zu können, der voll Geist und Schönheit hier im Elende zu verderben droht. Heute am Sonntage, dem 8. September, gehen wir wieder zu unserem Padre Agostino hinüber — es ist dort nicht so fein und sauber wie hier bei den Lazaristen, aber dafür erfreut uns die treuherzige, biedere Freundschaft unseres ehrwürdigen padre. Es wird uns schwer, wegzufinden von dem schönen Eilande, wo wir so ruhig und schön zusammenleben. Wir theilen viele Arbeiten, philologische und poetische — denn auch zu letzteren verführt mich mein poetischer Freund, und des Abends lesen wir uns unsere Verse vor. Unser Meister, den wir täglich lesen und bis ins Einzelne studieren, ist Graf Platen. Bekannt-

schaften haben wir hier wenig von Interesse gemacht; die adeligen Herren sind langweilig, die anderen meistens sehr roh. Vom Kastro ist keiner liebenswürdiger als der schwedische Konsul Grimaldi, der einen sehr gut gemeinten Eifer für Antiquitäten hat. Unten in der Stadt lebt noch eine alte venetianische Familie, die der Kokkos, welche aber als griechisch-katholisch immer mit den Nobili des Kastro in Streit lag. Dies ging so weit, daß endlich ein Kokkos auf dem Heimwege vor seinem Gute von den Nobili von oben überfallen wurde. Kein Schwertstreich wollte in seinen Kopf eindringen, endlich war er überwältigt. In einem Kloster der Kokkos sah ich den Kopf, ein Wunder von starken Knochen, bedeckt von Streichen, deren einer so tief eindrang, daß man in die Scharte den Finger legen kann — doch nicht durchbohrt. Er mußte gesühnt werden und es fiel als Opfer ein alter Coronello, den man für den Hauptthäter hielt. Um diese Zeit kam ein Johanniter mit einer Fregatte nach Naxos. Er besuchte das Haus der Coronello, fand die Tochter in tiefer Trauer. Er verliebte sich in sie und beschloß, die Rache zu übernehmen. Er schiffte seine Mannschaft aus und belagerte die Kokkos in ihrem befestigten Kloster. Diese entfliehen bei Nacht und lassen nur ein kleines weibliches Kind im Kloster. Der Johanniter schickt sein Kreuz zurück und heirathet die Coronello. Die kleine zurückgelassene Tochter aber wird später die Gemahlin eines Barozzi, und so das Mittel der Versöhnung zwischen den Familien. An dergleichen Historien ist die Geschichte von Naxos sehr reich, leider aber finde ich wenig schriftliche Tradition. Es ist das erste Mal, daß mich das Mittelalter in Griechenland lebhaft interessirt. Es ist dies ein weites, offenes Feld; ich möchte gerne wissen, ob man in Venedig hoffen kann, über die Inseln Quellen zu finden. Ich zweifle kaum und würde gern auf der Heimreise mich dort darnach umsehen. Das wäre einmal etwas recht Neues, eine Geschichte des Mittelalters in Griechenland zu schreiben. Man müßte freilich die Quellen von allen Seiten zusammensuchen. Ich stehe mit einigen Insulanern in Verbindung und hoffe noch nachträglich einige Notizen zu erhalten.

Der Knabe von Naxos.

Was weint der Knabe, was ist ihm geschehen?
Auf Trümmern weilt er, fern vom Jugendkreis,
Es fliegt sein braunes Haar im Windeswehen
Um die gebräunte Wange. Still und heiß

Rinnt seine Thräne, lang' hab' ich's gesehen, —
Ob ich kein Mittel für den Kummer weiß?
Komm her, Du lieber Knabe, komm und sage
Die Schmerzen mir, auf daß ich mit Dir klage.

Ihr seid wohl arm? Doch war't Ihr es nicht immer,
Mir scheint, in Deinen Augen könnt' ich lesen
Manch harte Kunde von verblich'nem Schimmer,
Von bessern Zeiten, als es jüngst gewesen.
Ja, das ist Herzeleid. Doch zage nimmer,
Vergiß, was hinten liegt. Auf frischen Bahnen
Da winken Dir des neuen Glückes Fahnen.
Doch Du bleibst stumm an diesen Thurm gelehnt?

Was gilt er Dir? Was fesselt Dich an ihn?
Du siehst das Meer nicht an, das blau sich dehnt,
Die weißen Segel nicht, die unten zieh'n.
Nicht ist's die Heimath, die Dein Herz ersehnt,
Die Ferne nicht, die Deinem Blick erschien.
Ein andres mußt Du hier verloren haben.
Ist's dieser Thurm, wo man Dein Glück begraben?

Der Herzogthurm! Ja, nun enthüllt es sich.
Du kennst die Männer, welche hier einst wohnten.
Du bist der Enkel, und es hungert Dich,
Wo sie in Herrlichkeit und Fülle thronten,
Wo sie im Ahnensaale königlich,
Mit reichem Danke die Vasallen lohnten,
Wo sie der Masten Wald im Hafen zählten
Und zum Gemahle Kaisertöchter wählten!
Welch eine Zeit! Nicht als ein Unterpfand
Von fremder Gunst empfingt Ihr Eure Ehren,
Nicht sollte eines Fürsten gnäd'ge Hand
Den stolzen Purpurmantel Euch bescheeren,
Nein, freie Männer zogt aus fernem Land
Ihr muthig aus auf eignen Kriegsgaleeren,
Der Löwe flog voran im Siegesfeuer,
Ein kurzer Kampf — das Inselreich war Euer!

Ihr schwang't, so weit die griech'schen Meere branden,
Das heilige Schwert mit goldbehelmten Muth,
Wo Kreuz und Halbmond gegenüber standen,
Flog Euer Banner vorn in Kampfesgluth.
Ihr war't die Brustwehr allen Christenlanden,
Ein fester Damm der unheilvollen Fluth,
Des Ritterthumes auserwählte Streiter.
So sprachet Ihr: Bis hierher und nicht weiter!

Und Du der Enkel! Weine nur, mein Kind,
Ja, weine nur, daß Du so spät geboren.
Mit Deinen braunen Locken spielt der Wind,
Es ist Dein Blick zum Herrschen auserkoren,

Fürſt vom Geſchlecht und wie ein Fürſt geſinnt,
Doch alles Andere rettungslos verloren.
Du biſt der friſche Zweig an dürrem Stamme,
Biſt zwiſchen Aſch' und Staub die letzte Flamme.

Ich wollte tröſten — doch ich kann es nicht,
Du klageſt nicht um eitel Gold und Güter,
Du warſt beſtimmt zu einem ſtolzen Licht,
Zu hoher Würden ehrenfeſtem Hüter.
Und jetzt erweckt Dein blaſſes Angeſicht
Nicht einmal Mitleid edlerer Gemüther,
Wie eine Blüthe tief im Winterſchnee
Biſt Du gefallen, keiner fühlt Dein Weh.

Kann eins Dich tröſten — Du biſt nicht allein.
Es iſt der Welten wandelbar Verhängniß,
Es ſoll kein menſchlich Glück von Dauer ſein,
Der Keim des Todes ruhet im Empfängniß.
Im großen Weh vergiß die eig'ne Pein,
Gott ſtärke Dich und lind're Dein Bedrängniß.
Jetzt geh', geh' heim in Deine dunkle Kammer
Und ſprich der Mutter Troſt in ihrem Jammer.

Sonntagmorgen auf dem Kaſtro von Naxos.

O hallt, ihr Glockentöne,
Ihr wecket eine ſchöne
Erinnrung, hell und klar,
Ihr tragt mich durch die Weiten
Dahin, wo ich vor Zeiten
Ein wunderſel'ger Knabe war.

In früher Sonntagsſtunde,
Da macht' ich oft die Runde
Auf unſerm Lindenwall:
Noch Alles ſtill und ſachte,
Nur eine früh erwachte
Tonreiche Nachtigall.

Da tönet, leis begonnen,
Beim erſten Strahl der Sonnen
Ein tiefer, ernſter Hall,
Und zu des Tages Weihe
Beginnen nach der Reihe
Von Thurm zu Thurm die Glocken all.

Und bald ein Meer von Klängen,
Als ob die Himmel ſängen,
Schwebt auf der alten Stadt,
Klingt durch die duft'gen Bäume
Und durch der Schläfer Träume
Bis fern zum dunkeln Waldespfad.

Bald wird es drinnen rege,
Es füllen sich die Wege,
Es strömt zum Gotteshaus;
Und von des Hauses Schwelle,
In frischer Morgenhelle,
Tritt ein geliebter Greis heraus.

Doch schweigt, ihr Kirchenglocken,
Es kann dem süßen Locken
Mein Herz nicht widersteh'n,
Es füllt ein warmes Sehnen
Das Auge mir mit Thränen,
Wann werden wir uns wiederseh'n?

Abschied von Naxos.

Leb' wohl! mein Naxos! Sieh', es schwellt gelinde
Das Segel sich und führet mich von hinnen;
Noch seh' ich drüben Deine weißen Zinnen
Und gebe diesen letzten Gruß dem Winde.

Hab' Dank für jede Lust! Gleich einem Kinde,
Dem leicht und ohne Harm die Stunden rinnen,
Hab' ich bei Dir gelebt, und dies Gewinnen
Es ist des Glückes schönstes Angebinde.

Wann werden wieder zu so holdem Frieden,
Zu Lust und Lieb' mich duft'ge Gärten laden,
In welchen glüht die Frucht der Hesperiden?

O blühe, stille Wohnung der Najaden,
Und bleibe gern vom lauten Markt geschieden
Dir selbst genug, Du schönste der Kykladen.

Am 13. September veränderte sich endlich das schöne Nordwetter. Es trat Südwind ein, und gleich war der Himmel mit Wolken bedeckt, die sich in Blitzen und Regen entluden. Unser Schiffer wollte nicht im Regen gehen — so verspäteten wir uns und versäumten den Wind, der uns noch auf das Dampfschiff hätte liefern können. Wir kamen erst Sonnabend Mittag an und mußten nun bis zum nächsten Freitag in Hermupolis bleiben, wo wir voriges Jahr aus gleichen Gründen acht Tage gelegen hatten. Doch jenes amerikanische Haus war inzwischen nach Konstantinopel übergesiedelt, und wir lebten in der ersten Zeit ziemlich verlassen ohne uns befriedigende Gesellschaft. Dazu kam ein schlechtes, theures Logis und eine kleine, mir auf der Meernacht angeflogene Erkältung, um uns den hiesigen Aufenthalt unangenehm zu machen.

Doch in den letzten Tagen geht es besser. Wir haben ein kleines, freundliches Zimmer gefunden im oberen Stadttheile, und einen besonderen Glanz gibt unserem Leben die erneute Bekanntschaft mit Herrn Sanderski, der jetzt Direktor der hiesigen großen, von England unterhaltenen allelodidaktischen Schule ist. Er erzählte uns diesmal sein ganzes Leben, welches in christlicher Beziehung außerordentlich interessant ist. Er lebt jetzt, glücklich verheirathet, in einem stillen, segensreichen Wirkungskreise. Er hat den wahren Hafen gefunden. Außerdem muß Syra, obgleich seine beschränkte Lage auf dem öden Felsen die Fremden in Verzweiflung setzen kann, durch seine herrliche Aussicht, seinen steigenden, lebendigen Verkehr und das sichtliche Wachsen des Wohlstandes erfreuen. Am 20. verließen wir Syra auf dem „Maximilianos"; wir hatten die herrlichste Fahrt, und Sonnabend früh um 9 Uhr traten wir schon in Travers' Haus im Piräus ein, wo wir gottlob Alles wohl fanden, obgleich wir hier sowohl wie in anderen Häusern viel klagen hörten über die unerträglichen letzten fünf Wochen, die wir unter Gottes Gnade so leicht, so genußreich und nützlich vollbracht hatten.

An die Eltern.

Athen, 25. September 1839.

Von der Kykladenreise innerlich gestärkt, sitze ich wieder zu den Füßen der Akropolis, auf das angenehmste und billigste eingerichtet, im Genusse der schönsten Muße und voll Lust zur Arbeit, die nicht mißlingen kann. Vielleicht werde ich auch einige Stunden übernehmen — doch begreift Ihr, daß ich unter meinen gegenwärtigen Umständen nur sehr gut honorirte annehmen kann. Wir wohnen fürs erste aufs allerbilligste, da wir von einem anderen Deutschen zwei Stuben übernommen haben, wofür wir nur 15 Drachmen monatlich zahlen. Unsere Wohnung liegt dicht unterhalb des Monumentes des Lysikrates neben der des Quartiermeisters Rupp, eines braven Offiziers, der uns mit gutem Essen und Trinken versorgt. Vom Familienumgange hat man hier wenig Freude; das Traversche Haus ist das einzige, wo mir recht wohl ist, und besonders sind es die Gespräche mit der vortrefflichen Ida, welche mir einigermaßen das ersetzen, was ich je länger, je mehr schmerzlich vermisse. Mit dem Doktor Roß, der sehr liebenswürdig sein

kann, stehe ich in sehr freundschaftlichem Verkehr. Unseren Prediger habe ich noch nicht persönlich kennen gelernt. Rechte Erbauung finde ich jetzt nur im stillen Lesen der heiligen Schrift, und ich hoffe zu Gott, auch diese nächste Zukunft, die so neue, wichtige Ansprüche an mich macht, recht zu ergreifen und zu benutzen. Ich bin zunächst mit dem Peloponnes beschäftigt und bringe das bei Leake u. A. zerstreute Material in Ordnung. Es ist eine Arbeit, die mich immer bei frischem Muthe erhält, weil sie auch ohne viel Talent und Gelehrsamkeit unter den mich begünstigenden Umständen nicht unfruchtbar bleiben kann.

An Victorine Boissonnet.

Athen, 19. Oktober 1839.

Ueber die Kykladenreise habe ich nach Lübeck weitläufig geschrieben. Ich aber sage Dir, daß ich nie eine solche stille Wonne des Daseins empfunden habe, wie in den Gärten von Naxos, und daß — zumal in Begleitung meines Dichterfreundes — ein poetischer Hauch auf unserer ganzen Reise ruhte. Hier in Athen leben wir ganz ruhig. Des Morgens bis halb zwölf Uhr wird gearbeitet. Dann frühstücken wir. Von zwölf bis ein Uhr gebe ich Unterricht, und zwar wieder einer kleinen Miß, Kitty Leaves, im Griechischen und in der Geschichte, und des Nachmittags um 5 Uhr ihren beiden älteren Schwestern Deutsch. Es sind freundliche Blondinen, und die Lehrstunden sind mir rechte Erholungsstunden. Des Abends treiben wir gewöhnlich Musik. Hausmann, der auch neben uns wohnt, dirigirt vortrefflich. Wir singen Quartetts und Solos in bunter Reihe. In Familien gehe ich fast nie, nur bei Travers' und bei Leaves' bin ich eigentlich „Hausfreund".

An die Eltern.

Athen, 30. November 1839.

..... An unserem Essen nimmt jetzt auch unser wackerer Freund Krauseneck Theil, ein junger Kaufmann der seltensten Art. Des Abends kommen gewöhnlich unsere Freunde auf der Rupps-burg zusammen. Zwei Abende, Mittwoch und Sonnabend, sind für Quartett und Musik bestimmt. Montags haben wir einen ästhetischen Abend, wo eigene Produktionen vorgelegt und Preis-

aufgaben für Novellen, Märchen, Gedichte gestellt werden. Unsere Künstler Kretzschmer und Hochstätter liefern kleine Skizzen, Hausmann, unser Virtuos, komponirt. Unser Kreis ist klein, aber doch reich und mannigfaltig. Oft kommen auch unser verehrter Schaubert, Hansen, Professor Hertzog, Dr. Wendtlandt, Leutnant Tiedemann*) aus Heidelberg, und der treffliche Maler Kretzschmer aus Stettin, dem es zuerst gelungen ist, unsere reizende Königin ähnlich zu malen, in unseren kleinen dramatischen Darstellungen ein ausgezeichneter Komiker.

Das Interesse der Hauptstadt ist an ein merkwürdiges Ereigniß gekettet. Theophilos Kairi war bis jetzt durch seinen tadellosen Wandel, seine Gelehrsamkeit und Verdienste als Lehrer des großen Waiseninstituts auf Andros ohne Zweifel der geachtetste, bewundertste aller Griechen. Erst Freiheitskämpfer, hatte er dann sein ganzes Leben mit bewundernswürdiger Aufopferung dem Unterrichte gewidmet. Dieser wird nun plötzlich des Unglaubens bezichtigt, auf einem Kriegsschiffe nach Athen geholt, vor die Synode gestellt, und hier sagt er allerdings aus, er könne nicht alle Dogmen der morgenländischen Kirche begreifen und darum auch nicht annehmen, übrigens sei es sein heißester Wunsch, die Mysterien der Religion zu verstehen. Darauf will die Synode ihn in den Bann thun; dieser ist aber vorläufig vertagt und Kairi einstweilen in ein Kloster auf Skiathos geschickt, damit ihm Bedenkzeit werde, seine Irrthümer zu bereuen. Ihr könnt Euch denken, welch ein Aufsehen diese Geschichte machen muß. Nur Wenige halten es mit der Synode, die Meisten sehen in ihren Schritten den Anfang einer Inquisition und betrachten Kairi als Märtyrer der Gewissensfreiheit, zumal da unter den gebildeten Ständen eine unselige Freigeisterei um sich greift, eine Nachäffung dessen, was Frankreich im Anfange seiner Revolution durchgemacht hat. Es ist ein trauriges Zeichen der hiesigen religiösen Zerfallenheit. Auf der einen Seite dummer Fanatismus — so wurde Kairi vorgeworfen, daß er das Dasein vernünftiger Wesen auf anderen Planeten gelehrt habe — auf der anderen Seite flacher Rationalismus und halbe Aufklärung.

Es sind jetzt mehrere ausgezeichnete Engländer hier. Am letzten

*) Geboren 1808, † 1849 als badischer Revolutionär, damals in griechischen Diensten. A. D. B. Band 38, S. 278.

Sonntag hatte ich die Freude, in der englischen Gesandtschaftskapelle, wohin ich jetzt gewöhnlich gehe, einen sehr ausgezeichneten Redner, Mr. Pierson, zu hören. Seine Predigt war mir eine lang entbehrte, unvergeßliche Anregung. Der englische Kultus war mir Anfangs sehr befremdlich, und so muß er Jedem sein, der an die Passivität unserer Gemeinden gewöhnt ist. Jetzt aber, muß ich gestehen, sagt er mir sehr zu. Ich finde die Litanei und besonders das laute Einreden der Gemeinde vortrefflich und höchst anregend. Auch kommt dazu, daß Mr. Leaves, ein Mann, den ich sehr verehre, mit großer Würde und Einfachheit die Gebete vorträgt. Der abendliche Gottesdienst findet im Hause von Leaves statt. Er hatte mich diesmal besonders aufgefordert, weil ein anderer englischer Geistlicher, Mr. Grimshaw, predigen wollte, ein ehrwürdiger Greis, der Dir, theurer Vater, wohl aus den Annalen der englischen Bibelgesellschaft bekannt ist, zu deren Gründern er gehört. Ich fand fast dieselbe Gemeinde wieder beisammen, und der Geistliche, welcher Tags zuvor erst von beschwerlicher Reise angelangt war, hielt eine warme, herzliche Rede. Der Gemeinsinn, der Religionseifer der Engländer hat meine größte Achtung gewonnen. Ach, leider stehen wir Deutschen, wie wir uns in Athen zeigen, darin sehr zurück, und da ist wohl nicht die Gesinnung allein schuld. Es will auch dies mit praktischer Verständigkeit angefaßt werden, und darin sind uns die Engländer überlegen.

An die Eltern.

Weihnachten 1839.

In den Weihnachtstagen bin ich recht froh gewesen und will nun heute — ich schreibe am Freitag — wieder ans Werk gehen. Ich weiß wohl, ich könnte noch mehr arbeiten, aber es gibt jetzt wirklich Tage, wo der Himmel so blau und die Luft so göttlich schön ist, daß man, einmal ausgeflogen, gar nicht wieder nach Hause finden kann. Auch ist das Geheimniß in Griechenland gesund zu sein kein anderes, als der Muße zu pflegen und bei guter Laune zu bleiben. Das eigentliche „Ochsen" ist eine barbarische Erfindung und ist im schönen Hellas nicht einzuführen, hat es doch schon bei uns so Viele an Geist und Körper verkrüppelt. Zum Geburtstage unserer holdseligen Königin machte Geibel ein vortreffliches kleines Stück, das wir Sonnabend Abend auf der Ruppsburg aufführten.

Das Ganze war Ironie. Im Anfang ward eine arkadische Schäferwelt im Opitzischen Styl dargestellt, Damon hatte nicht Besitz genug, um seine geliebte Phyllis zu heirathen; da kommt ein reisender Milordo und freut sich sehr dieser arkadischen Welt, steuert Damon aus, und der herzukommende Apollon kopulirt sie nach der Arie „Oh Isis und Osiris" mit veränderten Worten. Endlich kommt ein reisender Archäologe und beweist dem Apollon und der ganzen Schäferwelt ihre Nichtexistenz, worauf der Gott stolz das Land verläßt, Damon und Phyllis in Thränen zerfließen und der Archäologe triumphirend zurückbleibt. Es war ein lichtes, hübsches Stück, der Titel „Die letzten Arkadier".

Seht, so lebt man in Athen. Es hat sich Alles so hübsch jetzt gestaltet, Altes und Neues wirkt so durch einander, und der athenische Decemberhimmel wirkt so elektrisch auf alle Gemüther, daß ich ein „on ne vit qu'à Athènes" kühn aussprechen würde, wenn ich nicht ein Lübecker wäre.

Ottfried Müller.

Rom, 25. December 1839.

Ich schreibe Ihnen, mein wertheſter Freund, diese Zeilen noch von Rom, eben im Begriffe, nach Neapel abzugehen, wo ich mit meinen Reisegefährten den Januar zubringen und dann den Februar auf Sicilien verwenden will, um mit dem März die Reise nach Griechenland anzutreten. In Beziehung auf diese denke ich ganz den Rathschlägen Ihres Briefes vom 29. November, für den ich Ihnen herzlich danke, zu folgen, und mit dem französischen Dampfschiffe von Malta nach Syra und Athen zu gehen, da ich es auch in jeder Hinsicht für das Beste halte, mich erst in der Hauptstadt einzurichten und orientiren zu lassen, ehe die verschiedenen Reisen nach dem Peloponnes, dem nördlichen Griechenland und Smyrna, unternommen werden. Sollte indeß die Ueberfahrt sich verzögern, oder ungewöhnlich früh gutes Wetter eintreten, so würde ich es mir auch gefallen lassen, mit einer Reise durch den Peloponnes anzufangen und in dem Fall Ihr gütiges Anerbieten eines Zusammentreffens in Patras mit Freuden annehmen. Doch möchte ich den ersteren Plan als den wahrscheinlicheren und regelmäßigeren vorläufig hinstellen, den zweiten nur als eine durch die Umstände hervorgerufene Abweichung. Hinsicht-

lich der Zeit werde ich meine Reise in Griechenland nicht über den September hinaus ausdehnen können, und doch möchte ich sie räumlich so gern auch über Thessalien und die Gegenden zwischen Smyrna und Sardes erstrecken. Inwiefern dies aber möglich sein wird, werde ich, wie so vieles Andere, erst bei näherer Besprechung mit Ihnen sehen. Wie Vieles sich, wenn man ganz dafür lebt, in beschränkter Zeit beschicken läßt, habe ich schon in dem bisherigen Abschnitte unserer Reise in Etrurien und Rom gesehen.

Wie begierig ich bin, in Griechenland selbst mich über griechische Topographie und Denkmäler zu instruiren und instruiren zu lassen, und wie sehr ich dabei auf Ihre gütige Theilnahme vertraue, kann ich nicht genug sagen. Ihr Werk liegt mir dabei so am Herzen, daß ich die Publikation desselben bei meinen eigenen litterarischen Plänen immer schon als geschehen voraussetze, und in vielen Dingen darauf historisch weiter zu bauen rechne. Ein Buchhändler wird dazu sicherlich nicht fehlen, wenn das Werk erst in einer bestimmten Gestalt und meßbarem Umfange vorliegt.

Die besten Empfehlungen von meinem Freunde Schöll. Ich sehe mit Freuden dem neuen Jahre entgegen, das mich nach Griechenland und in so interessante Kreise führen soll, wie sie sich bereits in Athen gebildet haben. Meine freundlichsten Grüße an Herrn Professor Roß.

Mit herzlicher Ergebenheit

Der Ihrige

Müller.

An die Eltern.

Athen, 26. Januar 1840.

. . . . . Gerade im Anfange dieses Jahres war, wie Ihr wohl in den Zeitungen vernahmt, Athen in großer Bewegung wegen Entdeckung einer Verschwörung, deren Absichten und Statuten noch immer nicht recht dem Publikum bekannt geworden sind, da der Prozeß der Arretirten noch nicht vor den Assisen gewesen ist. Der russische Einfluß ist fürs erste gebrochen. Solltet Ihr übrigens die geringste Unruhe empfinden, so kann ich Euch versichern, daß man hier gänzlich beruhigt ist. Waren auch die Absichten in der That schändliche, so war es doch keineswegs der Ausdruck einer Volksstimmung, sondern unreife Pläne einiger unzufriedener, schlechter

Subjekte. Das Volk ist ruhig und friedliebend; es ist kein Gedanke an ein gespanntes Verhältniß zwischen Inländern und Ausländern, und jetzt spricht kein Mensch mehr von der athenischen Vesper, sondern von der athenischen Oper. Mit Blitzesschnelle ist ein Opernhaus erbaut worden mit drei Bogenreihen, vortrefflichen Dekorationen und einigen guten Subjekten, und ich traute meinen eigenen Augen nicht, als ich heute vor acht Tagen in ein hübsches Theater eintrat und bei vollem Orchester Lucia di Lammermoor hörte. Ein solcher Abzugskanal für das politisirende Volk ist sehr ersprießlich.

Professor Forchhammer war nach seiner Rückkehr aus Aegypten oft mit uns zusammen. In diesen letzten Tagen habe ich mit ihm eine Tour in die attische Mesogaia gemacht. Das warme, herrliche Wetter begünstigte uns so sehr, daß diese kleine Reise zu den gelungensten gehört, die ich jemals gemacht habe. Donnerstag Nachmittags brachen wir auf und ritten um das Nordende des Hymettos nach Markopulo, wo wir sehr freundliche Aufnahme fanden. Der Demarch war ein sehr jovialer, treuherziger Mann. Er hielt Forchhammer wegen seines Backenbartes durchaus für einen Kalogeros (Mönch) und meinte, der müßte hübsch zu Hause bleiben. Er führte es als ein unglaubliches Gerücht an, daß die Leute bei uns keine Schnurrbärte trügen, und konnte sich gar nicht in den Gedanken finden, daß man sie sich abrasire. Am Freitage durchsuchten wir die Gegend des alten Brauron und anderer attischer Gaue, welche hier herum lagen; schönes, fruchtbares Land, von jungem Piniengehölze bedeckt, aber jetzt so menschenleer, daß wir fast die ganzen Tage in einer blühenden Wüste umherritten und mit Mühe noch zum Abende ein Dorf erlangten. Desto dichter neben einander sind die Spuren alter Bewohnung, und es gelang uns, manche belohnende Ausbeute in diesen ziemlich unbekannten Gegenden zu machen, welche sich hinter dem Hymettos und bis in die südlichen Vorberge des Pentelikon erstrecken. Dabei ein ganz idealisches Reisewetter, des Mittags zuweilen zu warm, da seit Weihnacht fast unausgesetzt der reinste Himmel ohne Wolken sich über Attika wölbt. Heute Abend regnet es endlich zum Segen des Landes; ein Landmann fragte mich ganz dringend, ob ich nicht wüßte, warum denn der liebe Gott keinen Regen sende. Gestern Abend im Dunkeln kehrten wir heim. Forchhammer hat Scharfsinn und gute Gedanken; leider geht er viel zu weit. Ich habe für die Topographie

von Attika verhältnißmäßig viel in diesen zweieinhalb Tagen gelernt. Ich hoffe etwas Gutes zu Stande zu bringen, wenn ich nach meinen neuen systematischen Vorstudien mit Müller und Schöll die Reise durch Griechenland mache; diese Reise ist aber eine nothwendige Bedingung, denn die flüchtigen Exkurse, die ich früher machen konnte, genügen nicht, um eine lebendige Schilderung des merkwürdigen Landes zu entwerfen, und eine bloße Kompilation aus früheren Reisewerken will ich nicht liefern.

Heimwärts.

Wollt mich nicht im Süden halten,
Bin ein deutsches Kind,
Sehne mich nach meiner alten
Heimath, wenn dort auch mit kalten
Lüften braust der Wind.

Zwar, ich leb' hier ohne Reue,
Wo man griechisch spricht,
Schön ist Eure Himmelsbläue,
Schöner doch die deutsche Treue
Und ein deutsch' Gesicht.

Mir behagt dies bunte Treiben
Und des Südens Pracht,
Wo sich Ost und Westen reiben,
Doch zu längerem Verbleiben
Ist es nicht gemacht.

Deutsche Männer, deutsche Frauen
Muß ich um mich seh'n,
In die lieben, offnen, blauen
Deutschen Augen muß ich schauen,
Die mein Herz versteh'n.

Da fließt froh das Wort vom Munde,
Da erklingt Gesang,
Wandelt durch die Freundesrunde
In der frohen Feierstunde
Der Pokal entlang.

Drum, wenn noch ein Jahr entschwunden,
Griechenland, ade!
Frisch den Ranzen aufgebunden
Und den Weg nach Haus gefunden
Ueber Land und See!

An die Eltern.

Athen, 14. Februar 1840.

In den letzten Tagen sind die Grabungen an der Nordseite des Parthenon wieder eröffnet, und es fand sich gleich eine Metopenplatte, welche freilich sehr verstümmelt ist, aber doch nicht unwichtige Farbenreste hat und den Beweis liefert, daß auch an dieser Seite Kentaurenkämpfe dargestellt waren. Auch vom Friese fand man einige kostbare Bruchstücke und einen alten Brunnen, der hart unter den Tempelstufen in den Felsen gehauen worden ist.

Meine Arbeiten sind munter vorangegangen. Bis zum Frühjahre sind der Hauptsache nach meine Vorarbeiten beendet, das heißt die Zusammenstellung der bedeutendsten Resultate der neueren Reisenden, mit meinen Tagebüchern verglichen, und besonders aller Stellen aus den alten Geographen und Historikern. Ich habe Alles so auf große Bogen angemerkt, daß jede kleine Bemerkung, die mir auf der Reise aufstößt, nach Besprechung mit Müller, an ihrem Platze eingerückt werden kann und so einer späteren Zeit blos die Zusammenfassung und Darstellung übrig bleibt, womit ich jetzt meine Zeit nicht verlieren darf. Nebenbei habe ich einzelne Punkte in Attika, besonders den Piräus, näher durchforscht, und ich hoffe Müller bald nach seiner Ankunft eine Monographie über die attischen Häfen vorlegen zu können, mit manchen neuen Resultaten, von denen die meisten schon von ihm beifällig aufgenommen worden sind, und mit einer genauen Aufnahme des Terrains, wozu Schaubert und Hansen mir bestens geholfen haben. Nur das abscheuliche Wetter hat unsere Arbeiten in den letzten Wochen sehr zurückgehalten. Im ganzen darf ich mir doch gestehen, daß diese verflossenen Herbst- und Wintermonate im Vergleich mit früheren Zeiten recht inhaltsreich gewesen sind, daß ich viel mehr mit meiner Kraft und Zeit anzufangen gelernt habe und eigentlich zum ersten Male recht in den Gang eigener Forschung hineingekommen bin. Ihr wißt wohl, geliebte Eltern, daß ich damit nicht prahlen will, und Ihr könnt Euch wohl denken, trotz dieses Bekenntnisses, daß ich weit entfernt bin, mit meinen eigenen Leistungen zufrieden zu sein. In wenig Wochen wird nun Alles anders sein. Emanuel will entschieden fort, und ich mag ihn nicht zurückhalten. Ich kann mir es gar nicht denken, daß ich ihn so bald missen soll, da wir

uns hier so lange Zeit Alles waren, was nur ein Freund dem anderen sein kann. In der letzten Zeit war er oft verstimmt und voll schwerer Gedanken; die Reise wird ihm wohlthun, und es wäre reiner Eigennutz, wollte ich ihn halten, denn Athen kann ihm nicht das bieten, was er eigentlich sucht und bedarf. Die Geselligkeit ist ihm hier zu arm. Sobald ich allein bin, werde ich zu Travers ziehen, der neulich mir sehr freundlich sagte, er habe gefunden, daß er eine hübsche Stube gar nicht gebrauche und sie daher gleich für mich bestimmt habe, wenn ich sie haben wollte. Nächster Tage kommt eine niederländische Fregatte mit einem Prinzen hierher.

Ueber politische Dinge ließe sich viel sagen. Griechenland ist in eine neue Bahn getreten, Rußland zum Trotz. Es sieht jetzt Vieles besser aus, seit Theocharis, ein echter Freund deutscher Bildung, an der Spitze des Innern und des Kultus steht.

An die Eltern.

Athen, 24. März 1840.

Meine Arbeiten sind rasch vorwärts gegangen. In den letzten vier Wochen habe ich die mir noch am wenigsten bekannten Provinzen von Westgriechenland beendet, wo Pausanias uns verläßt und wir fast nichts als gelegentliche Marschrouten bei Polybios, Livius und Thukydides haben. Dieser Theil ist auch noch am wenigsten bereist worden und erfordert ganz besondere Studien. Thessalien nehme ich jetzt nur flüchtiger durch, da ich nicht weiß, ob es einen integrirenden Theil meiner Hellas ausmachen wird. Attika wird demnächst entworfen werden, der Peloponnes jedoch als erster Band erscheinen, da ich gern mit Nordgriechenland so lange warten möchte, bis die über Attika von Roß und Leake zu erwartenden Schriften zur Benutzung vorliegen. Meine Arbeit über die Häfen liegt zum Theil lateinisch ausgearbeitet vor mir und wartet einerseits auf die Vollendung der geometrischen Aufnahme des Terrains, die ich mit Schaubert begonnen, andererseits auf Müllers Entscheidung, in welcher Form sie abzufassen ist, da Müller mir damals anbot, von Athen aus eine Monographie dieses Inhalts in die deutschen Pressen zu befördern.

In den letzten Tagen bin ich wenig zum Arbeiten gekommen wegen der holländischen Fregatte „De Ryn", welche vor acht Tagen mühsam in die enge Mündung des Piräus hineinlavirte und seit-

dem das Traversſche Haus und mich, als den Hausfreund, vielfach in Anſpruch nahm. Ich habe die Ehre gehabt, den Prinzen Heinrich der Niederlande, den zweiten Sohn des Prinzen von Oranien, hier herumzuführen. Am vorigen Sonnabend fuhr ich mit ihm und ſeinen Offizieren nach Eleuſis, um ihn als Hierophant in die dortigen Myſterien einzuweihen. Unglücklicher Weiſe blieb es aber nicht bei der Einweihung, ſondern es wurde eine Einweichung daraus. Denn wie die Holländer überall Unglück haben, ſo mußte es gerade in Strömen regnen. Der warme Regen löſte die Schneemaſſen des Kithairon mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß in wenigen Stunden der eleuſiniſche Kephiſos, der ſonſt kaum in zwei oder drei kleinen Rillen ins Meer ſickert, zu einem mächtigen Gewäſſer anſchwoll, das in zwei großen Strömen die Straße überfluthete und ſich brauſend in den Meerbuſen ergoß. Wir kamen im erſten Wagen glücklich hindurch, aber der zweite Wagen blieb in einem Loche ſtecken, das man bei der allgemeinen Ueberſchwemmung nicht hatte ſehen können. Die Marineoffiziere mit ihren weißen Hoſen, blauen Röcken mit goldenen Knöpfen und Epaulettes mußten ſich von den herbeieilenden Eleuſiniern auf den Rücken nehmen und ins Trockene tragen laſſen. Einer, ein dicker ſtrammer Holländer, verlor das Gleichgewicht und fiel ins Waſſer. Der Prinz und der Kommandant lehnten ſich aus ihrem Wagen heraus und wollten ſich über dieſen Schiffbruch todt lachen. Der Prinz iſt ein liebenswürdiger junger Mann von 20 Jahren, von Kindheit an zur Marine beſtimmt, von dem Kommandanten etwas ſehr herriſch behandelt und dadurch eingeſchüchtert. Er hat ſchon alle niederländiſchen Kolonien beſucht und erzählte recht hübſch, ſobald er ſeines läſtigen Mentors frei war. Ich mußte dem Prinzen vom Bord ſeiner Fregatte vom Piräus aus den Hergang der Salaminiſchen Schlacht beſchreiben, und zwar in franzöſiſcher Sprache, denn obgleich Prinz Heinrich recht gut Deutſch verſteht, hat er einmal Ordre, auf dieſer Reiſe nur holländiſch oder franzöſiſch zu ſprechen. Es gelang mir wirklich, den jungen Seehelden für die bataille zu intereſſiren; er belugte mit einem Teleſkope das Schlachtrevier und beſah mit Aufmerkſamkeit eine kleine Karte der Inſel Salamis und der gegenüberliegenden Küſten, die ich für ihn gemacht hatte, mit den Stellungen der perſiſchen und griechiſchen Flotte. Unter den Offizieren — einer Auswahl der Beſten zur Begleitung des Prinzen — habe ich ſehr angenehme Bekanntſchaft gemacht. Bei Travers' war jeden Tag

offene Tafel, und ich nahm oft Theil. Besonders mit einem Herrn Kattendyke bin ich genauer bekannt geworden. Ich habe ihm die Alterthümer hier erklärt und mir von ihm über Indien und die Sundainseln erzählen lassen, die mir so ganz bekannt geworden sind. Heute mache ich noch einen Besuch auf dem Schiffe; morgen wird es wahrscheinlich nach Konstantinopel absegeln.

Aus Eurem nächsten Briefe werde ich erfahren, ob mein inniger Wunsch, den ich Georg recht ans Herz gelegt habe, erfüllt ist, nämlich, daß Vater an seinem Geburtstage durch unser kleines Büchlein*) überrascht wurde, und ob es Euch Allen Ueberraschung und Freude gewährt hat. Ich bin begierig, darüber zu hören. Wir haben Alles daran zusammen gemacht, und Alles in Gedanken an unsere Vaterstadt. Das Büchlein ist ein wahres Denkmal unserer Freundschaft und unseres innerlichen Zusammenlebens in Griechenland: auf Tempelstufen sitzend oder auf antiken Architraven haben wir die Stücke ausgewählt und durchgesprochen, und der Plan, Euch damit zu überraschen, erhöhte die Lust der Beschäftigung. Ich werde wie ein Kind jauchzen, wenn ich höre, daß uns der Plan gelang und daß Ihr, geliebte Eltern, Euch an diesen Blüthen griechischer Dichtung erquickt habt. Wollt Ihr uns recht was Angenehmes sagen, so findet in den Uebersetzungen einen Anhauch griechischer Darstellung, welcher nur unter griechischem Himmel gelingen könnte. Jedenfalls hoffe ich, daß dies Büchlein oft durchblättert werden kann und nicht zu seinem Schaden.

Reim und Strophe.**)

Willst Du ein warmes Gefühl ausströmen in keckem Gesange,
Daß es die Hörenden schnell wirkend und mächtig ergreift,
Immer gebrauche den Reim, der bahnt sich tief in die Herzen
Und läßt lange darin hallendes Echo zurück,
Und Dir horchet das Volk und es dankt Dir mancher, daß kunstreich
Du im Wort freigabst, was ihm die Seele bewegt.
Doch soll edel und klar aushallen ein großer Gedanke,
Der nach langem Bedacht Dir in dem Haupte gereift,
Wahr, vollständig und frei von jedem bestechlichen Schmucke,
Wähl' Dir ein rhythmisches Maß, wie es der Grieche geübt.
Zwar nicht klingt's vielstimmig um Dich im Munde des Volkes,
Doch oft sinnt es Dir nach, dankend, ein edles Gemüth.

*) Klassische Studien von Emanuel Geibel und Ernst Curtius. Bonn bei Eduard Weber. 1840.

**) Diese Verse mögen hier Platz finden, da sie den mit Geibel gemeinsam betriebenen poetischen Studien entstammen.

Donnerstag Abend. Ein schöner Tag. Ich war auf das holländische Schiff eingeladen und fuhr um 1 Uhr nach dem Piräus, Leibarzt Röser und Krauseneck gingen mit; wir wurden von den Offizieren sehr herzlich empfangen, obwohl sie sich schon zur Abfahrt rüsteten. Während Röser mit dem Schiffsarzte über die Behandlung skrophulöser Krankheiten sprach, bewirthete mein Freund Huyssen de Kattendyke uns mit dem trefflichsten Rheinwein. Wir waren eine Stunde sehr vergnügt zusammen und verabredeten zum Schlusse ein Rendezvous auf dem Kölner Musikfeste 1841. Ich habe seit der Bekanntschaft mit diesen Offizieren des „Rhyn" allen Respekt vor der niederländischen Marine. Ich beurlaubte mich bei meinem schweigsamen Prinzen und dem Kommandanten, und wir ruderten an das Land bei dem wundervollsten Wetter. Gleich darauf spannte sich der „Eurotas", ein riesiges französisches Dampfschiff, vor den „Rhyn" und führte ihn in weniger als zwanzig Minuten vor die Mündung des Hafens. Die Russen, Franzosen, Engländer und Griechen, welche sämmtlich stattliche Repräsentanten im Piräus haben, donnerten dem Holländer ihren Abschiedsgruß zu, während die Fregatte ihre Segel aufspannte und bei sanftem Südwestwinde stolz am Piräus vorüber dem Bosporus zueilte. Nachher besahen wir zwei Reliefs, welche in dem Momente, da sie heimlich eingeschifft werden sollten, von der archäologischen Polizei aufgespürt und zurückgeholt worden sind. Es sind zwei Grabsteine, von denen aber der eine sowohl durch treffliche Arbeit, wie auch durch Neuheit, oder vielmehr durch Bereicherung der gewöhnlichen Darstellung mich im höchsten Grade erfreute. Rechts sitzt die Verstorbene, wehmüthig auf ihren Gemahl hinblickend, der ihr links gegenübersteht und sie bei der rechten Hand faßt. Zwischen beiden, etwas zurückstehend, eine männliche Figur, die ein kleines Wickelkind der Frau, welche im Kindbette gestorben zu sein scheint, hinhält. Rechts von derselben stand noch eine Figur, von der man aber Nichts sieht, als eine Hand, welche sie hinter dem Kopfe der Frau nach dem des Kindes ausstreckt; alles Andere ist fortgebrochen. Merkwürdig, daß der Kopf des Kindes mit einer spitzen Nachtmütze bedeckt ist. Vorgestern fand man in der Scene des alten Theaters eine Silenstatue im Zottelkleide, einen Knaben auf der Schulter haltend, dessen Kopf fehlt, welcher indeß eine Maske über die Schulter des Alten ganz parallel mit dessen Kopfe hält, d. h. auf der linken Schulter sitzt der Knabe, an der rechten Seite des Silen-

kopfes ſchaut die Maske vor; die Arbeit iſt gut, aber nicht erſter Qualität.

An die Eltern.

Athen, 13. April 1840. Sonntag Morgen.

Geliebte Eltern und Geſchwiſter. Obgleich ich erſt vor vierzehn Tagen Euch geſchrieben habe, und gegenwärtig alle Hände voll zu thun habe, ſo muß ich Euch doch gleich verkünden, was mich ſo lebhaft bewegt und als eine große Epoche meines Lebens mir erſcheint. Heute vor acht Tagen iſt Müller angekommen. Am Montag Morgen ſah ich von meinem Schreibtiſche aus drei Männer in die Ruppsburg eintreten. Rupp weiſt ſie herüber, und in wenigen Minuten trat, wenn auch lange erharrt, doch den Augenblick gänzlich unerwartet und überraſchend, Müller in unſere Wohnung, durchaus geſund, friſch, liebenswürdig und wie ſonſt durch Blick und Wort ſeine Umgebung elektriſirend. Er war zuerſt zu mir gekommen und hat ſich mir gleich auf eine Weiſe hingegeben, die mich wahrhaft rührt. Den erſten Tag hatte ich freilich viel Angſt. Als ich ſah, wie er die Sachen anfaßte, mit welcher Fülle von Geiſt und Wiſſen er das Kleinſte an ſeinen Ort zu bringen wußte, fühlte ich mich ganz vernichtet und zerſchlagen, aber ſeine milde Freundlichkeit hat mich bald ganz anders zu ihm geſtellt. Er betrachtete mich gleich ganz als zu den Seinen gehörig. Meine Lehrſtunden habe ich mir in die Frühe gelegt und dann den ganzen Tag mit ihm auf der Akropolis zugebracht, oder auch im Theſeion. Wir haben zuſammen die Inſchriftſtücke an einander geſetzt und zuſammen geleſen, und vor den alten Schriftzügen ſelbſt erklärte er mir die bisher unklaren Stellen. Täglich beſprechen wir die alten Bauten, die Skulpturen, die Färbung, die topographiſchen Punkte mit einander, und denkt, was ich dabei lernen muß! Beſonders da Müller immer mittheilend und anhörend iſt, auf Alles eingehend, — doch es wäre mir unmöglich, Euch darzuſtellen, wie ſegensreich und belebend er auf mich wirkt.

Schöll*) iſt ein herzlicher, lieber junger Mann von entſchiedenem Geiſte und voll Talent, wie es ſeine Arbeiten über griechiſche Poeſie beweiſen. Er iſt mit uns ganz ein Freund und Alters-

*) Guſtav Adolf Schöll, 1805—1882, Philologe und Litterarhiſtoriker, damals Privatdocent und Lehrer der Mythologie und Kunſtgeſchichte an der Akademie der Künſte in Berlin.

genosse, und wenn wir um 4 Uhr zum gemeinsamen Mahle von der Akropolis heruntersteigen, pflegt er ganz seine Philologie auszuziehen und sprudelt von lustigen Einfällen. Unsere Mahlzeiten sind prächtig, wahre attische Symposia, auch Professor Göttling*) aus Jena ist dabei, ein lustiger Thüringer, und Müller kann dann ganz unbefangen und lustig sein. Es ist ein besonderes Glück, daß unmittelbar vor Müllers Ankunft die so erfolgreichen Grabungen nördlich vom Parthenon begannen, und daß jetzt mehr als je gefunden ist und täglich gefunden wird. Wir haben eine neue Metope der Nordseite und drei mehr oder weniger erhaltene Friesplatten, die erste ein Stück des Opferzuges, wo vier Widder von schönen Jünglingen geleitet werden, die zweite aus dem Zuge der Musiker, ein Sänger, mit schön verzierter Phorminx, die dritte mit einer Darstellung von Männern ohne besonderes Attribut, die mit einem ganz eigenthümlichen Gestus der vorgestreckten Rechten dem Panathenäenzuge folgen. Außerdem viele kleinere Bruchstücke, Fragmente von gemalten Marmorreliefs und besonders Inschriften von dem größten Interesse für alte Kunst, für den Handel u. s. w., sodaß, wenn Müller auch nicht hier wäre, die attische Archäologie doch außerordentlich belebt sein würde. Und jetzt, wie viel schöner, da er da ist? Es ist die allergrößte Hoffnung, daß in der nächsten Zeit noch viel gefunden wird. Müller kann mir nicht oft genug aussprechen, wie selbst seine Erwartungen weit von der Wirklichkeit Athens übertroffen worden sind, und wie wohl und heimisch er sich hier fühlt, und Alle gestehen, daß doch in ganz Italien und Sicilien Nichts mit Athen zu vergleichen wäre — sie verstehen es herauszufühlen.

Schöll und Emanuel sind nach Kephisia; der kleine Göttinger Maler**) sitzt auf unserer Loggia, um die Akropolis zu zeichnen, welche Müller von hier aus besonders merkwürdig erschienen ist. Auf nachher hat sich Müller bei mir angemeldet, wahrscheinlich, um einige Besuche mit mir zu machen, oder Monumente der Unterstadt zu besehen, da die Akropolis heute dem Volke offen und daher zu belebt ist. Wir werden wenigstens noch drei Wochen hier bleiben. Ehegestern Abend war gerade das Quartett zusammen, da bewog ich die Freunde, in schöner Mondnacht vor Müllers Fenster zu gehen, und wir sangen ihm als Ständchen „Integer vitae", das

*) Karl Wilhelm Göttling, 1793—1869, Philologe in Jena.
**) Der von Müller mitgebrachte Zeichner Reise.

herrlich über die schweigende Athenastraße schallte. Ja, geliebte Eltern, ich habe viel, viel Freude, der Himmel meint es gut mit mir — ich weiß nicht, wie ich es verdient habe. Gott gebe, daß ich mich nicht undankbar und unwürdig zeige!

An die Eltern.

Megara, 9. Mai 1840.

Die letzte Zeit in Athen war im höchsten Grade interessant; die vielen Untersuchungen mit Müller angesichts der alten Tempel und Inschriften haben mich reich belehrt. Auch hatten wir mehrere hübsche Feste, von der Gesammtheit oder von einzelnen der athenischen Gelehrten unseren deutschen Herren gegeben. Ehe ich fortreiste, brachte ich alle meine Habseligkeiten zu Travers', die ein niedliches Zimmer ganz zu meinen Diensten gestellt haben. Ich wollte, ich könnte den vortrefflichen Leuten für ihre Freundschaft recht danken.

Heute zogen wir beim herrlichsten Wetter um den eleusinischen Golf herum. Mir war freilich Alles mehrfach bekannt, doch entzückte mich die stille, schöne Meerlandschaft. Mit Müller Alles an Ort und Stelle zu besprechen, ist ein großer Genuß. Schöll ist mir ein rechter Freund geworden, voll Gemüth und Geist, jugendlich empfänglich für alles Schöne. Müller ist, wenn auch nicht eigentlich herzlich, doch im höchsten Grade gütig, freundschaftlich und besonders mittheilend gegen mich. Carl Hausmann reist auch mit uns, wir bilden einen Zug von sechs Pferden. Wir kommen eben von den beiden megarischen Akropolen zurück, um nach einigen Ruhestunden — denn die Mittage sind schon sehr warm — unseren Weg nach dem Hafen anzutreten. Morgen in aller Frühe brechen wir auf, um über die Skironischen Felsen nach dem Isthmos zu gehen.

An die Eltern.

Athen, 23. Juni 1840.

Von Megara, aus dessen Chane ich Euch schrieb, zogen wir weiter auf der mir wohlbekannten Straße nach Korinth mit Besichtigung des mir noch unbekannten Felsens Kenchreai, dann in das Innere der Morea über Tenea nach Argos. In der Argolis verweilten wir drei und einen halben Tag, in denen ich manches

mir Unbekannte sah; besonders haben wir vielleicht zuerst über das Heraion, das berühmte Heraheiligthum zwischen Mykene und Nauplia genauere Untersuchungen gemacht. Sodann auf mir neuen, historisch höchst interessanten Wegen durch die Kynuria und über den Parnon nach Sparta, dessen Umgebungen wir zwei Tage lang durchforschten, dann stromaufwärts, durch das obere Eurotasthal nach Megalopolis, in dessen Ruinenlabyrinthe wir den vierundzwanzigsten zubrachten. Vom Alpheios wieder in die Berge, über Lykosura nach der alten hochberühmten Festung Eira an den Quellflüssen der Neda, von wo wir über das Gebirge direkt nach dem Apollotempel in Bassai gelangten. Dann hinunter nach Phigaleia, über die Neda nach Ithome. Ich machte von der alten Brücke aus einen Streifzug, den die anderen, am Erfolge zweifelnd, nicht mitmachten, und hatte die Freude, die bisher ganz unbeachteten Ruinen der altmessenischen Stadt Andania aufzufinden und zu untersuchen. Kalamata diesmal links lassend, gingen wir nach Korone und Navarin, mir ganz neue Gegenden, wo wir sehr interessante Ausbeute machten, dann hinauf durch das sandige Elis und längs des durch die schönsten Ufer strömenden Alpheios nach Olympia und Heraia. Von hier machten wir einen Durchschnitt quer durch Arkadien. Die große Hochebene rechts lassend, gingen wir über das alte Gortys, über Dhimitzana und Bytina nach Orchomenos, von da über Stymphalos und Phlius längs des Asopos nach Sikyon, und trafen am fünfzehnten wieder in Korinth ein, einige Stunden vor den Majestäten. Am folgenden Tage entschlossen wir uns plötzlich, um nicht in Megara wieder von den Herrschaften eingeholt zu werden, in Kalamaki ein Schiff zu nehmen, und so gelangten wir, nachdem wir den größten Theil der Nacht in einer Bucht vor Salamis vor Anker gelegen hatten, Mittwoch Morgens, gerade als die Sonne über dem Pentelikon aufstieg, in den Hafen des Piräus. Bei der Einfahrt in die Hauptstadt empfing uns freilich Staub und Gluthhitze auf das widerwärtigste, doch bald wurden diese ersten Eindrücke durch die liebreiche Herzlichkeit aufgewogen, mit welcher ich im Traversschen Hause empfangen wurde. Dort wohne ich jetzt in einem hohen, geräumigen, kühlen Zimmer, das nach Norden belegen ist, als ein Glied der Familie mit allen möglichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Des Morgens schicken sie mir das Frühstück auf das Zimmer, wo ich in aller Muße und Ruhe meine Arbeiten beschicke. Um 11 Uhr frühstücken

wir im Saale zusammen, um 4 Uhr wird gegessen und ich bin ein- für allemal erwartet. Ihr könnt denken, geliebte Eltern, wie dankbar ich für diese außerordentliche Gastfreundlichkeit bin. Wie schwer und kostspielig würde es für mich gewesen sein, bei diesem wechselnden Aufenthalte hier in Athen Unterkommen zu finden, jetzt kann ich meine Mittel ganz allein auf die so unendlich ersprießlichen Reisen mit Müller verwenden und finde zugleich nach den Strapazen der Reise die schönste Erholung und Erquickung im Schooße einer braven, liebenswürdigen Familie. Das Werk, dessen würdige Ausführung für die nächsten Jahre alle meine Zeit und Kraft in Anspruch nehmen wird, ist schon durch die peloponnesische Reise wesentlich gefördert. Müller hat mich ein für allemal ermächtigt, alle Resultate unserer gemeinschaftlichen Untersuchungen und Gespräche aufzunehmen. Freilich wird so allmählich etwas Anderes daraus, als eine Bearbeitung des Leake, und darum geht es natürlich auch langsamer. Doch sollte ich glauben, bis zum nächsten Sommer den ersten Band über den Peloponnes und die Inseln fertigbringen zu können. Die Bogen mit den vorläufigen Entwürfen begleiten mich überall auf den Reisen.

An Victorine Boissonnet.

Delphi, den 17. Juli 1840.

Eine unruhige, vielbewegte Zeit hat mir zum Schreiben an meine Freunde wenig Muße gelassen. Erst die Anwesenheit Müllers, dem ich durch gegenseitiges Bedürfniß zum täglichen Begleiter wurde, und dann die Trennung von meinen Freunden Krauseneck und Geibel, mit denen ich mich so ganz zusammengelebt hatte. Die folgende Zeit war ganz dem archäologischen Treiben gewidmet. Vierzehn Tage darauf wurde die peloponnesische Reise angetreten. Nach vierzig Reisetagen kamen zehn Ruhetage in Athen, und dann ging es wieder trotz Sonnenbrand und Sonnendürre hinaus nach Rumelien, wo wir hier zuerst am Parnasse im Delphischen Tempelbezirke Ruhe finden. Es war nämlich von Anfang an Müllers Plan, hier genauere Nachforschungen anzustellen. So haben wir uns gleich für acht Tage niedergelassen und leben ganz gemüthlich. Von Sonnenaufgang bis 10 Uhr wird gezeichnet, gemessen, kopirt, dann eine gründliche Siesta gehalten und gegessen und bis 4 Uhr pausirt. Meine hochgelehrten Begleiter, welche natürlich die griechi-

sche Sonne mehr angreift, als mich, den schon viermal von ihr Gebrannten und Gebräunten, liegen noch in den Armen des Schlafgötzen, während ich mit rechter Seelenlust mich zu Dir wende, um mich ganz dem süßen Gedanken hinzugeben, daß ich mich wirklich mit Dir unterhalte, mit Dir Worte der Freundschaft wechsle von Delphi nach Lübeck, wo Du Deines wandernden Vetters freundschaftlich gedenkst. Du wirst es Dir schwerlich denken können, daß gerade in dieser letzten Zeit, welche inhaltsreicher, fesselnder für mich war, als irgend eine vorhergehende, mein ganzes Wesen mehr als je mit der Heimath und mit Gedanken der Rückkehr beschäftigt gewesen ist. Besonders habe ich auf diesen Reisen mit Schöll, an dem mir der Himmel einen neuen Freund zugeführt hat, viel über Deutschland geredet, entweder auf dem Wege neben ihm reitend, oder des Abends vor dem Einschlafen, unter dem milden griechischen Himmel hingestreckt. Wenn auch oft die schmerzhaften Eindrücke, mit denen mich die Heimath empfangen wird, lebhaft vor die Seele treten, so freue ich mich doch unbeschreiblich auf diese Zeit des längeren Zusammenlebens als auf eine Zeit der innigsten geistigen Erquickung und Erbauung. Denn das Herz darbt in Griechenland, während Geist und Verstand reiche, grüne Weiden findet. Mit vollen Zügen will ich dann jene heimathlichen Freuden genießen, mich ganz dem edelsten Genusse der Geselligkeit hingeben, wenn auch andererseits ich fest überzeugt bin, daß der an die Vorzüge der begünstigten Südländer Gewöhnte sich schwerer mit jener behaglichen Zufriedenheit zurecht finden wird, als ein Anderer, der keine andere Sonne als die seinige kennt. Aber soll man sich eine solche wunschleere Philisterzufriedenheit wünschen?

So schrieb ich in Delphi; hier in Athen am 9. August entfalte ich dieses Blättchen wieder und denke mit Schauder den Ereignissen nach, die mich seitdem betroffen. Du ersparst mir die traurige Mühe, theuere Victorine, Dir den ganzen Hergang zu berichten. Ich habe es schon in mehreren Briefen thun müssen, von denen gewiß der eine oder andere Dir zukommen wird. Kurz, noch in Delphi erkrankte der Hofrath Müller, aber ohne sehr beunruhigende Symptome, sonst wären wir gleich zu Schiffe nach Athen gegangen; die letzten Tage der Reise waren für mich Tage der fürchterlichsten

Angst. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Athen starb der große Mann und jetzt liegt er schon acht Tage auf dem Koloniſchen Hügel begraben, während die Gattin mit fünf Kindern die Tage und Stunden zählt bis zum Augenblick der langersehnten Vereinigung. Was ich an dem Manne verloren habe, das kann ich Dir in dieſen Zeilen nicht ausſprechen; aber das glaube mir, noch immer ruht eine Laſt trauriger Gedanken auf meinem Herzen, das ſich nicht freudig erheben kann. Mir iſt, als ſei ich plötzlich viele Jahre älter geworden, und düſter umflort erſcheint mir die ganze Welt. In meinem wiſſenſchaftlichen Streben bin ich durch Müllers Tod ſo verwaiſt und verlaſſen, daß ich nur zitternd jetzt auf der angefangenen Bahn fortgehe wie ein Blinder, der vom Führer mitten auf dem Wege verlaſſen worden iſt. Fühlte ich mehr Kraft in mir, ſo hätte ich jetzt große Aufgaben zu übernehmen.

An die Eltern.

Piräus, 7. Auguſt 1840.

Gott hat mich gnädig vor allen Gefahren bewahrt und mich unter den Gluthſtrahlen der Juliſonne, welche diesmal fürchterlich waren, kräftig und wohl erhalten, — aber was für jammervolle Tage ich durchlebt habe, und welch ein ſchauerliches Unglück uns hier betroffen hat, das muß der traurige Inhalt dieſer Zeilen ſein. Unſer theuerer Lehrer und Meiſter iſt ein Opfer ſeines unermüdeten Eifers geworden, wir haben den letzten Sonntag, den 2. Auguſt, Karl Ottfried Müller auf dem Hügel der Akademie zur Ruhe beſtattet.

Ich muß, ſo ſchwer es mir wird, Euch den ganzen Hergang unſerer Reiſe ruhig erzählen. Am letzten Juni verließen wir Athen, diesmal, da Hausmann fehlte, nur vier an der Zahl mit fünf Pferden. Müller hatte ſich in den letzten Tagen mit der Durchzeichnung des großen Schaubertſchen Stadtplanes ſo anhaltend beſchäftigt, daß er ſchon am erſten Reiſetage ſich ermattet und angegriffen fühlte. Jedoch that ihm die Reiſe wohl. Wir zogen in kleinen Tagereiſen von Marathon nach Rhamnus, Oropos, Tanagra, Theben, wo wir den 5. Juli raſteten. Dann ſetzten wir unſere Reiſe um die Ufer des kopaiſchen Sees fort, jedoch mit der größten Vorſicht, unſere Nachtquartiere auf entlegeneren, höheren

Punkten auswählend, sodaß wir nur einmal, unweit Orchomenos, in der Nähe des Sumpfes übernachteten. Dies war nicht zu vermeiden, da Orchomenos ein Hauptpunkt für uns war, und ich kann kaum den Aerzten glauben, welche in dieser Nacht den Ursprung eines versteckten Sumpffiebers suchen. Von da gingen wir wieder in die Gebirgsgegenden, besuchten Abai und Elatea, gingen über die Abhänge des Kallidromos nach Thermopylai und Herakleia und dann über den Oeta hinab in das alte Land der Dorier. Müller war freilich immer etwas abgespannt im Vergleich mit der früheren Reise und überließ es uns zuweilen, allein schwierige Punkte zu besuchen, allein ich freute mich eher darüber, indem ich darin eine weise Vorsicht für seine Gesundheit zu erkennen glaubte, zu welcher ich ihn so oft umsonst aufgefordert hatte. Ueber den Chan von Grawia gingen wir nach Salona und von da nach kurzem Aufenthalt nach Delphi. Hier war Müllers Plan, acht Tage zu verweilen, und ich erwartete gewiß, daß diese Ruhe ihm wohlthun würde. Wir hatten ein ganz erträgliches Zimmer und freundliche Bewirthung. Die Ausgrabungen gingen in den ersten Tagen auf das glücklichste vorwärts. In neun Fuß Tiefe fanden wir im Tempelbezirk die merkwürdigsten Spuren alter Souterrains, und zu gleicher Zeit ließ Müller eine Polygonalmauer, den Unterbau der Tempelterrasse, freilegen, worauf sich etwa vierzig alte Inschriften, größtentheils sehr lesbar, fanden. Diese ersten Tage des delphischen Aufenthaltes mit ihren reichen, überaus pünktlichen Erfolgen, waren die letzten hellen Tage seines Lebens. Er ließ die ganze Mauer in ihrer Steinfügung von Neise zeichnen, die einzelnen Steine und Inschriften wurden numerirt und registrirt, und wir drei begaben uns jetzt ans Werk, diese noch ganz unbekannten Inschriften zu entziffern und niederzuschreiben. Des Abends wurde das Geschriebene verglichen und besprochen, die Lücken ergänzt und das Zweifelhafte zu einer neuen Besichtigung der Urschrift angestrichen. So arbeiteten wir ein paar Tage fort. Aber trotz der kühleren Bergluft fühlten wir uns Alle nicht recht wohl. Schöll bekam sein Fieber wieder. Müller und Neise fühlten sich matt, und auch ich war von Leibschmerzen geplagt. Die Ausgrabung der Mauer war bis zum Ende vorgerückt. Der Eckstein selbst war in dem Graben liegend und bei gänzlichem Mangel an Hebeinstrumenten nicht gut fortzuschaffen. Müller hatte interessante Anfänge auf diesem Steine gefunden und ließ es sich nicht

ausreden, selbst den ganzen Stein zu kopiren. Zu diesem Zwecke mußte er lange in der unbequemsten, gebückten oder liegenden Stellung schreiben. Ich bat ihn drei-, viermal um die Erlaubniß, ihn abzulösen, aber er wollte dies nicht und vollendete auch die Abschrift, fühlte sich aber gleich darauf so erschöpft, daß mir damals zuerst um ihn bange wurde. Nachdem er den ganzen Tag geruht hatte — ich glaube, es war der zweiundzwanzigste — kam er den folgenden Tag wieder zu den Inschriften. Ich blieb ihm zur Seite und bemerkte bald, daß er gleich nach den ersten Leseversuchen schwindlig wurde, sodaß ihm sein Buch aus den zitternden Händen fiel. Von der Zeit an gab er das Schreiben ganz auf, bat mich, einzelne Stellen auf den Steinen noch zu vergleichen, und überließ es Dr. Schöll und mir, den Rest zu kopiren. Da er kein Fieber hatte und gut und viel schlief, beruhigte ich mich wieder über seinen Zustand und trug kein Bedenken, von Delphi aus meinen Plan, statt des mir wohlbekannten Weges über Daulis und Chaironeia, den anderen über Stiris und Ambryssos einzuschlagen, den Freitag und Sonnabend auszuführen. Am Sonnabend Abend traf ich wieder mit meinen Begleitern in Lebadeia zusammen, wo wir den Sonntag rasteten. Müller brachte den ganzen Tag auf seinem Lager zu und ließ sich blos des Abends von uns ein halbes Stündchen herumführen, er klagte über Mattigkeit. Montag früh brachen wir auf nach Haliartos, denn er ließ sich bereden, von jetzt an den nächsten Weg nach Athen einzuschlagen, statt der verabredeten Reise über den Helikon.

Es war ein schrecklich heißer Tag, der Weg führt im Sumpfthale des Kopaissees; wir mußten langsam reiten und langten erst bei starker Hitze am ersten schattigen Obdach an. Obgleich Müller auf das äußerste erschöpft war, konnten wir doch unmöglich an dem ungesunden Orte die Nacht bleiben und ritten in später Abendstunde nach Thespiai. Am Dienstag Morgen ritten wir noch auf den benachbarten Hügeln zu den Reliefs, welche Ihr, wie diesen ganzen Weg, aus meinem Reiseberichte kennt. Hier schrieb er noch schöne, geistvolle Bemerkungen nieder in festen, sicheren Zügen, hier besprachen wir noch zusammen die Landschaft des Helikon, die sich dort ausbreitet, doch merkte ich wohl, wie schwach sein Kopf sein mußte, da er nicht mehr auf die topographischen Fragen einzugehen vermochte. Schöll und ich brachten den Tag in den thespischen Ruinen zu, den Abend brachen wir nach Plataiai auf. Es

wurde ihm schon so schwer, auf dem Pferde zu sitzen, daß immer zwei neben ihm gehen mußten. Sobald wir im Chane angekommen waren, fiel er in einer Art von Betäubung nieder, sodaß wir ihn auf sein Lager tragen mußten. Des Nachts stand er auf, von innerer Unruhe gepeinigt. An seinen Antworten merkte ich schon, daß er fortwährend in bewußtloser Betäubung war, und hatte viel Noth, ihn zu beruhigen. Es war eine schauerliche Nacht für mich. Reise war auch krank am Fieber. Wir mußten den anderen Morgen nothwendig nach Kasa (Eleutherai), dort hoffte ich Menschen zu Müllers Pflege zu finden, von unseren Agogiaten nämlich waren auch zwei erkrankt und der eine, der beste von ihnen, nach Athen vorangeschickt. In Kasa hatten wir Aussicht, Müller in einem Wagen weiterschaffen zu können. Die drei Stunden Weges bis dahin waren schwere, angstvolle Stunden, die letzte Stunde mußten wir ihn wie einen Ohnmächtigen an den Armen halten; er verlor alles Bewußtsein und schwankte haltlos hin und her. In Kasa fanden wir sehr freundschaftliche Hülfeleistung bei den griechischen Gensdarmen und den baierischen Soldaten, die dort ein Lager haben. Mein Erstes war, einen berittenen Boten nach Athen zu expediren mit einem Briefe an den dortigen Moirarchen der Gensdarmerie, worin ich ihn bat, einen vierspännigen Wagen zu schicken, und mit einem zweiten an den Leibarzt Röser, damit er selbst, oder ein anderer Arzt kommen möge. Wir wußten inzwischen mit dem Kranken nichts Besseres zu thun, als kalte Umschläge um seinen Kopf zu legen, was der Arzt später auch sehr billigte. Die ersten Stunden in Kasa waren sehr angstvoll, da er sich immer von seinem Lager aufraffte und in dunklen, unbestimmten Phantasien fortwollte. Auf meine Frage, wohin er wollte, antwortete er mir mehrmals, er sehe eine Inschrift, zu welcher er gehen müßte. Gegen Abend wurde er viel ruhiger, wir gaben ihm etwas warme Suppe und Limonade, sein Puls ging voll, aber nicht fieberhaft. Die Umschläge wurden gar nicht warm an seinem Kopfe. Die Nacht schien er einen gesunden Schlaf zu haben, und des anderen Morgens war er ganz bei Bewußtsein, äußerte sein Bedauern, von Plataiai Nichts gesehen zu haben, und war unzufrieden, daß wir seinetwegen unseren Reiseplan aufgegeben hätten. Er nahm wieder seine Uhr und Boussole zu sich —, ich muß gestehen, ich gab mich ganz der freudigen Meinung hin, daß sein Zustand nur eine Folge der Reisestrapazen sei und bei dauernder Ruhe vorübergehen würde.

Gleich nach Sonnenaufgang meldeten die Gensdarmen, daß der Wagen von Athen sich zeige; ich eilte ihm entgegen und fand den trefflichen Röser darin, dem der König, sobald meine Briefe angekommen waren, Urlaub für die Reise und den bequemsten der königlichen Wagen gegeben hatte. Röser stellte sich, um Müller nicht zu beunruhigen, als wenn er zufällig des Weges gekommen wäre. Er hatte eine Menge kühlender Erfrischungen bei sich, die dem Kranken wohlthaten. Uns befreite seine Ankunft aus unserer schrecklichen, angstvollen Rathlosigkeit. Freilich erklärte Röser den Zustand für sehr bedenklich, er erkannte darin den Anfang eines nervösen Gallenfiebers, aber wie hätten wir nicht hoffen sollen, daß der Kranke jetzt unter den Händen geschickter Aerzte glücklich die Gefahr bestehen sollte. Röser erklärte, daß er noch denselben Tag nach Athen geschafft werden müsse. Schöll und ich gingen zu Pferde voran, um dort Einrichtungen zu treffen. Wir verließen Müller bei klarem Bewußtsein und kamen gegen Abend, Donnerstag den 30., nach einem sehr angenehmen Ritte in Athen an. Ich stieg bei Travers' ab, besorgte noch einige Aufträge des Leibarztes und ging des anderen Tages früh in die Müllersche Wohnung, wo Röser die Nacht um 2 Uhr mit dem Kranken angekommen war. Dort fand ich schon vier Aerzte am Bette des Kranken versammelt. Der Zustand Müllers hatte sich bald nach unserer Abreise von Kasa wieder verschlimmert; ein neuer, stärkerer Paroxysmus war eingetreten, in gänzlicher Bewußtlosigkeit war er nach Athen gekommen, und der Arzt hatte schon während der Fahrt sein Verscheiden gefürchtet. Die einzige Hoffnung der Aerzte beruhte noch darauf, durch starke Chinindosen das Fieber zu brechen, das versteckt, aber bösartig an ihm zehrte, aber es war vergeblich. Am Sonnabend trat ein neuer Paroxysmus ein, und in der darauf folgenden Ermattung entschlief er des Nachmittags 10 Minuten vor 4 Uhr im 43. Jahre seines Lebens, nachdem man alle möglichen Reizmittel umsonst angewendet hatte.

Schöll und ich — der Maler, immer noch krank, durfte gar nicht einmal den Tod wissen — hatten jetzt das traurige Geschäft, für das Begräbniß und die Hinterlassenschaft zu sorgen, und doch danke ich dem Himmel, daß ich durch diese Geschäftigkeit den schrecklichen Gedanken gewaltsam entrissen wurde. Wir zeigten zunächst der Universität den Todesfall an, und diese ließ uns alsbald nach einer Sitzung des akademischen Senats wissen, daß sie

die Bestattung übernehme und auf dem Hügel des Platon ein Felsengrab besorgen würde, um später darauf ein Monument zu errichten. Der englische Konsul übernahm die Sorge für die Hinterlassenschaft.

Nachdem am Sonntag Nachmittag die Sektion vorgenommen war, in welcher sich zeigte, daß das Gehirn des Verstorbenen in einem völlig erweichten, aufgelösten Zustande war, wurde gegen Abend das Begräbniß vollzogen. Studenten trugen den Sarg auf den Wagen, die vier Dekane gingen an den vier Ecken des Sarges, alle Gesandten, die ganzen Personale des Hofes, der Universität, der Schulen, die meisten Deutschen, viele Griechen folgten, ein unabsehlicher Zug. Bei Sonnenuntergang ließ man den Sarg in die Gruft hinab. Der Hofprediger hielt eine deutsche Rede, dann der treffliche Professor Joannu eine griechische, die Militärmusik begleitete den Trauerzug. In klarer, stiller Mondnacht kehrten Schöll und ich vom Grabe des theueren Lehrers heim, am meisten der unglücklichen Wittwe mit den fünf Kindern gedenkend, die des Mannes frohe Rückkehr in Ohlau erwarteten.

Dies, geliebte Eltern, ist der treue Bericht von den trauervollen Ereignissen der letzten Tage. Was ich um den Kranken für Angst und Sorge ausgestanden habe, und welchen Schmerz ich um den Todten fühle, der ich in den letzten Monaten mich mit meinem ganzen Dichten und Trachten ihm angeschlossen hatte, und in der dauernden Vereinigung mit ihm das Glück meiner Zukunft sah, das könnt Ihr Euch denken. Zu meiner Zerstreuung und Erfrischung schien mir Nichts wünschenswerther, als ein Aufenthalt am Meere. Sobald daher die wichtigsten, dringendsten Angelegenheiten mit Schöll in Athen besorgt waren, folgte ich der Einladung der treuen Freunde Köppen und Lorentzen, in deren Hause ich jetzt ruhige, erquickliche Tage verlebe, durch frisches Seebad jeden Morgen erquickt. Die Hitze hat bedeutend nachgelassen. Zur Zeit, da Ihr diesen Brief empfangt, wird die Trauerbotschaft sich durch Deutschland und Europa verbreiten. Damit sie wenigstens gleich in aller Wahrheit und Vollständigkeit den Verehrern des Verstorbenen zu Ohren komme, muß ich auch Euch, geliebte Eltern, bitten, das Eurige zu thun, und besonders nach Bonn an Brandis, auch vielleicht an andere nahe Orte einen Auszug meines Briefes zu schicken. Es ist meine Absicht, nach Göttingen an Professor Schneidewin, nach Lübeck an Oberappellationsgerichtsrath Bluhme, nach Rom an das Institut zu schreiben. Schöll übernimmt die schwere Pflicht, an

die ihm bekannte Wittwe zu schreiben, die bei ihren Schwiegereltern in Ohlau lebt.

Ueberdenke ich jetzt die ganze Zeit der Anwesenheit Müllers, so wird mir zur Gewißheit, daß nicht einzelne Momente der letzten Reise Ursache seines Todes sind, sondern die übermäßige Anstrengung während seines ganzen Aufenthaltes, und zwar besonders in Athen selbst. Er hatte einen fast leidenschaftlichen Eifer für seine Studien, der ihn Alles vergessen ließ, und es war ihm physisch und psychisch unmöglich, sich in jenes ruhige Ebenmaß der Lebensart zu finden, welches in heißen Südländern für die Gesundheit nothwendig ist. Das ewig unermüdete Jagen und Trachten verzehrt hier zu schnell die Lebenskräfte. Dazu kam, daß das ungewöhnlich nasse, kalte Frühjahr heuer ihn taub machte gegen alle Warnungen, das Klima betreffend. Er wurde dadurch verleitet zu einer gewissen Geringschätzung der griechischen Sonne, die nach dem kalten Frühjahr desto plötzlicher ihre Gluthen entfaltete. Auch hatte er die fixe Idee, daß sein Kopf von Natur eisenhart sei, und trotz meines dringendsten Flehens — denn jeder mit dem griechischen Klima Bekannte zittert unwillkürlich, wenn er einen unbedeckten Kopf sieht — war er viel zu wenig achtsam darauf, seinen Kopf immer bedeckt zu halten. Durch Röser wird ein offizieller Krankenbericht nach Deutschland gesandt werden. Ja, geliebteste Eltern, Griechenland sollte für mich eine Schule mannigfacher Erfahrungen sein. Ich bitte Gott, daß er mir Kraft gibt, Alles dankbar hinzunehmen, aber mehr als je ist meine Sehnsucht nach Euch, nach dem Vaterlande gestiegen; je ernster mir das Leben erscheint, desto mehr verlangt mich nach den geistigen Stärkungen und Erquickungen, welche nur eine glückliche Gemeinschaft gewährt.

An die Eltern.

Athen, 25. September 1840.

Ich schrieb Euch zuletzt vor vier Wochen mit demselben Dampfschiffe, auf dem Schöll abreiste. Die erste Septemberwoche lebte ich ruhig für mich beschäftigt. Am zehnten trat ich eine kleine Reise an längs der Südküste Attikas nach dem Tempel auf Sunion und von da durch die Mesogaia zurück. Das Auffinden mehrerer Inschriften lohnte den kleinen Ausflug; ich habe sie schon nach Rom übersandt. Wir hatten damals so kühles Wetter, daß wir auch

des Mittags ohne Beschwerde durchritten. Seitdem ist die Hitze wieder gestiegen, dabei starke Nordwinde, die des Abends sehr kalt sind. Man muß sehr vorsichtig sein. Ich beschränke mich jetzt hauptsächlich auf schriftliche häusliche Arbeiten und werde wohl zu keiner größeren Tour mehr in Griechenland kommen. Ich muß auch mein Geld zusammenhalten. Zugleich mit dem Eurigen erhielt ich einen sehr schönen, rührenden Brief der Frau Hofräthin Müller: tiefer Schmerz und doch eine würdige Haltung, klar und verständig. Ich habe auf ihren Wunsch den ganzen hiesigen Nachlaß übernommen und für ein Schiff, das von hier nach Amsterdam geht, gepackt. Nur die Manuskripte wollte ich nicht einer so langen Seereise anvertrauen, sondern werde sie mit mir nach Italien nehmen, um sie von dort zu Lande zu schicken. Die Frau schreibt sehr herzlich an mich und wünscht, daß ich sie in Göttingen besuche. Im Oktober kehrt sie zurück.

An Frau Brandis in Bonn.

30. September 1840.

Die vielen Herbstkrankheiten in den Provinzen haben meine Wanderungspläne sehr gekreuzt, denn Sie können denken, daß ich vorsichtig geworden bin. Euböa werde ich aufgeben, zumal da ich durch Ulrichs Nachricht davon habe. Nach Poros und Trözen hoffe ich noch zu kommen, wenn die Fieber vorüber sind. Ich habe manche kleine Touren in Attika gemacht. So ritt ich ehegestern mit Laurent über Menidi, wo Gräber, Wasserleitungen, Skulpturen gefunden sind, nach Phyle. Wir maßen die Festung aus, schliefen in der Panagia und stiegen anderen Tages in die Ebene hinab, die sich zwischen Parnes und Korydalos ausbreitet. Wir gingen dann durch den Paß, eine niedere Hügelreihe, die von einem Gebirge zum anderen hinüberspielt. Ueber diese Hügelreihe zieht sich eine wohlerhaltene alte Mauer, eine gute Stunde weit mit vortretenden Ecken und kleinen Pforten in den Senkungen. Auf den Höhen herrliche Aussichten nach beiden Ebenen. Von dort ritten wir links in einem Längenthale des Korydalos fort, welches oberhalb der Rheitoi sich öffnet. Ein alter Weg führte uns an hellenischen Mauern vorüber, gerade beim Heiligthum der Aphrodite auf die große Straße. Beim Aphroditetempel fanden wir ein dorisches Kapitell und verschiedene Inschriften ex voto.

Pittakis gräbt jetzt auf Nio. Vor dem Theseion langte gestern die kolossale Nike an, welche bisher als eine Amphibie, halb im Wasser, halb auf dem Lande bei der Nisaia lag. Auf der Burg wird nicht gegraben. Pittakis läßt indessen alle die Hände, Füße, Köpfe, besonders die abscheulichen Kaiserfratzen auf langen Tischen in den Propyläen nicht aufstellen, sondern mit hölzernen Döbeln einkeilen. Ein wahrer Greuel der Barbarei. Man glaubt im Vorhofe eines Ali Pascha zu sein. Die arme, geschändete Götterburg! Das Ministerium Psocharis zeichnet sich dadurch aus, daß nichts Böses, aber auch nichts Gutes geschieht. Ein Handelsvertrag mit Belgien ist geschlossen. Für die Schulen geschieht leider Nichts, das Gymnasium in Nauplia ist noch immer aufgelöst, die Universität noch immer wie vorher.

An die Eltern.

Athen, 28. Oktober 1840.

Einen Ausflug nach Phyle machte ich mit Laurent, einem talentvollen Architekten. Später machte ich mich allein auf, um die mir unbekannten Gegenden der Diakria, des nördlichen gebirgigen Theiles von Attika, zu untersuchen und zugleich einer alten Einladung von Mr. Finlay zu folgen, der ein schönes Gut in der Nähe des alten Aphidna besitzt und selbst über diese Lokalitäten sehr gut geschrieben hat. Er ist ein reicher, schottischer Edelmann, kam als Philhellene nach Griechenland, verließ als Major den Dienst, sobald die Freiheit gesichert war, und lebt seitdem als Privatmann auf seinen Besitzungen in seinen geschichtlichen Studien mit einer Armenierin, die er aus Konstantinopel entführt und geheirathet hat. Er ist ein Mann von Geist und war auch Müller befreundet. Ein Brief über dessen Tod an Colonel Leake ist in mehreren englischen Blättern abgedruckt worden. Ich las ihn im Morning Chronicle. Sir Edmund Lyons war so gütig, mir das Blatt früh zuzuschicken. Von Liosa aus, so heißt das Finlaysche Gut, besuchte ich Aphidna, dessen Burg in uralten Mythen so verherrlicht wird, auch Sphendale, wo Mardonios seine Reiterei aufstellte, und kehrte nach dreitägigem Aufenthalte mehrfach durchnäßt von nordischen Regengüssen, in meine gemüthliche Konsulatswohnung zurück.

An näheren Freunden bin ich jetzt verwaist, doch tröstet mich dafür der belehrende Umgang mit Männern wie Roß, Ulrichs, Finlay, Schaubert, da ich ja in diesen letzten Wochen keinen anderen Zweck habe, als durch Austausch mit sachkundigen Männern meine Kenntniß Griechenlands noch möglichst zu erweitern.

In politischer Hinsicht ist Athen jetzt höchst interessant. Die ganze französische Flotte lag bis heute vor Salamis, ein grandioser Anblick. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze*) kommen Schlag auf Schlag. Englische, französische, deutsche Zeitungen kommen hier zusammen, und so wenig ich mich auch in diese Sachen vertiefen kann, führt doch der hiesige Aufenthalt unmittelbar in die orientalischen Verwickelungen ein. Man steht dem Schauplatze so nahe und lebt mitten in den Parteien für und wider. Der Aufbruch der französischen Flotte mag der Anfang großer Begebenheiten sein.

Sobald Schaubert seine dringendsten Ministerialgeschäfte erledigt hat, werden wir schnell unsere Arbeit im Piräus beenden. Dann noch eine kleine Fahrt nach dem noch immer unerreichten Poros, und ich bin zum Abschiede von Griechenland fertig. Ich denke zu Lande nach Patras zu gehen und dann direkt nach Ancona. Ithaka sähe ich sehr gerne, doch muß ich es in dieser Jahreszeit wohl aufgeben, es ist weitläufig und kostbar. Das ist das Aergerliche bei Studien dieser Art, daß dabei von äußeren Mitteln so viel abhängt. Man sieht oft, daß wichtige Fragen der Wissenschaft kurz und schnell entschieden werden könnten, wenn man im Stande wäre, entlegene Punkte zu erreichen, gehörige Begleitung, Arbeiter u. s. w. hätte. Die Engländer haben im ganzen viel weniger geistige Befähigung, fremde Länder zu sehen und zu beschreiben, als die Deutschen, aber durch ihre Geldmittel sind sie Gründer der griechischen Topographie geworden. Doch bleibt immer ein guter Theil unbestrittener Besitz der Intelligenz, der nicht um Guineen feil ist, und so wird auch uns armen deutschen Kirchenmäusen immer noch ein Plätzchen offen bleiben, wo wir unsere Gelehrsamkeit auskramen können. Ein schönes Unternehmen, das von Deutschland ausgehen müßte, wäre eine Bereisung Griechenlands, nicht des Königreichs nur, sondern aller Länder, wo man Griechisch

*) Dem Kriege zwischen Mehemed Ali und der Pforte, in welchem Frankreich Anfangs für Mehemed Ali Partei nahm.

redet, in sprachwissenschaftlicher Beziehung, um die verschiedenen Dialekte zu untersuchen. Ich habe Kunde, daß man in wenig bekannten Orten, wie auf Nikaria, in Thälern von Kreta, fast ganz Altgriechisch spricht, — da ruhen noch Schätze für die Kenntniß der griechischen Sprache, die kaum geahnt, viel weniger angerührt sind. Eine zwei- bis dreijährige Rundreise auf den Inseln und Küsten des Aegäischen und zum Theil auch des Schwarzen Meeres von einem der neugriechischen Sprache Kundigen unternommen, könnte bedeutende Resultate liefern.

An Victorine Boissonnet.

Athen, 12. November 1840.

Empfange, liebe Victorine, meinen letzten Gruß und Brief aus der Stadt der Pallas Athene, aus dem Lande des Sonnenscheins, der Heimath der Kunst. Schilt mich schwach und unmännlich, aber verzeihe mir, wenn ich mit tiefer Bewegung den Tag herankommen sehe, wo ich den sonnigen Tempelzinnen, den Bergen und Küsten Lebewohl sagen soll, die ich so lange mit jugendlicher Liebe angeschaut habe, deren Verständniß mir allmählich aufgegangen ist, zwischen denen mir die alten Zeiten der Griechen lebendig geworden sind. Es ist keine Kunst, von Griechenland mit leichtem Herzen zu scheiden und sich wohlgemuth auf das Dampfschiff zu setzen, wenn man nach flüchtiger Bekanntschaft, mit anmuthigen Bildern bereichert, Hellas verläßt, oder gar nur im neuen Griechenland, der verzerrten Nachbildung europäischer Kultur, gelebt hat, aber wer fast vier Jahre, und welche vier Jahre! im Lande gelebt, Freuden und Schmerzen dort erfahren hat, wer seine Berge und Thäler forschend durchwandelte, seine Meere durchschiffte und treulich den Spuren alter Zeit nachfolgte, um den Charakter zu erkennen, den das Land der Geschichte und die Geschichte dem Lande aufgedrückt hat, wem auf diese Weise Land und Volk an das Herz gewachsen ist, dem vergib, wenn er weinend in das Schiff steigt.

Vor wenigen Tagen habe ich meine letzte Reise in Griechenland beendet, es war ein reich belohnender Ausflug nach der Insel Poros. Ich hatte Gelegenheit, auf einem königlichen Kutter hinüberzufahren. Am 28. verließ ich den Piräus, und ein frischer Nordwind trug unser leichtes Schiff in sieben Stunden quer über

den Saronischen Meerbusen an Aegina vorüber nach dem Eilande, welches vor dem östlichen Ende der Halbinsel von Argolis liegt. Poros, das alte Kalauria, war in uralten Zeiten der Mittelpunkt einer mächtigen Bundesgenossenschaft, jetzt ist es der Sitz der griechischen Seepräfektur. Im Hause des Georgios Tombasis, des Intendanten der Schiffswerfte, fand ich eine herzliche Aufnahme, besuchte von dort aus den Poseidontempel, in dessen heiligem Bezirke Demosthenes sein Leben endete, machte eine viertägige Reise auf das Festland, dessen gegenüberliegendes Ufer, durch eine ganz schmale Meerenge von Poros getrennt, zu den reizendsten Gegenden Griechenlands gehört. Die schönsten Gärten ziehen sich hart an das Meer, in dessen Wellen die schweren Feigen- und Citronenäste hinabhängen. Ein dichter Wald von Citronen und Orangen, der einzige jetzt in Griechenland, zieht sich an die Höhen hinauf, von denen frische Bäche durch die edle Waldung herabströmen. Freilich ist es auch eine der ungesundesten Gegenden, die man mit größter Vorsicht bereisen muß. Das schönste Herbstwetter begünstigte mich; es fehlte nicht an interessanten Funden und Ergebnissen, da diese Gegenden wenig besucht werden, besonders die vulkanische Halbinsel Methana, und so gehört diese Reise zu den angenehmsten, die ich in Griechenland gemacht habe. Vom Festlande der Morea zurückgekehrt, verlebte ich noch zwei Tage in der Familie Tombasi und kehrte dann, mit manchen neuen Kenntnissen bereichert und mit einem großen Korbe voll Citronen, Citronat und Orangen, auf dem „Kastor" nach Athen zurück in das Haus meiner niederländischen Freunde.

An die Eltern.

Rhede von Patras, 18. December 1840.

Ein heftiger Regen hat mich von einem Spaziergange durch Patras an Bord des Dampfschiffs zurückgetrieben. Vier Stunden wenigstens, wenn nicht noch länger, bei unfreundlicher Witterung werden wir hier bleiben, und so habe ich mich in die Kajüte begeben, um diesen Brief an Euch zu beginnen, welchen ich von Ancona gleich abschicken will. Heftiger Regen strömt auf das Verdeck herab und alle Berge Moreas und Rumeliens sind schwarz umzogen. Es ist traurig, so von dem schönen Griechenland scheiden zu müssen. Meine Landreise nach Patras mußte ich aufgeben

wegen des unerhört schlechten Wetters während der ganzen ersten Hälfte des December. Dadurch wurde natürlich auch mein letzter Aufenthalt in Athen sehr verbittert, und mit Ungeduld erwartete ich das Dampfschiff, um von dem Sturme und Regen lieber auf dem Meere herumgeschaukelt, als auf meine vier Wände in Athen beschränkt zu sein. Das Dampfschiff kam drei Tage zu spät. Ich hatte daher reichlich Zeit, bis zu dessen Abgange alle meine Sachen in Ordnung zu bringen. Das Traversche Haus ausgenommen, hatte ich keinen schweren Abschied zu nehmen, meine eigentlichen Freunde sind mir ja alle nach Deutschland und Italien vorausgegangen. Doch wurden mir noch von manchen Seiten Beweise von Wohlwollen und Freundschaft gegeben, die mir Freude machten. Mittwoch, den 16., Nachmittags fuhr ich nach dem Piräus; die lieben Travers' begleiteten mich hinunter. Kurz vor Sonnenuntergang griffen die Räder in das Wasser, und bald waren Athen und Piräus in Nacht und Nebel hinter mir versunken. Ein seltsames Gefühl, sich so fortschleppen zu lassen mit dämonischer Gewalt! Man kommt sich wie ein Packet vor, welches durch die Welt verschickt wird. Das Wetter begünstigte uns sehr. Als ich eine Stunde vor Sonnenaufgang auf das Verdeck stieg, bogen wir schon um das Vorgebirge Malea herum, Cerigo links lassend. Um 11 Uhr hatten wir die Höhe von Tainaron, die Schneegipfel des Taygetos blieben uns lang im Gesichte. Dann nahmen wir eine etwas nördlichere Richtung von Kap Matapan an, welches mit abgeschnittenen Felswänden gigantisch in das Meer vortritt. Zur Rechten erschienen in weiter Ferne die arkadischen Gebirge über der messenischen Ebene. Um 3 Uhr waren wir der Festung Koron gegenüber, bald darauf passirten wir das dritte Kap des Peloponneses, hart unterhalb der kleinen Insel Venetico, welche wie ein halb eingestürzter Pudding aussieht. Dann durch den Kanal zwischen dem Festlande und den Inseln Sapienza und Cabrera, hart an Modon vorbei, das wir gerade um 5 Uhr, vom Tische aufstehend, vor Augen hatten. Das Meer war ruhig wie ein See, und das Dampfschiff ging mit solcher Schnelligkeit vorwärts, daß wir schon gegen 6 Uhr vor Patras ankamen. In den Frühstunden zeigte sich das herrliche Bergpanorama in schönster Klarheit: über Patras die schroffen, schneebedeckten Gipfel des Panachaikon, drüben die lokrischen und aitolischen Berge, welche, hart an das Meer vortretend, die Kakiskala bei Naupaktos bilden, und draußen Zante

und Ithaka. Nach dem Frühstücke ging ich an Land, besuchte den mir aus Athen und Naxos bekannten Gouverneur Ambrosiades und ging dann auf das Kastell hinauf, bis das hereinbrechende Regenwetter es räthlich machte, mich in die gemüthliche Kajüte des „Barone Eichhoff" zurückzuziehen und auf dessen breiten, wohlgezimmerten Rücken den Regen niederprasseln zu lassen. Und so liege ich denn wieder auf derselben Stelle, vor derselben Stadt, wie im Februar 1837, damals kommend, an der Thüre Griechenlands neugierig hineinguckend, jetzt scheidend von dem Lande, das mir so viel Freuden und Schmerzen gebracht hat, und mit Wehmuth allen den Ereignissen nachsinnend, die sich in diesen vier Jahren zusammengedrängt haben. Nun mit Gott vorwärts, geliebte Eltern! Jeder Schritt, den ich jetzt weiter thue, ist auch ein Schritt näher zu Euch; ich scheide gerne von Griechenland, ich bin hellasmüde, heimathverlangend.

Korfu, 19. December 1840.

Gestern Abend sind wir noch spät abgereist. Erst war es still, später auf offener See zwischen Ithaka und Paxos bis gegen Korfu wurden wir tüchtig geschaukelt. Im Kanal zwischen Korfu und Albanien hatten wir wieder eine schöne, ruhige und schnelle Fahrt. Um 10 Uhr warfen wir Anker unter der Citadelle. Ich eilte auf das Land und suchte im neuen Universitätsgebäude den mir vom früheren Aufenthalte in Korfu bekannten Asopios auf, mit dem ich zwei sehr interessante Stunden zubrachte, das schöne Gebäude musternd, in einigen Vorlesungen hospitirend, in denen sehr gut vorgetragen wurde, und über griechische Angelegenheiten mich unterhaltend. Asopios hat mir ungemein gefallen. Der Abschied von ihm war mir ein neuer Abschied von Griechenland. Die Stadt machte diesmal einen sehr schlechten Eindruck. Ich schreibe dies auf hohem Meere, zwischen Dalmatien und Italien, mehr um mir die Zeit zu vertreiben, als in der Hoffnung, Euch etwas Unterhaltendes mittheilen zu können, weshalb ich für die Charakterlosigkeit meines Stiles und meiner Feder um Verzeihung bitte. Man bemerkt in vielen Stücken die wohlthätige Energie einer starken Regierung, besonders, wenn man aus dem Königreiche kommt, aber das Volk ist ein elendes Mischvolk, weder in Sprache noch Sitte mit sich selbst eins. Die Engländer bauen, um die Insel mehr und mehr in ihren väterlichen Schutz zu nehmen, ein Fort

nach dem anderen. Gegen 2 Uhr begab ich mich wieder an Bord, schrieb ein paar Zeilen an Travers, da das nach Athen gehende Lloyddampfschiff gleich nach unserer Abreise in Korfu ankommen mußte, und vor 3 Uhr ging es schon weiter in das Adriatische Meer hinaus, erst eine Zeitlang längs der türkischen Küste, dann quer hinüber. Wir hatten wieder eine Nacht voll Sturm und Regen. Doch schlief ich trotz der Unheimlichkeit des Zustandes ein paar Stunden ganz ruhig. Heute haben wir heiteren Himmel und Nordwind, der in der Adria nie so schlimm ist, als der „Notus, quo non arbiter Hadriae major".

Bis gegen Abend sahen wir noch in weiter Ferne einen Streif dalmatischen Landes Cattaro, Ragusa, Meleda, morgen, so Gott will, italienisches Land.

Montag Morgen. Bord des Dampfschiffes Angesichts der italienischen Küste vor Kap Gargano.

Bis hinauf gegen Ancona lauter schneebedeckte Berge. Graue Winterwolken zogen darüber hin, und die kalte Tramontana geht mir durch Mark und Bein. Das Meer ist ruhig, und ich habe die Nacht in meiner Koje so gut geschlafen, wie man nur auf dem Lande schlafen kann.

Ancona, Dienstag Morgen.

Gestern Abend um 6 Uhr fuhren wir in den Hafen ein. Heute Morgen kam der Guardiano an Bord. Im schauderhaftesten Regenwetter wurde ich auf der Schaluppe des Schiffes mit meinem Gepäcke ausgesetzt und ins Lazareth gebracht. Ein ungeheueres Gebäude, das einen viereckigen Hof einschließt, auf einer Insel durch eine Zugbrücke vom Lande getrennt. In diesem enormen Gebäude hause ich nun mit meinem Wächter — ganz allein. Ich habe ein sehr nettes Zimmer und gutes Bett. Meine Bücher liegen schon auf dem Tische, ein lustiges Feuer brennt im Kamin, und ich werde die zehn Tage schon durchbringen. Aber es wird mich sehr viel kosten, da ich ganz allein bin und alle die Ausgaben ungetheilt tragen muß. Die Aengstlichkeit, mit der man hier wie die leibhaftigste Pest behandelt wird, ist grenzenlos abgeschmackt und lächerlich. Ein frostiges, einsames Fest werde ich hier begehen, geliebte Eltern. Aber ich feiere es im Geiste mit Euch, in der festen Gewißheit, daß ich in den vier Jahren der Trennung Euch um kein Haar-

breit entfremdet worden bin, nein, Euch viel enger und fester verbunden bin, und daß mich jetzt keine stürmischen Wellen von Euch trennen, sondern daß ich jeden Augenblick durch schöne, friedliche, gebahnte Gegenden in wenig Wochen zu Euch eilen kann. Dies ist der letzte zerstochene Brief, den Ihr von mir erhalten werdet. Gutes Omen! Lebt wohl, lebt wohl! Euer an dem Ellbogen Italiens ausgesetzter, pestverdächtiger, gefangener, aber allzeit getreuer Sohn.

An die Eltern.

Terni, 3. Januar 1841.

Diesmal war für mich der Jahresabschnitt in der That auch ein Lebensabschnitt, ein neuer Aktus. Nach zehntägiger Zwischenpause rollt der Vorhang von neuem auf, und St. Peter steht jetzt im Hintergrunde. Die Quarantäne kam mir wie eine Fastenzeit, eine geistige Vorbereitung vor, ich fastete auf Rom. Es kam mir fast nothwendig vor, eine solche Pause einzuhalten, und so habe ich denn auch in großer Zufriedenheit meinen Arrest abgesessen in dieser weitläufigen Einsamkeit. Ich habe sehr viel gearbeitet, meine griechischen Sachen ordnend, ergänzend und mich auf Rom besonders durch Lektüre des Titus Livius vorbereitend. Viel geschwatzt habe ich mit meinem Guardiano, einem sehr possierlichen Männchen, der mir versicherte, er sei als Zwilling geboren und daher so dünn geblieben und esse darum auch nur die Hälfte von dem, was ein Anderer esse. Von meinen Portionen verschlang er freilich immer die größere Hälfte. Kurz, abgesehen von der ärgerlichen Unsinnigkeit der ganzen Einrichtung, von den großen Unkosten, welche man hat, um seinen aufgedrungenen Wächter zu bezahlen, und für alle Bedürfnisse des Unterhalts, die weit herbeigeschleppt werden müssen, habe ich die zehn Tage nützlich und angenehm zugebracht. Am Letzten des Jahres wurde ich über die Brücke geleitet, welche dies Sanitätsfort mit dem Festlande verbindet, und so der Welt, der Menschheit rein zurückgegeben. Nur für eine Stunde wollte ich in Ancona bleiben, um 9 Uhr sollte mein Vetturin vor dem Thore auf mich warten. Unerwarteten Aufschub aber gab meine kleine Bücherkiste. Ich wurde damit vom Thore zur Dogana, von dort zum Santo Uffizio geschickt, wo ein Dominikaner, der Vorsitzende der Inquisition, die Bücher mit mir

durchging. Sie wurden alle kauscher gefunden. Also zurück auf die Dogana, wo die Bücher noch einmal ausgepackt und gewogen wurden, und nach Erlegung von 1½ Skudo ertheilte man mir gütigst die Erlaubniß, die 50 Pfund Bücher mit mir zu nehmen. Meinen Reisegefährten, einen Possidente aus Rieti, von mehr als sabinischer Sitteneinfalt, zugleich Schweineverkäufer, fand ich natürlich in Verzweiflung, als ich endlich um ½11 Uhr zur Vettura zurückkehrte. Wir gingen Gottlob nicht über Loreto, sondern über Osimo und Monte Fano durch reizende, gesegnete Gegenden nach Macerata, wo ich im Wirthshause zum Einhorn in das Jahr 1841 hinüberschlief. Wie wundersam einem halb Gräcisirten dies Reisen im Wagen, von Wirthshaus zu Wirthshaus, zuerst vorkommt, glaubt Ihr kaum. Und dann die ganze Art des Anbaues, die Natur des Bodens, dieser Verkehr, die Masse von Menschen und Dörfern — welch ein Abstand gegen Griechenland! Von Macerata gingen wir am 1. über Tolentino bis an den Fuß der Hauptkette der Apenninen. Am 2. über den Col fiorito, auf dessen Gipfel ich gern ein Paar Schlittschuhe gehabt hätte. Die kleinen Seen waren spiegelglatt. Mittags waren wir in Foligno. Dort treffen sich drei Straßen. Diesmal schlug ich die südwärts führende ein. Durch eine schöne Ebene, ein kleines Nebenthal des großen Tiberthales, neben einem sanften Bache, wahrscheinlich dem Clitumnus, kam ich in 4—5 Stunden nach Spoleto. In der Mitte steht hart am Wege der in einer Mühle verbaute Clitumnustempel. Spoleto ist eine düstere Stadt; ich habe sie nämlich nur bei Nacht gesehen, langgestreckt an eine ziemlich steile Anhöhe hinaufgebaut. Von den Mauern dieser alten Umbrerstadt, die den Unterbau des Kapuzinerklosters bilden, habe ich im Mondschein Einiges gesehen. Sonst habe ich von der Merkwürdigkeit des Ortes nur den Vino delle Grotte und die Oper kennen gelernt. Das Städtchen von kaum 8000 Einwohnern hat eine ganz gute, z. Th. brillante Oper. Mit der Morgendämmerung ging es fort durch die Ebene über den zweiten Apenninenrücken, „La Somma" genannt. Es war das schönste Wetter „l'estate dei natali". Oben genoß ich die Aussicht auf die schönen Thäler nach Perugia und in das Thal der Nera. Der Eintritt in dies gesegnete Thal bei Terni ist bezaubernd schön. Heute Mittag kam ich hier in der „Fortuna" an und machte mich gleich auf, den Wasserfall zu besuchen. Ein toskanischer Kaufmann, ein braver Florentiner, mit echt „toskanischem vibrirtem

Konsonantenhauch", begleitete mich, der Kellner der „Fortuna" führte uns. Fünf Miglien gingen wir das Nerathal aufwärts auf der neuen Straße nach Rieti und Neapel durch die Abruzzen, deren Schneegipfel im Hintergrunde stehen, und kamen in die große Hochebene, welche einst der Velino überschwemmte. Tiefe Stalaktitengrotten zeugen, wie das Wasser hier gewirthschaftet. Die Römer hatten den großen Gedanken, den Fluß durch ein breiteres und abschüssiges Bett abzuleiten, und, nachdem man zu verschiedenen Zeiten andere Regulationsversuche gemacht hat, sodaß man im ganzen drei verschiedene Velinusbette hat, fließt der Fluß wieder in der alten cava Curiana und schießt mit ungeheuerer Schnelligkeit durch seine künstliche Felsbahn, bis er auf einmal an einer jähen Tiefe von beinahe 700 Fuß anlangt. Der ganze Fluß — und es ist ein Fluß, der zur Winterszeit z. B. der Nahe Nichts nachgibt — stürzt wie eine Schaummasse mit Donner hinunter, während ein Viertel vielleicht der Wassermasse in feinem Nebel aufsteigt, in den die Sonne den schönsten Farbenbogen hinein malt. Ich habe in meinem Leben nichts Wundervolleres gesehen. Dabei unten die herrlichste Vegetation und die schönste Felsbildung. Diese Caduta von Terni ist ein Punkt, ebenso schön in malerischer Beziehung, wie interessant in historischer und physischer Hinsicht. Nach dem nassen December war der Fluß ganz besonders wasserreich und das Schauspiel großartig. Unterhalb des Wasserfalles, wo es glatteiste, gingen wir auf einer natürlichen Brücke über das untere Bett des Velino, das er hier in einem Niveauunterschied von 237 Metern wiederfindet, und am rechten Ufer der Nera zurück. Ein Theil des Weges nach Terni ist eine Orangenallee. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zurück. Das Thal von Terni, das schon die Alten wie ein anderes Tempe priesen, ist wunderbar schön. Morgen geht es mit Sonnenaufgang weiter dem Tiber zu. Morgen Abend in Civita Castellana und übermorgen Nachmittag, so Gott will, in Rom.

An die Eltern.

Rom, vom Kapitol, 7. Januar 1841.

Ich bin in Rom, auf dem Kapitole, gastlich empfangen von edlen, alten und neuen, Freunden, in deren Mitte mir ein neues, an geistiger Förderung reiches Leben aufgeht. Ich bin voll Dankes

und Freude und weiß nicht, wie ich auf einem Briefbogen Alles das aussprechen soll, was ich Euch mittheilen möchte. Denn wo reichen Worte, und gar geschriebene Worte aus, wenn auf einmal alle die Erinnerungen der größten Weltbegebenheiten, durch den Anblick ihres Schauplatzes lebendig gemacht, und zugleich die reichste unmittelbare Gegenwart in ein kleines Menschenherz sich hineindrängen. Aber was aus der Masse innerer Bewegungen am klarsten und hellsten sich hervorthut, das ist der wärmste Dank gegen Gott und demnächst gegen Euch, theuere Eltern, durch deren Güte mir so unaussprechlich viel Schönes zu Theil wird. Ich weiß wohl, ich bin dessen nicht werth, aber ich will thun, was ich kann, um die Zeit meines römischen Aufenthaltes würdig zu benutzen und nicht blos an gelehrten Notizen reich, sondern innerlich belebt und gefördert zu Euch heimzukehren.

In Terni trat während der Nacht Scirocco ein, mit Sturm und Regen. Um 5 Uhr Morgens fuhr ich in der bis Rom gemietheten Caratella ab. Am linken Ufer der Nera, die letzten Abhänge des Umbrischen Apennin hinunter, führt der Weg, die alte Flaminia, durch schöne Thäler, von denen ich aber diesmal Nichts genießen konnte. Bei Narni läßt man die Nera rechts und geht über Otricoli gerade auf den Tiber zu. Während der Mittagsruhe in Otricoli stieg ich trotz Regen und Sturm eine Miglie hinunter zum Lokale des alten Ocriculum, dessen Amphitheater, Bäder und andere Backsteinruinen freilich einen aus Athen Kommenden nicht sehr begeistern können. Dann rollt man schnell den sanft abschüssigen Bergweg hinunter dem Tiber zu, welcher sich hier hart an dem Fuße der Berge hinschiebt. Der Ponte felice, eine Prachtbrücke Sixtus' V., führt hinüber, wichtig auch dadurch, weil von hier der Fluß, eben durch die Nera bereichert, schiffbar wird. Die große Ebene des alten Latium, nur hie und da von kleinen Bergwellen sanft durchzogen, macht einen majestätischen Eindruck, zumal wenn man seit vier Jahren keine Ebene solcher Art gesehen hat. Von hier bis kurz vor die Thore Roms lauter Weideland, ohne Anbau und Baumwuchs. Gegen Abend kamen wir nach Civita Castellana, zur Linken den isolirten Berg S. Oreste lassend, den Soracte des Horaz, der aber keinen Schnee trug. Mir war er merkwürdig wegen seiner frappanten Aehnlichkeit mit dem athenischen Lykabettos. Civita Castellana liegt auf einer Höhe, die durch natürliche Felswände zur Festung gemacht ist und in der Geschichte

der alten Völkerschaften eine Rolle gespielt haben muß. Es ist gewiß die alte Burg von Falerii, während die Ruinen unten bei Santa Maria di Faleri der späteren römischen Kolonisation angehören. Mit Einbruch der Nacht langten wir in Nepi an, wo wir in einem sehr schlechten Wirthshause mit verschiedenen von Rom kommenden Reisegesellschaften zusammentrafen, darunter Italiener jeden Standes, Mönche, Soldaten, Geistliche, Kaufleute — alle vor dem Riesengebäude des Kamines, in das ganze Eichbäume gestürzt wurden, malerisch gruppirt. Die neuesten Opern wurden durchgesungen und zum Theil dargestellt; ein buntes Getümmel, für einen Fremden ein ergötzliches Schauspiel. Anderen Morgens war das Wetter etwas klarer. Hinter Monterosi kommt man wieder über eine isolirte Hügelgruppe, die Wände uralter eingestürzter Vulkane, dann geht es in der Ebene ununterbrochen fort, Alles wüste und öde. Aber es geht ja Rom entgegen, und darum ist es keine Wüste, keine Einöde, sondern eine Campagna. Bei jedem Miglienſteine schlägt das Herz in schnellerem Tempo, besonders nachdem man Veji und die benachbarte letzte Poststation della Storta, wo ich meinen Vetturino mit Orvieto regalirte, verlassen hat. Beim sogenannten Grabe des Nero, beim fünften Steine, setzte ich mich in das Cabriolet hinaus, obwohl mir der Wind den Regen ins Gesicht schlug, und von jetzt entfaltete sich mit jedem Schritte vorwärts die ungeheuere Stadt. Vom Ponte Molle, zwei Miglien vor der Stadt, tritt man schon in eine Vorstadt ein, und bald erscheint die Porta del Popolo im Hintergrunde. Die Geschäfte am Thore und an der Dogana wurden in nicht zu langer Zeit beendet, und ich blieb meinem Gelöbniß treu, mich durch dergleichen Sachen moderner Barbarei ein- für allemal in Italien nie verstimmen, ärgern oder stören zu lassen. Nach einigen Sonnenblicken, welche mir die Piazza del Popolo erhellt hatten, neuer Regen. In der Dogana miethete ich mir einen Wagen, packte meine Sachen hinein und jagte auf das Kapitol, den Monte Caprino, wo mich Abeken*) erwartete. Er hatte schon zwei Tage zu Hause gesessen und empfing mich mit Jubel. Einige Minuten darauf kam Hausmann herauf, der mich im Vorübergehen erkannt hatte und dem Wagen im Laufe gefolgt war. Abeken hatte Alles für mich her-

*) Wilhelm Ludwig Abeken, 1813—1843, Archäologe, Schüler Gerhards, seit 1836 in Rom.

gerichtet, ein Zimmer mit Balkon, von dem man den Tiber zur Rechten und geradeaus den Palatinus, Aventinus u. s. w. sieht. Nach kurzem Gespräche trat ein Mann herein, in dem ich zu freudiger Ueberraschung Professor Hollweg aus Bonn erkannte. Mehr als Alles aber freute mich zu hören, daß Gerhard noch hier wäre. Gegen 5 Uhr, zur Eßstunde, trafen wir ihn in einer Trattoria, wo die Kapitoliner zusammen speisen. Er war ungemein liebreich und herzlich, und während der Heilige-drei-Königsabend mit Trompeten und Jahrmarkt gefeiert wurde, saßen wir in herzlicher Freude bei einander. Bald darauf kam auch der wackere Hochstätter, einer der ausgezeichnetsten deutschen Architekten hier. Im traulichen Gespräche mit meinem Abekino — so heißt mein Freund zum Unterschiede von Abekone, seinem Vetter, dem Gesandtschaftsprediger — endete der unvergeßliche Tag meiner Ankunft in Rom. Gestern Mittag erlaubte das schlechte Wetter Nichts mehr als einige Besuche zu machen, zuerst bei Dr. Braun, dem ersten Sekretäre unseres Institutes; dann verunglückte ein Spaziergang nach dem Monte Pincio, und der Regen trieb uns in das Hotel des hannoverschen Gesandten Kestner,*) dem mich Abeken vorstellte. Auch er empfing mich mit einer unbegreiflichen Freundlichkeit und lud mich gleich mit den Kapitolinern auf heute zu Tisch ein. Er ist der allereinfachste, gemüthlichste Mann, den man sich denken kann. Nachher ging ich zum Prediger Abeken, der auch wie ein König wohnt im Palazzo Caffarelli und an des großen Niebuhr Stehpulte arbeitet, ein lebendiger, geistvoller Mann, belesen in einem seltenen Grade. Auch hier wurde ich wie ein alter Bekannter empfangen. Im Vorübergehen machte ich die Bekanntschaft des Herrn Weber aus Hamburg, mit dem uns der Regen zufällig unter dasselbe Säulendach getrieben hatte, und bei dieser Gelegenheit tauschten wir allerlei heimathliche Nachrichten aus. Um 5 Uhr war unter Gerhards Auspicien ein gemeinschaftliches Mahl jenseits des Tiber in der Genzola verabredet worden, wohin die Improvisatoren zu kommen pflegen. Wir führten es trotz des Regens aus. Am Theater des Marcellus vorüber, das ich mit Ehrfurcht begrüßte, über die Tiberinsel und die Doppelbrücke zogen wir zusammen dahin; die Trattoria liegt in der Nähe einer anderen, in welcher Goethe seine Elegien

*) August Kestner (1777—1853), der Sohn von Goethes Jugendfreunden Johann Christian Kestner und Charlotte Buff, seit 1817 hannöverscher Gesandter am päpstlichen Hofe.

dichtete. Heute Morgen blieben wir ruhig zu Hause. Alle Bücher und Karten, die ich nur wünschen kann, stehen mir stündlich zu Gebote, und dabei die vortrefflichste mündliche Belehrung. In einem Nebengebäude ist die Bibliothek und das Lokal des Institutes, dessen Versammlung ich morgen zum ersten Male beiwohne. Das herrliche Werk über Rom*) mit Ernst und Methode durchzuarbeiten, ist meine nächste Aufgabe. Außerdem habe ich meine speciellen griechischen Pläne nicht aus dem Auge verloren und hoffe hier und da etwas Verstecktes aufzustöbern. Es ist wohl schwer, hier immer recht klar und bestimmt zu bleiben. Ich fühle mich ganz berauscht. Das einfache, klare, bescheidene, kleine Athen und dies unermeßliche Rom, die Welt von Geschichte. Und welch ein Unterschied des Lebens! Während das Leben in Athen eigentlich eine fortwährende Entsagung ist, ist hier wahrlich ein geistiger Luxus im höchsten Grade. Während ich auf der einen Seite sehe, daß mit Freundlichkeit und Interesse aufgenommen wird, was ich aus Athen mitbringe, so spüre ich anderseits auch mit Schrecken, wie weit ich in vielen Stücken zurückgeblieben bin in jener klassischen Barbarei, und wie viele Ergebnisse der Wissenschaft gewonnen sind, von denen ich Nichts wußte. Ich habe hier viel nachzuarbeiten.

An die Eltern.

Rom, 28. Januar 1841.

Ich blieb noch acht Tage auf dem Kapitole bei meinem Freunde Abeken, dessen Verdienste um mich ich nicht genug rühmen kann. Trotz des schlechten, nassen Sciroccowetters benutzte ich doch die klassische Lage meiner Wohnung, um mich auf dem Forum und in der Umgegend, den Stammsitzen des alten Roms, einheimisch zu machen. Der folgende Sonntag war der erste heitere Tag. Den Vormittag besuchte ich den Gottesdienst und wurde tief ergriffen durch die einfach würdige Feier. Trefflicher Gesang und eine gehaltvolle Predigt des älteren Abeken über die auch für uns bestehende Geltung des Epiphaniasfestes. Darnach machte ich mit den Freunden einen Spaziergang nach der Villa Pamfili, die durch herrliche Aussichten, reizende Piniengruppen und blumenreiche

*) Die „Beschreibung der Stadt Rom" von Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell, mit Beiträgen von Niebuhr, welche 1830—1843 in drei Bänden bei Cotta erschien.

Grasplätze und Anlagen Jeden entzücken muß. Ueber S. Pietro in Montorio und die Aqua Paolina, die Platen verherrlicht hat, kehrten wir heim. An diesem Tage ist mir Roms Herrlichkeit aufgegangen. Die Linien des Albanergebirges sind unvergleichlich edel und schön, und die an seinen Fuß sich anschließende Campagna ist großartig wie ein Meer. Das Meer selbst erscheint zuweilen durch den Reflex der Sonne als schmaler Silberstreif. Den Abend brachten wir bei Kestner zu, welcher seiner Mutter Geburtstag feierte. Er hat uns eine Vorlesung der Goetheschen Briefe versprochen. Kestner steht zu allen jungen Norddeutschen in einem Patriarchenverhältniß. Er ist ungemein edel und gut und so anspruchslos und einfach, daß er uns selbst auf unseren Stuben besucht.

Am Montage musterte ich zuerst das Kapitolinische Museum, natürlich nur übersichtlich, unter Abekens Leitung. Besonders interessant waren mir, außer den weltberühmten Meisterwerken dieser Sammlung, dem sterbenden Fechter, dem Satyr u. A., die Bruchstücke des alten Planes des Forum und die frappante Kopie eines kürzlich in Athen ausgegrabenen Faunes. Uebrigens hinderte mich das trübe, schmutzige Wetter sehr in meinen Expeditionen. Dienstag erst sah ich Overbeck, nachdem ich endlich, den Plan in der Hand, den Palazzo Cenci gefunden hatte. Er hat mich sehr herzlich empfangen; von der schweren Prüfung, die ihn betroffen, sprach er mit Ergebung und Demuth. Er sagte, wenn es ihm auch vergönnt wäre, seinen Sohn wieder zu erhalten, er würde ihn doch droben lassen, da habe er es doch besser. Er hängt noch recht innig an unserer Vaterstadt. Von seinen Sachen sah ich diesmal noch Nichts, da ich nur kurz bleiben konnte. Am Mittwoch machten wir einen Spaziergang nach Monte Mario, wo man wohl von allen Punkten bei Rom den reichsten Ueberblick über die ewige Stadt hat. Man verfolgt den ganzen Tiberlauf und übersieht einen großen Theil der Apenninen.

Es war ursprünglich meine Absicht, mit Hausmann zusammen zu wohnen. Doch sah ich bald ein, daß ich dadurch in meinen Arbeiten sehr gestört werden würde, da er sehr gesellig lebt. Auf dem Kapitol war gerade keine Wohnung. Denn die von Abeken mir zugedachte hat noch immer Gerhard inne, der nicht fortfinden kann und auf das liebenswürdigste mit uns verkehrt. So suchte und fand ich denn ein Stübchen auf der Piazza Barberini, freilich weit von meinen Kapitolinern, aber Hausmann, Hochstetter und

anderen Freunden benachbart. Ich zahle mit Aufwartung fünf Skudi. Ich habe den ſtattlichen Palaſt der Barberini vor Augen. Zu meinen Füßen arbeitet der Triton, unter den Berniniſchen Fontainen nicht die ſchlechteſte. Auf dem mittleren, ungepflaſterten Theile des Platzes lagern faſt den ganzen Tag römiſche Stiere in maleriſchem Phlegma vor ihren Wagen. Donnerſtag Morgen zog ich ein. Nachmittags gab ich mir mit Abeken ein Rendezvous, und wir traten die Reiſe nach dem Vatikan an, Hausmann, Bleſſig und Hochſtetter wie gewöhnlich unſere Gefährten. Wir ſpeiſten erſt in der ſogenannten Benvenuto-Cellini-Trattoria und traten dann in den unermeßlichen Palaſt der Kunſt ein. Abeken wollte mir auch hier für diesmal nur einen Ueberblick geben, und ſo wurde ich von einem Saale in den anderen geſchleppt, von den Meiſterwerken der alten Skulptur zu den Rafaels und von da noch in die Bibliothek von Saal zu Saal, ſodaß ich am Ende unter dieſem raſchen Wechſel der gewaltigſten Eindrücke ganz unwohl wurde. Dazu kam dies Gewirre von Fremden, die ſämmtlich auf zwei Wochentage beſchränkt ſind, und die kalte, dumpfe Luft im Vatikaniſchen Palaſte — kurz, was ich für heilige Schauder der Kunſt gehalten, wurde zu Fieberſchaudern, die bald einer Hitze des Kopfes wichen. Ich achtete deſſen nicht. Wir gingen noch in den St. Peter und fuhren dann zuſammen zurück. Abends gab Hochſtetter ein kleines Feſt beim Bildhauer Batſch und wollte mir nicht erlauben, zu Hauſe zu bleiben. Am Freitage ging alles gut. Es war Inſtitutsverſammlung, in welcher über den Fries des Niketempels in Athen, über etruriſche Gräber und den neu aufgegrabenen Artemistempel in Syrakus viel Intereſſantes verhandelt wurde. Sonnabend Morgen aber kehrten plötzlich meine längſt vergeſſenen vatikaniſchen Fieberſchauer zurück, und das traurige Faktum ſtand feſt, daß ich ein römiſches Wechſelfieber hatte. So auf einmal mich in meinen Unternehmungen gehemmt zu ſehen, war ärgerlich genug. Ein trefflicher, lieber deutſcher Arzt, Dr. Hartmann, behandelte mich und ſchnitt das Fieber ab, nachdem ich vier Anfälle beſtanden hatte. Der Umſtand jedoch, daß ſie nicht ganz regelmäßig kamen, läßt mich hoffen, daß es kein eigentliches klimatiſches Wechſelfieber war, obgleich Hartmann es ſo nennt, ſondern eher ein kleines Flußfieber, da ich mich während der naſſen, kalten Wintertage leicht erkälten konnte. Es iſt zu warm, um mit einem ſchweren Mantel, und zu kalt, um in einfachem Rocke zu gehen. Wer alſo nicht ſo glücklich

ist, ein Mittelding zu besitzen, ist leicht einer Erkältung ausgesetzt. Ueber acht Tage mußte ich das Zimmer hüten, hatte aber viel freundlichen Besuch. Außer den Freunden, die täglich kamen, kam auch der treffliche Overbeck zweimal zu mir, und erwies mir die liebenswürdigste Theilnahme, ferner Herr Weber aus Hamburg, in dessen liebenswürdiger Familie ich gerne verkehre. Ein sehr angenehmes Haus, in das mich Kestner eingeführt hat, ist das des badischen Geschäftsträgers Maler, eines sehr unterrichteten, Kunst liebenden und übenden Mannes, der auch eine höchst liebenswürdige Frau hat. Sehr peinlich sind mir natürlich die Vorsichtsvorschriften des Arztes, und doch gehorche ich, um nicht Rückfällen ausgesetzt zu sein. Ich hüte mich noch immer vor Morgen- und Abendluft und vor Kirchen und Galerien, so sehr ich auch in der Kenntniß der Museen vorwärts kommen möchte. Die Mittagsstunden der letzten Tage habe ich benutzt, den Aventin, den Palatin und die Tiberufer zu durchstreifen, meistentheils menschenleere, öde Räume innerhalb der Stadtmauern des neuen Roms. Gestern kam ich auf den Monte Testaccio, wo man das unermeßliche Rom herrlich übersieht. Die Pyramide des Cestius wird jetzt ganz ausgegraben. Von da ging ich quer über den Aventin zum Ponte rotto, den Resten der eingestürzten palatinischen Brücke, von wo man eines der schönsten römischen Stadtbilder hat. Die interessantesten Monumente sind in der Nähe des kleinen Vestatempels, Victorinens Liebling, und des sogenannten Tempels der Fortuna virilis, welcher mir von allen Gebäuden des alten Roms fast am besten gefällt. Der Abend war so schön, daß ich mich vor ihm nicht fürchten zu müssen glaubte, und so ging ich mit Abekino noch auf den Palatin in den Garten des Kapuzinerklosters Bonaventura. Dort steht ein Palmbaum, ein Abkömmling aus Jerusalem, und macht, wenn man im Gartenpförtchen steht, den Mittelpunkt zu dem schönsten aller Bilder, welche die Natur gemalt hat. Man hat den cypressenreichen Cölius gerade vor sich mit seinen schönen Gebäuden; links das Thal des Kolosseums, das von der untergehenden Sonne vergoldet wurde, im Hintergrunde die schneebedeckten Sabinerberge, zur Rechten die Campagna und unter sich die verlassenen Hügel und Thäler der alten Roma, wo nur einsame Kirchen und Klöster zwischen Feldern und Weinbergen sich erheben. Eine unaussprechliche Wehmuth ruht auf diesen Theilen der Stadt; man kann sich daran nicht satt sehen, und ich möchte sagen, so schön Rom auch gewesen sein mag in

seinen augustinischen Glanztagen, schöner als jetzt kann es nie gewesen sein. Mir würde selbst das Forum nicht gefallen, wenn es dastände, wie Bunsen es restaurirt hat.

Die Zeit, welche ich auf das Zimmer beschränkt war, habe ich natürlich bestens benutzt, um mir die Resultate der römischen Topographie auf litterarischem Wege möglichst anzueignen, ein Studium, das nicht nur an und für sich von der höchsten Wichtigkeit ist, sondern mich auch für die Topographie der griechischen Städte, deren Analogie ich immer im Auge behalte, wesentlich fördert. Sobald ich dies einigermaßen zu Ende gebracht habe, will ich mich noch mit dem Wesentlichsten aus der Geographie Mittelitaliens beschäftigen, um mir die Wohnsitze der Stämme, welche mit dem jungen Rom in Berührung kamen, anschaulich zu machen. Dazu habe ich im Institute alle Hülfsmittel und an Abeken einen Führer, der mir überall halbe Mühe erspart. Dafür lese ich mit ihm Pausanias. Bei Kestner soll ein Aristophanesabend eingerichtet werden. Außerdem arbeite ich für die Schriften des Instituts einige Kleinigkeiten aus. Ob ich einige specielle Zwecke für meine griechischen Arbeiten erreichen werde, kann ich noch nicht entscheiden; darunter verstehe ich besonders die Bekanntmachung der Handschriften und Handzeichnungen des berühmten Baumeisters San Gallo, der ungefähr 1460 Griechenland bereiste. Sie liegen in der Bibliothek des Palazzo Barberini, welche seit jenem berüchtigten Diebstahl schwer zugänglich ist. Vielleicht gelingt es mir doch noch, den Schatz zu heben, wovon ich mir für die Wissenschaft den größten Gewinn verspreche. Ob ich freilich in kurzer Zeit das Manuskript werde ausbeuten können, oder ob ich es Anderen überlassen muß, kann ich jetzt nicht beurtheilen, da die ganze Sache noch im weiten Felde ist. Auch in den Schätzen des Palazzo Chigi hoffe ich noch Einiges für Hellas zu finden.

An Victorine Boissonnet.

Rom, 8. Februar 1841.

Es war keine kleine Prüfung, daß ich gleich nach meiner Uebersiedelung zur Piazza Barberini dem römischen Fiebergotte anheimfiel, aber ich muß es dankbar anerkennen, daß ich so leicht und, was selten ist, ohne Rückfälle, davongekommen bin und nachdem mir noch einige Zeit lang eine Schwäche der Füße anklebte, jetzt

wieder frisch und gesund mich herumtummele. Und seitdem genieße ich Alles doppelt. Rom läßt sich nun einmal mit keiner Stadt der Welt vergleichen, und seine Größe läßt sich durch keine Beschreibung erreichen. Es will empfunden sein, welche Weihe Natur und Geschichte diesen sieben Hügeln mitgetheilt haben. Gerade jene Wunder, welche der Beschreibung am meisten Stoff geben und in den Itinerärs die meisten Seiten füllen, die Plätze, Paläste, Brunnen, die einzelnen alten Monumente und Kirchen sind es nicht, welche der Stadt ihren eigenthümlichen Reiz geben, die sind alle auch anderswo zu finden, und meist viel schöner — aber dies ungeheuere Ensemble in aller seiner Verwirrung, dies Gesammtbild von Alt und Neu, von Leben und Zerstörung, das wie eine aufgerollte Weltgeschichte vor Augen liegt, das ist das unbeschreiblich Große in Rom. Man steht auf dem Vulkane und fühlt unter den Füßen die dämonischen Gewalten, die ein Jahrhundert nach dem anderen hingestürzt; man fühlt das Leben der Menschheit wie sein eigenes Leben und erbebt vor dem Ernst der Geschichte. Und wie schließt sich diesem ernsten Bilde die Stadt, die Umgegend so würdig und feierlich an. Die ruhigen Formen der fernen Berge, deren Fuß in die unabsehbare Ebene wellenförmig ausläuft. Nirgends habe ich so sehr den verschiedenen Einfluß der Beleuchtung empfunden wie hier. Bei hellem Tageslichte läßt Rom kalt. Man freut sich, all das einzelne Schöne aus alten und mittelalterlichen Zeiten zu erkennen, zu verstehen und zu prüfen, man freut sich auch der Blicke auf das Gebirge, wenn im scharfen Lichte und Schatten sich die Abhänge der Albanerberge zeigen. Aber das Bild der Stadt selbst ist zu unruhig, es erscheint des Einzelnen zu viel, um einen Gesammteindruck zu haben. Aber wenn die Sonne hinter dem Janiculum und den Pinienwäldern von Villa Pamfili sinkt und ein dämmerndes Abendlicht sich über die Hügel des alten Roms und die Ufer des Tiber legt, dann hebt sich das Alte und Große, dann wachsen die Formen der Hügel und der großen Gebäude zu gigantischen Umrissen, das kleinliche Einzelne verschwindet, eine großartige Ruhe tritt in das Bild. Mein Lieblingsplätzchen ist der Hof des Kapuzinerklosters Bonaventura, auf dem Palatin. Dort steht ein Palmbaum und breitet in flachem Bogen seine Blätter über das schönste Bild aus, das je ein Menschenauge genossen hat. Dort habe ich oft mit Abeken halbe Stunden gestanden, wenn das Ave Maria von den Klöstern und Kirchen der benachbarten

Hügel läutete, und wir ſtanden und gingen ohne ein Wort ſprechen zu können, vom Eindruck dieſer Landſchaft überwältigt. Ganz andere Bilder wieder im Mondlichte, beſonders am Tiber, wenn man vom Ponte Siſto herüber und hinunter ſchaut; da bilden ſich aus den elendeſten Häuſern, die ſich hart am Ufer erheben, großartige Gruppen, über die ſich wieder in abgeſchloſſener, ſtiller, ſelbſtbewußter Pracht der Palazzo Farneſe erhebt — oder vom Ponte rotto die Tiberinſel — das Schönſte aber bleibt doch, in heller Nacht das Forum auf und ab zu wandeln. Dann iſt man nicht mehr auf dem campo vaccino, das Treiben des Tages iſt verklungen, die ſchmutzigen Hütten verſchwinden, die alten Gebäude beherrſchen wieder das Forum; die beiden Häupter des Kapitols, die Höhen von Araceli und von Monte Caprino, treten entſchiedener hervor, die Rückmauer und die Unterbauten des Senatorenpalaſtes, von den beiden Aufwegen eingefaßt, begrenzen den Raum des Forum und der Tempel; auf dem Palatin heben ſich die alten Kaiſermauern, und die Triumphbögen mit dem glänzenden Pflaſter warten auf einen neuen Pompeius.

9. Februar.

Was nächſt meinem Fieber mich am meiſten in meinen römiſchen Unternehmungen gehemmt hat, iſt das abſcheuliche Wetter. So groß hatte ich mir den Unterſchied doch nicht gedacht. Wir hatten entweder ſehr rauhe Tramontana oder trüben Scirocco mit vielem Regen. Während man in Athen auch die allerklarſten Tage bei dem Südweſtwinde haben konnte, iſt das hier ganz undenkbar, wie denn überhaupt die zu große Herrſchaft und Tyrannei der Winde ein Uebel des römiſchen Klimas iſt. Die eine Hälfte der Bevölkerung leidet bei der Tramontana, die andere beim Scirocco. Niemals iſt Alles zufrieden. Und ſo angenehm mir auch der letztere iſt, mit ſeinem warmen, weichen Hauche, einer geiſtigen Abſpannung kann man ſich doch nicht erwehren und iſt des Abends todtmüde. Iſt nun auch der römiſche Himmel nicht der griechiſche, der gerade in dieſen Monaten Alles, was der Menſch unternimmt, begünſtigt und verklärt, ſo hat man dafür ſchon das einzige, wahre Surrogat, das einer angenehmen, belehrenden und erfreuenden Geſelligkeit. Die wohl zu unterſcheidende Zweiheit von Abekens wirſt Du ſchon aus früheren Briefen erlernt haben. Der Prediger iſt ein Mann von viel Verſtand und Bildung, ein guter

Prediger und der belebendste Gesellschafter. Auch hat er die gute Eigenschaft, ein Pferd zu besitzen und solches gerne seinen Freunden zu Ausflügen in die Campagna zu geben. Sein Vetter ist vor allen Freunden hier mir der vertrauteste und liebste und der, dem ich am meisten verdanke. Der alte Legationsrath Kestner erweist uns viel Gutes. Er läßt sich gerne besuchen und zeigt dann immer gar schöne Sachen. Seine Zimmer sind voll schöner Gemälde und seltener kleiner Antiken, besonders Bronzen und Terracotten, und seine Mappen enthalten Sammlungen der interessantesten Portraitköpfe, die er nach dem Leben gezeichnet hat. So hat er auch unseren Ottfried Müller zum letzten Male gezeichnet. Heute zeigte er mir das Bild seiner Mutter in hohem Alter. Der Goethesche Briefwechsel ruht als ein herrliches Vermächtniß in seinen Händen. Ich weiß nicht, ob man die Ansicht der Verwandten billigen soll, welche seine Veröffentlichung verhindert. Goethe gehört in allen Stadien seiner Entwickelung dem deutschen Volke an.*)

Unser herrlicher Overbeck hat mir viel Freundlichkeit erwiesen. Neulich führte er mich in sein Studium, wo er mir eine kleine Skizze seines Frankfurter Bildes**) zeigte und erklärte. Er betrachtet es als das Hauptwerk seines Lebens, und es ist ja auch die ganze Fülle seiner Ueberzeugungen darin niedergelegt. Seine gedruckte Erklärung ist hier wie in Deutschland der Gegenstand vieler Beleuchtungen gewesen und die Veranlassung manches lieblosen Urtheils. Ich fühle ihm Alles, was er gesagt, tief nach, und stimme ihm von Herzen bei, wenn er gegen die jetzt so überschätzte Genremalerei auf christlichen Ernst der Kunst dringt; aber es thut mir leid, daß er zu weit gegangen ist und in einer Einseitigkeit, zu der so leicht eine lebendig ergriffene Ueberzeugung führt, ein Urtheil ausgesprochen hat, welches so leicht sich angreifen läßt und welches seiner eigenen Gesinnung eigentlich so fremd ist. Denn was gibt es Unchristlicheres und dem Geiste unserer Religion mehr Entgegenstehendes, als über eine ganze Zeit und Alle, die ihr angehören, ein Urtheil der Verdammung auszusprechen und ihre entschiedene Verachtung zu fordern? Aber man muß bedenken, es sind nicht die Worte eines Philosophen, der sich von jedem Aus-

*) Die Veröffentlichung, seit 1833 vorbereitet, erfolgte erst 1854.

**) Das für das Städelsche Institut bestellte Bild: „Triumph der Religion in den Künsten", dessen Gedanken Overbeck in einer besonderen Schrift erläuterte.

drucke Rechenschaft gibt, sondern eines für seine Sache begeisterten Künstlers, und Overbeck selbst würde, glaube ich, seinen Ausspruch nicht vertreten in allen seinen Konsequenzen. Seit dem Tode seines Sohnes lebt er ganz zurückgezogen und leidet selbst viel an den Nerven. Es ist gut, sagt er, daß man erinnert wird, daß man noch auf Erden wandelt. Er ist mit Bestellungen überladen und hat mehrere kleine Bilder fertig, eine Wiederholung des Hamburger Bildes im kleinen, den Tod Josephs in den Armen Christi, als Vorbild des Todes des Gerechten, und dann ein Madonnenbild. Hast Du wohl die Fresken unseres theueren Meisters gesehen in der Casa Bartholdi auf dem Monte Pincio?*) Wie schön ist der Verkauf des Joseph dargestellt, wie reich und lebendig die Gruppe! Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mich vor den Gemälden hier zu verschließen, um mich vor zu großer Zerstreuung zu bewahren, aber wer kann es durchführen? Doch beschränke ich mich sehr in diesen Genüssen und durchwandle nur selten, aber mit welcher Freude! die Säle des Palastes Borgheſe und des Vatikans.

Daß der Vatikan so entsetzlich weit ist, ist ohne Frage ein rechtes Uebel, zumal da ich einmal nicht vertragen kann, lange in Museen zu bleiben. Denn kein Zustand ist mir verhaßter, als jener Zustand der Abspannung, nach einer Reihe verschiedenartiger Kunstgenüsse, wo man sich immer noch zu neuer Empfänglichkeit zwingen will. Es ist doch eigentlich ein recht trauriges Princip, die Gemälde aus den Kirchen zu holen und in die Säle der Paläste zu bringen, wo sie neben vielen anderen sich gegenseitig stören. Wie bös würden auch die alten Meister darüber sein! Ich habe mir oft gewünscht, z. B. daß die Transfiguration noch in S. Pietro in Montorio wäre. Welch einen Genuß von Natur und Kunst hätte man dann auf jenem einzig schönen Platze beisammen, und wieviel tieferen Eindruck würde das Bild dort machen.

An die Eltern.

Rom, 20. Februar 1841.

Das Wetter ist fortwährend meinen römischen Wanderungen sehr hinderlich, sodaß ich noch immer mehr als ich wünschte auf den litterarischen Theil der römischen Alterthumskunde beschränkt

*) Jetzt in der Nationalgallerie in Berlin.

wurde. Auch habe ich für meine griechischen Studien Einiges gethan. Ein Aufsatz über die messenische Stadt Korone wird im Bullettino abgedruckt werden, sobald sich die Pressen des Instituts vom Karneval erholt haben. Der Eintritt in die Barberina ist mir vergönnt worden. Der Gewinn, welchen die Handzeichnungen des Meisters Antonio gewähren, freilich weit unter den gehegten Erwartungen; er kompilirte wahrscheinlich nur aus dem Journal des Cyriacus von Ancona, das Vorhandene zu sichten und mitzutheilen bin ich gerade beschäftigt. Auch die Vergleichung der italienischen Häfen, deren Untersuchungen jetzt sehr im Schwunge sind, mit ähnlichen Anlagen Griechenlands fördert mich. Endlich hoffe ich noch Einiges von den Sammlungen der Chigi.

Sonntag machte ich die erste weitere Wanderung in der Campagna nach Roma vecchia, Cecilia Metella und Tavolata mit Blessig, Hausmann und Hochstetter. Die Wanderung war sehr belehrend und erfreulich, aber ich mußte dafür büßen; denn nachdem ich Montags der Eröffnung des Karnevals und Abends einem Harfenkonzerte beigewohnt hatte, bekam ich Dienstag wieder einen Fieberanfall, freilich nur leicht und der unschuldigsten Art, sodaß ich schon gestern wieder ausging. Schlimmer fast als das Fieber selbst ist das viele Chinin. Der Arzt räth, sobald das Wetter sich macht, auf einige Tage ins Albanergebirge zu gehen, was sehr leicht zu bewerkstelligen ist.

An die Eltern.

Rom, 16. März 1841.

Ein herrlicher Frühlingstag ging mit der Sonne des 7. März über Rom auf. Ich hatte zu diesem theueren Tage*) schon lange die nächsten meiner Freunde eingeladen. Wir hatten einen Wagen nach Albano bestellt und fuhren in der Frühe des Morgens aus der Porta S. Giovanni dem blauen Albanergebirge zu; Abeken, Hochstetter, Hausmann, Busse, ein wackerer Kupferstecher, im Wagen, Blessig begleitete uns zu Pferde. Rechts von der Straße, welche am Fuße des Albanergebirges mit der Via Appia zusammenfällt, liegen die Ruinen von Bovillae, von denen die wichtigeren Reste im Vorbeigehen archäologisch, architektonisch und malerisch, je nach den verschiedenen Talenten der Mitglieder, behandelt wurden. Dann

*) Des Vaters Geburtstag.

stiegen wir zu den Höhen hinan und erreichten das Städtchen Albano, das am Abhange jenes wunderbaren Vulkans liegt, des römischen Vesuvs, der hier in Urzeiten aus den Fluthen des Meeres auftauchte und jetzt vereinzelt im Meere der Campagna dasteht, Asche und Lavaarme wie Wurzeln und Fasern nach allen Seiten ausbreitend. Nach einem kleinen ländlichen Festmahle, bei dem des theueren Vaters Gesundheit in vino delle grotte kräftig getrunken wurde, stiegen wir von Albano höher das Gebirge hinan. Mit jedem Schritte breitet sich herrlicher die Campagna aus mit ihrem Rom, ihren grünen Wellenhügeln und unabsehlichen Monumenten und Aquädukten, und daneben das große blaue Meer, mit fernen weißen Segeln, das ich mit Entzücken wieder begrüßte. Wenige Schritte weiter und man tritt an den Rand des hier einst zusammengestürzten Vulkankegels, Meer und Campagna verschwinden, und man hat zu seinen Füßen einen stillen, dunkeln Waldsee. Die steilen Ufer rings umher von wildem Gestrüpp verwachsen, die sich in der stillen Fluth spiegeln, gegenüber, wo sich des alten Vulkans Krater am höchsten erhalten, der Monte Cavo, auf dessen Abhang einst Albalonga sich gemächlich lagerte, gegen des Sees Anschwellung durch abgeschroffte Felsabhänge geschützt. Jetzt steht dort ein Kloster in ernster Einsamkeit. Ein unvergleichlich poetischer Platz, schön durch sich selbst, schöner noch durch den plötzlichen Gegensatz, in der Geschichte der Natur wie der Menschheit gleich denkwürdig. Dies war der See, der abgeleitet werden mußte, wenn Veji fallen sollte, und noch heute steigt man in den felsgehauenen Kanal hinein, durch den die alten Römer das Wasser durch das Gebirge in die Campagna führten. Die Rückkehr nach Rom war unvergleichlich. Der Mond wanderte durch die Arkaden der dem Wege folgenden Wasserleitung neben uns hin. Wir waren alle von des Tages Schönheit tief ergriffen. Die Freunde nahmen an der Feier den innigsten Antheil.

Außer meinen Umzügen in der unermeßlichen Stadt, die natürlich des Tages größere Hälfte in Anspruch nehmen, beschäftigt mich zu Hause das Studium der italienischen Sprache, in der ich jeden Morgen mit einem Römer lese und schreibe. Meine hauptsächlichste Lektüre aber ist Niebuhr, in dessen Forschung mich einzuleben ein Hauptgewinn meines Aufenthaltes hier sein wird. Auch habe ich eine Zusammenstellung griechischer Inschriften begonnen, deren Bearbeitung freilich vielfach unterbrochen wird.

Mittwoch. Heute Nachmittag war ich mit Abeken und Hochstetter im Tullianum, einer der ältesten erhaltenen römischen Bauten, am und eigentlich im Fuße des kapitolinischen Berges, oberhalb des Forum, einst der innerste Theil des römischen Gefängnisses, in dem die Catilinarier endeten und Jugurtha verschmachtete. Ein schauerlicher, gräßlicher Ort. Man hat neuerdings viel darüber geredet. Forchhammer aber hat die ganz neue Ansicht aufgestellt, es sei ursprünglich ein Brunnenhaus gewesen, wie dies auch der Name besage, der ganz falsch auf Servius Tullius gedeutete. Es ist dies eine von den Sachen, die Forchhammer mit glücklichem Scharfblicke getroffen hat. Wir haben heute Alles recht gründlich mit unserem Baumeister untersucht, man sieht deutlich, daß Petrus nicht erst während seiner Haft die Quelle dort hervorgerufen hat, sondern daß diese die ursprüngliche Veranlassung des ganzen durch ein flaches Gewölbe in zwei Stockwerke getheilten Quaderbaues ist; freilich kostet es die Kirche ein Hauptwunder. — Donnerstag Morgen. — Gestern Abend hatte uns Kestner bei sich versammelt zu Ehren Gerhards; wir waren sehr vergnügt. In Kestners schönen, mit alter und neuer Kunst geschmückten Zimmern ist es Einem immer sehr wohl. Blessig hatte ein Gedicht auf Gerhard gemacht. Wir tranken auch auf Karl den Großen, den Vorgänger der nach Rom strebenden, wandernden, erobernden deutschen Jugend. Die Steinplatte im St. Peter, auf der knieend Karl die römische Kaiserkrone empfing, betrachtet man doch mit Rührung. Es ist mir überhaupt ein ganz besonderer Genuß, in den Kirchen die verschiedenen historischen Monumente alter Zeiten zu durchmustern, besonders die Grabmonumente mit ihren oft ganz vortrefflichen Inschriften. Kaiser und Fürsten geistlichen und weltlichen Standes, Ritter, Künstler und Gelehrte, die wie der berühmte Platina in Sa. Maria Maggiore auch im Grabe noch um ungestörte Ruhe bitten, reden da den sinnend Weilenden an in kurzer, ernster Sprache. Rom nahm von jeher flüchtige, durch Wahl oder Zwang ihres Thrones verlustige Fürsten gastfreundlich bei sich auf, wie jetzt neuerdings die Königin von Spanien und Don Miguel, mit dem ich häufig zusammengetroffen, so vor Zeiten die Königin von Schweden, die Königin von Cypern, die Königin von Bosnien, die ein einfacher Leichenstein in Araceli deckt. In derselben Kirche, welche auf dem Platze der römischen Akropolis steht, ist die vortreffliche Kapelle von Pinturicchio mit dem Leben des heiligen Bernardino von Siena,

in Fresko dargestellt. Welch eine schöne Sitte jener Zeiten, die Seitenkapellen der Kirchen so ausmalen zu lassen! Aehnlich ist in S. Clemente die Kapelle des Masaccio mit dem Leben der heiligen Katharina, welche jedoch durch spätere Ueberarbeitung noch mehr als jene gelitten hat und nicht zu vergleichen ist mit der Masaccio-kapelle in Sta. Maria del Carmine in Florenz.

Wanderungen in den Albanerbergen.

Das liebliche Frühlingsfest der Annunziata rief diesmal alle wanderlustigen Römer hinaus zum Jahrmarkte von Grotta Ferrata. Im vorigen Jahre war durch den wunderlichsten Anachronismus, dessen sich die Altbürger Roms erinnern, das ganze Fest verschneit worden. Diesmal dagegen strahlte die Welt im schönsten Frühlingswetter, dessen Dauer eine milde Tramontana verbürgte. Alle Posti in den Frascatanerwagen waren schon Tags zuvor in Beschlag genommen und in aller Frühe des Tages war die Straße mit Wagen und Pferden bedeckt, als wolle Rom, des alten Platzes, den es seit 2600 Jahren behauptet, müde, in seine ursprüngliche Heimath, die Berge Albalongas, zurückkehren. Mich führte ein glücklicher Zufall mit Dr. Heise in dieselbe Vettura, in der wir gegen 9 Uhr in Frascati anlangten. Nur die Privatfuhrwerke lenkten vorher in den direkten Weg nach Grotta Ferrata ein. Wir dagegen, lustig der Wagenhaft entsprungen, wanderten durch Frascati durch die heute sämmtlich geöffneten Villen den schönsten aller Wege dem Jahrmarkte zu. War auch das junge Laub nur im ersten Aufsprießen, so boten doch Lorbeerbäume und Steineichen Grün und Schatten genug, und die anderen Bäume sahen in ihren Blätterknospen schon gar lieblich aus. So malt Raphael auf den Hintergründen seiner heiligen Bilder die Bäume stets im ersten, zartesten Grün. In den hohen Alleen, welche zum Kloster hinaufführen, wogte das bunte Landvolk durch einander. Auf den Wiesen umher war der Viehmarkt; die feineren Waaren standen in den Höfen der Gebäude feil. Mit Mühe gelangten wir in die Kirche und von dieser in eine Seitenkapelle, welche Domenichino mit Freskogemälden geschmückt hat, die ihres Verdienstes halber und wegen ihrer vortrefflichen Erhaltung Aufmerksamkeit verdienen. Sie stellen die Geschichte des Klosters dar.

Zu Ende des 10. Jahrhunderts, da die Klöster des südlichen Italiens von den Sarazenen, den Herren Siciliens, unaufhörlich

zu leiden hatten, zog der fromme Nilus sich mit seinen Mönchen nach Gaëta zurück, wo ihn Otto III. traf und nach Rom einlud. Nach des Kaisers frühem Tode erhielt Nilus für sich und seine Klosterbrüder dies schöne Land von den Grafen Tusculums, wo sie die nach der verschlossenen Grotte, in der ein Marienbild ruht, genannte Abtei bauten. Die Begegnung des Kaisers und des Abts ist der Gegenstand des einen Hauptbildes. Im kaiserlichen Gefolge hat Domenichino seine eigenen Züge und die seiner Kunstgenossen Guido und Guercino verewigt. Die anderen Fresken stellen einzelne Wunderthaten des Heiligen dar. Unter anderem sieht man den Aufbau des Klosters. Nilus ist beschäftigt, des Architekten Plan zu mustern, als einige Säulen des Hofes zu wanken beginnen und vielen Arbeitern Verderben drohen. Auf des Heiligen Wink bleiben sie jedoch in einem Winkel von 10 Graden stehen. Die griechische Abkunft des Klosters kündet sich noch in vielen byzantinischen Ueber- und Inschriften an, auch bewahrt die Bibliothek griechische Handschriften von Werth. Die angeschriebenen Sprüche sind nicht nur den Mönchen, sondern selbst den Antiquaren Roms unverständlich geworden. Ueber dem Eingang steht: „Wenn ihr zu dieses Hauses Thor eintreten wollt, müßt ihr verbannen eitler Sorgen Trunkenheit, auf daß euch drinnen euer Richter gnädig sei.“ Verschiedene Reste alter Skulptur beweisen, daß auch die Alten diesen schönen, wasser- und baumreichen Abhang des Gebirges zu Landsitzen benutzt haben. Doch ist die Meinung, daß Ciceros tusculanische Villa hier gelegen habe, neuerdings mit Recht widerlegt worden. Da er mit den Tusculanern wegen der Bewässerungsgräben im Proceß war, wie er selbst in seinen Briefen erwähnt, kann sein Landsitz nicht so entlegen gewesen sein.

Des Staubes und Getümmels müde, gingen wir gegen Mittag auf einsamen Pfaden oberhalb des Klosters nach Frascati zurück, wo alle Wirthshäuser und Kneipen so überfüllt waren, daß wir mit Mühe vor dem Thore in der Osteria al Buon Gusto ein Plätzchen fanden, um etwas Brod, Schinken und Wein zu genießen. Wir deklamirten gerade auf das kräftigste Goethe und Horaz, als ein Schwarm deutscher Herren und Damen in unseren Schlupfwinkel eindrang. Es waren Webers und die Klenzische Familie aus Neapel. So fand ich nach langen Jahren zum ersten Male wieder hier im Buon Gusto in Frascati Lübeckische Frauen. Auch Dr. Wagner, der nie fehlt, wo guter Wein ist, stellte sich ein. Gegen Abend

sahen wir von dem hohen Balkone der Villa Aldobrandini die Wagen im Wettlaufe gen Rom heimkehren. Blessig und ich übernachteten bei einem Frascataner, nachdem wir zum nächsten Tage mit Webers, welche auch auf mehrere Tage bleiben wollten, eine Eselexpedition auf die Höhe des Gebirges verabredet hatten.

In aller Frühe waren wir schon beritten und steuerten auf den kegelförmigen Gipfel zu, welcher die ganze Gegend beherrscht. Von dem äußeren Höhenrande, in dem auch Frascati liegt, steigt man in eine Hochebene hinab, welche die mittleren höchsten Gipfel umgibt. Steil führt dann der Weg nach Rocca di Papa hinauf, dem höchsten, weit sichtbaren Städtchen des Gebirges, in dem Niebuhr die Burg von Albalonga erkennen wollte; durch die schönsten Waldwege gelangt man an die Wurzeln des höchsten Kegels des Monte Cavo. Die Ebene unter ihm nennt das Volk nach alter Sage Campo d'Hannibale. Ein uralter Fahrweg führt noch heute den Wanderer auf die Höhe, wo die Latiner ihre Bundesopfer dem Jupiter darbrachten; in den Peperinstücken des Klosters liest man noch die Buchstaben N. V.: „Numinis via". Der Gipfel, der gewiß durch Kunst geebnet ist, trägt jetzt ein Kloster der Passionisten. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön, wie sich von einem Gipfel erwarten läßt, der so entschieden sich inmitten einer so großartigen Ebene erhebt. Erst zu den Füßen die Gruppen des Gebirges mit den stillen Seen und Seethälern; dann das ganze ungeheuere Tiberthal mit den begrenzenden Bergen, über welche wieder die Hauptkette des Apennins mit Schneehäuptern ragt. Sardiniens Berge wollten sich nicht zeigen, desto deutlicher aber das Vorgebirge der Circe, das ich freudig begrüßte, inselgleich, wie es die Dichter sahen. Inmitten der Hochebene steht eine stattliche Buche, eine seltene Erscheinung unter diesen Sternen. Vom Bundestempel Latiums liegen die großen Travertinquadern traurig umher. Man konnte noch die Mauern der Cella und die Säulenstellung verfolgen, als im Jahre 1783 Heinrich Stuart, Herzog von York, Kardinalbischof von Frascati, bei Wiederherstellung des Klosters die heiligen Tempelreste mit vandalischem Fanatismus zerstörte. Auf abschüssigen Pfaden stiegen wir auf der anderen Seite vom Gipfel herab, nach dem kleineren der beiden noch erhaltenen Seen, dem Lago di Nemi. Der Weg ist hier, wie im ganzen Gebirge, von schönster Mannigfaltigkeit. Bald reitet man zwischen grünen, blumigen Wiesen, bald im Walde zwischen ernsten Steineichen,

bald in Hohlwegen zwischen hohen Lavawänden; besonders bei Nemi sind ungeheuere Felsblöcke von Lava. Nemi, das alte Nemus, von dem heiligen Haine der Diana so genannt, welche hier wie in Tauris mit blutigen Menschenopfern gefeiert wurde, liegt hoch am Rande des Sees, der ein freundlicheres, milderes Ansehen hat, als der Albanersee. Reizend ist der Blick auf das gegenüberliegende Genzano, besonders von der schönen Laube im Garten Praschi, wo wir frühstückten. Mit dem Tempel und seinem greulichen Dienste zerfiel der Ruhm des alten Nemus, nach gewöhnlichem Wechsel war es im Mittelalter eine Ritterburg der Frangipani. Jetzt liegt zwischen den verfallenen Bergmauern ein freundliches, heiteres Landstädtchen; vor allem diesem Wechsel aber und vor aller Geschichte erhob sich dort, wo jetzt der See so still und ruhig glänzt, ein feuerspeiender Bergkegel, von dessen Kräften noch heute die weit verstreuten Lavafelsen und Aschenhügel zeugen. Nach einigen ruhigen Stündchen brachen wir von unserem lieblichen Sitze auf und kehrten über den Fuß des Monte Cavo nach Frascati heim. Abends wurde mit Webers gelesen und geplaudert.

Sonnabend wollten die anderen Freunde nachkommen, Abeken, dem das Fieber wieder hart zugesetzt, Hochstetter und Hausmann, der uns zur Feier eines mütterlichen und brüderlichen Geburtstages auf diesen Tag zu Gast geladen hatte. Wir benutzten den Nachmittag, um durch die Aldobrandinische Villa und die Rufinella nach der alten Burg von Tusculum zu steigen. Erinnerungen alter Zeiten knüpfen sich an diese ehrwürdige Stelle. Ein halbes Jahrtausend vor Rom, erzählt die altverbreitete Sage, gründete ein Sohn des Ulysses und der Circe hier eine feste Stadt; der Name bezeugt etrurische oder wohl wahrscheinlicher tyrrhenische Abkunft. Dann soll es zur Blüthezeit Albalongas dieser Stadt unterthan gewesen sein, bis es sich nach dessen Zerstörung unter eigenen Gewaltherren so glänzend erhob, daß Tarquinius seine Herrschaft nicht besser stützen zu können glaubte, als durch Verschwägerung mit Mamilius, Tyrannen von Tusculum; zu ihm flüchtete auch der Vertriebene und brachte ein Heer gegen Rom in Bewegung, dasselbe, welches an den Wurzeln der tusculanischen Berge beim See Regillus geschlagen wurde. Ein See, der freilich entwässert wurde und daher als See nicht mehr vorkommt, wahrscheinlich die heutige Valle di San Isidoro. Später lebten Rom und Tusculum in so brüderlicher Eintracht, daß auf die bloße Nachricht vom Aufstande

des Herdonius der damalige tusculanische Diktator Lucius Mamilius ungerufen den Römern zu Hülfe kam, um das Kapitol wieder zu gewinnen. Ebenso vertheidigten die Römer wieder ihre Bundesstadt gegen die Aequer, welche von den Bergen herüber kamen und am Algidus gelagert die Aecker Tusculums oft verwüsteten. Wie dies Verhältniß sich änderte, in welchen Veranlassungen Tusculum sich den latinischen Städtevereinen gegen Rom anschloß, läßt sich in der Ferne der Zeiten nicht ermessen; genug, es theilte das Schicksal der Unterworfenen, aber in Andenken alter Freundschaft blieb es auch als Municipium vorzugsweise begünstigt. Später tauchte die Stadt nur bei einzelnen Gelegenheiten wieder auf, wie da Hannibal auf der latinischen Heerstraße gegen Rom ziehend vor den Thoren Tusculums vergebens Einlaß verlangte. Gegen die Kaiserzeiten hin beginnt es dieselbe Rolle zu spielen, die es bei veränderten Mitteln und Geschmacke noch jetzt spielt, ein Landstädtchen, von prächtigen Villen umgeben, welche den reichen Geschäftsmännern Roms im Sommer Schatten, Bergluft und Muße gewährten. Im Mittelalter gab die alte Burg einem Grafengeschlechte Sitz und Bedeutung, welche durch treue Anhänglichkeit an die deutschen Kaiser und stete Fehden mit Rom sich auszeichnete. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts beugte es sich unter den römischen Stuhl, und die Ringmauern der Burg wurden so gründlich niedergerissen, daß was von Alterthümern vorhanden ist, dem alten Tusculum angehört. Die Königin von Sardinien ist die Besitzerin und hat auch hier bedeutend graben lassen. Von Canina, ihrem Architekten, wird dieser Tage ein ganzer Foliant über Tusculum erscheinen. Die Akropolis der alten Stadt, welche viele griechische Erinnerungen in mir belebte, ist die Felskuppe des von Frascati sanft absteigenden Berges, durch natürliche Abhänge fest. In diesen Felswänden sieht man noch manche Spuren der ältesten Bewohnung, das Wichtigste ist ein mannshoher, gewölbter, mit Peperinquadern ausgemauerter Kanal, der 200 Schritte in den Berg hinein zu verfolgen ist. Vor demselben aber ist eine viereckige Kammer, in der, wie es scheint, das Wasser des Kanals sich sammelte. Sie ist durch gegen einander gestemmte, zugeschnittene Steinblöcke spitzbogenförmig überdeckt. Das gleichzeitige Vorkommen der beiden Arten von Ueberdachung ist eine zur Widerlegung einseitiger kunsthistorischer Theorien wichtige Thatsache. Außerdem möchten nur noch einige im Felsen ausgehauene Gräber

und Nischen und die alte Straße, von der bedeutende Stücke unversehrt erhalten sind, der selbständigen Zeit Tusculums angehören. Aus der römischen Zeit sind bedeutende Ruinen vorhanden, vor allem ein, wenn auch kleines, doch sehr vollständiges Theater, das sich aus den letzten Nachgrabungen erhalten hat, nachdem schon die früheren, von Lucian Bonaparte veranstalteten, werthvolle Statuen hier gewonnen hatten.

Gleich nach der Rückkehr von den Albanerbergen schrieb ich das Obige nieder, geliebte Eltern, aber in der Unruhe und unter den vielen Ansprüchen des römischen Lebens brachte ich es nicht zu Ende, darum hier nur kurz ein Abriß von den folgenden Tagen. Am Sonntage machten wir einen herrlichen Ritt nach dem Emissare des Albanersees, Kastell Gandolfo und dann über Albano hin nach dem schönen Aricia, das mit demselben Namen wie zu der ältesten Zeit am Rande seines trockenen Seethales liegt. Webers bewirtheten hier die deutsche Jugend, die sich an diesem Tage in einer Anzahl von zehn um sie versammelt hatte. Auf der Rückkehr wandten wir uns oberhalb Albanos rechts und ritten über Palazzuolo an der Burg von Albalonga hin, nach Frascati zurück. Montag war regnicht. Abeken und ich wollten uns nicht nach Rom hineintreiben lassen und führten in stiller Zweisamkeit ein angenehmes Hausleben fort, wobei wir Properzens letzte Elegie übersetzten. Dienstag gingen wir nach Monte Porzio, dem freundlichen Städtchen, das einem Cato seinen Namen zu verdanken scheint. Nachmittags besuchten wir noch einmal Tusculum und genossen bei Sonnenuntergang eine wunderbare Aussicht über Gebirge und Ebene.

Mittwoch verließen wir unser liebes Städtchen und zogen selbander auf kleinen Pferden quer durch die Campagna, durch das Thal, das einst der Regillussee bildete, und über Burg und Tempel des alten Gabii in das Sabinergebirge nach Tivoli. Beim schönsten Wetter umwanderten wir die Schlucht des Anio, dem der jetzige Papst, um das Städtchen sicher zu stellen, ein neues Bett gab, von dem er schäumend in die Tiefe fällt; andere Arme stürzen von den Seitenwänden als Kaskatellen zwischen immergrünem Dickicht herunter. Unter denselben stand ein Wald von Blüthenbäumen, da liest sich der Horatius gut. Auch besuchten wir die Villa des Mäcenas, zu der man noch heute auf demselben Pflaster geht, auf welchem die alten Poeten zu dem Tische ihres Gönners

wallfahrteten. Den Sonnenuntergang sahen wir vom Dache der Villa d'Este, der prächtigsten Villa, die je im Rokokostile ausgeführt ist. Unter ihren Cypressen dichtete Ariost. Jetzt ist Alles öde, verwachsen und verfallen. Am anderen Tage wanderten wir durch die Villa Hadrians, eine Welt von Ruinen, von denen leider die Kasematten der Prätorianer und nicht Akademie und Lyceum am besten erhalten sind. So kehrten wir den Abend des 1. April auf der Via Tiburtina heim. Unterwegs sieht man die Travertinlager, die der Fluß absetzt. Abeken wie mir hat die Bergluft ungemein wohlgethan; ich habe keine Spur von Fieberdisposition.

Die stille Woche habe ich nie in solcher Unruhe zugebracht, das hat sein Unheimliches. Man ist jetzt fast die ganzen Tage beim Papste zu Gaste. Der Moment des Segensspruches hat etwas Gewaltiges, ihm folgte die Fußwaschung und Bewirthung der Pilger. Heute Abend Lamentationen von Palästrina und nach erloschenen Lichtern das Miserere von Allegri. Wenn man so etwas festhalten könnte!! Auch die Gestalten des Michelangelo sahen unvergleichlich großartig aus beim hereinfallenden Abendlichte. Erhabeneres hat die Kunst nie geschaffen, als diese Sibyllen und Propheten.

Am Morgen des Charfreitages um 7 Uhr schließe ich diesen Brief, theuere Eltern, um nach unserer stillen Kapelle hinaufzuwandern und dort in einfachem Gottesdienste den Tod des Gekreuzigten zu feiern. Im St. Peter bleibt das Herz todt. Montag halten wir Kommunion. Mein protestantisches Bekenntniß war mir nie lebendiger als hier in Rom.

Heute über acht Tage werde ich wahrscheinlich der ewigen Stadt mit Thränen Lebewohl sagen, dem herrlichen, gemüthlichen Rom! Nur der Gedanke, daß ich zu Euch eile, tröstet mich für manche schwere Entsagung.

Sonnabend Morgen. Gestern Morgen um 8 Uhr vereinigte sich das protestantische Häuflein auf dem Kapitol. Nachher gingen wir in die Sistina, wo die päpstliche Kapelle in diesen Tagen ihre Triumphe feiert. Die Passionsmusik von Palästrina hat mich sehr erfreut, über Alles aber gehen die Improperien, die Vorwürfe, die Christus seinem undankbaren Volke macht. Es ist das Höchste von herzzerschmelzenden Harmonien. Außer der Sistina merkte man Nichts von Festtag. Alle Werkstätten in voller Thätigkeit, während am geringsten Marienfeste Alles feiert. Gestern Abend war Vor-

zeigung der Reliquien in St. Peter. Heute war ich im Lateran, wo Juden und Türken getauft wurden, dann in Villa Massimi, welche Koch, Schnorr und Overbeck mit wunderschönen Freskobildern geschmückt haben. Morgen hat uns der Prediger Abeken zu Tisch zu sich geladen; er reist binnen kurzem nach Deutschland.

An die Eltern.

Venedig, 2. Mai 1841.

Ich habe hier schon interessante, lehrreiche Tage verlebt. Ich wohne in einem Hause, welches am Ende der Riva degli Schiavoni liegt und den ganzen schönen Quai, die Piazzetta, den Dogenpalast, die schönsten Kirchen und Inseln der unvergleichlichen Stadt beherrscht, sodaß ich des Morgens beim Erwachen mir jedesmal die Augen reibe und von Feengebäuden zu träumen wähne. Denn soviel man auch von Venedig hört von Kindheit auf, man kann es sich doch nicht so phantastisch, so außerordentlich, so schön denken, wie es wirklich ist. Mit Dr. Stieglitz*) und einem elsässer Freunde habe ich heute eine Gondeltour gemacht. Wir sahen S. Giorgio maggiore, S. Redentore, Palladios Meisterwerk mit unaussprechlich schönen Giovanni Bellinis, S. Sebastino mit dem schönsten Bild des Paolo Veronese, den man erst hier würdigen kann. Dann fuhren wir zusammen nach dem Lido hinaus, dem ursprünglichen Ufersaum, welcher jetzt, in verschiedenen Inseln lang sich hinziehend, Lagune und offenes Meer trennt, und heimkehrend sahen wir uns noch das Kloster der Armenier an, das auf kleiner Insel einsam liegt. Abends wandelte ich mit den Freunden auf der Piazza und der Riva, wo ganz Venedig auf und ab wogte, während draußen die Lichter der Gondeln zauberhaft schwankten. Gesang und Zitherspiel schallt aus allen Ecken. Morgen früh gehe ich wieder auf die Bibliothek, wo der liebenswürdige Abbate Betis mit größter Bereitwilligkeit mir Alles zu Gebote stellt. Wenn es mein Zweck sein könnte, über das Mittelalter, und zwar das fränkische Mittelalter, im Archipelagos zu sammeln, so wollte ich in sechs Monaten das interessanteste Buch zu Stande gebracht haben. Ueber das Alterthum finde ich freilich wenig Notizen in den zahlreichen Relazioni über die einzelnen Inseln. In der Manuskripten-

*) Der Schriftsteller Heinrich Wilhelm August Stieglitz, 1801—1849, der sich damals in Venedig niedergelassen hatte.

sammlung der Familie Correr habe ich ein Schriftchen über Athen gefunden, das interessante topographische Notizen enthält, wichtig für die Restauration der Giebelfelder des Parthenon. Griechische Skulpturen habe ich in Venedig viel mehr gefunden, als ich erwartet hatte, sie sind zum Theil wenig bekannt und doch der Aufmerksamkeit werth. Große Freude hat mir die Anschauung eines weiblichen kolossalen Kopfes gemacht, der ohne Zweifel in die Giebelgruppen des Parthenon gehört; er ist im Besitze des Herrn Weber.*) Die meisten Reisenden sind natürlicher Weise von den Werken des Mittelalters und der späteren Zeiten so in Anspruch genommen, daß sie jene griechischen Alterthümer Venedigs nicht recht würdigen. Auch wollen diese aufgesucht sein.

Dr. Stieglitz lebt schon zwei Jahre hier, ist sehr zu Hause in der Geschichte der Stadt und erzeigt mir viele Freundschaftsdienste.

An die Eltern.

München, 17. Mai 1841.

Mein Aufenthalt in Venedig verlängerte sich ohne meine Schuld. Eine nächtliche Gondelfahrt zog mir eine kleine Erkältung zu, welche mich bis zum 12. Mai dort festhielt. Dann reiste ich in zwei Tagen, um Padua und Vicenza zu sehen, nach Verona. Dort benutzte ich den 14. Mai, um in Begleitung des unermüdlich gefälligen Grafen Orti die Alterthumsschätze der Stadt zu mustern, und setzte mich dann gegen Abend in den Courierwagen. Sonnabend Morgen waren wir schon in Bozen, um Mitternacht hielten wir gerade vor dem Posthause auf der Höhe des Brenners, und am Sonntag in aller Frühe fuhren wir in Innsbruck ein. Dort blieb ich nur wenige Stunden, und abermals 24 Stunden führten mich auf bekannter Straße über den Zirlberg, Mittenwalde, Partenkirchen heute früh nach München, wo ich Rasttag mache.

Ihr könnt Euch denken, wie seltsam ein so plötzlicher Uebergang aus Italien nach Deutschland auf mich wirken mußte. Noch zogen meine Gedanken unwillkürlich nach der Zauberstadt Venedig und lebten in der poetischen Schönheit des Markusplatzes, noch stand aus letzter Anschauung die schöne Piazza Bra von Verona mir vor Augen, wo an der einen Seite das riesige Amphitheater

*) Er kam später in den Besitz der Familie des Grafen Laborde in Paris.

in dunkler Stille Wacht hält, auf der anderen in glänzend erleuchteter Reihe die Eisbuden ihre Schätze ausstellen, die bunte Welt sich in langen Zügen in der Abendkühle ergeht, unter unaufhörlichem Zitherspiele und Gesang, alles heitere Lebenslust athmend — und nun auf einmal, nachdem das südliche Tirol, das den immer schroffen Gegensatz einigermaßen vermittelt, in einer Nacht durchflogen ist, die Bierprosa von Alt-Bayern. Mir wurde ganz bange zu Muthe, wie ich zum ersten Male in Partenkirchen in eine solche Bierkneipe trat und die unendlichen Tische mit all den ernsten, feierlichen Gesichtern besetzt sah, welche bei ihrem Maße Bier und ihrer kurzen Pfeife dasitzen, als wären sie von Amts wegen dazu bestellt. Freilich treten auch die erfreuenden Seiten des Uebergangs von Italien nach Deutschland gleich hervor, offene Redlichkeit und Bescheidenheit, Eigenschaften, denen ich gewiß alle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Morgen werde ich Münchens Kunstschätze zu mustern anfangen, denn so sehr ich auch ohne Aufenthalt zu Euch eilen möchte, so hielt ich es doch für Unrecht, zum zweiten Male München zu sehen, ohne rechten Gewinn an Geschmack und Kenntnissen mitzunehmen.

Heute Vormittag denke ich erst einige Stunden der Glyptothek zu widmen und dann Schubert und Thiersch zu besuchen. Durch Ersteren hoffe ich auch Schellings Bekanntschaft zu machen. Ich habe schon manche alte Freunde hier wiedergefunden, andere hoffe ich noch zu finden, und manche neue Bekanntschaft zu machen, sodaß ich bei dem hiesigen Reichthum an alter und neuer Kunst einige recht gewinnreiche Tage zu verleben hoffe. Keinesfalls mehr als acht, sodaß ich von heute an in vierzehn Tagen bei Euch sein kann.

An Heinrich Kruse.

Lübeck, 12. Juli 1841.

. . . . Jetzt arbeite ich an meiner Dissertation „de portubus Athenarum“ mit einem neuen Plane der Häfen. Ich suche darin der alten Burg Munychia ihren rechten Platz zu geben, die Häfen selbst richtig zu ordnen, die physische Konstruktion des ganzen Hafengebietes und die verschiedene Eintheilung und Bewohnung desselben in den verschiedenen Epochen darzustellen. Ich gäbe was darum, wenn die dumme Dissertation fertig wäre und ich an meine größere topographische Arbeit gehen könnte. Was ich

bis jetzt litterarisch geleistet, findest Du im Bulletino der letzten Jahre. Dieser Tage fand ich unter meines verstorbenen Bruders Kollegienheften ein nach Niebuhr geschriebenes über alte Geographie. Mir ist, als hätte ich einen Schatz gehoben. Ich brüte oft über einzelnen, göttlich hingeworfenen Wortbrocken des unsterblichen Mannes. Wenn ich dem meine Anschauungen über griechische Staaten und Städte hätte vorlegen können! Niebuhr ist mir in der Wissenschaft das Ideal, das aber mehr mein ganzes Herz erfüllt mit Sehnsucht und Wehmuth, als daß es mir wie ein erreichbares oder nahbares Ziel vor Augen stände. Nun, was hilft's! ich will ruhig fortarbeiten. Jedenfalls fühle ich, daß ein ganz anderes Leben in meine Alterthumsforschung hineingekommen ist. Meine hellenischen Anschauungen sind wie klare Bächlein, mit denen ich das Feld meiner Philologie frisch und grün erhalte. Ich interessire mich jetzt so menschlich für alle das Leben der Alten in Natur und Kunst betreffenden Fragen.

Drittes Kapitel.

Berlin 1841—1856.

Georg Curtius an seine Eltern.

Berlin, 16. Oktober 1841.

Wir benutzen die erste Post, Euch von unserer glücklichen Ankunft und häuslichen Niederlassung Kunde zu geben.

Verabredetermaßen traf ich Ernst in Hamburg an der Post. Wir hatten noch Zeit, uns in einem Pavillon mit Speise und Trank zu stärken, und bestiegen erst um 3 Uhr die preußische Post, die mit Passagieren und Gütern ungewöhnlich besetzt war. Wir kamen daher sehr langsam vorwärts, und namentlich dauerte es auf den Stationen immer sehr lange, bis wir fortkamen. Unsere Gesellschaft war sehr mittelmäßig, ein gebildetes Judenpaar, ein in England bereister Kaufmann, ein schweigender Student. Ernst erregte durch seinen Feß sowohl in Hamburg wie im Postwagen große Sensation. Donnerstag erst, um 12 Uhr Vormittags langten wir hier an und fuhren, nachdem wir unsere Sachen glücklich aus dem Gewirr gerettet hatten, zu Wattenbach,*) der schon am Morgen für uns Kaffee gekocht hatte. Den Nachmittag gingen wir auf das Suchen aus und fanden endlich ein sehr passendes Logis neben meiner früheren Wohnung (Dorotheenstraße 41, 3 Tr.). Es besteht in

*) Der Historiker Wilhelm Wattenbach (1819—1897) gehörte mit seinen Schwestern Sophie (1808—1866), Caroline, der Gattin von Johannes Classen, und Cäcilie (1815—1883), seit 1831, wo die Familie nach Lübeck gekommen war, zu den nächsten Freunden des Hauses Curtius.

drei Zimmern nach vorn, zwei ziemlich großen, die wir als Wohnstuben, und einem dritten, das wir als Schlafstube benutzen. Unsere Wirthin scheint guten Willen zu haben, sie freute sich sehr, zwei Brüder zu beherbergen. Mit Wilhelm Wattenbach, unserem Nachbar, werden wir natürlich viel zusammen sein, auch wohl mit ihm gemeinsam arbeiten. Delius trafen wir auch gleich. Von Bekannten haben wir nur den Professor Müller aufgesucht, der herzlich grüßen läßt.

(Fortgesetzt von Ernst Curtius): Die Reise war recht unangenehm, die ersten Eindrücke Berlins, ich kann es nicht leugnen, schrecklich öde und herabstimmend. Wie kann es auch nach so lang entbehrten und gründlich genossenen Freuden der Heimath anders sein. Ich habe noch wenig Leute gesehen. Das Wetter ist schauderhaft; ich habe seit langer Zeit wieder den ersten Schnupfen. Heute war ich draußen bei Jakob Grimm, der mich recht liebreich aufnahm. Die Anderen waren nicht zu Hause. An geschmackvollen Häusern hat Berlin allerdings sehr gewonnen, Grimms wohnen sehr hübsch.

Nächstens werde ich mehr zu schreiben haben. Unser guter Müller war außerordentlich liebenswürdig und bot mir gleich zwei Hofmarschallstöchter zum Unterricht an in der Geographie. Er grüßt Euch Alle mit großer Anhänglichkeit. Auch Gerhard grüßt.

An die Mutter.

Berlin, Mitte November 1841.

Länger darf ich nicht säumen, Deinen Brief zu beantworten, für den ich Dir tausend Dank sage. Ihr müßt mir jetzt schon verzeihen, wenn ich nicht viel schreiben mag und über meine jetzigen Zustände lieber schweige als rede. Ich kann ja noch nichts Erfreuliches berichten und habe so viel in mir durchzukämpfen, davon sich auch nicht schreiben läßt. Meine Dissertation ist bis auf einige kleine Zuthaten fertig und abgeschrieben. Wahrscheinlich noch in dieser Woche werde ich einmal nach Halle hinübergehen und mir das Terrain betrachten. Uebrigens ist man stark beschäftigt, einen Philologen als Extraordinarius dahin zu setzen. Recht wahrscheinlich ist, daß man Schöll dorthin beordern wird; auch von Haupt in Leipzig ist die Rede. Glänzende Aussichten sind in Halle nun auch gewiß nicht.

Ueberhaupt aber sind meine akademischen Lebenspläne, seit ich hier in Berlin bin, schon oft sehr erschüttert worden. Es ist hier förmlich das Lieblingsthema aller Professoren, die traurigen Zustände der Privatdocenten zu schildern und alle abzumahnen, welche nicht in der Lage sind, Erfolge abwarten zu können, Hindernisse und Schwierigkeiten aufzudecken. Darin sind die Leute überhaupt sehr beredt und ausführlich. Nach gutem positiven Rath und Aufmunterung sieht man sich auch hier vergeblich um, und so habe ich mich trotz großer Freundlichkeit von vielen Seiten doch in der Beziehung getäuscht gefunden. Eichhorn, den ich auf einige Minuten sprach, redete mir zu, nach Halle zu gehen. Lachmann und Böckh sind beide sehr wenig geeignet, einem jungen Manne Muth einzusprechen. Ersterer besonders schildert Alles so schwer wie möglich, Geheimrath Schulze desgleichen. Ranke sagte sehr richtig, die akademische Laufbahn sei die sicherste von allen, aber man müsse sehr viel Geduld haben. Kurz, was man darüber hört, ist gerade dazu gemacht, um Einem Alles, was man noch von gutem Muthe mitgebracht hat, zu nehmen. Daß ausgezeichnete Kraft sich immer Bahn bricht, gesteht Jeder zu, aber wer darf die sich zutrauen? ich wenigstens nicht. Auf der anderen Seite das Oberlehrerexamen zu machen u. s. w. ist auch eine sehr weitläufige Sache. Da steht man als Ausländer vielen Anderen nach, muß sich noch eine Zeitlang auf eine Prüfung vorbereiten, in welcher man nach allem Möglichen gefragt wird, nur nicht nach dem, worin man zu Hause ist, wird dann zu einem Probejahre kommandirt und erlangt endlich eine kleine Schulstelle, wenn es gut geht nach anderthalb Jahren.

Viel Heil ist nirgends zu erwarten, und daß mir der Gedanke, noch längere Zeit ohne Wirkungskreis zu bleiben, in dieser Zeit oft recht schwer auf die Seele gefallen ist, könnt Ihr Euch wohl vorstellen. Ich habe ein unbeschreibliches Bedürfniß nach einer bestimmten Berufspflicht, in deren treuer Erfüllung ich das einzige Mittel sehe gegen den quälenden Wechsel von Stimmungen. Gott weiß, wie lange das noch dauern mag und wieviel ich noch bis dahin durchzukämpfen habe! Sonst leben wir Brüder hier in treuer Gemeinschaft zusammen, und ich freue mich unbeschreiblich an dem stillen, treuen Gemüthe unseres lieben Georg. Es wäre schön, wenn wir noch so etwas beisammen bleiben könnten, lange wird es schwerlich dauern. Unser Freund Wilhelm lebt Alles

treulich mit durch. Er ist in seinen Studien gründlich und umfassend, ich freue mich außerordentlich an seiner Tüchtigkeit.

Von Besuchen halte ich mich ziemlich fern. Gestern Abend war ich zu Krauseneck*) geladen, wo auch Professor Müller war. Die Generalsfamilie ist unbeschreiblich liebenswürdig; er ein alter Krieger, der die ganze Geschichte unseres Jahrhunderts in der Vorderreihe mit durchgefochten hat, stolz in edlem Sinne, lebendig erzählend. Ihn und seine würdige Frau umgeben drei blühende Töchter, durchaus einfach und liebenswürdig und höchst anmuthig. Ehe der Alte kam, wurde von unserem gemeinsamen Freunde und unserem Athener Zusammenleben erzählt, von dem ihnen eine Menge Detail bekannt war. Nachher bildeten die Freiheitskriege den Kern der Unterhaltung. Nach der Gesellschaft traf ich unsere Freundschaft beim bayrischen Biere, an dem sie sich nach dem Genusse von Orpheus und Eurydike erquickten. Heute habe ich Ritter zuerst gesehen, der erst gestern aus England heimgekehrt ist. Er war sehr herzlich gegen mich, und ich freue mich sehr darauf, ihn bald einmal mit mehr Ruhe zu sprechen. Mit seinem Schwager, dem wackeren Professor Kramer, bin ich auch schon mehrmals zusammengekommen.

Es ist viel Vortreffliches hier, und es ist gewiß als ein rechtes Lebensglück zu betrachten, wenn Jemand bei längerem, ruhigem Aufenthalte das Alles recht ausbeuten kann. Von Grimms habe ich Euch geschrieben. Bei Beckers waren wir neulich zu einer sehr kurioſen Gesellschaft geladen, die meist aus geschiedenen belletristischen Frauen bestand. Heute war ich im Dom, Ehrenberg predigte. Es wird jetzt sehr gut dort gesungen, das zieht mich an. Sonst kann ich mich an diesen Dompredigten nicht erbauen, sie sind zu geleckt und hofmäßig.

Die nächsten Tage benutze ich, um meine Dissertation ganz zu vollenden. Gegen Ende der Woche werde ich sie wohl unter den Arm nehmen und nach Halle fahren.

Von allen Plänen der sicherste scheint immer der zu sein, jetzt zu promoviren und bis Ostern das Oberlehrerexamen zu machen, worauf man wohl durch Verwendung erreichen kann, das Probejahr an einem Berliner Gymnasium zu machen. Dieses Jahr könnte ich dann ganz meinen griechischen Arbeiten zuwenden, da

*) General Wilhelm Krauseneck, 1775—1850, damals Chef des Generalstabs der Armee.

nur ein ganz geringer Theil meiner Zeit durch Stunden in Anspruch genommen ist. Auch wäre ja dann immer noch die andere Laufbahn nicht verwehrt.

Nun, der Himmel mag wissen, wie sich die Dinge gestalten! Es ist nicht leicht, immer guten Muth zu behalten — und doch ist es von Allem die Hauptsache.

An die Eltern.

Halle, 16. December 1841.

Ich wollte Euch unmittelbar nach dem überstandenen Examen schreiben, doch sind einige Tage darüber hingegangen, besonders weil ich glaubte, über Einiges bald Bestimmtes schreiben zu können. Auch ist ja ein solches Doktorexamen nicht der Art, daß man auf seinen Ausgang sonderlich gespannt zu sein brauchte. Es wird Euch indessen angenehm sein zu erfahren, daß ich dasselbe am vergangenen Mittwoch Nachmittags glücklich und nach dem Zeugnisse der Examinatoren nicht unrühmlich bestanden habe, mich also jetzt schon mit dem neuen Titel schmücken könnte, wenn ich nicht nach vollendetem Drucke der Dissertation dieselbe in öffentlicher Disputation vertheidigen wollte. Dies wird leider nicht vor Mittwoch, dem 22., geschehen können.

Mein Schriftchen über die Häfen von Athen, welches dem Professor Meier wohlgefallen hat, ist unter der Presse. Ein hiesiger Buchhändler Heinemann hat es unter den Bedingungen in Verlag genommen, daß ich einstweilen die Hälfte der Druckkosten übernehme. Es werden 560 Exemplare gedruckt, 350 zur Versendung. Der etwa sich ergebende Ueberschuß (?) wird zwischen Autor und Verleger getheilt. Das Ganze wird wenig über drei Bogen ausmachen.

Die Lithographie wird hier gemacht. Ich zweifle sehr, ob sie gut wird, jedoch war es bei der Kürze der Zeit nicht möglich, sie nach Berlin oder Leipzig zu schicken.

Zum 24. werde ich jedenfalls wieder in Berlin sein, wo ich dann den theueren Bruder empfangen werde. Georg, denke ich, kommt zur Promotion herüber. Wenn die Elbschifffahrt im Gange ist, könnten wir alle drei hier zusammentreffen. Zu Weihnachten erhaltet Ihr mein Diplom. Ich wollte, ich könnte Euch etwas Besseres schicken. Vor einem Jahre saß ich in der Quarantäne in

Ancona; was liegt für eine Zeit dazwischen! Jetzt bin ich wieder in einer quarantäneartigen Warteanstalt. Gott gebe, daß es nicht zu lange dauert. Das Schlimmste bei solchen Zuständen ist immer, daß man darin gezwungen ist, so viel an sich selbst zu denken und sich mit seiner eigenen Person zu beschäftigen, während an jedem Berufe das Schönste ist, daß man sich selbst in ihm vergißt, sich ganz an ihn hingibt.

Zum Neujahrsabend 1842.*)

Seid uns in frohem Kreise heut willkommen.
Die Bretter seht Ihr wieder aufgebaut,
Die Helden wieder ihrer Nacht entnommen,
Erwacht des Festspiels langverschollnen Laut.
O zürnet nicht dem freundlichen Bestreben,
Zu schmücken dieses Jahres ernsten Schluß;
Wo Ernst und Scherz sich gern die Hände geben,
Da ruht des Lebens edelster Genuß.

O Keiner kann mit heißerem Begehren
Um Segen flehen für die Vaterstadt,
Als der nach langem, schmerzlichem Entbehren
Der Heimath Schwelle wiederum betrat.
Der ganze Schatz der altbewährten Treue,
Der ganze Segen seiner Jugendzeit,
Kommt über ihn und füllt sein Herz aufs neue
Mit heißer Liebe und mit Dankbarkeit.

Drum gönnet ihm, daß er an diesem Tage,
Der wie ein Janus vor- und rückwärts blickt,
Euch seinen Festesgruß entgegentrage:
Heil mit Euch Allen, die Ihr uns beglückt!
Und — weil kein Theil sich kann vereinzelt freuen,
Das Kind nicht lachen, wenn die Mutter weint —
Heil unsrer Stadt, der freien, guten, treuen,
Sie blühe fort, so lang' die Sonne scheint!

Georg Curtius an die Eltern.

16. Januar 1842.

.... Seit Theodors**) Abreise ist nun für uns wieder eine ruhigere und fleißigere Zeit eingetreten. Unsere Stuben, die wir,

*) Der Neujahrsabend wurde in dem Vaterhause in Lübeck regelmäßig mit einer Aufführung auf einem Marionetten-Theater gefeiert.

**) Theodor Curtius hatte die Brüder nach Berlin begleitet.

während wir den Bruder hier herumführten, nur sehr spärlich mit unserer Gegenwart erfreuten, gewöhnen sich jetzt wieder, uns öfters bei oder richtiger in sich zu sehen. Wattenbach kommt wieder Abends zu uns zu gemeinsamer Lektüre um den runden Tisch, jetzt noch öfter als früher, da er in seiner Stube bei dem jetzigen kalten Wetter zu erfrieren droht, während wir ihm immer ein behaglich warmes Zimmer bieten können. Statt des Demosthenes lesen wir jetzt den Euripides, der sich besser gemeinsam liest als ein Redner. Nachher trinken wir dann gewöhnlich Thee mit einander, und darauf bleiben uns noch einige Stunden für Einzelstudien. Ernst ist jetzt im ganzen heiterer als vor der Promotion, quält sich nicht mehr so mit Sorgen für die Zukunft und treibt fröhlicheren Muths allerlei für das Oberlehrerexamen vorbereitende Studien neben Bearbeitung seiner griechischen Ausbeute.

Ganz Berlin ist jetzt mit einer Schneedecke überzogen, man sieht kaum einen Wagen auf der Straße, Alles bewegt sich in Schlitten. So macht die Stadt einen recht großartigen Eindruck, so lächerlich sich die zahlreichen, auf Schleifen gestellten Droschken ausnehmen, die auch als Schlitten fungiren müssen.

Ernst Curtius. (Fortsetzung desselben Briefes.)

Von dem neu gestifteten Vorlesungsvereine,*) um den sich jetzt die Gespräche der eleganten Welt bewegen, werdet Ihr gehört haben. Savigny nennt die Vorträge ein gesprochenes Pfennigsmagazin. Der erste Vortrag behandelte einige noch weniger bekannte Säugethiere des südlichen Afrika. Die Damen haben eifrig nachgeschrieben und waren nun beim Nachhausegehen in der eigenen Lage, daß ihnen die unbekannten Säugethiere bekannt und die bekannten unbekannt waren. Steffens hat gestern über nordische

*) Siehe Wegeles Biographie Friedrichs von Raumer in der A. D. B. Bd. 27, S. 410: „Im Jahre 1841 gründete der Unermüdliche, der das öffentliche Interesse und das Bedürfniß der Bildung auch der niederen Klasse niemals außer Augen ließ, zum Besten der Einrichtung von Volksbibliotheken jene populären Vorträge in der Singakademie, welchen dann ein so außerordentlicher Erfolg zu Theil geworden ist, wie achselzuckend auch viele seiner gelehrten Kollegen das Vorhaben anfangs beurtheilten, und die den äußerst fruchtbaren Anstoß überall in Deutschland gegeben haben."

Mythologie gelesen. Schelling docirt immerfort und kehrt sich an Nichts, obgleich die Meinungen über ihn sich sachte wenden. Trendelenburg behauptet, daß er glaube, es sei in der vierten Vorlesung etwas vorgekommen, das er verstanden habe, übrigens könne er sich darin irren. Nun denkt Euch das große Auditorium Tag für Tag gedrängt voll, die ersten Bankreihen von Professoren gefüllt, einer gelehrter als der andere, aber Alle sperren den Mund auf und verstehen Nichts. Das ist aber Schelling ganz recht, er liest einen Bogen nach dem anderen ab, und Keiner wagt ihm zuerst zu sagen, daß er die Geschichte nicht verstehe. Wenn er nun so eine Reihe von Stunden eine Masse der verwickeltsten spekulativen Probleme abgehandelt hat, nimmt er sie alle zusammen, nennt dies Konvolut a und geht nun mit dieser neuen Einheit in einer Art von Differentialrechnung in die zweite, dritte und höhere Potenzen hinauf, und das wird so Mode in Berlin, daß man schon in der Kinderstube überall von a in der zweiten Potenz sprechen hört. Bei Gelegenheit der Verlobung von Schellings Tochter mit dem jungen Eichhorn hat Trendelenburg ihm sehr naiv gesagt, jetzt sehe man doch, wozu es gut gewesen, daß er nach Berlin gekommen sei.

Der Gedanke, in Berlin bleiben zu können, hat etwas sehr Lockendes für mich. Mehr als vieles Andere fesselt mich das Museum; auch sind hier wirklich so viele bedeutende Männer, welche mir wohlwollen. Ein Wohlwollen, welches jetzt freilich nur in Rathschlägen sich aussprechen kann, aber sobald ich mir einmal Ansprüche erworben habe, ganz gewiß sehr förderlich sein wird. Auch bewegt man sich viel freier und strebt muthiger nach dem Ungewissen, wenn man etwas Gewisses hat. So Gott will, soll das Unangenehme sämmtlich im Winter abgemacht werden, und wie einen neuen Frühling meines Lebens will ich den Frühling begrüßen, der mich wieder frei von lästigen Scherereien in das Reich der Wissenschaft und Kunst hineinfliegen läßt. Jetzt bin ich stark beschäftigt, einige griechische Inschriften für das Rheinische Museum zu bearbeiten, in acht Tagen hoffe ich die erste Sendung machen zu können. Ich muß jetzt schon dahin streben, daß die Leute von Zeit zu Zeit Etwas von mir zu lesen haben. Das ist der sicherste Weg, und ich bin ja in der glücklichen Lage, statt alter Kamillen ganz frischen, neuen Aufguß geben zu können. Wenn ich nur das Talent hätte, schneller zu arbeiten!

An Victorine Boissonnet.

22. Januar 1842.

Gestern Abend bin ich von einem „verre d'eau" berauscht nach Hause gekommen. Es war eine reizende Aufführung, und ich bin in das Stück ganz vernarrt. Es ist der schönste Champagner in dramatischer Form, ganz Geist und Leben und alle Lebensgeister auf das lieblichste anregend. Man amüsirt sich wie ein Kind, in alle die Hofintriguen hineinzuschauen, so ganz au fait zu sein in Angelegenheiten, von denen das Schicksal von halb Europa abhängt. Man glaubt im Hintergrunde den Erbfolgekrieg zu sehen, die fliegenden Siegspaniere des Herzogs von Marlborough, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllt — aber das ist Alles nur Nebensache, Kleinigkeit, Bagatelle gegen die Herzensangelegenheiten zweier Damen, die sich in ihren wohlwollenden Gefühlen für einen jungen Gardeoffizier kreuzen — und die Weltgeschichte nimmt eine andere Wendung. Es gibt kein hübscheres Gebiet für das höhere Lustspiel, und es ist dumm, daß wir Deutsche Nichts können, als solche Lustspiele aus dem Französischen übersetzen. Wie schlecht es mit unseren dramatischen Talenten bestellt ist, hat neulich der „Kolumbus"*) gezeigt, auf den ganz Berlin gespannt war, der aber im ganzen so wenig befriedigt hat, daß man ihn nur anstandshalber noch ein paar Mal wiederholte. Unsere Bühne ist ja im ganzen, wie es scheint, im Verfall, aber doch ist nicht zu verkennen, daß jetzt in Berlin nicht nur einige bedeutende Talente sind, sondern man gibt auch gute Stücke, so gute Stücke, daß ich mich des Morgens immer fürchte, an den bekannten Lindenbäumen vorüberzugehen, welche das Privilegium haben, den Musen und Grazien zu dienen und die von angeklebten, buntfarbigen Zetteln so scheckig aussehen, daß man die natürliche Farbe der Rinde nicht mehr erkennt. Neulich sah ich den „Clavigo" und war überrascht von der scenischen Wirkung des Stückes, überrascht von dem echt Tragischen und der milden Versöhnung des Schlusses. Seidelmann spielte den Carlos auf eine so vollendete Weise — wäre ich König, ich hätte dem Manne auf der Bühne den Schwarzen Adlerorden umgehängt. Mehr als Sänger und Sängerinnen gelten jetzt die langen Finger des Herrn Liszt, den die Leute auf eine ganz wahnsinnige Weise verehren. Er spielt allerdings mit einem ganz

*) von Werder.

eigenen, unheimlichen Feuer, in einer Art von Exaltation, aber echte Kunst ist es doch nicht, und seine Kompositionen sind schwach. Du siehst, ich stehe in Opposition zu dem in Berlin herrschenden Geschmack, und Du wirst mir zugeben, ein junger Mann in der Residenz, der sein Glück zu machen wünscht, kann nichts Besseres thun, als überall sich auf die Opposition zu stellen. . . . Ich habe es wahrhaftig nie darauf angelegt, gelehrter oder gescheiter zu erscheinen, als ich bin. Von Kindesbeinen an aber verfolgt mich dies, daß die Leute zu viel aus mir machen und natürlich auch von mir verlangen. Nun, ich will es nur für ein Glück ansehen, es gibt wenigstens frischen Muth und frischen Antrieb, obgleich es mich oft lächert, wenn die Leute mich für gelehrt halten und meine Dissertation, welche ich in Druck zu sehen mich schämte, lobwürdig finden als eine Probe von Erudition. Das einfache Resumé davon ist, daß es gar nicht so schwer ist, in der gelehrten Welt fortzukommen, die Anderen sind am Ende auch nicht so unbändig gelehrt, wie sie aussehen. Und darum muthig vorwärts! Wohl hast Du Recht, wenn Du mich einem vertriebenen Adam vergleichst — aber das wahre Paradies ist nicht sowohl der Süden Europas und das Gestade des Mittelmeers, als die Jugend des Lebens, aus der man, sei es jung oder alt, heraustritt, sobald man das Leben nicht mehr als Wanderer anschaut, sondern als Suchender, Bittender hinzutritt und, statt sich im Leben zu vergessen, für die eigene Individualität sorgen und Unterkommen erstreben muß. Da fallen die Locken der Jugend; der Glanz des Lebens, die unbefangene, unbewußte Freude sind dahin, und was auch der Mann dafür eintauschen mag, ich glaube nicht, daß eine Entschädigung denkbar ist. Sieh, aus dem Paradies bin ich vertrieben, und darum konnten mir meine Freunde wohl verzeihen, wenn Unmuth und Verdruß im Anfange meines hiesigen Aufenthaltes mich belagerten und zuweilen eroberten.

„Du hast's erreicht, Octavio."

O Macht der Residenzluft,
Geheimnißvolle Kraft,
Bist stärker als die Lenzluft,
Die doch auch Wunder schafft.

Wie mancher kostet Lenzluft
Und wird doch kein Poet,
Doch in der Residenzluft
Wie's da dem Dichter geht!

Er kommt mit stolzem Gange
Ins Brandenburger Thor:
Gemach, gemach! nicht lange
Spielst du den Matador.

Der Pegasus wird leise,
Ja leise eingejocht
Und zieht nach Ochsenweise
So sehr das Herz ihm pocht.

Das Lockenhaar, das wilde,
Das schneidet man Dir ab,
Der Leier zart Gebilde
Wird zum Magisterstab.

Der Dichter ist verloren,
Er sinkt zur Ruhestatt,
Draus hebt sich neugeboren
Der Schulamtskandidat.

An die Eltern.

9. Februar 1842.

... Eichhorn rieth mir, zunächst das Examen pro facultate docendi zu machen, und fügte ganz von selbst hinzu, eine Unterstützung für wissenschaftliche Arbeiten könne er mir leicht angedeihen lassen. Anderen Tags machte ich meine schriftliche Eingabe an das Ministerium und erhielt gestern einen Brief von Eichhorn mit der Nachricht, daß er die Königliche Kommission ermächtigt habe, mich zur Prüfung zuzulassen. Heute Morgen war ich bei dem Direktor derselben, um mich ihm vorzustellen, morgen oder übermorgen reiche ich meine Zeugnisse, Diplom und Dissertation nebst einem umständlichen curriculum vitae ein und erwarte dann in Geduld den Termin der Probelektionen und der mündlichen Prüfungen, die zwei Tage dauern.*)

Gestern Abend war ich bei Kuglers.**) Liebenswürdige Menschen! Leider erliegt er fast dem Andrange schriftstellerischer Arbeiten, die er aus pekuniären Rücksichten nicht abweisen darf. Auf diese Weise leistet er nicht, was er könnte, und reibt sich allmählich ohne rechte Lebensfreude auf. ... Ich lese jetzt mit großer Freude Trendelenburgs „Logische Untersuchungen". Das ist einmal ein Buch voll Muth und Freiheit, tüchtig und charaktervoll, wie er selbst, dem Feinde gerade zu Leibe gehend in ehrlichem Kampfe.

An Victorine Boissonnet.

15. März 1842.

... Ich bin nun mit Gottes Hülfe wieder ein Stadium weiter im Leben vorwärts gekommen. Die reichsten Lebensaussichten eines königlich preußischen Schulamtskandidaten liegen im Morgenrothe weit ausgebreitet vor mir, und ich kann jetzt, fürs erste

*) Sie fanden am 11. und 12. März statt.

**) Der Kunsthistoriker Franz Theodor Kugler (1808—1858), damals Professor an der Akademie der Künste. A. d. B. Bd. 17, S. 307.

wenigstens, ganz meinen Lieblingsstudien mich hingeben. Wenn jetzt nichts Ordentliches aus mir wird, so bin ich ganz allein schuld daran. Die äußeren Bedingungen scheinen sich nach Wunsch zu gestalten, und ich bin eigentlich recht sehr damit zufrieden, fürs erste in Berlin zu bleiben. Ich habe hier für meine Arbeiten alle Muße und alle Hülfsmittel, und auf der anderen Seite reiche Gelegenheit, mich unter Menschen der verschiedensten Art herumzutummeln, und so auf alle Weise zu lernen und vorwärts zu kommen. Gestern Abend war ich bei Twestens, bei denen ich sehr gern bin. Twesten*) ist ein Mann von außerordentlichem Verstande, sein Gespräch fesselnd und belehrend, auch mit der Frau und der Tochter Agnes kann man sich recht gut unterhalten, und viele interessante Leute finden sich dort ein. Heute Abend soll ich Geibels Zeitstimmen vorlesen. Sie werden von Manchen als Morgenröthe oder Wachtelruf eines neuen Tages deutscher Poesie betrachtet. Vom „Roderich" ist neulich eine Scene im Salon gedruckt worden und von einer Aufführung in Frankfurt die Rede gewesen. Die gedruckten Partien hatten sehr hübsche Stellen, aber ermangelten des dramatischen Kolorits. Der Spanier, der Maurenkönig — sie deklamiren Alle auf dieselbe Weise. Ach, die unglückselige Zeit! daß man nur kritteln, nur verwerfen, nur kopfschütteln kann! Wo ist ein Mann, dem man mit feuriger, liebender Anerkennung den Lorbeer reichen könnte; es gibt so viele berühmte, so wenig große Männer! Man weiß so viel, man kann so wenig!

An die Eltern.

1. April 1842.

Inzwischen bin ich nicht nur am französischen Gymnasium eingetreten, wo ich von nächster Woche an drei Stunden Latein in der Tertia und zwei Stunden Deutsch in Quarta unterrichten werde, sondern bin auch von Boeckh ohne weiteres zum Mitgliede seines pädagogischen Seminars gemacht worden, was mir zunächst 160, dann 200 Thaler einträgt, eine Summe, welche, wenn man bedenkt, daß ich gar nichts dafür zu thun habe, doch recht bedeutend ist. Ostersonntag war ich bei Meineke**) zu Mittag mit Lach-

*) Der Theologe August Christian Detlev Twesten (1789—1876).

**) Der Philologe August Meineke (1790—1870), von 1826 bis 1857 Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums.

mann*) und Bergk.**) Meineke ist außerordentlich liebenswürdig und heiter, trotz seines häuslichen Unglücks, seine Frau ist stellenweise geistesabwesend. Montag Abend war eine sehr ausgezeichnete Gesellschaft bei Twestens, wo ich auch Heinrich Ritter aus Göttingen***) kennen lernte. Hengstenbergs†) waren auch da.

An dieselben.

16. Mai 1842.

Der Hamburger Brand hatte Alles aus dem gewohnten Geleise aufgeschreckt; man kommt jetzt allmählich wieder hinein. Hier hat die Stimmung sich auf das merkwürdigste gewendet. Die Berliner haben in ihrer Philisterhaftigkeit an der edelen Haltung Hamburgs Anstoß genommen. Besonders das erste Blatt des Korrespondenten hat die Leute irre gemacht; statt Klagen und Bitten lesen sie den Ausdruck eines ungeschwächten Selbstvertrauens, den sie nur als Hochmuth auffassen können. Dadurch ist natürlich der Eifer zu helfen, welcher — zur Ehre der Stadt sei es gesagt — wirklich erstaunlich groß war, sehr erkaltet. Etwas Schuld haben die Hamburger wohl. Man konnte wirklich kaum wissen, ob sie Hülfe in Anspruch nähmen oder nicht. Jedenfalls, wenn sie fremder Beiträge fortdauernd bedürftig sind, haben sie nicht klug gehandelt. Denn sie würden, wenn sie neben dem Ausdruck fester Zuversicht auf den vorhandenen Nothstand hingewiesen hätten, eine dauernde, lebendigere Theilnahme erreicht haben. Doch auf jeden Fall hat sich bei dieser Gelegenheit in unseren Landen ein kräftiger Gemeinsinn gezeigt, über den man sich nur innig freuen kann. Heute sind die Dampfschiffe mit den abgesandten Lebensmitteln zurückgekehrt, und man weiß nicht, was man mit den vielen tausend Broden beginnen soll.

Das schöne Pfingstfest habt Ihr gewiß bei dem herrlichen Wetter recht genossen. Hier kann man an Festtagen Nichts an-

*) Der Philologe Karl Lachmann (1793—1853).

**) Der Philologe Theodor Bergk (1812—1881), seit 1842 Professor in Marburg, 1843 mit einer Tochter Meinekes vermählt.

***) Der Philosoph Heinrich Ritter (1791—1869), seit 1837 Professor in Göttingen.

†) Der Theologe Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—1869), seit 1828 Professor in Berlin.

fangen, denn dann ist der Thiergarten von früh bis spät mit Menschen angefüllt. Das schöne Wetter macht hier mehr wehmüthig, als froh.

Ich studire jetzt Hieroglyphen und lese ägyptische Weisheit. Der Umgang mit Lepsius, dem berühmten Archäologen Aegyptens, hat mich dazu begeistert. Es ist, von wissenschaftlichen Resultaten abgesehen, höchst unterhaltend, sich im Lesen der Hieroglyphen zu üben, es ruht ein so eigener, poetischer Zauber auf dieser Bilderschrift. Schade, daß der Inhalt selbst wenig poetisch und mannigfaltig ist.

An dieselben.

Juni 1842.

Mein verehrter Freund, der Prediger Verny*) aus Paris, reist in der ersten Hälfte des Juli durch Thüringen nach Frankfurt, den werde ich begleiten und mit ihm Jena, Weimar, Gotha besuchen. Verny ist in dem verwöhnten Berlin während seines Aufenthaltes so sehr Gegenstand allgemeiner Verehrung geworden, daß man von vielen Seiten seine Abreise mit Trauer herannahen sieht. Er ist auch bei Hofe mit großer Auszeichnung aufgenommen worden, und der König hat sich neulich nach Tische so lange mit ihm unterhalten, daß er darüber die Minister und die Kabinettsräthe zu entlassen versäumt hat, infolgedessen der preußische Staatsorganismus beinahe in Stockung gekommen wäre.

Gestern war ich mit Verny in einer interessanten Gesellschaft bei Frau von Quast, Hengstenbergs Schwiegermutter. Unter Anderen war auch Hassenpflug dort, ein in der Gesellschaft sehr angenehmer Mann, welcher nach so vielen wechselvollen Fügungen in seiner ehrenvollen, aber von politischem Einfluß entfernten Stellung — er ist Geheimer Obertribunalsrath — sehr auf seinem Platze zu sein scheint. Jedenfalls hört man keine Stimmen mehr gegen ihn.

---

*) Vgl. über Eduard Verny: Ludwig Spach, Moderne Kulturzustände im Elsaß, Bd. II S. 29. Er war zuerst Advokat am Appellhofe zu Colmar, studirte dann Theologie und wurde 1835 von Mülhausen an die Kirche der Billettes zu Paris berufen. „Die Verschmelzung französischer und deutscher Bildung erreichte in ihm ihren Gipfelpunkt," sagt Spach. Er genoß das besondere Vertrauen der Herzogin von Orleans. Verny starb 1854 bei einer Gastpredigt in Straßburg auf der Kanzel.

An dieselben.

26. Juli 1842.

Ich reiste am 6. mit Lepsius nach Halle, wo auch Verny sich einstellte. Am 7. reisten wir über Weißenfels nach Naumburg, dessen reizende Saale-Ufer gewissermaßen die Schwelle von Thüringen sind. Des alten Geheimraths Lepsius Mittheilungen halfen uns den Bau des herrlichen Doms verstehen und bewundern. In der Nacht vom 7. zum 8. kamen wir in Jena an und schauten am Morgen die Sonnenfinsterniß aus der Sonne an, welche selbst eine ewige Sonnenfinsterniß ist. Das Saalethal ist reizender und mannigfaltiger, als ich mir gedacht hatte, die vielen kleinen Querthäler, welche das große Thal schneiden, die baumreichen Wiesen in der Tiefe, die kahlen Kalkfelsen, welche über dem mit Dörfern reich geschmückten Fuß der Höhen sich erheben, bieten dem Auge überall ein Panorama der größten Formenfülle dar. Jena ist der Lage nach eine Muster-Universität, im Herzen von Deutschland, im Einheitspunkte deutscher Sitte. In dem am meisten zerstückelten Theile des Vaterlandes, liegt es doch wieder in so stiller, friedlicher Abgeschiedenheit, von keiner großen Heerstraße berührt, sodaß Niemand fast, als wer der Wissenschaft angehört, in das freundliche Thal herniedersteigt. Wir waren fünf Tage dort. Dahlmanns*) Haus, in dem auch Gervinus weilte, war uns freundlich geöffnet; er selbst, der sonst den trüben Ernst eines Verbannten auf der Stirn trägt, war heiterer, als ich erwartete. Vernys belebende Persönlichkeit that auch ihm innerlich wohl. Von den vielen herrlichen Wanderungen, die wir zusammen gemacht haben, kann ich nicht ausführlicher erzählen. Die schönste ging nach Dornburg in zahlreicher Gesellschaft. Auch ein ländliches Fest, das uns Göttling auf seinem Weinberge gab, verdient rühmlicher Erwähnung. Besonders gern war ich bei dem wackeren Frommann und seiner liebenswürdigen Frau; ich saß oft in ihrem reizenden Garten. Es wird mir ganz sehnsüchtig zu Muthe, wenn ich jetzt aus der Dorotheenstraße an jene Tage zurückdenke. Man hat ja Zeiten, in denen man denkt, ein stilles, friedliches Leben zwischen Freunden und grünen Bäumen wäre das schönste Ziel, in solchen Zeiten kann ich mich recht nach Jena sehnen, denn wie unendlich mehr Lebens-

*) Dahlmann lebte seit 1838 in Jena. Im Herbste 1842 wurde er nach Bonn berufen.

freude, wieviel mehr Herzlichkeit und Einfachheit ist dort. Am 12. einspännerten wir von Jena fort, Mittags in Weimar, dem Wittwensitz der Musen, Abends in Erfurt, wo wir mit Freude und Rührung das Augustiner-Kloster besahen. Die Erfurter Erinnerungen an Luther sind darum die ergreifendsten, weil sie an die entscheidendste Epoche seines Lebens, an die Zeit seines ersten Kampfes und Sieges erinnern. Am anderen Morgen sahen wir den Dom, der mit der Stiftskirche zusammen gleichsam das Kapitol von Erfurt bildet. Nachmittags waren wir schon in Gotha; der alte, würdige Perthes*) war gerade anwesend. Ich besuchte Direktor Rost, Hofrath Hekert, der mich freundlich im Schlosse herumführte und mir die Bibliothek und das Münzkabinett zeigte. Anderen Tages aßen wir bei Herrn von Zech, Schellings Schwiegersohn, fuhren Nachmittags nach Reinhardsbrunn und gingen von dort nach Friedrichroda. Bis in die Nacht hinein plauderten wir dort an Perthes' gastfreiem Tische, in tiefstem Dunkel geleitete uns der 72jährige Greis auf einem schmalen Waldpfade nach Reinhardsbrunn zurück, wo wir schliefen. Am nächsten Morgen um 6 Uhr war er wieder bei uns, und wir gingen zusammen auf den Abtsberg. Den Mittag waren wir schon in Eisenach, besahen die Wartburg, deren Hauptgebäude jetzt aus den Entstellungen der letzten Zeit in alter Schönheit wiederhergestellt wird. Wir aßen oben zu Mittag, dann trennte ich mich von Verny, der nach Eisenach hinunterging, um den Eilwagen dort zu treffen, während ich mit Professor Jacobs aus Gotha — Lehrer am Joachimsthale in Berlin — von der Wartburg in das Gebirge hineinwanderte auf der Höhe fort. In ununterbrochenem, frischem Laubgehölze führt der Weg über die hohe Sonne nach Altenstein und Liebenstein. In dem niedlichen, aber jetzt sehr verlassenen Badeorte blieben wir die Nacht. Am 16. stiegen wir durch das Drusenthal auf den Inselsberg hinauf. Nachmittags waren wir wieder in Friedrichroda. Den Sonntag blieb ich in Gotha, sah den alten, ehrwürdigen Jacobs und seine Familie. Sein Sohn Emil, ein ausgezeichneter Maler, war mir aus Griechenland bekannt. Sonntag Abend fuhr ich nach Stadtilm, von wo ich mich am anderen Morgen zu Fuß aufmachte und nach Paulin-

*) Friedrich Perthes (1772—1843) hatte nach dem Tode seiner ersten Frau Hamburg verlassen und 1822 in Gotha ein neues Verlagsgeschäft für Geschichte und Theologie gegründet. Während des Sommers lebte er in Friedrichroda.

zelle marschirte. Die Reste der alten Klosterkirche sind sehr schön. Der schönste Theil der ganzen Wanderung war der von Paulinzelle nach Schwarzburg und das Schwarza-Thal hinab nach Rudolstadt. Hier hat die Thüringer Waldgegend einen so ernsten, großartigen Charakter, wie sie ihn sonst nicht erreicht. Von Rudolstadt führte mich ein anmuthiger Weg an der Saale, vorüber an dem imposanten Leuchtenberg, in das Thal von Jena zurück. In Jena verweilte ich noch ein paar Tage. Am 22. fuhr ich fort. Bei Camburg verließ ich Chaussee und Wagen und ging zur Saale hinunter zur Rudelsburg und von da über Kösen nach Schulpforta, wo ich den Nachmittag in der Koberstein'schen Familie zubrachte. Professor Koberstein*) führte mich in der ganzen Anstalt herum und begleitete mich Abends auf einem schönen Waldwege bis in die Nähe von Naumburg. Sonnabend Morgen fuhr ich nach Merseburg, blieb dort einige Stunden bei Marcus Niebuhr**) und wanderte gegen Abend nach Halle hinein. Sonntag Morgen nach einem herrlichen Wellenbade hörte ich Tholuck predigen. Nachher hatte ich die Freude, die Wittwe sowie die Eltern und Geschwister von Ottfried Müller zu sprechen und viel Ergreifendes, aber auch viel Tröstliches mit ihnen zu verhandeln. Die Mutter konnte weniger den neu erregten Schmerz bekämpfen, als die Wittwe, welche sich sehr zu beherrschen wußte. Montag Morgen sah ich noch Einiges von den Kunstdenkmälern in Halle und war besonders überrascht von der Schönheit eines wenig gekannten Altarbildes in der Ulrichskirche, welches im Innern des Schrankes vortreffliche, in Holz geschnitzte Hautreliefs enthält, Mariä Krönung mit verschiedenen Seitenfiguren in reichen Farben und Vergoldung. Gegen 12 Uhr verließ ich Halle. In diesen Steppen lernt man dem Himmel für Erfindung der Eisenbahn danken. Um 6 Uhr waren wir am Anhalter Thore. Um 8 Uhr ging ich zu Grimm, wo ich eine Gesellschaft zu Ehren Sievekings***) versammelt fand. Jetzt nach dem erquickenden Zwischenspiele der Thüringer Reise geht die ernste Arbeit wieder an. Jeder neue Eintritt in Berlin will überwunden

*) Der Germanist und Litterarhistoriker August Koberstein (1797 bis 1870), seit 1820 in Schulpforta.

**) Marcus Niebuhr (1817—1860), später Kabinettsrath Friedrich Wilhelms IV.

***) Der Hamburger Syndikus Karl Sieveking (1787—1847), seit 1830 Bundestagsgesandter, mit Wichern Gründer des „Rauhen Hauses".

sein, selbst nach kurzer Entfernung. Ein kurzer Weg durch die stinkenden Straßen der Hauptstadt ermattet mehr als eine Tagereise auf den frischen Höhen des Gebirges. Doch was hilft's? Nur muthig vorwärts, und sieht mir oft auch Alles dunkler aus, als ich möchte, ich will hoffen, daß es bald Licht wird.

An dieselben.

August 1842.

Jeder, der jetzt nicht in Berlin weilt, hat Grund, seinem Schöpfer zu danken. Man mag gar nicht sprechen, nicht ausgehen, man muß Nase, Mund, Augen und Ohren zuhalten vor Staub, Gestank und Getöse. An Spazierengehen ist gar nicht zu denken, weil man vor Staub das Brandenburger Thor nicht finden kann. Emanuel Geibel ist noch bei mir, ich habe herzliche Freude an ihm. Ich lasse mich an ihm nicht irre machen, und ein jedes Wiedersehen gibt mir die feste Ueberzeugung, daß er tüchtig und brav ist. Man kann ihm bei uns seine Wunderlichkeiten nicht verzeihen, und damit thut man ihm großes Unrecht. Er ist nun einmal kein Mensch, wie die meisten Anderen sind, und darum will er anders gemessen sein. Aber wir sind in unserem Urtheile leider oft so, daß wir unserem Nächsten eher wirkliche Fehler, ja Laster nachsehen, als Verstöße gegen gesellschaftliche Formen. Emanuel hat tüchtig gearbeitet. Er ist im Spanischen sehr zu Hause und hat eine Fülle der schönsten Dichtungen eigener und fremder Muse vorräthig. Er bildet sein Talent fleißig aus, und das ist zunächst sein Beruf, freilich ein sehr schwerer und schlüpfriger und selten dauernd beglückender, aber er muß diese Bahn gehen, davon bin ich überzeugt. Für seinen „Roderich" bieten sich hier recht gute Aussichten dar. Gestern war ich in der Elisabeth-Kirche und hörte Gerlach. Es ist mir wichtig, jetzt alle drei Brüder zu kennen. Den Oberst traf ich neulich bei Hengstenbergs, er ist jetzt nach Berlin versetzt und einer der nächsten Freunde des Königs. Die drei Brüder Gerlach interessiren mich ungemein, sie sind die Männer des Tages, um unter diesem Könige zu steigen, sie sind Hofleute, und zwar höchst geistreiche, streng biblische und durchaus freimüthige Männer.

An Victorine Boissonnet.

17. August 1842.

Wenn die Ostseewellen vertraulich an Deinen Fuß sich drängen, so gedenke Deines in Berlin eingesargten und eingeäscherten Freundes und grüße sie von mir und sage ihnen, daß ich mich nach ihnen sehne, wie weiland König Richard Löwenherz nach der Küste Albions. Fünf elende Stunden, die Keinem nützen, halten mich hier zurück, wo man reine Luft um theuren Preis verkaufen könnte, wenn sie aufzutreiben wäre. Nenne mich nicht ungenügsam — einen solchen Sommer mit solchen untadelhaft auf und nieder gehenden Sonnen fern von der See und gerade hier zubringen zu müssen, das ist hart. Alles ist lebensmatt und langweilig hier. An Freundschaft darbe ich. Der Abschied von Verny hat eine große Lücke in meinem Leben gerissen. Waitz hat sich verlobt und ist natürlich ungenießbar. Die Anderen sind fort nach Aegypten, London u. s. w. Ein Freundeskreis wie der, welchen wir zu den Füßen der Göttinger Minerva bildeten, bleibt in Deutschland ein frommer Wunsch. Ueberhaupt kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, als sei das Beste dagewesen, als gleiche mein Leben einem abgestandenen Champagnerglase, der Schaum, die Blüthe ist fort, und nur einzeln steigen noch aus der Tiefe die Erinnerungen auf. Aber hoffentlich irre ich mich.

An die Eltern.

2. Oktober 1842.

Gestern wohnte ich den öffentlichen Prüfungen im Joachimsthale bei und freute mich der in jeder Beziehung tüchtigen Leistungen. Meine nach Maßgabe jetziger Verhältnisse rasche Anstellung ist Gegenstand des Gesprächs geworden. Ich kann mich nicht in dem Maße darüber freuen, wie es viele Andere thun würden, wenn sie nach jahrelangem Harren eine solche Stelle erhaschen. Wahrhaftig, es ist kein Hochmuth, kein Ehrgeiz oder Eitelkeit, es ist vielmehr der Zweifel, ob ich zu einer so vorwiegend pädagogischen Thätigkeit die rechten Fähigkeiten habe, welcher mich oft traurig und mißmuthig macht. Ich bin aber fest überzeugt, daß, wenn ich erst in der Thätigkeit drin bin, diese schon etwas Beruhigendes und Erfreuliches haben wird. Ich freue mich jedenfalls auf die Gelegenheit zur Selbstprüfung und Selbsterkenntniß. Die Zahl

der Alumnen soll sich auf 130—140 belaufen, von denen man ein Sechstel fortwährend zu beaufsichtigen hat, und Alle zusammen einen Tag in der Woche. Es soll jetzt nicht der beste Geist in der Jugend sein; die Lehrer klagen sehr. Freitag werde ich zuletzt im Seminar sein, wo der ausgearbeitete Theil meiner anecdota Delphica kritisirt werden wird. Diese Arbeit zum Druck fertig zu machen, soll meine nächste Sorge sein.

An die Eltern.

11. Oktober 1842.

Meine Anstellung am Joachimsthal ist in diesem Augenblick wieder zweifelhaft geworden. Meineke selbst war unvorsichtig genug, zuerst und am meisten davon zu reden, ehe noch die Angelegenheit ihren Geschäftsgang vollendet hatte. Die Bestätigung des Oberschulkollegiums ist gewöhnlich bloße Form, aber dieses Mal ist sie nicht unmittelbar erfolgt. Es sind verschiedene Bedenken laut geworden, es sind ältere Kandidaten da, namentlich einer, der vor acht Jahren sein Examen gemacht hat, u. s. w.

Boeckh hat meine delphische Arbeit sehr gut aufgenommen, Wilhelm Besser*) hat aus freien Stücken mir angeboten, sie in Verlag zu nehmen.

An die Eltern.

Ende Oktober 1842.

Ich schrieb Euch neulich von den unerwartet eingetretenen Umständen, welche meine Anstellung am Joachimsthale hinauszuschieben drohten. Es kam, wie sich erwarten ließ. Der neue Adjunkt ist schon eingeführt. Ich meines Theiles habe mich über das Aergerliche der Sache hinweggesetzt, auch Euch wird sie nicht weiter verdrießen. Ich habe jetzt den griechischen Unterricht in Untertertia, einer Klasse, die über 50 Schüler hat, außerdem Deutsch und Französisch in Untersekunda 4 Stunden, zusammen 10. Jene vier Stunden bekomme ich honorirt, sonst habe ich nur die Seminar-Einnahme und weiß noch nicht recht, wovon ich leben soll.

*) Der Buchhändler Wilhelm Besser (1808—1848), der Gründer der Besserschen Buchhandlung, welche ein Sammelplatz der Berliner Gelehrtenwelt war, vermählt mit Auguste Reichhelm.

An Victorine Boissonnet.

16. Oktober 1842.

Ich habe allerlei Freude und Kummer gehabt. Eine große Freude war mir der Besuch meines theuersten Freundes, des jüngeren Abeken, mit dem mich das ewige Rom verbunden hat. Leider hat ihn Rom und römisches Fieber auf eine Weise, die mich tief ergriffen, ermattet und geschwächt. Fast vierzehn Tage lebte ich ganz mit ihm und römischen Freunden, eine Freude, die fast zu schwer erkauft wird durch den schmerzlichen Rücktritt aus der Erinnerung in die Wirklichkeit. Ach, daß das Herz immer so weichlich und zärtlich bleibt, daß es sich nie mit dem äußeren Leben auszusöhnen versteht!

Nein, ich will darum nicht hadern
Mit dem Gotte, der mich schuf,
Daß mir glühet in den Adern
Trieb zu doppeltem Beruf.

Folg' ich seinen leisen Zügen,
Wird mich doch, mag's auch verziehn,
Meine Hoffnung nicht betrügen
Und das Ziel nicht ewig fliehn.

Nur nicht lässig, selbstbeschauend,
Nur nicht eitel und verkehrt,
Nur vor Müh' und Kampf nicht grauend,
Wenn der Kampf auch lange währt.

Herr, o Herr, gib Deinen Segen,
Herr, mein Gott, ich laß Dich nicht,
O verbirg auf meinen Wegen
Birg mir nicht Dein Angesicht!

An die Eltern.

31. Oktober 1842.

So sehr ich mir auch mehr Muße wünschte, so macht mir doch der Unterricht Freude. Der liebe Gott hat es gar hübsch so eingerichtet, daß mit der steigenden Schwierigkeit der Aufgabe auch die Freude des Gelingens steigt, und auf diese Weise kommt der Mensch eigentlich nie zu kurz. Es ist nicht leicht, über 50 Schülern die Elemente der griechischen Grammatik einzupauken; aber wenn es einmal ordentlich geht, so ist das auch eine Freude, die man sich, ohne sie zu kennen, gar nicht vorstellen kann. Die Sekundaner

machen mir nur Freude, sie zeigen einen hübschen, wissenschaftlichen Sinn. Jetzt, da ich als Vicarius Homer mit ihnen lese, habe ich Gelegenheit, ihnen allerlei Neues und Frisches aus Griechenland mitzutheilen, was sie in hohem Maße ergötzt. Man muß die Jugend nur durch die Sache zu packen wissen, dann kann man sie führen, wie man will.

Von Gesellschaften habe ich mich mehr zurückgezogen, doch fehlt es nie daran. In voriger Woche wurde Dahlmann bei Grimm und Twesten gefeiert, auch in der „Gesetzlosen", wo ich Wilhelm Bessers Gast war. Jetzt wird auch, als neu angekommenes lumen, Puchta*) gefeiert. Eine neue, mich sehr anziehende Bekanntschaft ist die Wittwe des Professors Klenze,**) welche mit der Professorin Klausen zusammenwohnt neben Grimms in der weltberühmten Lennéstraße, wo nur „ungeheuer interessante und liebenswürdige" Leute wohnen dürfen, nach einer neu herausgekommenen Polizeivorschrift. . . . Was soll ich Euch sonst aus Berlin schreiben? Soll ich Euch schildern, wie selbst ein ehrsamer Schulmeister durch die zauberhafte Anmuth der Fanny Elster in Entzücken versetzt wird? Die große Tänzerin macht, wie weiland die böse Helena, selbst alte Graubärte zu Narren, sie ist in hohem Grade bewunderungswürdig.

An Victorine Boissonnet.

November 1842.

Die stärkere Bewegung, welche durch das Land geht, zeigt sich im kleinsten Kreise. Auf mich macht sie einen sehr wehmüthigen Eindruck, weil man so wenig Reines und Tüchtiges erkennt. Schreier gelten für Helden, mit Herwegh treiben sie Abgötterei, weil er eine wüste, negative Richtung zum Schaden seines großen Talentes in die Poesie hineingezogen hat; dem Dr. Jacoby schenken sie eine goldene Bürgerkrone, weil er zwei Broschüren gegen die Regierung geschrieben hat. Guter Gott, sind wir dahin gekommen, daß wir das für Bürgertugend ansehen! Herwegh ist übrigens eine schöne, einnehmende Jünglingsgestalt und hat sich hier, um seinen Versen

*) Georg Friedrich Puchta (1798—1846) wurde 1842 Savignys Nachfolger an der Universität.

**) Des Juristen Clemens August Karl Klenze (1795—1838), welcher als Professor in Berlin gestorben war.

noch mehr Metall zu verleihen, in aller Geschwindigkeit mit der Tochter eines reichen Juden verlobt.*)

Unter den jungen Damen, denen ich in Gesellschaft begegne, ist Marie Eichhorn die anmuthigste, die in schönster Jugendblüthe prangt und vortrefflich mit sich sprechen läßt. Mittwochs öffnen sich die Salons des Ministers, dann präsidirt sie in dem einen, die Mutter in dem anderen der größeren Gemächer. Eichhorn ist der allerliebenswürdigste Minister, den man sich denken kann, desto mehr muß man bedauern, daß die fortwährenden Angriffe und Verleumdungen ihn zusehends verstimmter und älter machen. Man bewegt sich in diesem Cirkel mit viel Freiheit. Zu den liebenswürdigsten Personen, die man da sieht, gehören Pertz und seine Frau, eine höchst originelle Engländerin, welche in beiden Sprachen vortrefflich zu reden weiß. Am meisten zieht es mich immer in die Lennéstraße hinaus, wo in einer Reihe geschmackvoller Häuser eine Elite der liebenswürdigsten Menschen traulich beisammen wohnt. Die Perle ist das Grimmsche Haus. Jacob Grimm ist mir das Ideal eines deutschen Gelehrten, und ich bedauere oft, daß meine Studien so fern von seinem Gebiete liegen. Er ist wie ein Kind so unschuldig, unbefangen und demüthig, ohne Arg und Falsch.

Ueber Geibels „Roderich" verlautet Nichts; ich fürchte sehr, daß wenigstens so bald Nichts daraus wird. Auch ist das Werk gerade als Bühnenstück so schwach, daß ich mir durchaus keinen Erfolg davon verspreche. Man hört den Versen an, wie der Autor sie sich einzeln vorgelesen hat, ob sie auch schön klingen. Ich wollte, Emanuel bliebe in Lübeck. Es ist ein schöner Gedanke, daß eine Stadt, wie die unserige, ihren laureatus hat, der den freudigen und schmerzlichen Stimmungen seiner Mitbürger mit seinen Klängen folgt, ihre Feste erhöht, ihre Gefühle ausspricht. Es zieht mir oft wie ein schöner Traum durch die Seele, wie unser Lübeck sich entwickeln könnte, wie das Leben in unserer Stadt sich gestalten könnte, wenn die Jugend, welche jetzt verbannt ist, heimkehrte und in gemeinsamem Bunde zur Erhöhung des geselligen und öffentlichen Lebens wirkte. Wie viel könnte da geschehen! Wer wollte nicht die Aussichten, welche ihm die Fremde bietet, um den Preis hingeben, um seine Vaterstadt sich ein Verdienst zu erwerben, das dauernd von Geschlecht zu Geschlecht fortleben würde!

*) Georg Herwegh (1817—1875) verlobte sich 1842 in Berlin mit Emma Siegmund.

An die Eltern.

Berlin, 11. Januar 1843.

So liegt die ganze Zeit unseres traulichen Zusammenlebens wieder abgeschlossen hinter uns. Ich sitze wieder von Exercitienbergen umringt in der Heilig-Geist-Straße, und da wie gewöhnlich die Reise selbst zu einem Punkte in der Erinnerung wird, so ist mir zu Muthe wie einem Fische, der plötzlich aus einem Wasser in anderes, aus süßem in bitteres versetzt ist. Die Fahrt nach Hamburg konnte bei der Gesellschaft, deren ich mich erfreute, nur eine sehr angenehme sein, trotz des Schneegestöbers. Am Freitag Morgen ging ich zu Collmann, der in einem der wunderbar erhaltenen Häuser neben der neuen Börse wohnt, um von dem flachen Dache desselben die große Feuerstätte zu überschauen. Der Schnee auf den Ruinen erhöhte den Eindruck der Verwüstung. Es bleibt noch immer ein Anblick, den sich keine Phantasie ohne Anschauung ausmalen kann, eine solche Wüstenei im Herzen einer Stadt, deren gedrängte Straßen sich wie im Kranze herumziehen. Den schrecklichsten Eindruck der Zerstörung machen die Fleete, welche mit ihren zerstörten Ufern wie Waldbäche zwischen den Schutthaufen fließen. Aber so groß diese Wüstenei ist, es wird doch schwer, sich vorzustellen, daß 30000 Menschen dort haben wohnen können.

Meineke empfing mich sehr freundlich und hat auch die Einrichtung getroffen, daß die beiden Cötus, die ich bei dem griechischen Unterricht vereinigt hatte, wieder getrennt sind. Ich habe nur noch den ersten jetzt von 32 Schülern, und dadurch nicht geringe Erleichterung. Ich kann nicht leugnen, daß in mir die Abneigung gegen die Adjunktur und der Wunsch nach wissenschaftlicher Muße immer lebendiger wird. Der Unterricht gewährt mir nicht die Befriedigung, welche mich entschädigen könnte für die Verzichtleistung auf eigene Forschung.

Gestern Abend war ich in einer allerliebsten kleinen Gesellschaft bei Bessers mit Grimms, Pertzens, Mr. und Mrs. Austin. Letztere Dame ist eine durch litterarische Unternehmungen höchst ausgezeichnete Engländerin; sie hat unter Anderem Rankes Päpste übersetzt. Sie ist Großmutter, aber dennoch von frischem Aussehen und hat eine sehr schöne Figur. Sie hatte Jacob Grimm dermaßen in Beschlag genommen, daß Niemand sonst zu ihm gelangen konnte.

Ueber hiesige öffentliche Verhältnisse weiß man nichts Anderes, als daß die früheren Gerüchte falsch waren. Eichhorn betrachtet sein Ministerium wie ein Krieger seinen Posten, er weicht gewiß nicht. Aber der große Widerstand macht ihn immer gereizter, heftiger und, so viel ein Mann der edelsten Gesinnung sein kann, despotischer. Er sieht in jedem Widerstreben Partei, die zu bekämpfen ist.

An den Bruder.

5. Februar 1843.

Ostern wird das Joachimsthal, dessen Klauen mich schon lange zu ergreifen drohen, mich unwiderstehlich packen. Meinekes Plan ist, ich solle alsdann mit dem Gehalte eines jüngsten Adjunkten eintreten. Das sind die rosigen Aussichten, die mir der Frühling verspricht!! Soll ich indeß einmal schulmeistern, dann jedenfalls am liebsten am Joachimsthal! Erstens des Direktors halber, der doch wirklich ein großartiger Mann ist, durchaus edel in seiner Gesinnung, jugendlich, lebendig und in hohem Grade leutselig und zugänglich. Zweitens der anderen Kollegen halber, unter denen schon jetzt mir einige sehr lieb sind. Drittens, weil ich hier von Anfang an mehr in oberen Klassen und mit philologischem Unterricht werde beschäftigt werden. Aber sonst ist freilich die Alumnenaufsicht eine schreckliche Zugabe — und sitze ich erst einmal drinnen, so ist für Fortsetzung der topographischen Arbeit lange keine Aussicht.

In meinem Zimmer prangt jetzt ein stattlicher Flügel, den mir die treffliche Professorin Klenze zur Benutzung überlassen hat. Es gibt nichts Angenehmeres für einen Schulmann, als nach Beendigung einiger Lehrstunden ein halbes Stündchen zu spielen und dadurch die Mißklänge, die man dann und wann heimträgt, in Harmonie aufzulösen.

An den Vater.

16. Februar 1843.

Ihr wißt, wie theuer mir der jüngere Abeken*) war. Die erste nähere Verbindung veranlaßte unser atheniſch-römischer Briefwechsel, welche zur herzlichsten Freundschaft während des herrlichen

*) Siehe Seite 251. Abeken starb am 29. Januar 1843 zu München.

römischen Winters wurde, da ich erst 14 Tage auf seiner Stube wohnte, dann täglich mit ihm verkehrte, oft schon angstvoll an seinem Fieberlager stand. Erst nach seiner Rückkehr glaubte ich sicher sein zu können. Als er hier in Berlin war, fand ich ihn schwach und hinfällig, wir glaubten, ein Winter in München würde seine Nerven stärken — und nun ist auf einmal sein junges, hoffnungsvolles Leben abgerissen. Von einem in seltener Weise ausgestatteten Brüderpaare fast gleichen Alters der zweite, dessen Tod die Eltern in einer Jahresfrist betrauern. Der Vater schrieb furchtbar lakonisch einem Freunde hier: „Auch Wilhelm hat uns verlassen." Mir tönen immer die letzten Worte nach, die er zu mir gesprochen: „Ich fühle mich so einsam in der Welt, laß uns zwei recht zusammenhalten." So will ich wenigstens sein Andenken, über welches bald die Wogen einer aufgeregten Gegenwart hinrauschen werden, in Treue und Liebe festhalten. . . . Jetzt ist es 6 Uhr, meine Schülerarbeiten habe ich alle auf den Abend verschoben, um 8 Uhr erwartet mich Besser, bis dahin müssen noch 40 griechische Extemporalien korrigirt werden.

An den Vater.

Anfang März 1843.

Es bietet sich mir gerade eine vortreffliche Gelegenheit dar, um Dir zu Deinem Geburtstage außer den herzlichsten Glückwünschen ein Gericht für Euren Mittagstisch zu senden. Ich weiß, Du schätzest die kleinen Erdenkinder, die einzige Zierde, mit welcher Gott den trockenen Boden der Mark geschmückt. Er erschuf sie erst in Veranlassung einer Deputation märkischer Bürger, welche nicht mit Unrecht über stiefmütterliche Behandlung klagten; die schaffende Kraft war schon zu Ende, daher wurden sie so klein. Gott that jedoch sein Möglichstes, ihnen inneren Werth zu geben, daher ihre Süße und ihr Aroma. . . . Mir geht es wohl. Ich habe sehr viel zu thun. Der Druck der Delphica geht vorwärts, außerdem habe ich einen Vortrag in der archäologischen Gesellschaft zu halten und schreibe für das Seminar eine linguistische Abhandlung.

An den Vater.

15. März 1843.

Es ist in der letzten Woche ein so bedeutender Entschluß in mir fest geworden, daß ich es für meine Pflicht halte, mit Dir so bald

als möglich mich darüber zu besprechen. Ostern habe ich nun mein Probejahr beendigt, eine Stelle am Joachimsthal wird wider Erwarten nicht vakant, ich habe jetzt nichts Anderes zu thun, als wieder ein halbes Jahr vor der Thüre des Gymnasiums zu liegen und zu warten; dazu habe ich keine Lust, es ist Zeit, jetzt nach etwas Anderem zu ringen als nach dem, was zu erreichen keine Mühe mehr kostet. Du weißt, wie die eigene Stimme und die Stimme einsichtsvoller Freunde mich immer zum akademischen Berufe bestimmten. Eine nicht unverständige Vorsicht bewog mich, erst allen den Anforderungen zu genügen, welche die Ansprüche an ein Lehramt in gelehrten Schulen bedingen. Das Vertrauen eines der ausgezeichnetsten Schulmänner bürgt dafür, daß ich nicht ohne Glück mich bewerben würde um jedes Lehramt. Der Rückzug ist gedeckt, eine vollständige Niederlage unmöglich, jetzt gilt es, um die Palme des Sieges zu ringen. Es ist daher mein Entschluß, welcher nur der väterlichen Bestätigung bedarf, um aufzuhören, ein bloßer Entschluß zu sein, meine in Druck begriffene delphische Schrift, sobald sie beendet ist, der hiesigen Fakultät einzureichen und mich hierselbst zu habilitiren. Trendelenburg ist gerade Dekan der philosophischen Fakultät und freut sich meines Entschlusses und wird Alles thun, ihn zu befördern und zu begünstigen. In der Fakultät selbst sind die gewichtigsten Stimmen für mich. Es ist gegenwärtig kein einziger Docent für alte Litteratur und Kunst von besonderer Bedeutung an der hiesigen Universität — nach menschlichem Dafürhalten sind die Aussichten günstig, und ich kann hoffen, in einigen Jahren eine Professur zu erhalten. Die Hauptsache ist, ich habe auf einmal, wie durch göttliche Eingebung, ganz von innen heraus das schönste Vertrauen, daß es mir gelingen werde. Der gefaßte Entschluß beflügelt und beseeligt mich. Das neue Ziel, das ich mir gesetzt habe, steht mir glänzend vor Augen — Gott wird mich in dieser muthigen Begeisterung erhalten.

Der erste entscheidende Schritt, den ich thue, wird die Resignation auf die Adjunktur sein, welche augenblicklich noch nicht ausgesprochen zu werden braucht. Aber ich bin doch entschlossen dazu, ich weiß, daß Andere diesen Pflichten besser als ich genügen.

Am 9. habe ich in der archäologischen Gesellschaft einen Vortrag über den Theseustempel gehalten. Die zahlreiche Versammlung war recht befriedigt. Gerhard will den Vortrag für seine neu gestiftete archäologische Zeitung haben.

An den Vater.

26. März 1843.

Zunächst bin ich ganz damit beschäftigt, den Druck meines Buches möglichst zu fördern. Vier Bogen Text sind gesetzt, ein Bogen mit den Inschrifttafeln. Morgen erhalte ich den ersten Aushängebogen. Besser gibt vortreffliches Papier, der Kupferstich, die Lithographie, der Holzschnitt sind in Arbeit, und ich habe eine eigene Freude daran, in den verschiedenen Werkstätten der Kunst mich umzusehen und bei dem Betriebe des eigenen Geschäfts zugleich manches Andere nebenbei zu lernen. Die letzte Feile des Manuskriptes gibt natürlich auch immer noch mancherlei zu thun, zumal genügt der Ausdruck so oft nicht, auch wächst mir das Material immer noch unter den Händen an. So fand ich erst vor wenigen Tagen eine Freilassungsurkunde auf einem ägyptischen Papyrus im schlechten Griechischen des vierten Jahrhunderts nach Christus. In vergangener Woche habe ich mich daran gemacht, ihn zu lesen (er ist noch nicht gelesen worden), es ist mir in der Hauptsache schon geglückt, und die Mittheilung und Erklärung dieser Urkunde wird als Anhang beigegeben werden. Ich habe im ganzen eine kindliche, vielleicht kindische Freude an dieser ganzen Publikation, theils weil ich in jeder Beziehung mit den Hülfsmitteln dazu ausgerüstet bin und Alles so gut wie möglich machen kann, theils aber auch, weil es mir Freude macht, der litterarischen Welt etwas Neues darbieten zu können aus dem Alterthume, und zwar etwas, das gar nicht auf unsicheren Hypothesen beruht, welche morgen ein Anderer mit wahrscheinlicheren Vermuthungen überbieten kann, sondern auf treuer, fleißiger Benutzung urkundlicher Dokumente. Endlich aber freut es mich, damit dem Andenken meines großen Lehrers ein kleines Denkmal setzen zu können.

Mittwoch erhielt ich den angekündigten Besuch meines Freundes Litzmann*) aus Halle. Seinetwegen ging ich den Abend mit zu Eichhorn. Doch war es wegen eines Hoffestes sehr leer, und darum hatte ich seit langer Zeit endlich einmal wieder Gelegenheit, etwas länger mit ihm zu reden. Ich wiederholte ihm mündlich meinen Dank für seine Unterstützung meiner Arbeit. Er äußerte ein lebhaftes Interesse für die Unternehmung. Ich sprach ihm zu-

*) Der Mediciner Carl Litzmann, ein Lübecker Schulfreund, damals in Halle, war später Professor in Kiel.

gleich meine jetzigen Pläne aus, so kurz und gedrängt wie möglich, und als er mein gutes Vertrauen zur Sache bemerkte, wiederholte er mehrmals: „Nun, das freut mich recht," — „freilich," setzte er hinzu, „ist das eine ganz andere Laufbahn." Ich dachte in meinem Herzen: ach, wenn es nur überhaupt eine Lauf- und keine Stehbahn ist! Es war ein recht gemüthlicher Abend. Jeder brachte zu Markte, was er hatte, und ich mußte auf die Bitte von Fräulein Marie griechische Lieder singen.

Donnerstag und Freitag waren in der Schule Examenstage, bei denen es viel zu thun gab. Meineke war mit den schriftlichen und mündlichen Leistungen meiner Griechen wohl zufrieden. Es hatten einige ganz fehlerfrei geschrieben.

An die Eltern.

1. Mai 1843.

In den Osterferien wimmelt Berlin von fremden Gelehrten. Es war mir interessant, Karl Friedrich Hermann*) kennen zu lernen. Großen Genuß hat mir die Aufführung der Gluckschen „Armida" gewährt. Das ist wirklich die imposanteste Oper, die man sich denken kann. Sie ist hier mit außerordentlicher Pracht in Scene gesetzt. Die Schröder-Devrient gab die Armida. Auch Mozarts Don Juan auf der italienischen Bühne vorgetragen zu hören im Originaltexte mit ununterbrochener Musikbegleitung war sehr interessant.

Ich lebe gesund und thätig, die stillen Vormittage in meinem gemüthlichen Zimmer nach Kräften ausbeutend, oft die schönen, kühlen Bibliothekssäle durchmessend, gegen Abend Boccia spielend unter schönen, grünen Bäumen mit liebenswürdigen jungen Damen u. s. w.

An den Vater.

24. Juni 1843.

Endlich kann ich Dir meine Anekdoten überreichen; mögen sie glücklich in Deine Hände kommen und Dein großväterliches Wohlgefallen erwerben.

Meine Habilitationsrede hat gut gefallen, ich hatte 60—70 Zuhörer, darunter Männer ersten Ranges wie Grimm, Lachmann, Meineke u. s. w.

*) Der Philologe Karl Friedrich Hermann (1804—1855), seit 1842 Professor in Göttingen.

Tags darauf erhielt ich von einer Anzahl Studenten die Aufforderung, sobald als möglich anzufangen, und so habe ich denn den „commilitonibus ornatissimis Topographiam Atticam bis per hebdomadem“ offerirt, fange Montag Abend um 6 Uhr an und habe bis heute fast noch zu gar keinen Vorbereitungen kommen können. Ich gehe mit vollen Segeln vorwärts. Der Herr gibt mir guten Muth, so wird er auch Gedeihen geben, so viel es gut ist.

An die Eltern.

26. Juni 1843.

Was die angeregte Frage wegen eines Besuches in Lübeck betrifft, so wird wohl vor Weihnachten Nichts daraus werden. Sommerferien habe ich nun gar nicht, denn unsere Joachimsthal-Ferien nehmen gerade den ganzen Juli ein. Die Universitätsferien werden Mitte August anfangen. Die Michaelisferien werde ich schwerlich Zeit haben. Weihnachten aber, so Gott will, komme ich zu Euch und führe Euch auf dem Marionetten-Theater die Schicksale und Abenteuer eines Privatdocenten auf, ein seltsames Zauberspiel, mit dem ich mich schon längere Zeit in Gedanken beschäftigt habe.

An Georg Curtius.

4. Juli 1843.

. . . Meine ersten Vorträge — ich habe deren jetzt drei gehalten — haben gefallen. Ich habe den Leuten plötzlich Lust zu alter Geographie erweckt und habe gleich mitten im Semester ein Auditorium von 20—30 Zuhörern. Ich lese jetzt dreistündig, Montags, Donnerstags, Sonnabends, von 6—7 Uhr Abends. In den drei bis jetzt gehaltenen Vorlesungen habe ich einen Ueberblick über die verschiedenen Theile und Landschaften von Hellas gegeben und komme jetzt speciell zu Attika. Leider bin ich seit fast acht Tagen durch einen beinahe krankhaften Zustand von Ermattung und Unlust zur Arbeit, der mit Kopf- und Magenbeschwerden verbunden ist, in meinem Streben sehr behindert und zurückgehalten. Hoffentlich wird es bald besser, sonst gehe ich davon.

An die Eltern.

13. Juli 1843.

Ich bin inzwischen mit ganzer Lust in die akademische Thätigkeit eingetreten. Besonders erfreut es mich, daß recht ausgezeichnete

junge Philologen, die schon ihre Studien vollendet haben, selbst Baumeister u. A., es nicht verschmähen, mich über Attika sprechen zu hören, und daß ich dieselben von der Art meiner Darstellung befriedigt und angezogen sehe. Das ist mehr, als ich erwarten durfte. Ich selbst arbeite mit unbeschreiblicher Lust für diese Vorträge und fühle, welch ein Glück es ist, das Beste, was man hat, geben zu dürfen, ich fühle, wie bei diesem Bestreben alle edelsten Kräfte im Menschen angeregt und geübt werden und eine innere Durchbildung dadurch erzielt wird, welche ein Unterricht untergeordneter Art nicht in dem Maße herbeiführt. Andererseits aber erkenne ich den Gewinn, welchen der Schulunterricht mir als Vorübung eingebracht hat. In der Klasse gewöhnt man sich, so zu sprechen, daß das Wort die Hörenden unmittelbar packt und ergreift, man kann nicht anders als in persönlichem Verkehr mit den Zuhörern stehen. Das fehlt den meisten akademischen Docenten, welche den Studenten ihr Heft in die Feder diktiren. Ich hoffe mir diesen Sommer einen Kern für die Wintervorlesung zu bilden. Hier ist viel Terrain, gebe der Himmel mir Kraft, es zu erobern! Eichhorn, der mein Buch sehr günstig entgegennahm, sprach sich wiederholt dahin aus, die Berliner Universität bedürfe eines jungen Nachwuchses gerade für Philologie und Archäologie. Ganz ähnlich sprach Johannes Schulze, vortragender Rath für die Universitäten, als ich ihm ehegestern mein Buch überreichte. Man klagt mit Recht darüber, daß die Kunstschätze Berlins für die Universität nicht den gehörigen Nutzen bringen, man wünscht, daß wieder Kunstgeschichte mit vollen Hörsälen gelesen werde. Dadurch wird natürlich mein Plan, auf die griechische Kunst mich mehr und mehr einzulassen, sehr bekräftigt. Denn ich erkenne selbst den Mangel hier. Ich wandere daher im Museum aus und ein, ich habe mir eine große Tafel mit Staffeln angeschafft, um mich im Architekturzeichnen zu üben, und sollte dies auch Alles nicht zum Ziele führen, so fühle ich mich wenigstens in dem Streben begeistert und glücklich.

An die Eltern.

21. Juli 1843.

Mit meinen Vorträgen geht es gut vorwärts. Recht geistreiche, liebe junge Leute, zum Theil auch Juristen, z. B. der junge von Maurer aus München, schließen sich mit Liebe an mich an und versichern mir, daß das Alterthum, von dieser unmittelbaren

Seite aufgefaßt, für sie einen Reiz gewinne. Ich habe jetzt die frohe Hoffnung, hier an der Universität einen segensreichen Beruf zu finden, wenn Gott mir Kraft und Gesundheit erhält, und welch einen unaussprechlichen Reiz hat es, sich selbst einen Kreis zu bilden, eine Berufssphäre zu schaffen.

Heute beginnt nun wieder die Schule, und zu meinem Grauen sehe ich deutsche und französische Schulhefte zwischen meinen Kollegienblättern über Attika.

An Victorine Boissonnet.

Lübeck, 23. September 1843.

. . . Sonnabend, den 19., kam ich auf dem Dampfschiffe nach Hamburg, Sonntag Mittag schwankte ich auf hohem Außensitze der Diligence nach Lübeck herein, der alten, trauernden Vaterstadt, welcher im gegenseitigen Wohlwollen und Vertrauen die letzte Zierde und Krone durch ein böses Geschick abhanden gekommen ist. Lübeck macht mich sehr traurig. Aber mich tröstet und erfreut des Meeres unvergängliche Hoheit, das freundlich ländliche Travemünde, die rüstige Gesundheit meiner Eltern, des Bruders neu begründetes Glück*) und die ganze Lieblichkeit des Familienlebens,

Seit ich aus dem Reich des Wissens in den Kreis der Liebe trat,
Aus der Residenz des Königs in die alte Vaterstadt,
Seit ich gegen märk'sche Wüsten frischen Ostseehauch vertauschte
Und den Ostseewogen wieder, meinen alten Freunden, lauschte.

An die Eltern.

Berlin, 30. September 1843.

. . . Mein Hamburger Aufenthalt wurde durch den Entschluß, mit dem Dampfschiffe zu gehen, noch um einen ganzen Tag verkürzt. Doch bereue ich den Entschluß nicht, obgleich unsere Fahrt 48 Stunden dauerte. Der Passagiere waren wenige, daher die Bewegungen der einzelnen desto ungehemmter; ich fand im Hamburger Buchladen meines verstorbenen Freundes Abeken „Mittelitalien", die andächtige Lektüre desselben war auf dem „Falken" meine Haupt-

*) Theodor Curtius, hatte sich zum zweiten Male vermählt mit Cäcilie von Schloezer.

beschäftigung. Außerdem hatte ich, wie gewöhnlich, das Glück ausgezeichneter Reisegesellschaft. Lichtenstein*) ist ein alter, vortrefflicher Herr, er ist sehr liebenswürdig und mittheilend und weiß einem wißbegierigen Laien aus dem reichen Schatze seines naturhistorischen Wissens viel Hübsches in freier Form mitzutheilen. Es ist mir kein geringer Reisegewinn, mit diesem Mann in ein vertrauliches Verhältniß getreten zu sein. Das Fahrwasser ist sehr schlecht, wir saßen unzählige Male fest, doch schnitt der Falke mit seinem scharfen Kiele überall durch und ging zu Lande fast ebenso gut wie zu Wasser. Die Havelufer, die ich zum Theil diesmal zuerst bei Tage sah, sind nicht ohne Interesse, besonders die beiden alten Städte Havelberg und Rathenow, welche mit schönen kirchlichen Gebäuden auf Uferhöhen malerisch liegen und zugleich in ihrer ganzen städtischen Anlage dem Vorüberfahrenden ihre Geschichte kundthun. Als nämlich auf den Höhen germanische Christen Stadt und Dom gründeten, blieben die alten wendischen Einwohner am Ufer des Flusses von jenen getrennt in langer Häuserreihe längs des Wassers wohnend als Fischer und Schiffer. Die alte Trennung ist in der Stadtanlage und auch zum Theil wohl noch in Sprache und Sitte geblieben, wie z. B. auch bei den Halloren in Halle, und man erblickt noch heute im interessanten Gegensatz neben den Häusergruppen um den Dom geschaart, mit manchem herrlichen alten Giebel, unten durch bedeutende Zwischenräume getrennt die langen, einförmigen, kirchlosen Reihen bauermäßiger Fischerhäuser. Bei Rathenow fährt man aus der Havel heraus, welche alte Mühlengerechtigkeiten unschiffbar machen, in einem engen Kanale, der ungefähr einen Fuß breiter ist als das Dampfschiff, im Halbkreise um die Stadt herum, ebenso bei Brandenburg. Nachts um 2 Uhr kamen wir in Potsdam an, und um 1/2 7 Uhr ging der erste Bahnzug. Berlin ist, die große Ruine in seiner Mitte abgerechnet,**) wie sonst, und ich fühle mich gern wieder in seinen Mauern und in seiner wissenschaftlichen Atmosphäre. Die Professorin Klenze ist von einem schweren Krankheitsanfalle, der sie dem Tode nahe brachte, wieder einigermaßen genesen. Sonst geht's den Freunden und Bekannten hier wohl, und ich bin überall mit rechter Herzlichkeit wieder begrüßt worden. In guter Ge-

*) Der Zoologe Martin Heinrich Karl Lichtenstein (1780—1857), seit 1811 Professor in Berlin.

**) Das abgebrannte Opernhaus.

nossenschaft gehe ich mit gutem Vertrauen dem nächsten viel versprechenden und viel verlangenden Winter entgegen.

An dieselben.

9. Oktober 1843.

. . . Eine schöne, stille, fruchtbare Arbeitswoche liegt hinter mir, die ich fast ganz zwischen meinen Wänden und Büchern zugebracht habe mit Ausnahme einiger gesellig verlebter Abende. Ich habe noch die nach längerem Umherschweifen gewöhnliche Zärtlichkeit für die Abgeschiedenheit der Studirstube, welche mir meine treffliche Frau Redlich immer so sauber hält, daß ich und Andere unsere Freude daran haben. Es kommt aber auch darauf an, die stillen Ferientage recht auszunutzen. Ich bin noch gar nicht einmal zu den Vorbereitungen auf meine Kollegien gekommen, sondern bin fürs erste noch dabei, eine kleine Sammlung attischer Inschriften (Inscriptiones Atticae nuper repertae) für das Seminar zu bearbeiten, sie Boeckh vorzulegen und dann gelegentlich drucken zu lassen. Ich habe jetzt schon einige Praxis in Behandlung der griechischen Inschriften, und es geht mir damit rasch von der Hand. Ehegestern Abend war ein sehr hübscher Kreis bei dem Professor Wiese,*) der mir gegenüber wohnt, versammelt, Braun zu Ehren, dem Sekretär des archäologischen Instituts. Auch zwei Gothaer Archäologen waren da, Meineke, Kramer und viele treffliche, liebenswürdige Männer, mit denen wir bis nach Mitternacht über Rom u. s. w. auf das lebendigste uns unterhielten. Gestern, Sonntag, holte mich Wilhelm Wattenbach ab in die Nikolaikirche, die älteste und schönste Kirche Berlins, wo Jonas predigte. Ich fange an, diesen Mann sehr lieb zu gewinnen. Er redet gewaltig und einfach und in der besten Gesinnung, er macht seinem Prophetennamen keine Schande. Wir gingen mit Bessers aus der Kirche, kauften uns mit diesen bei dem besten Bäcker, Herrn Karchow in der Breiten Straße, frische Hörnchen, es war ja Sonntag Nachmittag, und erlebten dann bei Tische den gewaltigen Hagelsturm, der den Tag zur Nacht machte. Nach Tische bei Stehely, wo wie gewöhnlich über die atheniſche Revolution gesprochen und gestritten wurde. Abends nach einigen Arbeitsstunden hinaus in die Lennéstraße, und welche Freude dann,

*) Der spätere Leiter des preußischen Gymnasialwesens war damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.

wenn man aus dem dunkeln Thiergarten, wo der Sturm die Ulmen beugt, die hellen Bogenfenster des Grimmschen Hauses winken sieht und dann in den gastlichen, traulichen Kreis, der oben versammelt ist, eintritt. Wilhelm Grimm saß mitten im Kreis und las seines Bruders Briefe aus Italien vor, den letzten aus Venedig, einen an seine kleine Nichte geschriebenen aus Neapel. Grimms waren gerade einmal Alle recht wohl, Bessers und Homeyers waren da. Der Heimgang war herrlich. Der Sturm jagte die Wolken, und der Mond stand so friedlich dahinter. Ich begleitete Bessers nach Hause. Nach solchem Abende greift man am Montage die Arbeit recht frisch wieder an.

An dieselben.

29. Oktober 1843.

... Ich habe über mein Griechenland viel gelesen und gesammelt, namentlich auch naturwissenschaftlicher Art, soweit Stoff dieser Art doch auch in eine allgemeine Chorographie hineingearbeitet werden muß. Bei der Gelegenheit habe ich bemerkt, daß ich durchaus Geologie studiren muß, und werde solche in diesem Semester bei einem Kollegen, Dr. Gumprecht, hören.

Gestern Abend war ich mit Wilhelm Wattenbach bei Lichtenstein. Der alte Geheimrath, dessen nähere Bekanntschaft ich dem Elbfalken verdanke, ist höchst gemüthlich und unterhaltend. Er kennt nicht blos die Thier-, sondern auch die Menschenwelt vortrefflich, nördlich und südlich vom Aequator. Heute Mittag war ich ganz allein bei den lieben Meinekes, deren Tisch, von sieben vollwangigen Kindern umringt, ein herrlicher Anblick ist. Der Direktor hat sich unter seinen weißen Haaren eine solche Jugendkraft bewahrt, daß es eine wahre Lust ist, mit ihm zu reden. Er theilt mir auch aus seinen Studien immer das Neueste mit und geht mit lebhaftem Interesse auf die meinigen ein. In letzter Woche sah ich auch den herrlichen Ritter in meinem Stübchen, meinen liebevollen, väterlichen Gönner. Er ist von den Karpathen und aus Graz ganz verjüngt zurückgekehrt und kam zu mir heraufgestiegen, um mir einen Brief an Alexander von Humboldt zu bringen, bei dem er mich einzuführen wünschte. Eine solche reine, anspruchslose Güte bei so viel Wissen und einem solchen Ruhm findet man in dem Maße bei keinem anderen Gelehrten vereinigt, nur Brandis ist darin eine ähnliche Natur.

An Georg Curtius.

3. November 1843.

... Ich lebe am Vorabende eines großen Tages. Morgen um 3 Uhr werde ich mein Privatkolleg beginnen und habe noch tüchtig dazu zu arbeiten. Donnerstag beginne ich den Pausanias zu lesen. Zu beiden Kollegien sind schon Meldungen eingelaufen, also zu Stande wird es kommen. Auf dem Gymnasium gebe ich jetzt nur zwei Stunden die Woche, Virgil in Obersekunda; also von der Seite habe ich ein bequemes Leben. Dagegen beginnen die Einladungen stark, und es bedarf bedeutender Energie, nicht alle Abende sich rauben zu lassen. Gewöhnlich bin ich des Abends abgearbeitet. Eine angenehme Zugabe zu meinem Winterleben ist der Umgang mit Kurd von Schloezer,*) der heiter, lebendig und höchst unterhaltend ist. Er schließt sich sehr freundschaftlich an mich an. Der Sommernachtstraum erfreut hier alle fühlenden Gemüther, die Elfenwirthschaft ist reizend.

An denselben.

21. November 1843.

... In meinem Privatum sind zwölf regelmäßige Zuhörer, einige Gäste, und dann und wann einige Hospitanten, die so herangelaufen kommen, des Ofens oder des Lehrers halber. Es ist freilich noch viel Platz frei in Nr. 8, Boeckhs Auditorium, aber ich bin doch zufrieden, die Hörenden sind mir gewiß.

An die Eltern.

10. December 1843.

... Mit meinen Arbeiten geht es überall gut vorwärts; ich sage es mit der freudigsten Dankbarkeit, wie ich mit jedem Tage fast die Freude des wachsenden Gelingens und des leichteren Gelingens empfinde. Die Theilnahme der Studenten an meinen Vorlesungen ist bis jetzt noch im Wachsen begriffen; es haben sich manche an mich angeschlossen, und ich bedauere Nichts mehr, als daß meine

*) Der spätere preußische Staatsmann Kurt von Schloezer (1822 bis 1894), zuletzt Gesandter beim Vatikan, kam damals als Student nach Berlin. Seine Schwester hatte sich vor kurzem mit Theodor Curtius vermählt.

Verhältnisse es verhindern, mehr mit denselben in Verkehr zu treten. Das ist der einzige Nachtheil meiner kleinen Wohnung, den ich empfinde. Vorigen Mittwoch Mittag erhielt ich eine Einladung zu Alexander von Humboldt, der erst seit kurzem mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrt ist. In seinem Billete legte er mir gleich einige Fragen in Bezug auf griechische Naturgegenstände vor, und als ich bei ihm war, fragte er mich nach der Naturbeschaffenheit der Oertlichkeiten griechischer Quellen bis auf den Boden aus und bat mich, ihm über die besprochenen Gegenstände einen kurzen Aufsatz zukommen zu lassen. Er schreibt jetzt eifrig an seinem großen Werke „Kosmos" und ist gerade in der Untersuchung über die Erdrinde. Dabei ist es ihm wichtig, nachweisen zu können, daß es Quellen gibt, welche seit mehr als tausend Jahren ganz aus denselben Felsspalten fließen. Zu diesem Behufe hat er nun meine Gelehrsamkeit requirirt. Die Aufgabe macht mir mehr Mühe, als ich glaubte. Uebrigens war er sehr freundlich und forderte mich zu öfterem Besuche auf. Ich habe in der einen Stunde, die ich ununterbrochen mit ihm sprach, Unvergeßliches von ihm gelernt. Die Punkte, wo Geologie und Alterthumswissenschaft sich begegnen, sind es jetzt besonders, welche mein Interesse auf sich ziehen. Auch den Ritterschen Forschungen folge ich mit größtem Interesse. Ritter schreibt jetzt an einer Geschichte der für Griechenland wichtigsten Bäume, des Oelbaums, der Feige, Platane, Cypresse. Welch ein Segen, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wem geistiges Leben die Hauptsache ist, der schwelgt hier an immer vollen Tischen. Gestern Abend haben wir die dritte Feier des Winkelmann-Festes im Jagorschen Saale mit Festmahl und Vorträgen begangen. Es war eine sehr hübsche Feier von mehr als sechzig Gelehrten und Künstlern. Nach Gerhard und Panofka hielt ich einen Vortrag über die Verbindung von Bildwerk und Schrift und den künstlerischen Charakter der Steinschriften bei den Griechen.

Freund Kurd geht es vortrefflich hier. Er versteht das Leben von seiner ernsten und seiner heiteren Seite auszubeuten, und darum gefällt ihm Berlin. Er ist einer der wenigen jungen Leute, die hierher kommen, ohne jene alten Klagen über Berliner Sand u. s. w. abzuleiern, welche bis zum Ekel wiederholt werden, als ob der Mensch von Gras und Kräutern lebte. Kurd muß es in einer Stadt wie Berlin mehr und mehr gefallen, auch nehmen Leute wie Ritter und andere Gelehrte großes Interesse an ihm und

seinen historisch-geographischen Studien. Auf diesem Felde begegnen wir uns auch.

An die Eltern.

Anfang Januar 1844.

... Ich studire, lese, schreibe munter vorwärts. Jetzt arbeite ich meine Akropolis-Vorlesung aus, die mir viel Mühe macht, weil es schwer ist, für die kurze Zeit das rechte Maß zu finden bei einem reichen Gegenstande; ich lasse ein Blatt stechen mit architektonischen Ansichten.

Am letzten Donnerstag gaben wir sämmtlichen Docenten der Universität den Studenten einen Ball und Souper, ein sehr großartiges Fest von 4—500 Personen in den prächtigen Festsälen des Englischen Hauses. Lachmann machte sich als Rektor sehr gut, es bildete sich für den Abend eine hübsche Annäherung zwischen Studenten und Professoren.

An den Bruder.

4. Februar 1844.

... Meine Vorlesungen gehen munter vorwärts. Pertz räumt mir zur Vorzeigung großer Kupferwerke das Expeditionszimmer der Bibliothek ein, was ich schon benutzt habe und nächsten Sommer häufig benutzen werde. Der Katalog ist schon gedruckt, darin herrliche Titel von Vorlesungen, z. B. Dr. Helferich wird einmal wöchentlich unentgeltlich die Frage erörtern: „Was ist der Geist der Gegenwart und was will er?“ Märcker liest Rhetorik nach seinem Buche: Die Willensfreiheit des Menschen im Staatsverbande! Gestern las Encke über das Weltall — das war eine ganz wundervolle Vorlesung, lauteres Gold, Encke ist einer der liebenswürdigsten und durchgebildetsten unserer Gelehrten; vor acht Tagen Raumer über die Jungfrau von Orleans, für den, welchem die neu gefundenen Proceßakten unbekannt waren, höchst interessant. Nächsten Sonnabend um 5 Uhr 10 Minuten werde ich Unglücklicher nun auf das Katheder steigen, dem preußischen Regentenhause vis-à-vis in einer glänzenden Versammlung von 950 Menschen. Mir wird das Herz etwas pochen, aber hoffentlich wird es gut gehen. Ich habe ehegestern bei Müllers, gestern Abend bei der Klenze Probevorlesung gehalten und wurde durch freundliche Acclamation belohnt.

Alexander von Humboldt.

10. Februar 1844.

Ich hatte mir eine besondere Freude daraus gemacht, um Sie, theuerster Herr Doktor, zu hören, zum ersten Male einem Vortrage in der Singakademie beizuwohnen. Ihr interessantes, klares Kupfer regte mich doppelt an. Nun muß ich Ihnen, seit zwei Tagen an Schnupfenfieber bettlägerig, mein lebhaftes Bedauern ausdrücken. Ich hoffe, Sie lassen Ihre Akropolis bald drucken.

Kurd von Schloezer an Theodor Curtius in Lübeck.

Februar 1844.

Aus den Zeitungen hast Du hoffentlich schon erfahren, daß Ernst am vorigen Sonnabend eine Rede über die Akropolis gehalten hat, die ganz Berlin in Aufregung gebracht hat und die, wie die Spenersche Zeitung sagt, ebenso gelehrt wie interessant war. Ich erlaube mir zu allem diesem noch den nöthigen Kommentar zu liefern, da Ihr in dem Nest Lübeck Euch doch keinen Begriff machen könnt, was das sagen will, Berlin, die Hauptstadt des Königreichs Preußen mit so und so viel Tausend Seelen in Aufregung bringen. Ich halte mich hierbei an die strengste Wahrheit, Uebertreibungen oder Lügen kennt mein unschuldiges Herz nicht.

Es war am Sonnabend, dem 10. Februar, Abends 5 Uhr, als sich in den Gassen und auf den Plätzen Berlins ein Rennen, Laufen, Fahren, ein Gewühl der Menge erhob, daß man anfänglich glaubte, ein schweres Unglück, Feuer, der herannahende Feind brächte diese Bewegung hervor. Alles stürzte mit größter Eile den Linden zu. Die königlichen Equipagen hatten unerachtet des unaufhörlichen Schreiens der Kutscher kaum Platz, durch die Menge zu kommen, bewußtlos lief Alles durcheinander, eine Todtenstille herrschte in den abgelegenen Vierteln der Stadt, denn Alles, Jung und Alt, Greise, Kinder, Weiber hatten die Wohnung verlassen, während Unter den Linden ein Schreien war, daß man selbst die Worte der heransprengenden Gendarmen, die Ordnung geboten, nicht hören konnte. Nur dann und wann hörte man die Frage: „Welchen Platz haben Sie?“ oder „Sitzen Sie auf dem Balkon?“ — „Ich habe Numero 1530“ u. dgl. Bei dem Saale der Singakademie, der links von den Linden ab liegt, machte die Menge Halt. Hier war eine

Schwadron von Gendarmen aufgestellt, die die Menschen abhielt, daß sie in ihrer Aufregung nicht das Haus stürmten. An den Thüren standen Wärter, denen Eintrittskarten vorgezeigt wurden, und nach einer halben Stunde verlor sich die Menge in den weiten Sälen der Singakademie. Hier fing nun ein neues Stoßen und Drängen an. Die Wenigsten konnten in der Aufregung ihre Plätze finden, die Damen schrien, baten um Hülfe, einige halb ohnmächtige wurden herausgebracht. Selbst in der königlichen Loge herrschte die größte Unordnung. Der König, der Prinz von Preußen, Prinz Adalbert, Prinz Waldemar, der ganze Hof war versammelt, selbst die Königin, kaum von ihrer langen Krankheit genesen, hatte sich heute zum ersten Male herausgewagt. Unter allem diesem Lärmen, Drängen, Rufen, Schreien stand ein Mann ruhig in der Mitte des Saales auf einer kleinen Erhöhung. Das sonst wüste, unordentlich um sein Haupt wallende Haar war heute ausnahmsweise fein gekämmt, frisirt, sein blendend weißes Halstuch hob die edeln Züge dieses Jünglings, in denen sich ein Gemisch von äußerer Ruhe und innerer Aufregung zeigte. Schöne Glacé-Handschuhe zu 25 Sgr., die heute ausnahmsweise weiß waren und nicht die Spuren des langen Gebrauchs trugen, bedeckten die zarten Fäuste, mit der einen hielt er seinen Hut, mit der anderen ein Blättchen Papier. Unverwandten Blickes sah er nach der ihm gegenüber befindlichen königlichen Loge. Plötzlich ließen sich der König und seine hohe Gemahlin nieder! Im ganzen Saale herrschte die tiefste Ruhe. Durch den König war das Zeichen zum Anfang gegeben. Jetzt bestieg der junge Mann, in dem gewiß jeder unseren Ernst erkennen wird, die für ihn bestimmte Rednerbühne. Er entfaltete das Papier; mit leiser Stimme begann er zu reden, aber die tiefe Ruhe, die unter der eben noch so bewegten Menge herrschte, ließ auch den Fernstehenden deutlich jedes Wort hören. Wie ein Kaiser, nein, wie ein junger Gott stand der edle Jüngling da. Tausende von Lorgnetten waren auf ihn gerichtet, die Damen waren wie verrückt. Die einen weideten sich am Anblicke seines Antlitzes, während die anderen, besonders die älteren Damen, mit größter Aufmerksamkeit dem Vortrage folgten, um nur keines seiner Worte zu verlieren. Die schöne Tochter des Ministers Eichhorn, Frau von Ladenberg, Frau von Schelling saßen hart am Fuße des Katheders, sie alle waren wie bezaubert durch den himmlischen Vortrag. Da mochte wohl in dem Herzen mancher Jungfrau der

Wunsch rege werden, ihn, den Angebeteten, den Ihrigen nennen zu können, an seiner Seite die schönsten Tage des Lebens hinzubringen.

Immer lebhafter wurde sein Vortrag, immer feuriger seine Rede. Anfänglich, in der ersten Befangenheit, hatte er viel nach dem Papier gesucht, um den richtigen Ausdruck zu finden, aber immer freier wurde allmählich sein Vortrag. Endlich warf er das lästige Koncept bei Seite, und nun entfaltete sich die ganze Kraft seiner Rede. Wie bezauberte er die ganze Versammlung! Kein Geflüster der sonst so schwatzsüchtigen Berlinerinnen unterbrach die Ruhe. Alles hörte und staunte. Bald beschrieb er in den lieblichsten Formen das Fest der Panathenäen, bald deutete er sinnreich die hohe Bestimmung der Bauwerke griechischer Kunst, bald das eherne Standbild der Göttin, die er in ihren schönsten Formen uns vorführte, wie es aus der Meisterhand des Phidias hervorgegangen war. Kurz, die todten Steinmassen wurden durch ihn belebt, gleich einem lebenden Bilde stand die hohe Akropolis da! Endlich schloß er seine Rede. Jetzt stürmte Alles auf ihn zu, um ihm zu danken, mit ihm, dem Helden des Tages, wenn auch nur wenige Worte zu reden. Die Schwester des Ministers von Thiele bat ihn, seine Rede dem Druck zu übergeben. Die Prinzessin von Preußen berief gleich den Professor Lachmann zu sich, um sich nach dem interessanten jungen Manne auf das angelegentlichste zu erkundigen. Alte Generäle traten, mit Thränen in den Augen, vor den Jüngling und drückten ihm warmherzig dankend die Hand. Eine schöne, eine poetische Stimmung beherrschte die ganze Versammlung.

Seit mehreren Tagen wird in Berlin von nichts Anderem gesprochen, als von Curtius und der Akropolis. In allen Gesellschaften, in allen Kreisen ist es der Gegenstand der Unterhaltung. Einige Lithographen haben sehr hübsche Ansichten der Akropolis herausgegeben, die reißend Absatz finden und womit sie eine herrliche Spekulation machen. Alle Mütter erzählen ihren Kindern von der Akropolis. Curtius' Ruhm ist begründet.

Ernst Curtius an die Eltern.

16. Februar 1844.

... Es ist mir mit meinem Vortrage über Erwarten gut gegangen, ich habe ganz Berlin für die Akropolis in Flammen gesetzt,

und man hat Nichts an mir getadelt, als daß meine Schlußreverenz, die ich der königlichen Loge machte, nicht tief genug ausgefallen sei. Man sah den steifen Nacken eines Republikaners. Uebrigens ist mein Vortrag auch höchsten Orts gut aufgenommen worden, und namentlich hat die Prinzessin von Preußen sich sehr huldvoll über Inhalt und Vortrag ausgesprochen. Ich sprach sehr frei und hatte keine Spur von ängstlicher Befangenheit. So wenig auch dieser Erfolg unmittelbar in mein Schicksal eingreift, so kann er mir doch sehr nützlich werden, man interessirt sich wenigstens für mich. Ich wurde gleich darauf zu Eichhorn geladen, welcher sich sehr freundlich aussprach. Auch hat der Minister mir dieser Tage zur Unterstützung meiner gelehrten Arbeiten eine Remuneration von 100 Thalern aus der Kasse seines Ministeriums angewiesen, um meine Finanzen wieder etwas auf einen grünen Zweig zu bringen.

An Victorine Boissonnet.

25. Februar 1844.

Ich sende Dir eine kleine Abhandlung, von der ich wünsche, daß sie Dir gefallen möge. Ich habe lange den Wunsch gehegt, Dir einmal so etwas vorlegen zu können. Dies ist so eine Blüthe vom Baume der Wissenschaft, den wir im Schweiße unseres Angesichts aufziehen und pflegen. Berliner Frauen und Jungfrauen haben gern dem Vortragenden zugehört, möchten meine liebenswürdigen Landsmänninnen und namentlich Du ebenso gern den gedruckten lesen! Aber schreibe mir recht offen, wie meine Archäologie Dir geschmeckt hat. Du hast einen offenen Sinn für die Kunst, wie ich sie auch im Alterthume aufzufassen suche, als die Dienerin des Kultus, den Ausdruck des Gottesdienstes. Die Heiden waren viel frommer als wir, ihr Staatsleben, ihr Privatleben, ihre Kunst waren von der Religion geweiht, während sie bei uns am Ende selbst aus ihrem eigensten Gebiete, der Theologie, hinausgedrängt wird.

. . . Gestern war ein schöner Tag, ein Tag, wo in der kalten, wüsten Residenzstadt die innigste Liebe und Verehrung recht mächtig sich zeigte. Es war Wilhelm Grimms Geburtstag, das Haus den ganzen Tag über voll von Festbesuchern, und am Abend zogen über 200 Studenten mit Fackeln vor das Haus. Es sah herrlich aus, wie die Feuer durch den Thiergarten leuchteten; die Gebäude der

Lennéstraße strahlten wie Marmorpaläste. Vor dem Hause bildete sich ein großer Halbkreis, dahinter der erleuchtete Wald, dann die prächtigen vierstimmigen Männergesänge, darauf bei der tiefsten Stille der von dem Wortführer den Brüdern dargebrachte Festgruß, das donnernde Hoch, die begeisterte Antwort der Grimms, die mit uns oben auf dem Balkon standen, endlich der Abzug mit Sang und Klang — Alles gelang auf das herrlichste. Wir blieben bis spät Abends bei Grimms, deren Zimmer sich mit Studenten anfüllten, die mit Punsch geatzt wurden. Es war eine Fülle von Männern und jungen Leuten, Staatsräthe, Professoren, Studenten, Gymnasiasten. Dazwischen huschte die Bettina herum und die kleine wunderbare Gisela. Solche Säle kann man nur in Berlin füllen. Diese Mannigfaltigkeit kommt Einem oft wie eine Fastnachtssitzung vor, so bunt, so wunderlich ist sie, und doch Alles wahr und wirklich. . . . Dieser Tage war hier eine vollständige Zeichnung von Kaulbachs neuestem Bilde, welches Du wohl kennst: die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Das Bild machte sehr viel von sich reden, ich finde aber seine Hunnenschlacht besser und vermisse die eigentliche Reinheit und Unbefangenheit der Komposition noch mehr als in den früheren Sachen Kaulbachs. Ich fürchte, er ist nicht auf dem Wege zur Kunstvollendung begriffen. Ich finde überall zu viel Absicht, zu viel Pathos, es soll Alles zu viel sein und vorstellen, was doch nicht ausgedrückt ist. Hier übrigens findet Kaulbachs Werk die allergrößte Anerkennung, und ich wage kaum meine Zweifel an seiner Vortrefflichkeit laut werden zu lassen. Es ist auch so viel Gedanke und Kraft in dem Bilde, aber mit keinem Aufwande von Geist läßt sich jene Naivetät der Darstellung erreichen, welche die unbewußte Gabe des echten Genies ist und das Kennzeichen der echten Kunst. Für solche Schöpfungen, scheint es, ist unsere Zeit zu verworren, zu unfriedlich.

Alexander von Humboldt.

29. Februar 1844.

Es wird mir eine sehr angenehme Pflicht sein, theuerster Herr Doktor, Ihren ungemein interessanten Aufsatz über die Akropolis (ich habe ihn soeben gelesen) noch heute Abend dem Könige zu übergeben. Sie können versichert sein, daß ich Ihre Ansichten und die schöne Ausbeute Ihrer Delphica bei jeder Gelegenheit hervor-

heben werde mit dem lebhafteſten Wunſche, einem Manne Ihrer Kenntniſſe und Ihres Talents nützlich zu werden.

Ernſt Curtius an den Vater.

4. März 1844.

Mein theurer Vater! Nach meiner Berechnung muß Dich dieſer Brief an Deinem Geburtstag erreichen. Möge er Dich kräftig und wohl finden und mit uns Gott dankend für die Segnungen, mit denen er Dein Alter krönt. Welche unausſprechliche Freude iſt es für Deine Söhne, Dich noch immer in voller, ungeſchwächter Thätigkeit zu erblicken, Dich zum Vorbilde zugleich und zum Zeugen ihrer Beſtrebungen zu haben. Möge Gott es ſo eine Weile erhalten, und trotz der verſchiedenen Orte und der verſchiedenen Berufskreiſe werden wir doch immer mehr die Einheit des Geiſtes empfinden, in dem wir arbeiten, jeder an ſeinem Theile. Seit ich mit Verſtand und Einſicht wirke, habe ich immer das im Auge behalten, nie Deiner unwürdig zu denken oder zu handeln, denn anderes haben wir ja Nichts, um Dir Deine Liebe zu danken.

Meine Akropolis iſt das erſte Produkt meiner Muſe, mit dem der Buchhändler gute Geſchäfte macht. Sie geht reißend ab und liegt auf den Nähtiſchen aller empfindenden Berlinerinnen. Mir hat ſie für die erſte Auflage vier Friedrichsd'or eingebracht. Ich habe ein Exemplar dem Könige geſandt und zwei dem Prinzen von Preußen, dem Protektor des wiſſenſchaftlichen Vereins, und der Prinzeſſin von Preußen. Der Kammerherr der Letzteren — ich habe natürlich beide den dienſtthuenden Kammerherren geſchickt mit Briefen an dieſe — hat mir zwei Tage darauf im Auftrage der Prinzeſſin ſehr freundlich gedankt mit dem Bemerken, die Frau Prinzeſſin hoffe mir nächſtens perſönlich höchſtihren Dank ausſprechen zu können.

Heute habe ich Lachmann zum Geburtstage ein Exemplar meiner Akropolis überſandt mit der Inſchrift: Carolo Lachmann, Rectori universitatis nostrae magnifico, natalem feliciter reducem testibus huius Cecropiae Diis ac Deabus pie atque reverenter gratulatur Ernestus Curtius quondam Atheniensis.

Gedenkt in Huld Eures

Ernſt Curtius,

beeidigter Translateur für das Neugriechiſche am hieſigen Kammergericht.

An Georg Curtius.

20. März 1844.

. . . Ich habe heute mein Privatum geschlossen, das mit seinen vierzehn Zuhörern doch immer ein Anfang fausti ominis genannt werden kann. Auch habe ich gegründete Hoffnung, daß meine Kunstgeschichte im Sommer zu Stande kommen wird. Durch meine Akropolis habe ich doch Terrain gewonnen. Neulich war ich bei dem Prinzen von Preußen zu Mittag, wo dieser und die Frau Prinzessin sich sehr huldreich gegen mich benahmen.

Ich habe von Eichhorn verschiedene Beweise seines Wohlwollens erhalten und zweifle nicht, daß er, sobald er kann, mich vorwärts bringt. Aber dauern kann es noch etwas. Und einstweilen brauche ich nur jährlich immer mehr Geld. Doch habe ich jetzt den besten Muth von der Welt und wünschte Dir vor allem ein Gleiches. Nur frisch und fröhlich vorwärts, die Stirne dem Sonnenschein und Sturme entgegen!

An Sophie Wattenbach.

Palmsonntag 1844.

. . . Daß meine „Akropolis" noch über den Kreis der Hörer hinaus nah und fern freundlichen Anklang findet, ist eine Freude, die mich sehr überrascht und beglückt. Es ist doch eine ganz andere Sache, wenn man einmal in den Kreis der ganzen lesenden Welt hinaustritt, als wenn man von dem besseren und schöneren Theile derselben durch lateinische Floskeln sich absperrt oder durch sonst unverständliche Rede. Das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden. Dadurch erhält es erst seinen Werth, wie das Gold, wenn es aus den Händen der Bergleute in das Leben übergegangen ist und hier den Verkehr belebt und die Kräfte weckt.

An die Eltern.

19. April 1844.

. . . Die Ferien gehen oder sind schon zu Ende. Drüben am Gymnasium docire ich schon wieder die Aeneide von 2—3 Uhr. An der Universität werde ich den 6. Mai meine Vorlesung über Geschichte der Kunst bei den Griechen und Römern beginnen. Es ist nicht das Vertrauen auf Kenntnisse, sondern das Vertrauen auf die Schön-

heit des Gegenstandes, auf die Fülle der Hülfsmittel und auf die Kraft warmer Mittheilung, das mich hoffen läßt auf ein Gelingen der Vorlesung. Die Vorbereitung dazu führt mich täglich in die schönen Räume des Museums, in dem jetzt eine reichhaltige Sammlung von Gyps-Abgüssen aufgestellt ist. An unserer Universität sind drei angestellte Lehrer der Kunstarchäologie, darunter auch Gerhard, aber alle drei bringen kein ordentliches Kollegium zu Stande. Während also auf der einen Seite in keinem Fache hierselbst weniger an Beförderung zu denken ist, so ist auf der anderen Seite hier einem jungen Manne Gelegenheit geboten, ein Kollegium zu occupiren, welches, ordentlich gelesen, nach und nach ein Hauptkollegium der Universität werden müßte. Darum habe ich jetzt gleich den Versuch damit machen wollen, wenn ich auch darin nur als entschiedener Rival befreundeter Männer auftrete, werde mich aber sonst vorzugsweise an alte Geographie und Geschichte halten, ein Fach, das gerade an unserer Universität gar nicht vertreten ist.

Obgleich ich von Theater und Concerten aus leicht begreiflichen Gründen mich ziemlich fern halte, so lockte mich doch zu sehr der Ruf der Milanollos, um zu widerstehen. Das Spiel der beiden Schwestern hat mich in hohem Grade erfreut. Ich war mit Kuglers und Hitzigs zusammen, und wir beschlossen den musikalischen Genuß mit einem gemeinsamen Souper im Café Royal, es war eine sehr ergötzliche Unterhaltung. So fehlt es dem hiesigen Leben nie an anmuthiger Mannigfaltigkeit. Die Ferienzeit brachte allerhand Fremde her, Droysen aus Kiel, dem ich einige Partien meiner Topographie vorlas, Jahn aus Greifswald, mit dem ich viel zusammen war. Besondere Freude war es mir, meinen Freund Heinrich Kruse wiederzusehen, den ich seit 1837 nicht gesehen hatte.

An den Bruder.

7. Mai 1844.

Ich bin augenblicklich in voller Thätigkeit. Gestern Nachmittag um 4 Uhr habe ich meine griechische Kunstgeschichte begonnen vor anständig besetzten Bänken. Morgen beginne ich mein Publicum über Pausanias. Uebermorgen halte ich in der archäologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Topographie des alten Korinth. Du siehst, daß ich nicht faul bin, sondern rüstig mein Tagewerk bestelle.

An die Eltern.

9. Juni 1844.

... Meine Pfingstreise ist glücklich ausgeführt. Pfingstabend reiste ich ab. In kaum zwölf Stunden flog ich von Berlin nach Stettin, von Stettin nach Swinemünde, von Swinemünde nach Heringsdorf. Drei volle Tage lebte ich dort in dem einsamen Fischerdorfe, das nur für zwei Monate sich mit moderner Welt belebt. Auf hohem Seeufer, an dessen Fuße die Welle nagt, liegen die Fischerhütten, dazwischen einige Häuser, und unter diesen, fast am Rande des hohen Ufers, das schöne Klenzesche Haus. Der verstorbene Professor hat Heringsdorf gewissermaßen entdeckt. Gleich hinter dem Dorfe, einige tausend Schritte vom Ufer, zieht sich ein dichter Buchenwald, mit Tannen und Eichen untermischt, hier und da von grünen Wiesen unterbrochen. Es ist wunderlieblich in dem Buchendickicht, sonnig und hell, von ferne hört man die Wellen brausen und sieht den weißen Schaum durch das Laub durch. Wie ich am ersten Morgen aufwachte, glaubte ich auf einem Schiffe zu sein. Man sieht fast Nichts als Meer gegen Norden, nur rechts ein Vorsprung der Küste von Wollin. Das stille, häusliche Wesen that mir wohl. Wir feierten recht einmüthig Pfingsten, wir machten die herrlichsten Spaziergänge im Walde, freilich immer ohne die Frau Klenze, die fast gar nicht gehen kann, wir lasen und sprachen viel Hübsches zusammen. Frau Klenze ist eine seltene Frau, voll innerer und äußerer Anmuth, trotz ihrer Schwäche belebend und anregend, voll Liebe und voll christlicher Weisheit und mit offenem Sinne für alles Schöne, wo es auch wohnen mag. Sie hat durch den genauen Umgang mit Schleiermacher eine Weihe und Reife des Geistes erhalten. Schon allein für ihre vielen Mittheilungen über Schleiermacher müßte ich der edlen Frau ewig dankbar sein. Frau Klausen führt das Haus. Die beiden jungen Mädchen, die Klenzesche Tochter und die Nichte Hedwig Delbrück, bilden ein sehr niedliches Paar. Jene hat vom Vater eine große Energie, viel Verstand und Charakter, diese hat alle jungfräuliche Anmuth und Zartheit einer Blondine. Der Gegensatz des freien Seeufers und seiner schönen Wälder mit der Luft und Aussicht der Heiligengeiststraße, der Gegensatz des stillen, friedlichen, ländlichen Familienlebens mit dem bunten, lauten, ungemüthlichen Treiben der Residenz that mir unaussprechlich wohl, ich fühlte mich geistig und leiblich

als einen ganz anderen Menschen und kehrte nicht ohne Wehmuth in mein einsames Stübchen zurück, und damit in das nothwendig verkümmerte Leben eines Gelehrten.

Jetzt liegt die Heringsdorfer Idylle weit hinter mir, und ich arbeite im Schweiße meines Angesichts. Meine Kunstgeschichte geht munter vorwärts. Wenn auch die Theilnahme daran nicht so bedeutend ist, wie ich gehofft hatte, so habe ich doch keine Ursache zu klagen. Es wird überhaupt nicht viel gehört in diesem Semester. Als Publicum lese ich in Form eines Privatissimum, d. h. auf meinem Zimmer, alle Mittwoch Nachmittag von 4—6 Pausanias und erkläre jetzt die Beschreibung der Gemälde des Polygnot in Delphi, ein Hauptaktenstück für die Archäologie der Malerei. Zum nächsten Semester habe ich nun angekündigt gratis: De situ et monumentis Athenarum, privatim: Historia populorum antiquorun inprimis Graecorum. Ich habe es mit schwerem Herzen gethan, denn die Vorbereitung erfordert so ungeheure Arbeiten, daß ich gar nichts daneben werde thun können. Am liebsten möchte ich mich den nächsten Winter ganz auf meine Topographie beschränken und nichts Anderes thun. Ich bin jetzt bei der Ausarbeitung von Messenien, habe auch schon die kartographischen Arbeiten mit Herrn Mahlmann eingeleitet, mit dem ich nach Entwurf des allgemeinen Flußnetzes wöchentlich zusammenkommen werde zu gemeinsamer Ausführung einer großen Karte der peloponnesischen Halbinsel. Meine Verhandlungen mit Perthes sind so gut wie ins Reine gebracht, doch ist noch kein Kontrakt unterschrieben.

An den Vater.

28. Juni 1844.

. . . Denke Dir, daß ich für den Winter ein neues und sehr ehrenvolles Anerbieten erhalten habe. General von Unruh, Militärgouverneur im Hause des Prinzen von Preußen, schrieb mir sehr verbindlich, daß er mich zu sehen wünsche und nur durch Krankheit abgehalten sei, zu mir zu kommen. Ich gehe hin, werde von dem würdigen Manne mit großer Herzlichkeit aufgenommen und höre von ihm, daß der junge Prinz jetzt heranwachse und namentlich für die alten Sprachen eines belebenden, anregenden Unterrichts bedürfe; er sei so lange mit trockenem Elementarunterrichte geplagt worden, er müsse jetzt die Sache von einem höheren Standpunkte kennen lernen. Man habe sich viel nach einem Manne

umgesehen, der in dieser Beziehung von entscheidendem Einflusse auf den Prinzen sein könne, und man habe keinen besseren finden können; ich schiene gerade der rechte dazu, wenn ich nur Lust dazu hätte. Ein solches Anerbieten kann ich nicht ablehnen, es geht von der Prinzessin aus, es ist eine Aufgabe, die von hoher Bedeutung sein kann, wenn ich sie aufzufassen weiß. An der Ausbildung eines Thronerben einflußreichen Antheil nehmen zu können, ist ein Beruf, den man nicht so zurückweisen kann. Kurz, wenn ich auch erst in den nächsten Tagen Bescheid geben werde, so bin ich doch entschlossen und werde mich bereit erklären, einen Theil des Unterrichts zu übernehmen, etwa acht Stunden wöchentlich. Meine Freiheit bleibt unversehrt, und mein Geldbeutel wird hoffentlich etwas voller werden. Mit dem Prinzen zusammen wird ein junger von Zastrow erzogen. Ich weiß, daß man aller Orten Erkundigungen über mich eingezogen hat, hier wie in Bonn u. s. w. Meineke erzählte mir neulich ganz verwundert, er habe für den Minister des Auswärtigen, Herrn von Bülow, ein Attest über mich, namentlich über meine Gesinnung, ausstellen müssen.

An denselben.

10. Juli 1844.

Was mich im höchsten Grade bewegt, ist der Umstand, daß ich deutlich sehe, wie man damit umgeht, mich womöglich ganz heranzuziehen an den Prinzen. Herr Gobet geht fort, man will den Prinzen einem Anderen übergeben, einem Deutschen, einem Gelehrten, das ist ein Faktum. Ebenso faktisch ist, daß man mehrmals bei mir hat anfragen lassen, ob ich wohl geneigt wäre, ganz als Gouverneur einzutreten, auch ging offenbar die gestrige Verhandlung darauf, mich zu keilen. Ein eigentlicher Antrag ist natürlich nicht erfolgt, da dem immer eine Erklärung der Bereitwilligkeit von mir vorausgehen müßte. Ihr seht ein, geliebte Eltern, was für ein Entschluß dazu gehört, vier bis fünf Jahre sich ganz einem Knaben hinzugeben, jedem anderen Berufe zu entsagen, seine Freiheit zu verkaufen. Das war also auch mein erstes Gefühl, meine erste Antwort: dazu tauge ich nicht, das geht nicht! Nun suchte man aber gleich einzulenken mit der Bemerkung, daß mir sehr viel Muße bleiben würde zum Arbeiten u. s. w. Jetzt stehen die Sachen so, daß ich allerdings nicht rund das Anerbieten

abgeschlagen habe, daß ich aber deutlich genug zu verstehen gegeben habe, man müsse mir ganz andere Bedingungen machen, als die früheren; ich müsse mein wissenschaftliches Leben fortführen können u. s. w. Dann könne man zu näheren Verhandlungen schreiten. Ich meinerseits glaube kaum, daß man sich darauf einlassen wird. Man will beides vereint haben, einen Mann, der sich dazu hergibt, den Prinzen auf Schritt und Tritt zu begleiten, und der zugleich durch sein wissenschaftliches Leben auf ihn einen wohlthätigen Einfluß ausübt. Der Prinz ist weich, hingebend und anschmiegend, aber auch zu heftigen Aufwallungen hinneigend. Es ist von unabsehbarer Bedeutung, wer von jetzt bis zum 18. Jahre ihn leitet und umgibt. Es ist schwer, eine gleich hohe Aufgabe zu finden, ja, fast möchte es scheinen, der ungesuchte Ruf, einen solchen Knaben zu erziehen, dürfe nicht abgelehnt werden, wenn man sich nicht entschieden untüchtig fühlt.

An denselben.

13. Juli 1844.

Was ich erwartete, ist eher eingetroffen, als ich glaubte, meine geliebten Eltern! Gestern Abend bat mich der General zu sich und machte mir definitiv den Antrag, die Stelle eines Gouverneurs bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu übernehmen.

Da stehe ich nun mit meiner armen Seele vor diesem Riesenentschlusse, von dem mein ganzes Leben abhängt. Auf der einen Seite das Vertrauen des königlichen Hauses, der hohe Beruf, die äußere Sicherung meines Lebens, die, nach menschlicher Art zu reden, glänzenden Aussichten — auf der anderen Seite meine Freiheit, meine Wissenschaft. Ich habe den Ruf nicht gesucht: Während Hunderte aufgeboten haben, was sie nur konnten, um diese Stellung zu erreichen, ist er zu mir in mein Stübchen gekommen, ohne daß ich eine Ahnung von der ganzen Sache hatte. Jedermann hat die Pflicht, seinem Leben so viel Bedeutung und Inhalt zu geben, als möglich ist. Kann mir auch innerhalb vier bis fünf Jahren bei einem erfreulichen akademischen Wirken eine Aufgabe von gleich hoher Wichtigkeit zufallen und im besten Falle gelingen, als die Ausbildung eines Thronerben in seinem allerwichtigsten Lebensalter, eines Prinzen, der liebenswürdig ist und bildsam wie Wachs? Von dem Gesichtspunkte aus, daß Nie-

mand eine Gelegenheit darf vorübergehen lassen, um sein Leben aus einer bedeutungslosen Gegenwart herauszureißen, kann ich auf keine andere Aufgabe harren. Die Verantwortung ist groß, aber sie ist getheilt, sie ruht officiell auf dem Militärgouverneur. Viel zu thun gibt es nicht, also auch viel Muße, aber freilich eine Muße, auf die Niemand rechnen kann, die ich jeden Augenblick hinzugeben mich bereit halten muß, jedes Winkes der Hoheiten gewärtig, zu jedem Opfer gerüstet. Geliebte Eltern, Ihr könnt denken, in welcher Aufregung ich bin, wie sehr mich die Gedanken umherjagen. . . . Ihr seht, daß ich mich im ganzen zur Annahme hinneige, was in mir sich sträubt, ist Bequemlichkeit und Egoismus. Aber noch stürmt es so in mir, daß ich Gott anflehen muß, doch in der nächsten Woche zu einem ruhigen, friedlichen Entschlusse zu kommen.

An denselben.

22. Juli 1844.

Ich erhielt Euren Brief, der mich tief bewegte, in dem Augenblick, da ich das Schreiben siegelte, in welchem ich meine Erklärung an General von Unruh übersandte; ich wußte ja, was Ihr schreiben würdet. Desselben Tages, Freitags, ging ich zum General von Unruh und erklärte ihm mündlich — der Brief kam seltsamer Weise erst während des Besuchs an — daß ich es für meine heilige Pflicht halte, dem hohen Rufe zu folgen, und ich hoffte, daß während des Berufes Muth und Kraft wachsen würden. Es war für mich und den General ein feierlicher Augenblick. Er ergriff dankend meine Hand und sagte mir dann, er sei von den hohen Eltern ermächtigt — denn bis jetzt hatte er pro forma nur aus sich gesprochen — mir definitiv den Antrag zu machen und Alles mit mir abzuschließen.

Der Rubicon ist überschritten, was für ein Land ich mir jenseits erobern werde, Gott weiß es! Ich habe Tage und Nächte keine Ruhe gehabt vor meinen Gedanken, so lange ich klügelte und rechnete und gegen einander abwog, alle Gründe der Klugheit, alle Für und Wider — aber wie ich mit all dem Abrechnen zu Ende war und nicht aus noch ein wußte, da hat mir Gott auf meine Bitte den Gedanken in das Herz gegeben, der mich mit einem Zauberschlage aus dem Banne jenes quälenden Zweifels befreite, den Gedanken, daß ich gar kein Recht habe, meine Kraft zu verweigern, hinter den Büchern zu sitzen, wenn das volle, große Leben ruft,

und zu sagen: Hier ist's bequemer, hier will ich bleiben. . . . Wie reich an innerlichen Erfahrungen sind diese acht Tage des Kampfes gewesen! Und geht schon aus diesen mein Herz stärker und reicher hervor, um wie viel getroster kann ich nicht die Bahn selbst betreten, deren Schwelle schon von Segen trieft! Ich bin vollkommen ruhig und entschlossen und weiß, daß ich gehen würde, wenn ich nur mein täglich Brod im Schlosse erhielte.

An Victorine Boissonnet.

Frankfurt a. M., 19. August 1844.

. . . Gestern war ich bei meiner holden Gebieterin.*) Wir saßen tête-à-tête und sprachen viel Ernstes zusammen durch, solche Angelegenheiten, in denen sich jeder nur als Staub und Erde fühlt. Ich ehre die Frau außerordentlich, und das unverdiente Vertrauen, das sie mir zuwendet, beschämt und rührt mich. Das Gespräch hat mich sehr gestärkt und gehoben, und ich freue mich auf alle die Opfer, die ich zu bringen haben werde. Die Prinzessin badet noch in Homburg, ich war zu Tafel bei ihr, wir waren nur sieben Personen, darunter auch der Prinz Friedrich, der Düsseldorfer. Morgen wird sie bei dem preußischen Gesandten sein, dort werde ich sie sehen, und auch Vater, den sie durchaus kennen lernen wollte, wird ihr dort bekannt werden. Ich habe ihr ausführlich von allen meinen Familienverhältnissen erzählen müssen. Freitag Morgen reise ich mit den Eltern zusammen ab, aber in der Zeil trennen sich unsere Wege, da besteige ich die Malleposte und bin, so Gott will, Sonntag Morgen in Paris. Die Prinzessin ist um so interessanter, da sie gerade jetzt in einer rechten Entwickelung begriffen ist, die entscheidend für ihr Leben ist. Jung und schön und geistvoll, war sie am Weimarschen Hofe verzogen, und verwöhnt trat sie in ihre nun so wichtige Stellung ein. . . . Nachdem ihr der Rausch der ersten Jugendfreude verflogen — und wie rasch sind die Freuden der Fürsten ausgeleert — ist es ernster und ernster in ihr geworden. Die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen in unserer Zeit die Stellung der Fürsten, namentlich der preußischen, verknüpft ist, sind ihr nahe getreten, und wer will es ihr verargen, wenn die Angst vor der dunkeln Zukunft die freudige Hoffnung

*) In Homburg.

meiſt überwiegt. Um ſich ſelbſt iſt ſie wenig beſorgt, und ich glaube, der Gedanke, ob und wann ſie die Krone empfangen werde, beſchäftigt ſie wenig. Aber ihre Lebensfrage iſt die Erziehung ihres Sohnes. Daß der ſtark an Geiſt und Leib aufwachſe, um den ungeheueren Aufgaben der Zeit entgegentreten zu können, das iſt der Gegenſtand ihrer Gedanken unabläſſig, ſie lebt ganz in der Zukunft des Sohnes, ſie ſelbſt ſucht und wählt für ihn, und es iſt ihr reines, perſönliches Vertrauen, das die Leitung und Vollendung dieſer Erziehung in meine Hände legt. Dieſer Umſtand und der andere, daß der Knabe ſelbſt mir ein ganz entſchiedenes Vertrauen zugewandt hat, tragen ſehr zu meiner Ermuthigung bei, und ich hoffe und wünſche Nichts ſehnlicher, als daß auch der Vater, der freilich im ganzen mehr die alten, ſoldatesken Grundſätze in der Erziehung der brandenburgiſchen Prinzen wird aufrecht zu erhalten ſuchen, in der Hauptſache mit ſeiner Gemahlin übereinſtimmen wird.

An die Eltern.

Paris, 25. Auguſt 1844.

... In Mainz ward nach einem kleinen Frühſtück die malle beſtiegen, eine zweiſitzige Kutſche, vorne Kondukteur und Poſtillon im Coupé. Ich war ſeltener Weiſe diesmal der Einzige, der ſich nach Paris eingeſchrieben hatte. Bei dem klaren Wetter genoß ich die Schönheit des Rheinthales und dann die geſegneten Gegenden von Rheinheſſen und Rheinbayern, wo man lange den Donnersberg nahe zur Rechten hat. Man wird aber in ſeinen Freuden ſehr geſtört durch die abſcheulichen Wege im Bayeriſchen. In Homburg, der bayeriſchen Grenzſtadt, 20 Minuten Raſt zum Abendeſſen — dann durch ein Stückchen Preußen, wo um Saarbrücken herum die Hüttenwerke wunderbar durch die ſchwarze Nacht leuchteten. 1/2 1 Uhr in Forbach, wo ich in die Wachtſtube franzöſiſcher Soldaten geführt wurde, die mich viſitirten. Dann zu einem commissaire de police, der mir einen proviſoriſchen Paß ausſtellte. In der Wirthsſtube, wo halb deutſch, halb franzöſiſch gelärmt und Karten geſpielt wurde, hatte ich eine Stunde zu warten und wurde dann in die franzöſiſche Malleposte abgeholt. Es iſt ein leichter Wagen, eine Halbchaiſe mit geſchliffenen Fenſtern, die ganz genau ſchließen, der Sitz ſehr geräumig. Da ich der Einzige war, konnte ich mich der Länge nach ausſtrecken und lag wie im Bette. Der Kondukteur

sitzt oben auf dem Wagen, der Postillon auf einem kleinen Bocke und regiert mit einer langen Peitsche die rastlos jagenden vier Pferde; bergauf, bergab — geht es beinahe immer im Galopp. Der Postillon trägt einen blauen Kittel mit einem blanken Matrosenhute, beim Regen schlägt er einen hellen Tuchmantel um; so sitzt er fast schwebend vor dem Reisenden, immer lärmend durch Rufen, Pfeifen, Peitschenknall. Sowie man an der Station ist, wirft er die Peitsche hinunter, dann die Zügel und springt hinab. In derselben Minute kommen die anderen Pferde heraus mit 3—4 Leuten, die Pferde immer sehr wild, es geht nie ohne vieles Geschrei und Schelten ab, aber immer mit der größten Schnelligkeit. Morgens 1/28 Uhr fuhren wir in Metz ein. Ich erwachte davon, daß in der oberen Wagenetage der Kondukteur dem Thorwächter meinen Namen vorbuchstabirte; die Postexpedition hielt hier wohl eine halbe Stunde auf. Dann in raschem Fluge durch Verdun und St. Ménéhoud nach Chalons, wo eine halbe Stunde gerastet und recht gut zu Mittag gegessen wurde. Es wurde immer dunkler und regnichter, und so konnte ich von den schönen Ufern der Marne nur wenig sehen. Epernay macht einen sehr freundlichen Eindruck. In Château-Thierry wurde etwas Bouillon genossen, und von da wurde ich halb schlafend, halb wachend weitergefahren. Bei hellem Mondscheine konnte ich um 3 Uhr bemerken, wie die Landhäuser immer dichter sich an einander reihten und aus den Vorstädten allmählich Paris vor meinen schlaftrunkenen Augen erwuchs. Unabsehliche Perspektiven von Gaslichtern kündigten mir zuerst die Residenz an. Durch die stillen Straßen zogen lange Reihen von Gemüsewagen, welche für den nächsten Tag die Tische füllen sollten. Endlich fuhren wir in den inneren Posthof. Es schlug gerade 4 Uhr, und um dieselbe Zeit fuhren von drei anderen Seiten große Diligencen herein. Ich ließ mir gleich einen Wagen holen, und um 1/25 Uhr hielten wir vor der Thüre des unscheinbaren, aber reinlichen und anständigen Hôtel de Londres. Ich suchte mir eine Stube im zweiten Stock aus zu 40 Francs, klein, aber hell und freundlich, gut möblirt, mit Marmortisch und -Kamin, ein gutes Bett im Alkoven, der sich in Form einer Wand schließt. Ich schlief darin gleich einige Stunden sehr gut. Um 10 Uhr erkundigte ich mich nach Bernys Kirche. Es gibt zwei Kirchen für die protestants de la confession d'Augsbourg; ich wählte auf gut Glück die eine neu erbaute große Kapelle in der Rue Chauchat und zog nun gutes

Muths aus meiner kleinen Auguſtinerſtraße aus in das tobende Paris. Ich ging über den Pont du Carouſſel, der in drei kühnen Bogenſchwingungen über den Fluß ſetzt, dann am Louvre vorbei in die Rue de Richelieu und lernte ſo gleich einen Theil der allerbelebteſten Gegenden kennen, bis ich endlich gerade zur rechten Stunde, um 11 Uhr, die lutheriſche Kapelle auffand, in der ſich eine ziemlich ſtarke Gemeinde verſammelte. Denkt Euch, wie ich mich freute, als Freund Verny die Kanzel beſtieg und mit feuriger Beredſamkeit über das Wunder Chriſti an dem Stummen und über die Bedeutung des Hephata ſprach.

Nach dem Gottesdienſte zog ich mich in mein Stübchen zurück, da ich von der Nachtfahrt Kopfſchmerzen hatte, und ging erſt gegen 5 Uhr wieder aus, zunächſt um Nahrung zu ſuchen. Ich ſuchte mir diesmal das glänzendſte Lokal aus, das ich finden konnte, da ich die Rue Rivoli, längs der Gärten der Tuilerien entlang ging. Durch die ſchönſten Spiegelglasportale trat ich ein in die Poiſſonnerie anglaiſe, einen wahren Feenpalaſt mit Springbrunnen, ſpiegelbedeckten Pfeilern, kühnen, zierlichen Wendeltreppen, kleinen Blumengärten, Gemälden u. ſ. w. Sowie ich Platz nahm, wurde mir ein Buch überreicht, in rothes Leder eingebunden, enthaltend den Speiſevorrath; z. B. zwei Seiten eng gedruckt poissons, die einzelnen Rubriken wie gibier, volaille mit entſprechenden Bildern erläutert. Es wird Einem ganz Angſt, wenn man das Eſſen mit ſolchem Ernſte behandelt ſieht. Meine Tafel koſtete mich gerade 5 Francs. Es gibt gewiß noch andere, koſtbarere und prächtigere cafés restaurants. Ich wanderte dann durch die Gärten der Tuilerien über die Place de la Concorde nach den Champs Elyſées hinaus. Die Gebäude einzeln und genau betrachtet, ſind meiſt nicht ſehr korrekt und ſchön gebaut, aber zuſammen bilden ſie ein großartiges Ganzes, die Paläſte, die öffentlichen Gebäude, die Triumphbögen, die Kirchen, die Obelisken, vor allem die herrlichen Brücken, die ich nirgends ſo ſchön geſehen habe. Und welch ein point de vue, wenn man auf dem Concordienplatze ſteht und hat gerade vor ſich den ſchimmernden Triumphbogen von der Barrière de Neuilly, hinter ſich zwiſchen den Baumgruppen die Tuilerien, rechts in der Mitte ſtattlicher Gebäude die Madeleine, und links jenſeits des Fluſſes die Deputirtenkammer. In dem Punkte, wo ſich dieſe vier Geſichtslinien ſchneiden, erhebt ſich mit ſeinen uralten Runen der monolithe Obelisk des Seſoſtris,

von vier Sphinxen von Granit umgeben. Ueber $1^1/_2$ Jahrtausende vor Christo ist jener Obelisk beschrieben, und jetzt steht er da im Centrum des herrlichen Paris!

Um 7 Uhr ging ich über den Pont de la Concorde nach Vernys Wohnung. Ich traf ihn mit den Seinen und blieb bis $^1/_2$11 Uhr in seinem traulichen Stübchen; er hat eine sehr liebe Frau, eine treuherzige, deutschgesinnte Elsässerin, und eine Tochter von ungefähr 12 Jahren. Wie wohl thut es mir, geliebte Eltern, mitten in der großen, fremden Stadt einen so traulichen Kreis zu haben, in dem ich Alles besprechen kann. Verny ist so voll Geist und Gemüth, so überströmend von Liebenswürdigkeit, daß mich die Pariser Reise nicht gereuen würde, wenn ich auch nur ihn hier hätte.

An dieselben.

Paris, 8. September 1844.

... Heute vor vierzehn Tagen schleuderte mich die Malleposte in diese unbekannte Welt hinein — und jetzt bin ich hier schon ganz heimisch. Ich mache meine Wege ohne Verirrungen, ich weiß in den Cafés, Restaurants und Läden Bescheid. Ich kenne die gelehrte Welt von Paris, soweit sie mich näher interessirt, ich habe viel Wichtiges gelernt und erlebt und mir schon in diesen vierzehn Tagen Kapitalien eingesammelt, die sich gut verzinsen sollen. Freilich, die Erwartung, hier gar nicht von meiner Zukunft hören und sprechen zu müssen, ist vereitelt. Denn die Nachricht von meiner Berufung ist in die französischen Journale übergegangen. „Nos journaux parlent de vous," das war gewöhnlich eine der ersten Phrasen Derer, die ich besuchte. Neulich fand ich sogar ganz zufällig im Corsaire neben heftigen Ausfällen auf Guizot auch ein Artikelchen über mich und einen calembourg, der nicht übel ist. Es heißt darin: „Le docteur Curtius est chargé de débarbouiller l'héritier du roi de Prusse. Curtius a toujours été attaché aux figures de cire." Es zieht nämlich ein Mann unseres Namens in Holland und Frankreich mit Wachsfiguren umher. So habe ich zu leiden von der Licenz der Pariser Presse. Von allen Merkwürdigkeiten im einzelnen abgesehen, ist es wichtig und im höchsten Grade ergreifend, auf dem Boden zu stehen, auf dem sich gewissermaßen die ganze neueste Weltgeschichte abgespielt hat. Was

für Erinnerungen drängen sich in den Straßen der Stadt, in den Umgebungen! Hier ein Denkstein für ein Opfer der Julitage, dort führt eine düstere Cypressenallee zu der Chapelle expiatoire, wo man das öffentlich gemordete Königspaar einst verscharrt hatte und jetzt täglich Messe liest für das Blut, das noch nicht gesühnt ist; dort das Louvre, das prächtige Denkmal einer blühenden, wohlbegründeten Königsherrschaft, und darauf, wie zum Hohne, die Juliflagge, die selbst von den altersgrauen Thürmen von Notre-Dame weht, gleichsam zum Zeichen, daß des Volkes Souveränität über Alles geht, als wenn, um ihr Emblem hoch über Paris emporzuhalten, die Alten diese Thürme aufgeführt hätten. Nimmt man dazu die Ueberreste des Empire, die Kaiserstatuen, die Kaiserbrücken, Kaiserobelisken und Triumphbögen, an die sich nun die afrikanischen Siegesbauten anschließen — so tritt Einem die neueste Weltgeschichte in einer erschütternden Weise entgegen und man empfindet Alles in unmittelbarer, persönlicher Nähe. Fast noch mehr ist dies in den Umgebungen der Stadt der Fall, auf den Schlössern der Fürsten, die das Seine-Ufer begrenzen, mitten in einer reichen, schönen Natur. Mein erster Ausflug war nach St. Cloud, wo inmitten herrlicher Gärten voll schattiger Alleen, frischer Brunnen, herrlicher Terrassen mit weiten Fernsichten auf die Seine-Ufer das verhängnißvolle Schloß liegt, in dessen Mauern die Valois den Bourbons Platz machten, die Republik dem Kaiserthume, das Kaiserthum der Restauration, und diese endlich dem gegenwärtigen Zustande der Dinge — „l'ordre des choses actuel", so nennen die Franzosen ihre Gegenwart, wohl wissend, wie wenig dieselbe eine Bürgschaft der Dauer in sich trägt. Das Schönste aber, was ich in dem Umlande gesehen habe, ist St. Germain en Laye, hoch über der Seine gelegen, auf mächtigen Terrassen, von denen man die Seine weit übersieht, die durch ihre gewaltigen Krümmungen unterhalb Paris der ganzen Landschaft einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der Gedanke, den die Dichter unter Louis XIV. in mannigfachen Variationen vorgetragen haben, liegt sehr nahe, daß der Fluß sich nicht trennen könne von den Herrlichkeiten der königlichen Stadt und immer zurückzukehren suche. Gleich hinter der Terrasse beginnt ein dichter, herrlicher Wald. Ein Theil des alten Bourbonenschlosses, in dem Louis XIV. geboren, ist jetzt in ein Wirthshaus, „Pavillon Henry IV", verwandelt. In der Kirche ruht Jacob II. mit einer von Louis XVIII. gemachten lateinischen Inschrift. Wenn

man auf der Terrasse steht, vor dem Walde über den dreifachen Seinefluß hinsieht, so taucht aus der Masse von Grün in der Ferne ein weißer, spitzer Kirchthurm auf, die Kathedrale von St. Denis, in deren Gewölben die Könige Frankreichs ruhen. Louis XIII. konnte den Anblick nicht leiden, ihn störte das memento mori; er verließ die reizende Schöpfung seiner Ahnen und begann die Bauten in den öden Flächen von Versailles. Kindische Todesfurcht ist der Ursprung aller dieser Herrlichkeit. Ich hatte keine Ursache, St. Denis zu meiden, und so ermüdend und unerfreulich die Fahrt durch die langen Straßen und Vorstädte ist, so sehr hat mich im Innersten bewegt die schöne Kathedrale mit ihren Fürstengrüften. Die Revolution hatte in fürchterlicher Wuth das Dach der Kirche, ihre Gräber und Altäre zerstört, jetzt wird Alles sorgsam hergestellt. Die Kirche ist, wie die wenigen gothischen Kirchen, die ich in Frankreich gesehen habe, darin von den deutschen verschieden, daß das Innere eleganter und heller ist. Die großen Rosetten an beiden Kreuzarmen sind wohl erhalten. Die Fenster im Hauptschiffe nehmen die ganze Breite zwischen den Pfeilern ein, sodaß gar keine Mauer da ist. Unter den Fenstern ein zierlicher Umgang. Auch gehen in St. Denis wie in Notre-Dame die Säulenhallen hinten um den Chor herum. Die Krypte stammt aus der Zeit Karls des Großen, Portal und Thürme aus dem 12. Jahrhundert, das Innere des Doms aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Nur durch besonderes Glück ist dies herrliche Denkmal der Zerstörung entgangen, welche 1795 förmlich dekretirt war, nachdem man die Gebeine der Könige hinausgeworfen hatte. Jetzt ist Anerkennung und Studium mittelalterlicher Denkmäler in Frankreich Mode geworden. Möchte diese Mode mehr und mehr eine tiefere Richtung gewinnen! Dann könnte die Wissenschaft nach und nach eine Versöhnung zwischen der isolirten Gegenwart und der Vergangenheit herbeiführen, eine Versöhnung, deren das wunde, aufgeregte Frankreich so sehr bedarf.

Meinen Geburtstag habe ich an den Ufern der Loire gefeiert. Der treffliche Herr Hase,*) der mit einer beispiellosen, gänzlich unmotivirten Freundlichkeit und Herzlichkeit mich in den Umgebungen herumgeführt, mich mit Büchern versehen, mich vielfach

*) Der Philologe Karl Benedict Hase (1780—1864) lebte seit 1802 in Paris und war seit 1832 Conservateur en chef au département des manuscrits an der Königlichen Bibliothek.

belehrt, mich wiederholt aufs herzlichste traktirt hat, hatte mich zu einer Fahrt nach Orleans eingeladen. Des Morgens um 7 Uhr war ich schon bei ihm; um 8 Uhr waren wir in dem Embarcadère von Orleans, am südöstlichen Stadtende, bei dem Jardin des Plantes, und fuhren an der Seine hinauf durch ein reiches, fruchtbares Land, wo hier und da noch auf den Höhen Ruinen von Burgen stehen, vor deren Rittern die Könige in Paris zitterten, in $3^1/_2$ Stunden nach Orléans. Hases Haushälterin, Mlle. Zoé, war mit uns, und während diese im Gasthause uns ein Diner zurüstete, ging ich mit Hase in die Kirche, deren Inneres sehr schön ist. Die Pfeiler haben gar keine Knäufe, daher das Auge lauter ununterbrochene schwungvolle Linien findet. An die gothische Kirche hat Henry IV. im Geschmacke seiner Zeit Portal und zwei Thüren aufbauen lassen. Wir erstiegen den einen und hatten nun den großartigsten Ueberblick über das Loirethal und ein gutes Stück von der région du centre de la France. Anmuthig sind die Krümmungen des Flusses, wo er nach Ambroise und Tours hin abfließt. Sonst fehlt es ganz an charakteristischen Formen. Man sieht eine weite, weite Ebene, nach Norden sehr fruchtbar, südlich von der Loire ein weit ärmeres Land, in dem nur wie eine Oase die Umgegend des Loiret sich auszeichnet. Zu Füßen hat man die düsteren Schieferdächer der alten Stadt, deren Straßen menschenleer sind wie die von Lübeck. Sie hat sich noch nicht von der Aufhebung des Edikts von Nantes erholen können. Jetzt wird Orleans ein Centralpunkt französischer Eisenbahnen. Schon baut man eine Brücke über die Loire, welche den midi de la France mit dem Norden verbinden soll, die wichtige Straße „où Paris la cité suprème etc. tend ces bras maternels vers ses filles aimées sur le sol de la France abondamment semées," wie es in einem schönen Gedichte von Guiraud heißt, und weiterhin:

„entre toutes les sœurs c'est toi qui la première
devais près de ton fleuve attirer son regard,
Orléans qui des lys relevais la bannière
un moment inclinée aux pieds de tes remparts etc.

Nach einer trefflichen Mahlzeit, welche wir zu Dreien im Gasthause des Loiret einnahmen, fuhren wir über die Loire hinüber nach den Quellen des Loiret, einem Wunder der Welt. Eine Quelle sprudelt mit so außerordentlicher Wasserfülle aus der Erde, daß man eine halbe Stunde unterhalb des Ursprungs schon mit großen Kähnen

fahren kann. Es ist ein wiedergeborener Fluß, eine Naturerscheinung, die an ähnliche in Griechenland und anderen Ländern des Mittelmeeres erinnert. Um diesen Loiret, der in verschiedene Arme sich theilt, liegen die allerschönsten Gärten, die herrlichsten Baumgruppen, welche das tiefe, klare Wasser beschatten, „un bocage enchanteur", um recht französisch in Frankreich sich auszudrücken. Auf dem Rückwege besahen wir die Statue der pucelle an dem Thore, da sie den Ausfall gethan (jetzt mitten in der Stadt), und bald lagen die Thürme der Kathedrale wieder hinter uns, und wir fuhren in gerader Linie nach Norden zurück. Um 11 Uhr war ich wieder in meiner Wohnung, herzlich dankbar für den reichen Tag.

. . . Wie mir nun Paris selbst gefällt, fragt Ihr? Die Antwort ist nicht so leicht gegeben. Nach Allem, was man bei uns von Paris spricht, was man als articles de Paris sieht und kauft, denkt man zunächst eine durchweg elegante Stadt zu finden, rein, geschmackvoll, modern. Aber in solchen Erwartungen wird man sehr getäuscht. Paris ist eine alte, häßliche, schmutzige Stadt mit engen, dunkeln Straßen, schmalem Trottoir, häßlichen, grauen Häusern, die durch geschmacklose Schornsteine verlängert unermeßlich in die Höhe ragen und oft nur bestimmt scheinen, die zahllosen Annoncen in kolossalen Lettern hoch empor zu tragen. Selbst die Quais in der Stadt sind schmutzig und häßlich, nur die Brücken sind fast durchgängig schön. Man findet im ganzen wenig hübsche Privathäuser, es ist gar keine Privatarchitektur in Paris vorhanden. Ein Haus wird wie das andere nach einem hergebrachten Schema gebaut, unten Boutiquen, dann nach oben so und so viel Pièces mit einem ganz herkömmlichen Arrangement. Schon das Uebermaß der Läden zerstört die Architektur der Häuser wie den Eindruck im ganzen, und dann diese Masse von Aushängeschildern, vor denen man gar kein Stück freie Mauer sieht. Die neuen Straßen, die nach einem Plane ausgeführt sind, sind ganz anders, aber die sind meist sehr einförmig und langweilig, wie die Rue Rivoli und die Straßen um den Vendôme-Platz und die Madeleine. Die Boulevards machen freilich durch ihre Volksmenge einen bedeutenden Eindruck, aber im einzelnen ist nichts Hübsches da. Die öffentlichen Gebäude sind fast durchgängig in einem großartigen Stile angelegt, aber die Umgebung ist oft auf das überraschendste vernachlässigt. So stehen zwischen den Tuilerien und Louvre einige Reihen der allerscheußlichsten Häuser, thurmhohe, formlose Ungeheuer, die Einem immer

in die Augen fallen. Zwischen der östlichen Front des Louvre, die vielleicht eines der edelsten Bauwerke in Paris ist, und der alten, ehrwürdigen Kirche St. Germain l'Auxerrois — auf der eigentlichen Place du Louvre — sieht man die widerlichen Ruinen der allergeschmacklosesten Häuser, auch haben alle Hauptstraßen hier im Herzen des königlichen Paris ein finsteres, schmutziges Aussehen. Also wie sehr täuscht sich der, welcher eine neue, elegante Modestadt zu finden sucht! Freilich, wenn man dergleichen Täuschungen abgemacht hat, dann lernt man nun auch wieder mit voller Gerechtigkeit die städtische Herrlichkeit von Paris anerkennen. Auch die alte Stadt, die älteste, die cité auf der Seine-Insel imponirt durch ihre Masse; die Insel läuft nach beiden Enden keilförmig zu, gleicht also, wie die Tiberinsel, einem Schiffe; mächtige Substruktionen vervollständigen diese Form. Steht man nun auf dem Pont des Arts oder dem Pont Royal, so erscheint diese gedrängte Masse unzähliger Häuser beinahe wie ein ungeheueres Gebäude, von den uralten Thürmen der Notre-Dame gekrönt, die eine Seite oft vom hellsten Sonnenlichte erleuchtet, die andere in schwarzem Dunkel, und wo beide sich vereinigen, der ehrwürdige Pont Neuf, unter dem sich die äußerste Spitze der Insel als ein Garten in die Seine hineinzieht. Auch das Leben an und auf der Seine zu sehen, ist im höchsten Grade interessant, eine durch einander drängende Geschäftigkeit. Von Gebäuden hat keins einen so großartigen, überraschenden Eindruck auf mich gemacht, wie das Palais Royal. Das Ganze, so groß wie es ist, aus einem Gusse, fertig und abgeschlossen. Aus dem Menschengewühl und Wagengerassel der engen Rue St. Honoré tritt man in die weite dorische Halle und gelangt dann durch die Galerie Orléans, einen mit Glas gedeckten und mit Spiegel-Boutiquen eingefaßten Gang, in den großen Garten mit seinen Statuen, Springbrunnen, Lindenalleen, von Gebäuden rings eingefaßt, die auf Arkaden ruhen — und in diesen Arkaden nun prangt hinter glänzenden Spiegelscheiben Alles, was Kunst und Industrie erfunden und die Natur geschaffen hat, um das Leben des Menschen zu schmücken, sein Auge zu ergötzen, seinen Gaumen zu kitzeln, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alles das strahlt hier in üppiger Verschwendung. Im Garten lustwandeln die Leute zwischen spielenden Kindergruppen und erpichten Journallesern. Das Ganze hat einen freundlichen, friedlichen, anmuthigen Charakter, es ist kein Gedränge, Alles bewegt sich à son aise auf und nieder, kein

Staub, kein Getöse, kein Schmutz, und des Abends entzündet sich ein Meer von Gasflammen, das den Fremden bezaubert. Ich habe nirgends etwas Aehnliches gesehen als dies Palais Royal, diesen großen Gesellschaftssaal der Residenz, la capitale de Paris, wie man sonst sagte. Jetzt hat sich das Leben mehr nach den Boulevards hingezogen. Die Fora der alten Welt müssen viel Aehnliches gehabt haben, d. h. im kaiserlichen Rom und in den Hauptstädten der Nachfolger Alexanders. Ich esse jetzt gewöhnlich im Palais Royal, wenn ich mein eigener Wirth bin, doch bin ich in der letzten Zeit fast täglich eingeladen. Da man erst um 6 oder 7 Uhr ißt, so kann man den Vormittag gehörig benutzen. Ich kann die edle Freundlichkeit der hiesigen Gelehrten nicht genug rühmen. Bei Letronne lernte ich Didot kennen, der mich gleich zu sich einlud, da er gern junge Gelehrte, namentlich deutsche, bewirthet. Ich kann nicht leugnen, daß die unverhohlene Anerkennung des deutschen Geistesstrebens mir um so mehr Freude macht, als zum Gegentheile die hier ansässige Brut des s. g. jungen Deutschlands verleiten könnte.

Gestern aß ich bei Verny mit den Hofdamen der Herzogin. Der liebe herrliche Verny! Wenn er auch nur in Paris wäre, nichts Anderes und Niemand sonst — ich würde zufrieden sein. Sein trauliches Stübchen, wie theuer ist es mir schon geworden! Heute um 11 erwartet mich der Graf Pourtalès-Gorgier, um mir seine Sammlungen zu zeigen. Heute Abend soll ich bei Ortolon essen, morgen in Passy bei dem Comte Portalès, Pair von Frankreich.

Paris ist jetzt öde — und doch, wenn man zuerst herkommt, so hat man auch jetzt das ganz neue Gefühl, in einer Hauptstadt zu sein, in einer Stadt, wo sich das Leben eines so großen Reiches koncentrirt, wovon das Leben wieder ausströmt in alle Theile — fern im Hintergrunde die überseeischen Provinzen und die Kämpfe der Armee, von der jeden Abend neue Botschaft ankommt, in den Theatern ausgerufen und in den Cafés besprochen wird. Dabei ist das ganze Volk wie ein Mann, so verschieden auch die Parteien sein mögen, und Alle durchdringt ein Gefühl bei dem Wort „la France". Es erregt Bewunderung und Staunen, zu sehen, wie hier Alles in dem Staat aufgeht. Die Gebäude des Empire haben etwas gewaltsam Imponirendes; wer kann ohne Staunen den „arc de triomphe" betrachten; aber die Masse nur imponirt; im einzelnen ist die Architektur und namentlich die Skulptur unerfreulich, abgeschmackt. Der rechte hohe Geist der Kunst ließ sich nicht bannen

durch des Herrschers Gebot, man vermißt in diesen Schöpfungen den Athem der Frömmigkeit, der Liebe. Darum ist es so frostig in der Madeleine, darum ist das bewunderungswürdige Pantheon so kahl und öde, darum sind die großen historischen Kompositionen an den Monumenten ganz ohne die höhere Weihe einer echten Kunst, ohne alle Poesie, nur Deklamation — denn wie armselig ist's, wenn am Deckengemälde des Pantheon ein Engel eine weiße Tafel hält mit kolossaler Inschrift „la France", und ein anderer eine Tafel „Charte"! Kunst und Poesie ist in Abstraktion untergegangen; die Motive der Kompositionen sind so dürftig, wie das ewig sich wiederholende: „la France reçoit l'hommage des beaux arts" und dergl., und wer kann sich begeistern für eine Marmorstatue, unter welcher geschrieben steht „l'ordre public"!

An dieselben.

Paris, 27. September 1844.

. . . Die hohen Laubgewölbe des Tuileriengartens sind noch in voller Pracht. Gestern habe ich mehrere Stunden dort mit Bernys zugebracht, auf- und abwandelnd unter herzlichen Gesprächen. Vor uns tummelte sich die bunte Pariser Welt, Hunderte von Kindern spielten und sprangen herum; dazwischen dichte Gruppen ernster Zeitungsleser. Nachher behielten Bernys mich zu Tische bei sich. Von ihnen ging ich in das Théâtre français, dem ich viele Stunden der anmuthigsten Unterhaltung verdanke. Nachdem sich daselbst der Oedipe die Augen ausgestochen, spielte man den Avare. Ich bin in einem Entzücken über diesen Molière. Ich bekomme hier erst einen Begriff von seiner Komik, ich kann keinem Theaterzettel widerstehen, auf dem sein Name steht. Ich bin sogar aus lauter Begeisterung für Molière und das Théâtre français noch gar nicht in die große Oper gegangen. Dienstag ist die erste Aufführung in der Italienischen Oper, dorthin denke ich doch zu gehen, wenn nicht ein Stück von Racine gegeben wird. Die klassische Tragödie auf dem Théâtre français kennen zu lernen, ist natürlich vom höchsten Interesse für mich gewesen. Ich habe hier eine Reihe von Stücken von Corneille und Racine gesehen und die Rachel bewundert! — aber in dieser Tragödie ist doch nun einmal Manches veraltet, es mundet nicht Alles. Dagegen Molière ist durch und durch frisch, unsterblich, jung und liebenswürdig, daran veraltet

nichts Wesentliches, so lange das Menschengeschlecht mit seinen Thorheiten dasselbe bleibt.

Bonn, den 10. Oktober 1844.

Am Tage, nachdem ich Euch geschrieben, dampfte ich in aller Frühe nach Rouen, auf der neuen vorzüglichen Eisenbahn, durch den Wald von St. Germain, durch Poissy und Mantes, dann längs und zum Theil durch die mehr und mehr ansteigenden Seine-Ufer, deren Felshöhen mit Wald und Ritterburgen geschmückt sind, kommt man in wenigen Stunden in die ehrwürdige Hauptstadt der Normandie, das ernste, alterthümliche Rouen, wo zwischen den Gebäuden des Mittelalters der regste Gewerbefleiß wuchert. Man ist in einer ganz anderen Welt als in Paris, in einer kälteren, feuchten Luft, zwischen lauter gothischen Monumenten, an einem Hafen voller Seeschiffe, der mit dem Ocean steigt und fällt, zwischen blonden Menschen, die in Sitte und Sprache, wie in den Namen ihrer Ortschaften germanische Abkunft verrathen. Man ist im thaten- und liederreichen Lande der Normannen. Ich habe nirgends schönere gothische Monumente in solcher Fülle beisammen gesehen, wie in Rouen. Die Kirchen sind außerordentlich geschmückt, sie sind, im Innern wenigstens, vollständig ausgebaut, reich an geschichtlichen Denkmälern und vor allem an Glasmalereien vom 11. bis 14. Jahrhundert, deren Vergleichung mir zum ersten Mal einen Blick in die Entwicklung dieser Kunst eröffnet hat. Am anderen Morgen traf ich meinen unvergleichlichen Gönner Hase an Bord des stattlichen Dampfschiffes „La Normandie"; wir fuhren, leider bei trübem Wetter, die Seine hinab, die sich zwischen zwei Vorgebirgen, dem von Havre und dem von Notre-Dame de Grace bei Honfleur, wie durch ein großes Triumphthor in den Ocean ergießt. Die Seine-Mündung wimmelte von Schiffen. Die Höhen über Havre, welche gegen das Meer abfallen, gewähren eine stattliche Aussicht. Dort oben liegt Ingouville, eine kleine Stadt von Landhäusern der reichen Kaufleute und Kapitäne. Dieses Ingouville ist sehr schön! Wir logirten in einem großen Etablissement „Frascati", Wirthshaus und Bade-Anstalt, musterhaft und großartig. Hase traktirte mich fortwährend, trotz aller Vorstellungen, auf der ganzen Reise, er nennt das „faire les honneurs de la Normandie". Die Rückfahrt nach Rouen geschah beim schönsten Wetter, und jetzt erst strahlten die Seine-Ufer in vollem

Glanze, mit den vielen Dörfern, Kirchen, Klöstern, den reichen, grünen Triften. Man geht mit der steigenden Fluth ebenso rasch hinauf als hinunter. Diese Fluth geht gerade bis Rouen, dem dadurch die Möglichkeit einer Station für Seeschiffe wird. Während der Ebbe liegen diese ganz trocken längs dem Quai. Ich habe die Seine recht kennen gelernt, von Veltin bei Fontainebleau, wo sie ein dünner Bach ist, den man mit Dampfnußschalen mühsam befährt, bis zu der Vermählung mit dem Meere, das seine Wellen ihr zweimal den Tag bis Rouen entgegenspült, um seine Braut einzuholen. — — Noch drei Tage in Paris, — — Abschied genommen, — es ist ja gut, wenn man nicht ohne Theilnahme weiterzieht. Der Abschied von Verny wurde mir recht schwer. Der gute Hase hatte sich so freudig an mich geschlossen, daß er mir mit Thränen in den Augen sagte, wie schmerzlich es ihm wäre, daß ich fortginge. Am Abend fand ich noch von ihm eine Rolle mit Ansichten von Paris und Orleans, die wir zusammen gesehen, 40 bis 50 Blätter, und allerlei seltene Broschüren, ein werthvolles Geschenk. Am 3. Oktober, Abends 5 Uhr, jagte mitten durch die gedrängten Straßen eine hohe Diligence zur Barrière St. Martin hinaus. Oben im zweiten Stockwerke, ungefähr 20 Fuß über dem Pflaster, saß in der Ecke Euer Sohn, und sah mit ängstlicher Bewunderung auf den Postillon und sein wildes Sechsgespann hinunter. Frühstück in Cambray, Mittags in Valenciennes, gegen Abend in Brüssel. Sonnabend Vormittag sah ich das Rathhaus, Ste. Gudule, und die Sammlungen. Nachmittags 4 Uhr schon in Mecheln, dem Mittelpunkt der Eisenbahnen. In Belgien lernt man erst, was Eisenbahnen sind, wenn sie zu einem System ausgebildet sind. Die alten Kirchen in Mecheln beschäftigten mich den Nachmittag. Sonntag Morgen fuhr ich nach Brügge, in das reiche Flander-Land. Welche Fülle von Geschichte tritt Einem hier entgegen! Brügge ist das belgische Lübeck, ernst und schön, eine stolze Wittwe, eine Stadt mittelalterlicher Paläste, in der Alles anders geworden, bis auf das unermüdliche Glockenspiel und die Werke der Bau- und Malerkunst. Von der Höhe des Belfried sah ich den Leuchtthurm von Ostende, das ganze reiche, berühmte Land. Ich sah das anmuthigste aller Museen, die kleine Kapelle des Johannes-Hospitals, wo der genesende Memling seine schönsten Werke als Pflegegeld gemalt hat, Gemälde, die sich außerordentlich frisch erhalten haben, und die mich lebhaft an unser Dombild erinnerten.

Die Brüggeschen sind alle in kleinerem Maße, die feinste Miniatur. Ich sah in Notre-Dame die Gräber Karls des Kühnen und der Marie von Burgund und die Reste des Burgundischen Palastes und zog dann wieder zurück nach Gent, das größer ist als Brügge und sich mehr im ganzen erhalten hat, daher auch die Stadt ein viel moderneres Ansehen hat. Sie ist von Kanälen durchschnitten und voll von Bäumen und Gärten, eine sehr anmuthige, freundliche Stadt. Abends war ich im glänzenden Theater, wo mir der Kontrast zwischen den französischen Belgiern in den Logen und im Parterre und dem flämischen Publikum auf der Gallerie, das sich aufs ungezogenste aufführte, sehr auffallend war. Montag wanderte ich den ganzen Vormittag in der Stadt umher. Herrlich ist das Bild von der Höhe des Beffroy. Alle städtischen Gebäude verkünden die alte Größe der Geburtsstadt Karls V., der zu Franz I. sagte: „Je mettrais votre Paris dans mon gant.“ Der Eingang zum Fischmarkt ist ein wahres Triumphthor, das Schloß der alten flandrischen Grafen in einzelnen Zimmern zu erkennen. Der Gewerbefleiß belebt noch einigermaßen die breiten Straßen, aber es fehlt doch der rechte Schwung, den Fabriken fehlen die Kolonien. Belgiens Städte können jetzt nur von Deutschland und deutscher Zukunft Etwas erwarten, denn sie haben gleiche Interessen, wie die deutschen Städte. Es ist mir außerordentlich viel werth, diese alten Städte kennen gelernt zu haben. Ich kehrte nach Mecheln zurück und fuhr Abends noch nach Löwen, besuchte dort am Dienstag Morgen das Hôtel de ville und die Kathedrale, — dann schon um 1/2 9 nach Lüttich in das Land der Wallonen, das um die Maas die schönsten Hügel aufwirft. Auf zwei gesenkten Flächen schleudert sich der Bahnzug ins Maasthal hinab. Man sieht Wunder auf Wunder, Tunnels, Viadukte, ungeheuere Dämme, und umher die schönste, reizendste Gegend. Dienstag Abend war ich in Aachen. Gestern Morgen besuchte ich den Krönungssaal, betrachtete mit heiligem Schauer das Grab Karls des Großen, bestieg die nahen Höhen, welche die schöne Stadt beherrschen, fuhr um 1/2 1 fort, war um 1/2 4 Uhr in Köln, und gegen 6 Uhr in Bonn.

An den Bruder Georg.

Berlin, November 1844.

... Im ganzen kann ich nur mit lebendigem Danke anerkennen, daß ich Alles ungleich leichter, angenehmer, erfreulicher

gefunden habe, als ich erwarten konnte. Schon sind mir alle Verhältnisse geläufig, der schwere Anfang glücklich überwunden. Der junge Prinz hat mir sein warmes, liebenswürdiges Herz mit großem Vertrauen entgegengetragen, sein Gespiele, ärmer an gemüthlichem, poetischem Sinn, ist an Verstandesbildung weit voraus und sehr hoffnungsvoll. Der General, mit dem allein ich in fortwährenden amtlichen Berührungen stehe, erweist sich als rechter, echter deutscher Ehrenmann, es ist auch noch keine Möglichkeit eines Mißverständnisses dagewesen. Die Eltern haben mich von Anfang an würdig und vertrauenerweckend behandelt. Die Mutter, mit der ich täglich zu sprechen Gelegenheit habe, ergreift jede Gelegenheit, mir gefällig zu sein. Mein äußeres Leben ist besser, angenehmer, gesunder als je zuvor; die Beschränkungen desselben drücken mich nicht. Was die Hauptsache ist, die Natur des Prinzen gibt mir alle Hoffnung zu einem segensreichen Wirken — also warum sollte ich nicht mit frohem Muthe der Zukunft entgegensehen. Meine Bestallung als Professor*) ist auch ein positiver Fortschritt. Ich bekleide jetzt mein Amt als ein beurlaubter königlicher Diener, als das Mitglied eines öffentlichen wissenschaftlichen Instituts. Mein geselliges Leben ist sehr vereinfacht. Das thut mir wohl. Viele Leute halten mich für unnahbar. Um so freier suche ich meine Leute aus. In dieser ganzen Woche bin ich nur zwei Abende bis 9 Uhr an das Haus gebunden, die anderen Tage bin ich von 4 Uhr ab mein eigener Herr. Ich kann recht viel arbeiten, habe aber noch Nichts gethan, das der Rede werth ist. Jetzt soll es angehen, da ich so ziemlich in meinem Zimmer eingerichtet bin.

Neulich fragt mich ein alter Bekannter, der lange Nichts von mir gehört hatte: „Sag' einmal, was bist Du jetzt eigentlich?" Ich sagte: „Eine Ausgabe des Curtius in usum Delphini."

Heute hat Alexander von Humboldt mich besucht, damit renommire ich ungeheuer. Er erzählte mir viele anmuthige Sachen. Nächstens kommt sein Kosmos heraus, darin komme ich auch vor.

An Theodor Curtius.

9. December 1844.

. . . Ich wünsche, daß Dein preußisches Interesse, welches in der preußischen Staatszeitung eine tägliche, wenn auch dürftige

*) Am 6. November 1844.

Nahrung erhält, sich recht frisch erhalte. Es wird eine Zeit kommen, wo das Wohl des Vaterlandes abhängt von der Gesinnung des nichtpreußischen Deutschlands gegen den preußischen Staat. Möchten unsere Kräfte und auch unsere Stadt nicht zu lange ausgeschlossen bleiben von jenen lebendigen, allgemeinen Vaterlandsinteressen, deren würdige Vertretung dem Auslande gegenüber unseres Staates Ruhm ist.

Unseres — sage ich nicht ohne Stolz, denn seit ehegestern habe ich dem Könige Treue geschworen als öffentlicher Lehrer der Universität, und auf meinem Galahute prangt unter goldener Schnur die schwarz-weiße Cocarde.

Mein Gehalt beträgt 800 Thaler, dazu ein monatlicher Zuschuß von 4 Thalern, und am Ende des Jahres in Aussicht gestellte Vergütung für Unterricht, sodaß das ganze über 900 bis 950 Thaler betragen mag. Meine Pension hat der König auf 600 Thaler bestimmt. Da ich eigentlich Alles frei habe, scheint jenes Einkommen bedeutend, und es ist auch reichlich. Nur habe ich im Anfange große Ausgaben. Mein Hofhabit allein kostet mich mit Degen gegen 100 Thaler, sodaß ich eine Schneiderrechnung von gegen 300 Thalern habe.

An Georg Curtius.

December 1844.

Gestern war ein brillantes Winkelmannsfest. Ich sende Dir ein Kärtchen von Messenien, das meinem Vortrage zu Grunde lag und mit gewohnter Generosität vertheilt wurde. Ich schloß den bunten Reigen der Festvorträge, an die sich ein Festmahl anschloß, welches von einer sehr stattlichen Gesellschaft in Wintermänteln abgehalten wurde. Ich hatte die Freude, zwischen zwei lieben Gästen, Besser und Kurd, zu sitzen, und wir unterhielten uns sehr gut, Männern wie Meineke, Grimms, Lachmann, Gerhardt gegenüber. Sonnabend*) war auch ein großer, historischer Tag, über den Du schon genug gelesen haben wirst. Ich hatte hinter meinem kleinen Herrn und neben dem kleinen Erbprinzen von Dessau einen herrlichen, geräumigen Platz, um das wunder-

*) Sonnabend, den 7. December 1844, wurde das nach dem Brande neu erbaute Opernhaus eröffnet, wobei die, von Rellstab gedichtete, von Meyerbeer komponirte Oper „Ein Feldlager in Schlesien", von dem Komponisten dirigirt wurde.

bare Schauspiel zu genießen, das doch in hohem Maße imponirend war. Ein wahrhaft königliches Fest. Außerdem werden unsere Arbeitstage durch kleine Feste nur zu oft unterbrochen, sodaß über Einförmigkeit nicht zu klagen ist.

Georg Curtius an seine Eltern.

Dresden, 8. Januar 1845.*)

... Ich nutzte die Zeit möglichst, um mich von Ernsts Verhältnissen genauer zu unterrichten. Ich wurde gleich dem General von Unruh vorgestellt, der mir sehr wohl gefiel. Er ist ein biederer, treuherziger Mann, der durchaus nichts Hofschranzenartiges an sich hat. Auch den kleinen Prinzen sah ich schon am Freitag, der mir weniger bei der für ihn etwas verlegenen Vorstellung gefiel, als am folgenden Tage, an welchem der General mich zu Tische geladen hatte. Ich saß neben dem Prinzen, es war Niemand sonst eingeladen. Der Prinz hat etwas sehr Gutmüthiges und Herzliches in seinem Wesen und schließt sich offenbar an Ernst sehr an. Sein Gespiele, Zastrow, scheint ein sehr interessanter und aufgeweckter Knabe zu sein. Sonnabend wurde ich dann auch der Prinzessin vorgestellt, die schon lange Ernst gesagt hatte, daß sie mich zu sehen wünsche. Um 12 Uhr waren wir beschieden. Ernst staffirte mich schleunigst mit einer weißen Weste und Halsbinde aus, und so zogen wir durch den langen Korridor in das eigentliche Palais hinüber. Es war mir ganz unheimlich in den ungeheueren Prachtzimmern, durch die uns der Kammerdiener führte. Die Prinzessin war sehr freundlich, sprach mit großer Anerkennung von unserem Institut,**) fragte mich, ob ich denn gern in Dresden sei, wobei ich nicht verfehlte, meinen dringenden Wunsch, in Berlin zu leben, auszusprechen. Dann fing sie an, mit Ernst über die Erziehung ihres Sohnes zu sprechen auf eine sehr verständige Weise. Ich habe hier genug Mütter über Erziehung reden hören, aber wenige so hübsch wie die Prinzessin. Wir waren wohl eine halbe Stunde da, das Stehen wurde meinen republikanischen Beinen etwas sauer, endlich kam noch der Prinz von Preußen, der auch ein paar Worte sprach. Dann entfernten sich Beide, die Prin-

*) Nach einem Weihnachtsaufenthalt in Berlin.

**) Georg Curtius war Lehrer an der Blochmannschen Erziehungsanstalt in Dresden.

zessin aber sagte zu Ernst, er solle mich ja überall herumführen, denn sie wünsche, daß ich Alles kennen lerne. So zogen wir denn noch eine Weile in den fürstlichen Gemächern umher. Es ist mir sehr lieb, mir nun von Ernsts Verhältnissen ein klares Bild machen zu können, und ein durchaus erfreuliches. Denn wenn es auch im Laufe der Zeit nicht an kleinen Mißverhältnissen fehlen sollte, so ist doch seine Stellung im ganzen eine sehr bedeutende und glückliche, in die er ganz paßt und worin er etwas Schönes zu leisten hoffen darf.

Ernst Curtius an den Bruder.

20. Januar 1845.

. . . Seit Deiner Abreise habe ich ungestört meinem Berufe gelebt, in dem es ja immer manchen Kampf und manche Mühe gibt, doch geht es vorwärts und ich habe guten Muth. Der General ist gesund, munter, liebenswürdig. Ich arbeite Tag für Tag an meinem Hellas fort, langsam das große Werk fördernd. Nur einen einzelnen Theil, wie Messenien, ganz fertig zu machen, ist außerordentlich schwer. Es ist eine solche Masse des Materials zum ersten Male zu bewältigen. . . . Gestern am heiligen Ordensfeste aß ich bei Trendelenburgs zu Mittag, ich hatte mich bei ihm den Abend zuvor angemeldet, da wir uns in der Singakademie trafen und einen höchst gelungenen Vortrag des Herrn Georg Wilhelm von Raumer hörten über die persönlichen Beziehungen des großen Gustav Adolph zum Brandenburgischen Hause, seine Incognitobewerbungen um die schöne Marie Eleonore, die diplomatischen Schwierigkeiten, seine spätere Anwesenheit mit dem Heere, sein ungeduldiges Drängen zum Besten der Sache des Evangeliums u. s. w. Es war viel Demüthigendes darin für den protestantischen Stolz des Zollernschen Hauses und eine gute Vesperpredigt für die üppige Pracht des Krönungsfestes. Von Trendelenburg ging ich zu Müllers. Ich traf ihn noch immer leidend, aber heiter. Abends 5 Uhr war eine hübsche Gesellschaft bei Kuglers. Kugler feierte seinen Geburtstag und seine Erhebung zum Adlerritter.

An Victorine Boissonnet.

27. Januar 1845.

Für mich hat ein ganz neues Leben begonnen seit der letzten Krisis meiner Verhältnisse. Früher so formlos das Gebiet meiner

Thätigkeit, jetzt ein so bestimmtes Ziel. Dadurch ist eine gewisse Ruhe und Bestimmtheit in mich gekommen. Zum ersten Male trennt sich in meinem Leben Geschäft und Muße, Pflicht und Erholung, Haupt- und Nebensache, und ich fühle, wie gesund das dem ganzen Menschen ist. Seit ich meine Berufspflichten oft nicht ohne harte Selbstverleugnung erfülle, hat die Wissenschaft einen neuen Reiz für mich bekommen. Je mehr ich denke, daß Alles, was ich lerne, einem Anderen zu gute kommen soll, der auf mich angewiesen ist, desto begieriger fasse ich im Leben und Lernen, in Büchern und Welt Alles auf und suche es gleich in eine bestimmte, klare Form zu bringen. Da ich nun nicht, wie sonst, für Philologen und junge Gelehrten einsammele, so habe ich jetzt nach langer Vernachlässigung wieder angefangen, mich im ganzen Gebiete des Schönen und Wissenswürdigen umzuthun, und außer meinem Fache vielerlei zu lesen in deutscher und fremder Litteratur, aus Vergangenheit und Gegenwart. Ich danke Gott, daß mein Geist noch elastisch genug zu solchem abwechselnden Ausdehnen und Zusammenziehen geblieben ist, ich fühle mich gesund und belebt dabei. Auch habe ich durch ein im ganzen viel regelmäßigeres und einfacheres Leben Zeit gewonnen. Je mehr ein Prinz die Fülle der Belehrung entbehrt, welche aus einem unbefangenen Leben der Jugend zuströmt, desto mehr muß ich, als sein Weisheitsbronnen, für ihn mich vollpumpen. Und wie gern thue ich Alles für ihn! Je mehr sich das junge Gemüth an mich anschließt, je mehr sich der Wunsch der Mutter zu erfüllen scheint, ich möchte ihm ein Freund fürs Leben werden, an dem er zum Leben hinanwachse, je mehr tägliche That mich fühlen läßt, daß meine Arbeit gesegnet ist, desto dankbarer bin ich für diese Stellung, in die ich berufen bin. Alles einzelne Lernen ist mir noch Nebensache, aber ihn wach und lebendig zu machen, ihn fühlen zu lehren, was für Keime in einer unsterblichen Seele liegen, und daß sie ihre Flügel nicht zum Kriechen, sondern zum Fliegen hat, darauf gehen alle meine Gedanken hin, und schon spürt er, wenn mich nicht Alles täuscht, den Anhauch einer frischen Morgenluft. Der General und ich sind wie die erste und zweite Kammer, welche die Fortbildung einer Nation, jede von ihrem Standpunkte, beaufsichtigen. Jener mit allen Ansprüchen heiliger Legitimität sagt: Ein Prinz muß dies können und muß das können — ich sage: Er muß erst können können, erst Kraft haben, etwas Ordentliches

zu wollen, und jene allgemeine Gymnastik des Geistes, die den entwickelten Menschen von dem unentwickelten unterscheidet, er muß erst ein ganzer, voller Mensch werden und dann meinetwegen ein brandenburgischer Prinz nach den Statuten des Hohenzollern-Hauses. Eine solche freie Erziehung, die zunächst Nichts sucht als allseitige Entwicklung und Lösung der Kräfte, begegnet zwar noch manchem Widerspruche. Wie die Frauen gern am Einzelnen hängen bleiben, so klagt auch die Mutter: Mein Sohn kann dies noch nicht und kann das noch nicht — als wenn es darauf ankäme. Zum Glücke werde ich in der Hauptsache nicht gestört, die Mutter wird getröstet, der General gewonnen, und das Königskind blüht in geistiger Freiheit auf.

Gestern, am Sonntage, der hell und heiter aufging, waren wir den ganzen Tag im Freien. Wir fuhren nach Potsdam und Glienecke über Babelsberg, wo großartige Wasserbauten gemacht werden, um uns den Sommer zu verschönen. In Glienecke besuchten wir zu Tische einen würdigen alten Herrn, Regierungsrath von Türk, der dort ein Waisenhaus leitet, ein Genosse Pestalozzis. Gleich unter dem Hause die schöne Havelbucht, in der gelaufen wurde. Ich sah meinen Prinzen hier zum ersten Male in einem Privatkreise zwischen ganz einfachen, fast bäuerlichen Leuten, und ich freute mich herzlich zu sehen, wie einfach und unbefangen und fröhlich er war, keine Spur eines steifen Zurückhaltens. Gott erhalte ihn so! Auch lieben ihn alle Menschen, welche ihn so kennen.

Mein geselliger Umgang ist nicht gestört. Nur bin ich allerdings viel mehr zu Hause und mit meiner Zeit viel sparsamer. Am willkommensten sind mir jetzt solche Soiréen, wie die Eichhornschen Mittwoche. Da kommt man und geht man, wenn man will, und trifft immer eine Menge von Leuten, mit denen man sehr gern zusammentrifft. Auch die Gesellschaften, wie sie von den Professoren und Akademikern gegeben werden, wie ehegestern bei Pertz, sind wirklich so ausgewählt und mannigfaltig, daß man ein Tölpel sein muß, um nach jahrelangem Verkehre in diesem Kreise nicht diese geselligen Freuden sehr hoch anzuschlagen und nicht wahrhaft belebt und erquickt heimzugehen, um in seinem Abendgebete dem lieben Gott dafür zu danken, daß es Einem so unmäßig viel besser geht, als man jemals verdient hat oder jemals zu verdienen meinen könnte.

An den Bruder.

Anfang März 1845.

. . . Ein Unwohlsein des Generals hat mich wieder 8—10 Tage in ununterbrochenen Dienst gebannt. Jetzt benutze ich jeden Augenblick zu meinen Arbeiten, heute hoffe ich endlich mein Manuskript über Messenien fertig zu machen und werde dann gleich zu Lakonien übergehen. Habe ich erst drei Provinzen erobert, so ist schon Etwas gethan. Auch sammele ich während der Ausarbeitung reichlichen Stoff zu einer Einleitung über Natur und Geschichte der Halbinsel, wie sie noch nicht geschrieben worden ist. Möchte unser guter Vater es noch erleben, daß jeder von uns mit einem Werke hervorrückt, das unserem Namen Ehre macht! Die schwerste Aufgabe bleibt Arkadien, dessen stille Waldthäler vom Lichte der Geschichte so wenig erhellt sind.

Mein Leben ist ein angenehmer Wechsel von stiller Zurückgezogenheit und belebendem Verkehr, mitunter von Erziehungsbeschwerden etwas getrübt. Da mir der Zutritt der königlichen Logen auch ohne Dienstkleidung gestattet worden ist, so genieße ich jetzt zum ersten Male das Theater, da ich, wenn es mir einfällt, dasselbe in der bequemsten Weise besuchen kann. Mit Bessers verkehre ich täglich. Uebermorgen werden die Menächmen im königlichen Schauspielhause aufgeführt.

An denselben.

22. März 1845.

In meinem Berufe habe ich manche schwere Stunde, doch sind es nur Stunden, höchstens Tage, wo ich die Hoffnung verliere. Die manchen schönen Genüsse, die dabei abfallen, weiß ich sehr zu schätzen; der General sucht auf das väterlichste mir Alles zu verschaffen. Heute ist des Prinzen von Preußen Geburtstag; wir hatten drüben zweifache Cour, die durch das plötzliche Erscheinen Sr. Majestät abgekürzt wurde. Gestern habe ich einmal wieder mit dem König gesprochen in der Singakademie, wo der Tod Jesu aufgeführt wurde. Trotzdem weiß ich Dir über den Stand der wichtigsten Staatsfragen nichts Neues mitzutheilen.

An Heinrich Kruse.

19. Mai 1845.

. . . Die frische That, die helle Geistesgegenwart, welche täglich und stündlich von mir gefordert wird, trägt mich hinweg über allerlei Grübeleien und Verstimmungen. Die That überall in ihrer Unmittelbarkeit ist das siegreiche Alexanderschwert, das alle Knoten des Lebensräthsels rasch auflöst. Du lachtest mich oft aus, wie ich anno 36 zu Erdmanns Füßen Hegelsche Philosophie bewunderte. Du hattest Recht, der Süden hat mich dem Leben der That wiedergegeben. Ich habe auch in Glaubenssachen viel mit mir und der Welt herumgekämpft, ich fühle noch das Gift in mir, das ich aus der Gegenwart gesogen, dasselbe, das fast ohne Widerstand die Universitäten durchdringt, den Götzendienst des thatlos beschaulichen Gedankens. Der Glaube ist eine That, Du bedarfst eines Gottes, credere aude, Du hast ihn praktisch erfaßt, und keine Gewißheit geht über dies praktische Haben des persönlichen Gottes. Aber sowie Du außer der That stehst, sowie Du einseitig — denn das Beste in Dir ruht — im Gedanken nachstrebst, da geht es nicht mehr. Darum findet auch gar keine wissenschaftliche Verständigung statt, darum sind alle Widerlegungen von Strauß' Leben Jesu matt und unglücklich, die That läßt sich nicht demonstriren.

An den Bruder.

9. Juni 1845.

Seit acht Tagen ist mein Generalissimus auf Reisen und ich der alleinige Gouverneur, Haushofmeister u. s. w., also von Morgens 1/2 6 bis Abends 1/2 10 Uhr in Anspruch genommen. Außerdem trieb es mich gerade in diesen Tagen, meine Topographie von Sparta fertig zu machen, sodaß ich in jeder Hinsicht ganz ordentlich gearbeitet habe. . . .

Diese acht Tage sind in vieler Beziehung sehr merkwürdig für mich gewesen. Ich habe viel mit der Mutter des Prinzen verhandelt, ich habe einmal die ganze Verantwortlichkeit, die ganze Schwierigkeit des Amtes auf meinen Schultern gefühlt, ich habe mir Vieles, was man sich gern verhehlt, offen gestehen müssen. Es geht mit den Fortschritten langsam. Nun will die Mutter immer, daß Etwas geschehen soll, daß geholfen werden soll durch diese oder jene Maßregel. Mit klarem Verstande erkennt sie die Mängel

nur zu scharf, aber es fehlt ihr die ruhige Weisheit, welche die Grenzen menschlicher Hülfe erkennt. Ich ehre diese edle Ungeduld, die sie in der Seele ihres Sohnes empfindet, aber ich leide recht darunter. Dem General vertraut sie nicht mehr ganz, ich soll vermitteln, aushelfen, kurz ich habe mich durch unzählige Schwierigkeiten durchzuschlagen. Nun, es ist wenigstens eine tägliche Uebung in Selbstüberwindung, Geistesgegenwart u. s. w. An Freude fehlt es ja auch nicht, und von denen, die der Beruf durch innere Befriedigung gewährt, abgesehen, macht es mir Freude, mit den Knaben täglich Touren zu machen; namentlich waren wir in diesen Tagen viel zu Pferde. Zu Pferde kann man wirklich in kurzer Zeit hübsche Gegenden erreichen, wo auf Waldhöhen am Wasser sich Natur im Primitivzustande erhalten hat, und das ist eigentlich, was der Mensch bedarf, ob es etwas Schönes ist oder nicht, das ist verhältnißmäßig gleichgültig.

In dieser Woche habe ich den Text zu einigen attischen Monumenten zu schreiben, welche ich in der Archäologischen Zeitschrift publiciren will auf Gerhards Wunsch. Es ist einmal Bedürfniß bei mir, neben größeren Arbeiten einige kleinere rasch und rund abzuarbeiten.

Wenn es überall meine Natur wäre, mir für die Zukunft Sorgen zu machen, so wäre allerdings Grund da. Namentlich bekümmert mich des Generals Gesundheitszustand sehr, es wird täglich unwahrscheinlicher, daß er sein Amt zu Ende führen wird. Doch dafür wollen wir Gott sorgen lassen und nur jeden Tag mit fester, reicher, männlicher Hand die Saat ausstreuen, welche uns anvertraut ist; ob sie aufgeht, wann sie aufgeht, ist nicht unsere Sache. Der Landmann bleibt ja auch nicht neben der Furche stehen und denkt: „Es kommt doch Nichts heraus.“ Nein, er wartet auf Sonne und Regen.

An denselben.

Babelsberg, 2. Juli 1845.

. . . Viel Zeit habe ich nicht. In Berlin dachte ich, hier draußen würde ich Zeit im Ueberflusse haben, und doch auch hier saust sie an Einem vorüber. Aber man lebt einfacher, freier, menschlicher hier. In mein gewölbtes Zellenfenster wiegt ein großer Nußbaum seine Blätter hinein, darüber der herrlichste Himmel, und gleich dahinter rauscht die Havel oder ruht, wie jetzt, ein majestätischer

Wasserspiegel. Der Babelsberg ist wahrhaftig großartig und die Havelufer zum Theil so herrlich schön, daß man gar nicht darüber hinaus will und kann, schön durch Wasserflächen und steile Waldhöhen und eine wunderbare Einsamkeit. Diese Einsamkeit, Stille, Keuschheit der Natur — nenne es, wie Du willst — ist für mich das Höchste, und die vermißt man oft an den brillantesten Punkten im Elbthale, selbst im Rheinthale und bleibt kalt. Der Sommer läßt sich gut an. Ich schwelge in Luft und Wasser und habe die Güter des Landlebens nie so genossen, wie jetzt. Dazu kommt die größte Freiheit von äußerem Zwange. Die Prinzeß ist lange fort, der Prinz ist heute abgereist, um die Anderen bekümmern wir uns wenig. Auch die Einsamkeit, die Ferne des Berliner Umganges plagt mich nicht. Ich liebe eigentlich mit einer Art versteckter Leidenschaft die ländliche Einsamkeit und denke an die Zeit, da ich auf mein Sabinum schreiben kann: „Hoc erat in votis.“ Ich denke, das thun wir noch noch einmal zusammen. Mit dem Unterrichte geht es auch viel besser auf dem Lande, als in der Behrenstraße.

Am 10. Juli reisen wir ab, über Berlin, Stettin, Swinemünde, Rügen, nach Travemünde und Lübeck, wo wir etwa acht Tage bleiben werden, dann über Kiel nach Hamburg, und bis zum 1. oder 2. August nach Potsdam zurück. Ich verspreche mir recht viel von der Reise, die ganz mein Werk ist, für den Prinzen.

Ein Frühlingsgruß aus Babelsberg.

Wohl war ins Land gekommen
Schon lang der liebe Lenz,
Mir blieb die Brust beklommen
Im Lärm der Residenz.

Ich schleppte meine Tage,
Gott weiß, wie es geschah.
Ich glaubte kaum der Sage,
Der Lenz sei wirklich da.

Doch jetzt mit einem Male
Geöffnet ist die Brust,
Mit jedem Sonnenstrahle
Erwärmt von neuer Lust.

O, welch ein frisches Leben
In jedem Athemzug,
Hoch über den Wassern schweben
Die Wolken in freiem Flug.

Im weiten Spiegel glänzet
Der Himmel treu und blau,
Sein schönes Bild bekränzet
Laubwald und Wiesenau.

Und in den großen Räumen
So heil'ge, stille Ruh,
Nur heimlich flüstert den Bäumen
Der Wind sein Grüßen zu.

Frei steigt die Seele wieder
Zu ihrem Gott empor
Und worteloſe Lieder
Ringen sich leise hervor.

O komm aus trübem Staube
In diese frische Welt,
Wo über dichtem Laube
Blauet des Himmels Zelt.

Die Schmerzen und die Plagen
Die singen die Vögel fort,
Es jagt die trüben Klagen
Der Wind von Ort zu Ort.

O sieh, am grünen Strande
Verborgen liegt der Kahn,
Wir lösen ihn sacht vom Lande
Wir folgen dem Silberschwan.

O welch ein fröhlich Gleiten
An lieblichen Ufern vorbei
Es klingt von beiden Seiten,
Als sänge die Lorelei.

O komm, es glänzt die Sonne,
Es strahlet allerwärts.
Für wen ist all' die Wonne,
Wenn nicht fürs Menschenherz?

An denselben.

Aus Lübeck, Ende Juli 1845.

Seit ehegestern lebe ich als Sohn, Bruder, Vetter, Freund und Mensch in Lübeck und bin jetzt im Begriffe, nach Travemünde wieder hinunterzufahren.

Der Aufenthalt ist lieblich und erquickend. Das Leben bekommt dem Prinzen sehr gut, er ist frisch und fröhlich, er gewinnt Liebe zum Lübecker Bürgerthum und Achtung vor dem holsteinischen Bauernstande und freut sich vor allem seiner Freiheit. Uebermorgen kommen wir Alle zur Stadt. Kleines Diner auf der Lachswehr.*) Sonntag Nachmittag in Israelsdorf, hoc erat in votis. Montag und Dienstag Wagrische Reise Lütjenburg, Panker u. s. w. Donnerstag Alle in Lübeck, Sonntag, den 18., über Lübeck nach Hamburg. Classen kommt zweimal die Woche und hält freien Vortrag über die Geschichte Lübecks und seiner Umlande. Unser Lübeck ist schön, liebenswürdig, und es weht ein frischer Geist durch alle Wohn-, Schlaf- und Schreibstuben. Emanuel fährt heute Abend mit Classen und mir hinüber.

An Victorine Boissonnet.

Babelsberg, 27. Juli 1845.

... Nachdem wir Rügen durchwandert hatten, führte uns in herrlicher Mondnacht Kapitän Böhme auf seiner kleinen „Düna" in 22 Stunden nach Travemünde. Sonnabend kamen wir an. Auf hohem Meere erblickte ich zum ersten Male die Spitzen der Thürme Lübecks. Theodor kam mit dem Lootsen zu uns, Vater gleich nach der Landung. Sonntag die herrlichste Brandung. Mittags fuhr ich mit den Knaben nach Lübeck, besah die Kunstausstellung, früh-

*) Dem Landhause der Familie Boissonnet, wo der Vater Curtius Sommerwohnung genommen hatte.

ſtückte bei Theodor, in deſſen hübſchem Flügel es Allen gar wohl gefiel, dann eilte ich voran, die harrende Mutter zu umarmen, und begrüßte dann auf der Schwelle des Vaterhauſes meinen Zögling. Nach einer Wanderung um den Wall fuhren wir nach Travemünde zurück, wo wir in der erſten Etage des Behrensſchen Eckhauſes herrlich wohnten. Montag Mittag machte ich mich los, überraſchte die Eltern zu Mittag und blieb bis Dienſtag Vormittag ruhig mit ihnen zuſammen. Dann kam unſere Geſellſchaft von Travemünde, wir beſahen zuſammen die Kirchen u. ſ. w. An der Wipper-Brücke beſtiegen wir ein bewimpeltes Schiff, fuhren zur Lachswehr und wanderten hinauf zum Finkenberge, wo die Eltern ein Mahl bereitet hatten. Das herrliche Sommerwetter, die volle Pracht des Laubes zierten Euren Garten, wir Alle waren voll Dank für Eure Gunſt, und Euch wird es freuen, daß Eure Villa in Eurer Abweſenheit ſo viel Freude verbreitet und Segen. Nach Tiſch ſpielten wir Boccia. Die Eltern fuhren voran zur Stadt, wir ſaßen lange in der Hütte zuſammen mit Wattenbachs, gingen dann langſam durch die Lachswehr; es kam mir ſeltſam vor, wie ich Cäcilie zwiſchen meinen Zöglingen gehen ſah. $^1/_2$9 Uhr kletterten wir in die Fiſchſtraße hinauf, eine Ouvertüre, bei der auch Vater mitſpielte, empfing uns. Darauf folgte „König Violon", Kaſperle hielt Prolog und Epilog. Theodor hatte Alles aufs beſte arrangirt. Nachher ſangen und ſpielten wir noch, und als ich meine Geſellſchaft Abends in das Hôtel du Nord brachte und der Nachtwächter dabei ſang, war Alles hochbeglückt. Den nächſten Tag, Mittwoch, ging ich früh mit den Knaben nach Moislin, dann reizendes Frühſtück bei Theodor, dann Bibliothek u. A., bis wir auf mehreren Stuhlwagen um 3 Uhr nach Rieſebuſch hinausfuhren, wo uns die Eltern empfingen. Wir aßen dort unter dem Buchengewölbe, ſpielten „letztes Paar heraus" und „blinde Kuh". Wilhelm Pleſſing, Cäcilie Wattenbach u. A. waren dabei. Vom Rieſebuſch fuhren wir nach Travemünde zurück, aus dem Gehölze wehten noch lange die Schnupftücher uns nach. Donnerſtag nach dem Bade fuhren wir nach Eutin, von da zu Fuß nach Plön und weiter nach Preetz und längs der Schwentine nach Kiel, wo ich ein paar Stunden mit alten Freunden zuſammen ſein konnte. Sonnabend gegen Abend kamen wir nach Hamburg. Geſtern, Sonntag, haben wir die Elbe bis Blankeneſe genoſſen, dann haben wir auf dem Hamburger Berge die Buden gemuſtert, dann Tivoli, Theater u. ſ. w. Bis Donners-

tag blieben wir. Der Himmel begünstigte unsere Kreuz- und Querfahrten, und wir werden im ganzen recht befriedigt nach dem Babelsberg heimkehren, wo zwei schwere Monate meiner warten. Der Herr wird mir ferner helfen, der mein bischen Kraft noch nicht hat zu Schanden werden lassen. Aber schwer ist es, das glaube mir, und auf dornenlosen Rosen wandelt kein Prinzenerzieher.

An Kurd von Schloezer.

Babelsberg, 2. September 1845.

... Daß Du unser Lübecker Prinzenleben nicht mit erleben konntest, bleibt ewig schade. Du hättest Gelegenheit gehabt, Dir einen unvergänglichen Platz im Herzen Friedrich Wilhelms zu erobern. Und unser guter Theodor — was hat der sich für Mühe gegeben! Die Curtiusschen Dejeuners haben aber auch glänzenden Effekt gehabt, fast mehr als die Kirchen und der alte Memling; es war ungeheuer patent und doch so nobel einfach. Der Prinz sagte nachher zu mir: „Ihr Bruder ist wohl sehr reich?" Er war ganz selig, weil er da wie ein Großer essen und trinken konnte. Auch meine Eltern sagten ihm sehr zu, und wenn ich von einem Reiseeindrucke einen dauernden Erfolg verspreche, so ist es das zwei- bis dreitägige Zusammenleben mit unserer Familie, in der „dem jungen Fürstensohne", wie sich die Allgemeine Preußische Zeitung ausdrückt, das Bild einer anständigen Bürgerfamilie zum ersten Male entgegentrat. Seit jener merkwürdigen Episode meines Lebens, der Prinzenreise durch Nordalbingien, lebe ich nun schon einen Monat hier auf dem Babelsberg. Du kennst die Lage unseres Schlößchens unten am Wasser, zwischen hohen Bäumen. Nahe vorüber ziehen täglich Dutzende von großen Segelböten die schöne Havel hinauf und hinab. Eine schönere Landexistenz habe ich niemals gehabt, frische Luft, frisches Bad, dazu Pferde und Wagen, und in Abwesenheit meines Generals und der prinzlichen Herrschaften völlige Unabhängigkeit. Es fehlt nur Freiheit und Muße. Die habe ich wenig gehabt, natürlich sind die Knaben den ganzen Tag auf mich angewiesen. Also zu Arbeiten bin ich wenig gekommen, und die schönen Bilder Griechenlands liegen noch immer wie ungeborene Kinder an meinem Herzen und quälen mich und sich mit ahnungsvoller Gegenwart. Jetzt verändern sich allmählich die Umstände, der Prinz ist zurückgekehrt, bald kehrt auch, zum Em-

pfange der Kaiserin, die Prinzessin zurück. Statt des stillen Idylls beginnen die Hofscenen, des Abends ist dann gemeinsamer Thee auf dem Schlosse, wo viel gelesen und gesprochen wird; ich habe mit dem Prinzen von Preußen jetzt zuerst lange Gespräche gehabt. Es kommt mir oft noch schnurrig genug vor, wenn ich mich des Abends an der prinzlichen Tafel sehe und da mein Theil mit raisonnire über die Fragen der Jetztzeit.

Des Lebens Kampf.

(Zum 18. Oktober 1845.)*)

Wenn auch des Kriegers Degen
Ausruhet lange Zeit
Und goldner Friedenssegen
In jedem Thal gedeiht:
Noch sind wir nicht die Meister,
Ein Kampf noch glühet scharf,
Das ist der Kampf der Geister,
Der nimmer ruhen darf.

So lange noch das Böse
Fortwuchert in der Welt,
So lang' man spricht: „Erlöse
Uns, Herr, so Dir's gefällt,"
So lange will das Gute
Erstritten sein mit Macht
Und nur mit heißem Blute
Gewinnt man eine Schlacht.

So lang' die Lüge schleichet
Mit heimlichem Verrath,
So lang der Wahn nicht weichet,
Der uns in Banden hat,
So lange ruft die Wahrheit:
Wer will mein Streiter sein,
Auf daß in voller Klarheit
Aufgeh' mein heller Schein?

Wohl freut's den Mann zu reiten
Im dicken Pulverdampf,
Doch mit sich selbst zu streiten
Das ist der härt're Kampf.
Da hilft kein wildes Toben,
Kein Muth des Augenblicks,
Still lenkt ein Gott von oben
Die Waage des Geschicks.

Nun gilt's ohn' Unterlassen
Im Geiste wach zu sein,
Lebendig zu umfassen
Das rechte Heil allein
Und alle Eitelkeiten
Der Welt zu unserm Fuß,
Das ist das rechte Streiten,
Darin man siegen muß.

Und zu dem Kampf der Waffen?
Das ist ein frischer Muth,
Der ernste Trieb, zu schaffen,
Was bleibend ist und gut.
Ein hohes Gottvertrauen
In aller Kampfesnoth,
Das macht dem Feinde Grauen,
Der in und um uns droht.

Zu treten in die Reihe
Mit diesem Ritterkleid
Das ist die rechte Weihe
Der heil'gen Jugendzeit.
Dann gibt der große Meister
Des Kampfs den Ritterschlag,
Zu schaun im Kampf der Geister
Des Sieges frohen Tag.

So wollen wir uns rüsten
Und stehen auf dem Plan,
Auch wenn wir kämpfen müßten
Die ganze Lebensbahn.
Steil ist und eng begrenzet
Der rechte Siegespfad,
Und Niemand wird bekränzet,
Der nicht gekämpfet hat.

*) 14. Geburtstag des Prinzen.

An Heinrich Kruse.

24. Oktober 1845.

... Das Hofleben bringt zwar manches Lästige mit sich, aber es verschafft auch manches Angenehme. Die Prinzessin ist stets voll Huld und Güte. Sie zieht mich zur Tafel, wenn sie Gäste hat, die mich interessiren können, an den Theeabenden lese ich ihr vor, und manches tiefer eingehende Gespräch knüpft sich daran. Humboldt ist so gütig, sich meiner überall anzunehmen; mitten im Getümmel der Hofleute flüstert er mir Worte reicher Belehrung ins Ohr, und nicht ohne Befriedigung sehe ich jene auf den von Humboldt so ausgezeichneten, plebejischen Erzieher hinblicken. Neulich, als wir auf kleinem Dampfschiffe nach Paretz fuhren, beschäftigte er sich darauf mit einem arabischen Geographen und lispelte mir lange von der Unschuld und Anmuth des arabischen Ausdrucks vor Muhamed. Von öffentlichen Dingen mag ich nicht sprechen, viel weniger schreiben. ... Ich wollte, daß Deutschland sich nach außen bethätigte, während des Friedens in Kolonisation. Dann würde dies unselige, krankhafte Aufzehren eigener Kraft in religiösen und politischen Theorien ein Ende nehmen. Mit germanischer Kraft den Orient wieder erwecken, das ist mein Lieblingsgedanke.

An die Eltern.

Berlin, 3. November 1845.

... Draußen hatten wir zuletzt noch recht hübsche Tage. Die Prinzeß war allein und sah uns oft bei sich. Des Abends las ich ihr die Abassiden von Platen vor, ein Gedicht, das ich, je öfter ich es lese, desto entschiedener als eine der schönsten Blüthen deutscher Sprache liebe, auch aus Consciences vlämischem Stillleben, übersetzt von Diepenbrock, einem wegen seiner großen Anmuth sehr empfehlenswerthen Büchlein. Den letzten Sonntag hatten wir noch ein großes Knabenfest und fuhren dann um 5 Uhr in dichter Gesellschaft in Berlin ein. Die Prinzessin kam erst Donnerstag. Dienstag aber, den 28., am Jahrestage meiner Inauguration auf dem Babelsberge, erhielt ich nebst einem sehr hübschen Uhrgehäuse folgendes Handbillet der Prinzessin:

„Der Tag, der einen neuen Abschnitt des Lebens bezeichnet, ist dem Geburtstag insofern ähnlich, als er wie jener in dem

eigenen Gefühle und in dem Gefühle befreundeter Wesen eine innere Feier veranlaßt, die sich bei Letzteren gern auch durch äußere Zeichen kund thut. Als ein solches, wie wohl gering und klein, möge Ihnen beifolgendes Andenken am morgenden Tage Zeugniß geben von der innigen Anerkennung, die ich Ihrem treuen Eifer und Ihrer Hingebung für meinen Sohn gewidmet habe. Möchte eine öftere Wiederkehr dieses Tages bei Ihnen von einer zunehmenden Befriedigung in Ihrem Berufe begleitet sein!"

Wahrhaftig, ich müßte ein hölzerner Klotz mit Rindsleder überzogen sein, wenn mich solche zarte Güte nicht rührte und beglückte. Ich schrieb am 29., um ihr auch meinerseits ein Zeugniß meines Interesses zu geben, einen kleinen Aufsatz, worin ich meine jährigen Erfahrungen zusammenfaßte, das in dem Jahre Gewonnene namhaft machte und meine Ansichten über die fernere Ausbildung auseinandersetzte. Ich habe darin auch sehr offen unter den schädlichen und zu vermeidenden Einflüssen Manches bezeichnet, was von der Mutter selbst ausgeht, und vor allem auf konsequentes Einverständniß aller bei der Erziehung Betheiligten gedrungen. Ich habe mehr Umgang, mehr Freude, mehr Anregung gewünscht. Den Aufsatz brachte ich ihr, als ich am Freitag zu ihr ging, um ihr für das Geschenk zu danken. Sie sagte mir beim Empfange, ich hätte ihr keine größere Freude machen können; nachher habe ich sie noch nicht gesprochen, doch ich fürchte keine üble Wirkung, denn ich habe noch nie bemerkt, daß sie uneigennützigen Freimuth übelgenommen hat, vielmehr sie verlangt ihn mit allem Ernst. Mit meinem Prinzen geht es jetzt recht gut, und dann bin ich immer wie ein Laubfrosch hoch oben auf der Leiter meines guten Humors und schaue fröhlich in die Welt hinaus. Gestern sah ich mit rechter Freude, wie der Prinz mit seinen Freunden Pertz, Meinecke, Passow u. A. durch die Straßen hinaus nach der Hasenhaide wanderte, wo wir mit zahlreicher Turnjugend Barlaufen spielten. Er fängt jetzt an, sich unter seinen Gespielen wohl zu fühlen, früher war er unter ihnen so unbeholfen. Natürlich, man lud ihm immer nur drei bis vier Junker ein, und die wußten Nichts anzufangen. Man betrachtet jetzt den Prinzen mit steigendem Interesse, seine Gestalt zieht immer die Blicke auf sich, man findet Festigkeit und Güte in ihm und seine Züge belebter. Humboldt, mit dem ich bei der Prinzeß aß, sagte mir, wie vortheilhaft sich

der Prinz seit einem Jahre in seinen und Anderer Augen verändert habe. Ihr könnt Euch denken, mit welcher Beschämung ich Alexander von Humboldt als Vertreter einer solchen Ansicht bei Hofe sehe.

Alexander von Humboldt.

21. Februar 1846.

Ich habe, theuerster Freund, den König gestern früh an das Herzogthum Naxos schriftlich erinnert wie an die Freude, die ihm Ihr früherer Vortrag gemacht. Heute habe ich (sehr diplomatisch) wieder geschrieben und die schöne Karte eingeschickt. Eben läßt mir der König sagen, er werde Ihrer Vorlesung (wie ich) beiwohnen. Ich hoffe, daß keine „Sarmaten" dazwischen treten.

Freundschaftlichst

Ihr

A. von Humboldt.

Georg Curtius an die Eltern.

4. März 1846.

Noch bildet Ernsts Vorlesung über Naxos, die Ihr gewiß auch mit Vergnügen lesen werdet,*) das Stadtgespräch. Sonntag las Ernst sie der Prinzessin vor, Geibel und ich waren dazu auch geladen nebst dem General und einigen Damen. Die Prinzessin war ganz entzückt und unterbrach sogar den Vortrag durch laute Aeußerungen des Beifalls. Sie sprach lange davon und trug mir beim Weggehen auf, ich sollte Euch doch von dem Morgen und der Vorlesung schreiben.

In diesen Tagen ist Ernst durch das erneute Unwohlsein des Generals wieder ganz gebunden und ziemlich unglücklich.

Ernst Curtius an die Eltern.

4. Mai 1846.

... Gestern Abend war große Soirée beim Prinzen. Raoul Rochette, mein Pariser Gönner, war auch da. Der Kronprinz von Bayern fragte mich nach Georg, von dessen Leistungen Humboldt ihm mit großer Lebendigkeit erzählt hatte. Es war recht hübsch

*) Alterthum und Gegenwart III, S. 254.

gestern Abend, und ich finde immer, daß man doch mit den Vornehmen ganz einfach verkehren kann, und die, mit denen man es nicht kann, läßt man links liegen. Savigny ist fast immer da, auch Olfers, Meyerbeer und Rauch. Es war ein hübsches Zusammentreffen, daß gerade nach Georgs maiden speech*) unser Diner stattfand, wobei wir ihm auf seine Laufbahn zutrinken konnten unter lebhafter Betheiligung seines, so Gott will, einstigen Königs.

Georg Curtius an seine Eltern.

12. Juli 1846.

Donnerstag habe ich Babelsberg recht genossen. Es war Wasserkorso, und der Prinz lud mich so freundlich ein, daß ich nicht widerstehen konnte. Das Wetter drohte erst mit Regen, war dann aber wundervoll. So setzten denn Ernst und ich uns mit dem Prinzen und Zastrow in eines der prinzlichen, von drei stattlichen Matrosen in rothen Jacken geruderten Boote und trieben uns einige Stunden lang in dem bunten Gewimmel herum. Der Prinz verwarf dreihundert Blumensträuße und erhielt noch mehr. Es war eine förmliche Blumenkanonade, wobei man oft recht tüchtige Würfe ins Gesicht bekam. Zwei Dampfschiffe und die kleine Fregatte mit Musikchören bildeten Mittelpunkte, um welche sich die Schaaren sammelten. Es war eine Lust, die kindliche Freude des Prinzen zu beobachten. Zum Schlusse war ein hübsches Feuerwerk in Glienecke. Ich blieb die Nacht in Babelsberg und erquickte mich mit Ernst noch spät an der lauen Luft, während am Horizonte helle Blitze aufloderten und entfernter Donner uns endlich in den Schlummer rollte. Freitag um 10 Uhr kehrte ich zurück. Es war mir sehr lieb, Ernst so recht in seinem häuslichen Treiben zu sehen. Sein Verhältniß zu den Knaben ist ein herrliches, wirkliche, freie Liebe und Zuneigung von ihrer Seite. Ernst war wehmüthig gestimmt, daß dies stille Landleben nun ein Ende hat. Denn noch an demselben Tage kam auch er zur Stadt und trat Sonnabend Morgen seine Reise an. Diese geht über Frankfurt a. O. nach Muskau, von da nach Görlitz, in dessen Nähe das Gut des Herrn von Zastrow liegt. Dort verweilen sie einige Tage und lassen

*) Georg Curtius hatte sich als Privatdocent in Berlin habilitirt und am 29. April seine Antrittsvorlesung gehalten. An demselben Tage war er bei dem Prinzen eingeladen.

Rudolf zurück. Dafür macht ein anderer Freund, Bayer, die Reise mit, die dann weiter in das Riesengebirge und bis in die Grafschaft Glatz geht, zurück wieder über Schönberg, Dresden u. s. w. Der Hauptmann von Natzmer, geographischer Lehrer des Prinzen, steht Ernst zur Seite.

Ernst Curtius an Victorine Boissonnet.

Babelsberg, 6. August 1846.

Seit gestern Abend weile ich wieder in dem Eichenschatten meines lieben Babelsberg, erfrische mich an ruhiger Sammlung, nachdem des Bunten so viel an meinem Auge vorübergegangen ist, und danke Gott, daß er uns gnädig geführt und Allen, namentlich meinem Prinzen, die Reise sichtlich gesegnet hat. Er ist frischer und kräftiger heimgekehrt und hat Land und Leute kennen gelernt. Ich selbst habe viel mehr gefunden, als ich erwartet hatte. Das Großartigste war die Wanderung im Hochgebirge des Riesenkammes, der sich in sammetgrünen Abhängen in das reiche Thal hinabsenkt, das Unterhaltendste das Leben an dem abenteuerlichen Hofe von Kamenz, das Anmuthigste der Aufenthalt auf dem Schönbergschen Gute, das in der reichgesegneten Lausitz sich ausbreitet, im Kreise der freundlichen und glücklichen Familie von Zastrow. Die letzten Tage waren zu glühend, namentlich Dresden machte nicht den vollen Eindruck. Schön war die Reise durch die südlich helle, warme Nacht bei Jüterbogk, wo wir die Berliner Eisenbahn erreichten. . . .

An den Bruder.

22. August 1846.

Hier geht Alles gut. Ich habe ruhige Tage und interessante Abende verlebt. Wir lesen jetzt wieder des Abends, und die Prinzessin findet an Wieland, dem Schmied, ein sonderliches Wohlgefallen. Lies doch das Gedicht! Ohne Kenntniß des deutschen Epos ist es unmöglich, von dem griechischen umsichtig zu urtheilen, das Verhältniß von Sage und Volksgedicht wird erst hier klar. . . . Rex geht nach Venedig, dann spielen wir hier für einige Wochen König. Neulich machte ich mit Waagen auf Befehl des Prinzen eine kunsthistorische Rundfahrt in den königlichen Anlagen, und habe bei der Gelegenheit viel Schönes gesehen. Man staunt, was

Alles geschieht. Mit Waagen habe ich auch den alten Tieck besucht, der mit seiner vertrockneten Gräfin bei Sanssouci wohnt und auf seiner herrlichen Loggia den Fürsten preist, der ihm sein Alter verschönert. Er war liebenswürdig und geistreich. Ich arbeite rüstig fort und strebe darnach, im neuen Lebensjahre über die Olenischen Felsen in das Land der Achäer hinüberzuklettern.

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 10. Oktober 1846.

In diesen acht Tagen war ich zweimal in Babelsberg, zuerst Sonntag Nachmittag. Der junge Prinz, in einem Kreise von zwölf frischen Jugendgespielen, war äußerst liebenswürdig. Er überragte sie alle, wie Diana ihre Nymphen. Eben hatte der eine das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" mitgebracht, und dies wurde nun sofort nach Ernsts Klavierspiel angestimmt und eingeübt. Zwölf jugendliche Kehlen und dazu die nicht ganz jugendliche des guten, jetzt sehr kräftigen und heiteren, Generals hörte ich hier im prinzlichen Palais dasselbe Lied singen, das wenige Wochen vorher aus den Kehlen von 5000 holsteinischen Patrioten einer Militärmacht von 800 Mann entgegenscholl. Donnerstag war ich wieder in Babelsberg mit Lepsius und dem berühmten Bildhauer Rauch, denen nebst noch einigen Anderen der Prinz ein kleines Diner gab. Der alte Rauch, der einen Kopf hat so schön, wie ihn Phidias nur erfinden konnte, ist ein munterer, prächtiger alter Mann, der uns auf unserer Fahrt hin und zurück viel Schönes erzählte.

Ernst ist sehr wohl und weniger gebunden als sonst. Noch vor dem 18., dem Geburtstage des Prinzen, wird die Prinzessin zurückerwartet.

Ernst Curtius an Heinrich Kruse.

7. December 1846.

Eine Abhandlung über hellenische Wasserbauten habe ich jetzt zum ersten Male zum Druck gegeben und darin über eine ganze Klasse von Monumenten, die man so gut wie gar nicht gewürdigt hat, einen Ueberblick entworfen. Ich habe darin gezeigt, daß die Griechen wie jedes wahre Kunstvolk nicht bei den idealen Aufgaben der Kunst anheben, sondern erst die praktischen Lebens-

aufgaben erledigen. Bei uns ist es anders. Bei uns ist die Kunst ein Eingeführtes, ein Luxus. Darum baut man ein Museum ums andere und kann es dabei vor Gestank und Schmutz in den belebtesten Straßen nicht aushalten.

Ich wollte, daß dergleichen praktische Rückblicke auf hellenische Zustände Eindruck machten! Die Leute wollen es nie glauben, in welcher Barbarei sie leben.

Ernst Curtius an Victorine Boissonnet.

28. December 1846.

Man kann nicht mehr Weihnachtsgetümmel durchleben, als ich es gethan habe. Donnerstag Abend von ½5 Uhr an erst bei dem jungen Prinzen, dann bei dem General, dann um 6 Uhr bei der Prinzessin, um 8 Uhr im königlichen Schlosse, aus dessen Glanzmauern ich mich noch um ½10 Uhr zu der guten Frau Klenze schlich, um dort in später Mitternachtstunde im traulichen Kreise den heiligen Abend zu beschließen. Am Weihnachtstage war bei Zastrows Bescheerung und nachher bei Bessers. Gestern, Sonntag Nachmittag, leitete ich die große Kostümprobe unserer Jugend, darnach, um ½10 Uhr, mußte ich zur Prinzessin in eine große Soirée, und heute habe ich alle Hände voll zu thun, um die abendliche Vorstellung zweier Lustspiele würdig vorzubereiten. Unser Turnsaal ist zum Theater umgeschaffen, und unser Schulzimmer hängt voll Garderobe. Um ½7 Uhr versammelt sich bei uns ein auserwähltes Publikum, der Prinz von Preußen, der Privatdocent Georg Curtius u. A., um der Aufführung des „Oberst von 18 Jahren" und der „Zerstreuten" beizuwohnen. In all dem Gewirr hält es fast schwer, die einfache, gute Weihnachtsfreude festzuhalten in einem treuen Herzen, doch habe ich das Meinige gethan, um bei dem Geräusche und Glanze äußerer Art die einfache und gemüthliche Seite zur Geltung zu bringen. Darum hatte ich für die Prinzessin zwölf Gedichte mit einer Widmung sauber aufgeschrieben, und als die reiche Bescheerung in ihren Festsälen, deren marmorweiße Wände von Kerzenschein strahlten, vollendet war, überreichte ich ihr diese wenigen Papierblätter und bat sie, nach all dem Glanze diese einfache Huldigung gütig aufnehmen zu wollen. In den Verhältnissen, wie die meinigen, ist es mir dann und wann Bedürfniß, etwas mehr zu thun, als was befohlen und

gewünscht wird. Darum versuchte ich es mit dieser kleinen Weihnachtsfreude, und ich habe es nicht bereut. Denn die Prinzessin war auf das innigste durch diese Aufmerksamkeit gerührt. Schon eine Stunde darauf, als ich sie im Schlosse sah, eilte sie auf mich zu und dankte mir aufs neue, nachdem sie das erste Gedicht (Francesco Coronello) gelesen hatte, und seitdem habe ich die schönsten Beweise, wie innig und lebendig sie Alles aufgenommen und aufgefaßt hat. Verdenke mir es nicht, daß ich Dir dies Alles so haarklein erzähle. Du wirst mir keine kleinliche Eitelkeit vorwerfen, es ist mir wie ein Triumph, den ich errungen, und jetzt weiß ich, warum mir Gott diese geringe Dosis Poesie gegeben. Du kannst glauben, daß oft finstere Geister die Herzen der Großen erfassen, und wenn sie dann ein einfaches Lied, wie ein Davidsspiel, vertreiben kann, so kann in Minuten einer höheren, wärmeren, heiligeren Stimmung ein unabsehbarer Sieg liegen. Kurz und gut, allerlei Verstimmungen, Widersprüche, Härten, unter denen auch ich zu leiden hatte, sind wenigstens temporär beseitigt, und es ist mir gelungen, in einem des Höchsten empfänglichen Herzen eine edle Freude zu entzünden.

Ich wollte, Du könntest jetzt einmal in mein Arbeitszimmer treten! Es kommt mir wie ein Tempel vor, seit die schönsten Raphaels seine Wände schmücken. Denke Dir, mußte ich nicht ganz stolz werden, als ich im Schwarm des Hofgesindes in den Weihnachtssaal eintrat und zwischen allem Tand des Luxus und der Bequemlichkeit die edelsten Gaben der Kunst auf meinem Tische vereinigt sah! Drei große Bilder des göttlichen Raphael, und die mir vor allem theure Vierge au poisson, wo der gebissene Knabe vom Engel geleitet am Thron der Maria niederkniet, vor deren Schooße der Christusknabe sich mitleidig niederbeugt, und als Seitenstück die heilige Margarethe aus dem Louvre, die zwischen Drachen und Molch, die Palmen in der Hand tragend, mit leiser, unaussprechlicher Anmuth hindurchschreitet, ein Bild von der tiefsten Poesie. Endlich eine der schönsten Kompositionen Raphaels: Glaube, Liebe, Hoffnung, drei Medaillons, jedes von zwei Engeln eingefaßt, eine, in Grisaille gemalte Predella in einem vorzüglichen Kupferstiche. Um mich mit alter Kunst zu erfreuen, hat die Prinzessin mir dazu ein sehr hübsches, antikes Thongefäß der hiesigen Sammlung mit der Gruppe zweier sich schaukelnder Mädchen in gelungener Nachbildung geschenkt, und endlich hat sie mir einen großen Fuß-

teppich in meinem Zimmer ausbreiten lassen, auf daß ich mit warmen Füßen die Kunstwerke anschauen könne. Du kannst denken, wie sehr mich die sinnigen und herrlichen Gaben erfreut haben. Auch habe ich dabei Gelegenheit, auf des Prinzen Geschmack einzuwirken. Neulich sahen wir bei Cornelius den ersten vollendeten Carton des Campo Santo. Es reift hier manches Große im Stillen, und es ist eine rechte Freude, diese Kunstschöpfungen in unserer Stadt in ihrem Werden zu begleiten. Ich führe den Prinzen, so oft es geht, in die Werkstätten des bildenden Geistes, damit er jede höhere menschliche Thätigkeit hochachten und verstehen lernt.

Widmung des Weihnachtsstraußes.

O zürne nicht, ein armer Mann
Steht harrend an der Pforte,
Er ist nicht festlich angethan,
Er bietet Nichts als Worte.
Geblendet ist sein Angesicht
Von dieses Festes Blüthe,
Doch hoffet er mit Zuversicht
Auf Deine reiche Güte.

Er dachte zweifelnd hin und her
Und wollte sich nicht zeigen,
Doch läßt sein Herz, von Danke schwer,
Ihn nimmer ruh'n noch schweigen,
Und was aus seiner Brust heraus
Entsproßt in warmen Stunden,
Er hat es Dir zum Weihnachtsstrauß
Gesammelt und gebunden.

Du gibst so viel, o weise nicht
Von Dir die kleine Gabe,
Wohl wieget leicht ein arm Gedicht
Und eines Sängers Habe.
Doch siehst Du nicht auf Werth und Klang,
Dich fesselt nicht das Neue,
Der Grund, aus dem das Lied entsprang,
Das ist ein Herz voll Treue.

Drum laß den armen Mann herein
Und nimm den Strauß entgegen,
Dann strahlt ein neuer, heller Schein
Auf seinen Lebenswegen.
Vielleicht, daß einst die Stunde naht,
Die Gott ihm aufbewahret,
Wo statt des Wortes reife That
Sein Streben offenbaret.

Georg Curtius an die Eltern.

29. December 1846.

Gestern war Hoffest bei dem jungen Prinzen. Es wurden zwei Lustspiele aufgeführt, der „Oberst von 18 Jahren", aus dem Französischen von Schneider, und die „Zerstreuten" von Kotzebue. Der Prinz spielte im ersten Stücke die Hauptrolle recht gut. Eine zahlreiche Gesellschaft war eingeladen, unter Anderen auch Humboldt. Die Prinzessin schenkte den Thee. Sie war sehr liebenswürdig und heiter. Als sie nach Beendigung der Stücke die Runde machte, hatte ich Gelegenheit, etwas länger mit ihr zu sprechen über Dahlmanns Geschichte der französischen Revolution. Ernst hat

sie am Weihnachtsabend durch einige Gedichte sehr erfreut, die er ihr, sauber abgeschrieben, überreichte. Es waren aber auch allerliebste Sachen. Geibel liebt die Prinzessin sehr, sie unterhält sich immer sehr lange und eifrig mit ihm. Heute war ich schon wieder im Palais zu dem Lehrerdiner beim jungen Prinzen, das alljährlich in den Weihnachtsferien stattfindet. Ernst weiß den steifen Ton, der unter solchen Umständen leicht einreißt, immer durch heitere Scherze zu beleben.

Georg Curtius an die Eltern.

6. Februar 1847.

Heute vor acht Tagen gab Ernst einen kleinen Thee bei dem Prinzen, wobei Kurd ihm zuerst vorgestellt wurde. Es waren außerdem nur noch Geibel und ein sehr liebenswürdiger Mann dort, ein Landschaftsmaler Gurlitt aus Altona, nebst uns Brüdern.

3. März 1847.

Ueber das gestrige Fest bei Ernst haben wir an Theodor geschrieben. Ich möchte, Ihr könntet das einmal mit ansehen! Ernst weiß doch Alles möglich zu machen und dem Anscheine nach etwas steife Verhältnisse mit der Würze der ungezwungensten Geselligkeit zu durchdringen.

Sonntag Lätare 1847.

Lätare das ist: freue Dich,
Drum freue sonder Reue Dich.
Vor Allem, was die Seele trübt,
Vor Angst und Zweifel scheue Dich!
Erquicken soll der Erde Grün,
Des Himmels heit're Bläue Dich,
Beseligen der Liebe Glück
Und Deines Freundes Treue Dich.
Und drückt des Grames Wolkenlast,
So sprich zu ihm: Zerstreue Dich,
Der Lenz ist da, die Sonne strahlt,
Mein froher Muth, erneue Dich!

Ernst Curtius an die Eltern.

11. April 1847.

Ich habe heute eine große, wichtige Erfahrung gemacht. Ich habe den König und sein Volk einander gegenüber gesehen, ich habe seine inhaltschweren Worte mit meinen eigenen Ohren vernommen, und das ganze Räthsel dieser jetzigen Zustände ist mir mit einer erschreckenden Nähe vor die Seele getreten. Um 9 Uhr fuhren wir, der General, Rudolph und ich, im Galawagen und natürlich auch im Galakostüm in den Dom. Der König kam zu

Fuß in Begleitung seiner Adjutanten; er trat ungewöhnlich fest auf und grüßte die stehende Menge. Ein schöner Feiergesang des Domchors begann den Gottesdienst. Wir standen gedrängt in der prinzlichen Loge, drüben war von allen Gesandten nur einer, der Württemberger. Die Kanzel war vor dem Altare aufgestellt, und Ehrenberg redete über die Worte: „Welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei.“ Die Rede war gut, aber kalt, und in ihrem Schlusse mit Anwendung auf die das Schiff der Kirche füllenden Abgeordneten etwas schulmeisterlich. In das Altargebet war die Fürbitte für den Landtag mit aufgenommen. Gegen 11 Uhr fuhren wir in das Schloß, wo sich in einigen Parterregemächern die Prinzessin von Preußen und die minderjährigen Prinzen und Prinzessinnen versammelten. Nach $11^1/_2$ Uhr meldete man uns, daß es Zeit sei, und nun ging das ganze cortège der Prinzeß durch zahllose Gemächer über Treppen und Gänge zu den Tribünen des weißen Saales, wo unter sechs ionischen Bogenhallen für die Prinzen, Fürstlichkeiten und Diplomaten Plätze eingerichtet waren, die mittlere Loge, aus welcher ein Purpur herabhing, für die Prinzeß von Preußen und ihr Gefolge. Die nächste zur Linken hatte die Herzogin von Sagan, als preußische Standesherrin. Es wogte noch lange unten im Saale auf und nieder; man merkte Allen die große Spannung an, mit der man den König erwartete. Endlich begab sich Alles zu Platz, die Provinzen stellten sich strahlenförmig vor dem Throne auf, und nach einigen vorbereitenden Zeichen erscholl es endlich: „Seine Majestät der König“ mit lauter Heroldsstimme. Die ältesten Generäle erschienen mit den Kroninsignien, und sowie der König sich zeigte, vernahm man ein gleichzeitiges starkes, mannhaftes Hoch. Der König bestieg den Thron, an dessen Stufen das Reichspanier, das Scepter u. s. w. hingestellt wurden. Die Rede mußte Alle, die ein Herz haben, tief ergreifen, sie wurde vollendet gut gesprochen, ruhig, vernehmlich und dann wieder voll hoher Begeisterung. Es mußte Jeden tief ergreifen, wie er so plötzlich aufstand und, die Hand ans Herz gelegt, feierlich aussprach: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Jedes Wort klang hell in jeder Ecke des lautlosen und gedrängten Festsaales. Aber ich leugne es nicht, die Rede hat mich nicht nur mit tiefer Bewunderung, sondern auch mit schweren Besorgnissen erfüllt. Bewundert habe ich den Heldenmuth der Rede, die edle Offenherzigkeit, die christliche Demuth. Wer sieht nicht gern einen

solchen ritterlichen, christlichen König, der seinem Gotte Rechenschaft gibt von seinem Thun und aller Welt Trotz bietet! Aber, wer kann ohne Sorge die Folgen bedenken! Es glaubt die Welt nicht mehr an das Königthum, für das er lebt und kämpft, und die geharnischte Rede gegen Alles, was an Konstitution, Repräsentativverfassung und Charte erinnert, läuft Allem, was die Zeit beseelt, zuwider. Täuscht mich nicht Alles, so ist nach dieser Thronrede der Bruch größer als zuvor. Sie bot wenig Vermittelung und wenig Versöhnendes; sie stellte als Vollendung auf, was die meisten selbst als Anfang nicht wollten gelten lassen. Mir soll es immer denkwürdig bleiben, einen in der Geschichte so seltenen, vielleicht unerhörten, Augenblick mit erlebt, einen König so bedeutsam, so heldenmüthig und gewaltig zu seinen vereinigten Ständen reden gehört zu haben. Der weiße Saal, bis jetzt für Festglanz und Maskenscherz bestimmt, wird nun das Feld des ernstesten Kampfes; ein König für sein übermenschliches Kronrecht begeistert, ein Volk mit kecken, selbstbewußten Ansprüchen einer ganz modernen, allen mittelalterlichen Ideen abholden Richtung. Ich konnte über die Schulter der Herzogin von Sagan den ganzen Saal herrlich übersehen und jeder Bewegung des Königs folgen. Um 1 Uhr waren wir zu Hause.

Mein junger Prinz war von der ganzen Begebenheit sehr ergriffen, ihm war zum ersten Male der König als streitender Fürst entgegengetreten, und aus seiner Rede selbst mußte ihm deutlich werden, was für Mächte ihm entgegenstehen. Bis heute hatte ich geglaubt, daß auch meines Zöglings Zukunft sich leichter und friedlicher gestalten würde, als es jetzt den Anschein hat. Berlin ist eine ganz andere Stadt, man fühlt sich in einer Hauptstadt, in der die Geschichte gemacht wird. Alle Welt ist in fieberhafter Spannung. Jeder weiß, daß etwas Außerordentliches sich begeben wird.

Georg Curtius an die Eltern.

11. April 1847.

... Kurd und ich kommen soeben vom Mittagessen bei dem Prinzen, wozu wir allein heute geladen waren. Der junge Prinz war sehr bewegt von dem Erlebten, aber heiter und liebenswürdig wie immer.

Die Aufführung der Geibelschen „Seelenwanderung"*) ist vorigen Mittwoch recht gut von Statten gegangen. Die Knaben spielten allerliebst, der Prinz lebhafter und freier als sonst. Geibel erntete Lob und Anerkennung.

Ernst Curtius an Victorine Boissonnet.

Anfang April 1847.

... Mir sind die Stunden die heiligsten, da ich im stillen Gespräche die Tiefen der jugendlichen Seele erforsche, welche meiner Leitung anvertraut ist. Dort liegen die Quellen meines Glücks. Doch erfreut es mich auch, wenn meine Herrin gütig gegen mich ist, wenn sie mich, wie es morgen vor acht Tagen geschah, zu dem Diner der vorlesenden Gelehrten einladet, an dem ich 1844 ihr zuerst vorgestellt wurde, und sie dann mit freundlichem Ausdruck zu mir sagt: „Ich feiere heute den Jahrestag unserer Bekanntschaft." Wie Du die Schneeglöckchen begießest, die in Deinem schönen sonnigen Garten ihre Köpfchen herausstrecken, so lausche und suche ich nach den Blüthentrieben in menschlichen Seelen, und jauchze innerlich, wenn ich ein Schwellen und Drängen wahrnehme, und bitte zu Gott, er möge Allem steuern, was die Blüthenentfaltung hemmen könnte.

An Sophie von May.**)

Zum 5. Oktober 1847.

Jedes Blatt, das bebt und sinket
Wenn des Herbstes Stürme wüthen,
Weissagt Denen, die's versteh'n,
Von des nächsten Frühlings Blüthen.

Jeder Stern in schwarzer Nacht
Ist der Tagessonne Bote,
Bis die Königin erscheint,
Angethan mit Morgenrothe.

Jede dunkle Grabesschlucht
Ist ein Thor, das hell und offen
Uns den Himmel schauen läßt
Und die Auferstehung hoffen.

Seh'n wir so in Nacht und Tod
Nichts als Licht und Leben tagen,
Dürfen wir am frischen Grab
Auch den Gruß der Freude sagen.

*) Das später „Meister Andrea" genannte Lustspiel wurde für die Aufführung durch den Prinzen Friedrich Wilhelm und seine Freunde gedichtet. Alterthum und Gegenwart Bd. 3, S. 232.

**) Erzieherin der Prinzessin Louise von Preußen. Das Gedicht ist ein Glückwunsch zum Geburtstag nach einem schweren Verluste, den Sophie von May in ihrer Familie erlitten hatte.

Jener Freude, die allmählich
In und über Allem währet,
Die im Schmerz zum Himmel steigt,
Die in Thränen sich verkläret,
Die besteh'n wird bis am Ende,
Alle Zeit, verlacht, verweinet,
Von der Wiege bis zum Sarg
Wie ein Athemzug erscheinet.

Georg Curtius an die Eltern.

31. Oktober 1847.

Ernst ist mit den Seinigen Mittwoch zur Stadt gegangen, doch gleich mit einigen Widerwärtigkeiten empfangen. Der General liegt still zu Bett an einem Erkältungsfieber. Ernst selbst war einige Tage unwohl in ähnlicher Art, ist aber jetzt wieder hergestellt. Der Prinz meinte, er müsse allein das Haus regiren. Ernst wird übermorgen seine Vorlesungen anfangen und wird von den mannigfaltigsten Sorgen und Beschäftigungen in Anspruch genommen. Es wird Theodor interessiren, daß Pero hier mit seinen Daguerreotypen großes Glück gemacht hat. Er hätte auf dem Babelsberg zu keiner günstigeren Zeit ankommen können, denn die Prinzessin war gerade höchstselbst mit dieser Kunst eifrig beschäftigt, infolge eines Apparates, den der König dem jungen Prinzen zum Geburtstage geschenkt hat. Gestern vor acht Tagen war ich Zeuge der angestrengtesten, aber ziemlich vergeblichen Bemühungen, vom General kam blos das Johanniter-Kreuz zum Vorschein. Sonntag hat Pero die prinzliche Familie in die größeren Feinheiten der Technik eingeweiht. Seine Bilder aus Lübeck haben dem Könige sehr gefallen, und dieser hat ihn vorläufig beauftragt, einige mittelalterliche Backsteinbauten in der Mark aufzunehmen. Also wieder ein Lübecker, der hier sein Glück macht.

Ernst Curtius an den Bruder.

13. Februar 1848.

. . . Nehmen wir immerhin diese gewaltige Regung auf und unter dem Throne für ein gutes Wahrzeichen! Sie verbürgt uns mehr als Wort und Siegel die Gewißheit des Fortschritts. Ich begrüßte, wir begrüßten alle das, was wir geschehen glaubten, mit freudiger Begeisterung. So wenig ein Mensch *wissen* kann, ob ein so ungeheuerer Schritt Glück oder Unglück bringe, so denke ich mir doch, daß eine so großherzige Fürstenthat von Gott gesegnet sein wird.*) Seien wir aber bei der Verzögerung nicht ungerecht

*) Gemeint ist jedenfalls das Zugeständniß der Periodicität des Landtags, welches am 6. März den vereinigten Ausschüssen des Landtags verkündet wurde.

gegen den, der sich wohl zu besinnen hat, ehe er seine ererbte Macht dazu gebraucht, mit einem Schritte die Bahn, auf der das Vaterland groß geworden ist, zu verlassen. Wer will nicht vorwärts, wer will nicht bauen und beleben — aber wo sind die Männer, welche die Form zu finden wissen und den Uebergang aus dem Alten in das Neue?! Wie wenig das Princip, das in abstracto der Götze des vernunftlosen Pöbels ist, Heil bringt, das lehrt die Erfahrung. In konstitutionellen Staaten werden jetzt die heiligsten Menschenrechte am meisten mit Füßen getreten. Je mehr das Princip theoretisch durchgebildet ist, sehen wir, wie in Frankreich, Unsittlichkeit, Schwäche, Verderben jeder Art zunehmen. Man wendet sich mit Ekel von den Verhandlungen ab, wie sie z. B. jetzt in der zweiten Kammer in Paris vorkommen; es ist nur Spiegelfechterei und persönliche Leidenschaft, weder Ernst noch Gesinnung. Wem das Alles durch den Kopf geht, der muß fühlen, daß es nicht das Princip ist, das selig macht, sondern daß Alles davon abhängt, daß mit einer weit über den Parteien stehenden Weisheit die Entfaltung aller noch schlummernden oder gehemmten Kräfte sicher fortgeleitet wird. Wer bebt da nicht vor den entscheidenden Schritten, so sehr er auch von deren Nothwendigkeit überzeugt ist! Preußen ist bis jetzt Jahr für Jahr vorwärts gegangen, und in diesem allmählichen Fortschritte liegt eine Bürgschaft für seine Berechtigung jenen plötzlichen Reformen gegenüber, durch die unseren anderen Staaten eine Verfassung wie eine Mütze über die Ohren gezogen worden ist. Das sind solche todtgeborenen Wesen, die weder Garantien geben für Rechtszustände, noch dem öffentlichen Leben Schwung und Wahrheit verleihen. Exempla sunt odiosa. Ich bin wahrhaftig kein Verehrer unseres status quo, aber er wird auch als Stufe zu mißgünstig von Denen betrachtet, welche im Besitze einer Verfassung weder sich mit derselben glücklich, noch Andere ohne dieselbe unglücklich sehen. Wir haben doch in Preußen jetzt die freiesten und geordnetsten Preßverhältnisse, die rückhaltloseste Anerkennung des persönlichen Verdienstes in allen Ständen und Altern, die sorgsamste Pflege aller höheren menschlichen Interessen ohne Beeinträchtigung der materiellen. Die öffentliche Meinung hat mehr Einfluß als in Bayern. Endlich, was das Wichtigste, die Regierung mit ihrem Haupte an der Spitze, will Nichts als weitere Entfaltung der staatlichen Einrichtungen; es besteht durchaus keine Starrheit, kein gehässiger Gegensatz. Ver-

hüte nur Gott alle Verstimmung, wie sie edleren Geistern wohl kommen kann bei dem Geschrei von dem radikalen Judenpack und dessen Genossen, denen Nichts heilig ist, wie diesem Prutz.*) Spott ist nur dann nobel und poetisch, wenn er von oben herab kommt. Steht der Mann aber nicht über der Sache, sondern unten und bellt von da gegen Alles an, so ist das unwürdig und unsittlich und trotz der Nachahmung von Aristophanes und Platen Nichts weniger als Poesie.

An Victorine Boissonnet.

11. März 1848.

Deine Worte haben mich innerlich beruhigt in diesen Tagen geistiger Aufregung, die sich leicht bis zur Muthlosigkeit steigert. Namentlich haben Briefe aus Köln, nach denen die Sache ruchloser, gewaltthätiger Auflehnung schon zu siegen scheint, mich tief erschüttert. Um so mehr danke ich Gott, daß ich jetzt viel ruhiger bin. Die Art, wie unser König seine vereinigten Ausschüsse entlassen hat, die edelen Abschiedsworte, die das Gepräge voller Wahrheit tragen, der versöhnende Eindruck, welchen die Worte auf alle Abgeordneten machten, die mit freudigen Gesichtern gleich nach dem Abschiede in unser Palais kamen, um dem Prinzen und der Prinzessin ihre Treue zu bezeugen — Alles dies, in der Nähe betrachtet, gab wieder Freudigkeit und Muth und Vertrauen zum deutschen Volk. Bis jetzt haben wir aus den Provinzen noch keine schlechten Nachrichten; mit jedem Tage ist viel gewonnen, denn der wahnsinnige Taumel, welcher von der Seine her unser Volk angesteckt hat, wird allmählich verrauschen, und das Organisiren revolutionärer Parteien scheint mir doch nicht Sache der Deutschen zu sein.

Wir leben in ängstlicher Spannung. Die Truppen sind fort-

*) Robert Eduard Prutz (1816—1872). Siehe Allgemeine deutsche Biographie Bd. 26, Seite 680: „Gewaltiges Aufsehen erregte nicht nur beim Publikum, sondern auch höheren Orts die nach Form und Inhalt aristophanische, d. h. Alles, was im Staat, in der Litteratur, der Philosophie u. s. w. den Ingrimm oder den Hohn des Dichters herausforderte, geißelnde Komödie „Die politische Wochenstube" (1845 in Zürich — aus guten Gründen — gedruckt und verlegt)." Die Strafverfolgung wegen Majestätsbeleidigung wurde durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. niedergeschlagen.

während zum Ausrücken gerüstet, aber es ist vollständige Ruhe, und wir danken Gott für jeden gewonnenen Friedenstag.

Gestern wurde endlich das noch zu den Zeiten der Orléans gefaßte Projekt der Aufführung von Geibels „Seelenwanderung" ausgeführt; der König hatte sich den Mittag dazu angemeldet. Die Königin konnte wegen Unwohlsein nicht kommen. Die Jugend hatte an der Aufführung ihre Freude. Sonst war Alles ernst und in gedämpfter Stimmung. Der Anblick des Königs und die freundlichen Worte, die er mit mir sprach, rührten mich tief, er war wie verwandelt, ernst und weich gestimmt. Man sah ihm an, daß er in seinen heiligsten Gefühlen verletzt war und in eine dunkle Zukunft blickte. Er unterhielt sich mit Geibel lange und sehr freundlich. Abends war Gesellschaft beim Prinzen von Preußen, in der die Rossi sang.

Georg Curtius an die Eltern.

16. März 1848.

. . . Bis Montag war hier Alles vollkommen ruhig. Mehrere Versammlungen wurden trotz des abscheulichen Wetters vor den Zelten im Thiergarten gehalten und eine Adresse an den König votirt, die man zunächst der Versammlung der Stadtverordneten überreichte, Alles ohne Einschreiten der Polizei. Da aber am Montag die Stadtverordneten diese sehr extravagante Adresse verwarfen und eine viel gemäßigtere aufsetzten, beschloß jene meist aus Arbeitern, Barbiergesellen und jüdischen Litteraten bestehende Menschenmenge, sich aufs neue zu versammeln, um sich direkt an den König zu wenden. Dies verhinderte die Polizei, und nachdem es infolge dieses Verbots zu Thätlichkeiten gekommen war, bot man die schon längst in den Kasernen bereit liegende bewaffnete Macht auf, etwa 10000 Mann. Berlin glich am Montag Abend einem Lager. Ueberall sah man bedeutende Abtheilungen Kavallerie und Infanterie theils unter dem Hohngeschrei der Menge sich bewegend, theils ruhig aufgestellt. Es kam an mehreren Orten zu Reibungen, namentlich wurde auf dem Schloßplatze wiederholt scharf eingehauen, sodaß mehrere Personen gefährlich, einige tödtlich verwundet sind. Es scheint leider, als ob die Officiere hie und da mit roher Erbitterung verfahren sind, namentlich auch gegen die Studenten, die sehr aufgebracht sind. Am Dienstag war während des

Tages kaum eine Bewegung zu bemerken, die Erklärungen des Königs hatten auf den verständigen Theil der Bevölkerung einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Abends war in unserem Stadttheil eine solche Stille, daß selbst Damen ausgingen und wir Abends nach 11 Uhr von Bessers aus die beiden Fräulein Reichhelm*) zu fünfen scherzend bis in ihre sehr entfernte Wohnung in der Anhaltstraße begleiteten, ohne daß auch nur die mindeste Störung der Ruhe bemerkt wurde. Dennoch ist es an jenem Abend in der Brüderstraße wieder hart hergegangen. Namentlich ist ein in der That ganz unschuldiger Handschuhmacher vor der Thür seines Hauses niedergehauen, indem er in das Getümmel fliehender Aufrührer gerieth, die von Dragonern verfolgt wurden. Um die Spuren des Blutes sammelte sich gestern von früh an eine immer größer werdende Menschenmenge. Auch vor dem Schlosse war es gedrängt voll. Zu Thätlichkeiten aber ist es erst am Abend gekommen. Die Brüderstraße und einige benachbarte Gäßchen waren das Terrain, wo wieder ein Haufen toller Menschen sich der bewaffneten Macht widersetzte. Man ging über eine Ziehbrücke, zog diese auf und bombardirte von da aus das Militär mit Steinen, sodaß dieses endlich schießen mußte. Man spricht von vierzehn Verwundungen und drei Todten. Leider hat auch dies dem unsinnigen Treiben noch kein Ziel gesetzt. Die Erbitterung gegen die Soldaten ist im Steigen begriffen. Heute am Tage war Alles in gewohnter Bewegung. Die Menge zog sich aber von 3 Uhr an bei der Universität zusammen in dem Wahn, daß die Studenten von da aus Etwas unternehmen würden. Wieder derselbe Charakter, abscheuliche Gesichter, darunter hie und da ein halbbetrunkener Redner, nirgends eine Spur von angesehenen Bürgern. Man versuchte es, durch eine schnell organisirte Bürgerschaar, mit weißen Binden um den Arm, die Leute zum Weggehen zu bewegen; auch die Studenten hatten sich zu einer Sicherheitswache angeboten. Aber der Pöbel verhöhnte diese Leute, riß ihnen die Binden vom Arm. So mußte denn wieder Blut fließen. Die Menschen drängen sich vor der Hauptwache und machen Miene, sie zu stürmen. Eine Aufforderung, sich zu zerstreuen, wird mit Hohn aufgenommen. Der kommandirende Leutnant läßt dreimal trommeln und pfeifen, das Zeichen, daß geschossen werden soll, worauf ein an jeder Straßen-

*) Amalie und Clara Reichhelm, die Schwestern von Auguste Besser.

ecke zu lesender Aufschlag aufmerksam macht. Als auch das nicht hilft, läßt er acht Mann vortreten, kommandirt Feuer, und es stürzen wieder Mehrere nieder, worunter leider mehrere Neugierige gewesen sein sollen. Dies geschah um 7½ Uhr. Jetzt ist der Platz gesäubert und man hört Nichts von Thätlichkeiten.

Im Palais des Prinzen von Preußen, wo ich eben eine Stunde bei Ernst war, liegen mehrere Kompagnien Infanterie; die prinzliche Familie ist zum Könige auf das Schloß gefahren.

Ihr seht, geliebte Eltern, das ist ein unheimlicher Zustand, über den ich Euch Nichts verhehle, damit Ihr nicht schlimmeren Gerüchten Glauben schenkt. Eine ernstliche Gefahr für die Monarchie und die öffentliche Sicherheit ist, glaube ich, nicht vorhanden, da alle Verständigen seit der Einberufung des Landtags hierin den einzigen Weg des Fortschritts erblicken. Die Unruhstifter sind Kommunisten, tolle Kerle, die Nichts zu verlieren haben. Leider ist die Arbeitslosigkeit sehr groß, Handel und Gewerbe stocken, und eine Menge handfester Kerle hat Zeit, sich herumzutreiben. Schon seit Wochen hörte man von den Wühlereien unter diesen Menschen, die ein Arbeiterministerium verlangen und dergleichen Thorheiten mehr. Das Militär ist vollkommen zuverlässig, vielleicht zu eifrig. Was können da diese wenigen Hundert Unsinniger und Unbewaffneter ausrichten?

Der Prinz von Preußen wollte mit seiner Gemahlin zu Ende dieser Woche nach Köln gehen. Infolge der hiesigen Unruhen ist aber die Abreise auf unbestimmte Zeit verschoben. Auf die königliche Familie machen die Vorfälle einen sehr traurigen Eindruck. Der König soll sehr niedergeschlagen sein, und auch das weiche Gemüth des jungen Prinzen ist tief verletzt. Ernst hat es in solcher Zeit schwer, und er ist oft recht niedergeschlagen. Und man kommt nicht zur Ruhe, da jeder Tag Neues bringt.

19. März, Morgens 9 Uhr.

Wenn Ihr diese Zeilen erhaltet, werdet Ihr wohl schon von dem gräßlichen Ereigniß gehört haben, das seit gestern Nachmittag aus dem lautesten Jubel und der Hoffnung auf ein glückliches Deutschland uns in das größte Elend zu stürzen droht. Gestern Morgen wurden successive die Proklamationen vertheilt, in denen der König Alles verheißt, was die größten Ansprüche nur erwarten konnten, die Menge drängt an das Schloß, ihm ein Hoch zu bringen.

Jubelnd drängt man sich an das dicht von Truppen besetzte Schloß, die Truppen werden von einigem Pöbel insultirt, sie holen Hülfe, es fallen zwei Schüsse und der Sturm bricht los. Im Nu gleicht die Stadt einem Schlachtfeld. Bürger und Studenten schließen sich der Bewegung an, Rache schreiend für diesen „Treubruch". Die Barrikaden wurden die ganze Nacht vom Militär beschossen, zum Theil mit Kanonen und Kartätschen. Ich ging, sowie ich die Sache erfuhr, zu Ernst, um ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Von da eilte ich an meinen Posten in die Universität und suchte das Meine zu thun, um die bis zur äußersten Wuth aufgeregten Studenten zu beschwichtigen. Vier Stunden blieb ich dort an Trendelenburgs Seite und ging dann zu Besser, die Frau ist in Hamburg. Da hütete ich während der Schreckensnacht das Haus, da Besser nicht hatte nach Hause kommen können. Jetzt bin ich mit ihm bei Anton,*) der wie Kurd und Besser gesund ist. Wir waren eben bei Ernst. Er ist bei dem jungen Prinzen, der die Nacht in seinem Hause zugebracht hat, nachdem er vorher auf dem Schlosse war. Eben wird eine Proklamation des Königs angeschlagen, worin er die Berliner beschwört, die fast an allen Straßenecken errichteten Barrikaden einzureißen, in welchem Falle das Militär sofort zurückgezogen werden solle. Die Soldaten, die heldenmäßig gekämpft haben, sind im Besitze des Schlosses und des ganzen Stadttheils von der Dorotheenstraße bis zur Krausenstraße. Das Schießen hat seit 4 Uhr aufgehört. Aber was kommen wird, weiß Niemand. Daß die entsetzliche Erbitterung sich sogleich beruhige, ist durchaus nicht zu erwarten.

20. März 1848.

Nur mit wenigen Worten berichte ich heute von dem gestrigen Tage. Wir können Gott danken, daß es so abgegangen ist. Um 12 Uhr zog der König das Militär zurück und gewährte völlige Amnestie. Am Nachmittage besetzte die neu konstituirte Bürgergarde alle Wachen. Den Abend Illumination und überall Freudenschüsse. Gottlob ist es bis heute gut gegangen. Arnim steht an der Spitze des neuen Ministeriums, der Polizeipräsident Minutoli, ein sehr beliebter Mann, an der Spitze der Bürgergarde.

Der junge Prinz ist mit Ernst gestern nach Potsdam gegangen,

*) Ein Vetter aus Lübeck, Anton Gütschow, der in Berlin Medicin studirte.

wo sie zunächst bleiben werden. Prinz und Prinzessin von Preußen sind gestern Abend noch hier gewesen.

So viel, theure Eltern, Euch zu beruhigen. Ich muß auf die Universität, wo die Studenten Bewaffnung wünschen, die ihnen wohl auch gewährt werden wird. Trotz der fürchterlichen Eindrücke der Schreckensnacht muß man sich sammeln und handeln.

Ernst Curtius an den Bruder.

Potsdam, 20. März 1848.*)

Heute Abend, den 20., sind wir noch hier im Potsdamer Schlosse. Ich fürchte, die nächsten Zeiten bringen uns nur noch weiter von einander. Ich kann mir nicht einbilden, daß wir wieder in Berlin einziehen werden. Auch hier fühlt man sich nicht sicher, und wir wissen nie, wo wir des Abends unser Haupt hinlegen werden.

Ich bitte Dich, darauf zu denken, wie am besten mein Besitz an Büchern, Bildern, Wäsche ꝛc. geborgen werden kann. Grüße die Freunde! Gott sei mit Dir und mit uns!

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 22. März, Morgens 8 Uhr.

Der König zeigt sich groß in dieser für ihn furchtbaren Zeit. Seine persönlichen und Familienverhältnisse vergessend, versucht er es, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. So ist es auch Pflicht jedes Bürgers, der einen gesunden Arm hat, sich um ihn zu schaaren und die konstitutionelle Monarchie nach Kräften zu unterstützen und, wenn es sein muß, gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Es ward mir schwer, zu dieser Erkenntniß zu gelangen. Montag Morgen, als ich auf dem Palais des Prinzen von Preußen das Wort „Nationaleigenthum" las, gab ich alle Hoffnung auf und beschloß, zu Euch zu reisen. Aber ich habe solche Emigrationsgedanken aufgegeben

*) Ausführliche Berichte über die Erlebnisse während der Märztage sind nicht vorhanden. Im Kalender sind notirt:
Sonnabend, den 18. Um 3 Uhr beginnt die Revolution.
Sonntag, den 19. Um 12 Uhr Abzug der Truppen, um 7 nach Potsdam.
Montag, den 20 Spandau.
Dienstag, den 21. Pfaueninsel.
Freitag, den 24. Berlin. Potsdam.

und mir den Nachmittag in der Universität meinen Säbel umgeschnallt. Fast alle Docenten nehmen an der bewaffneten Schaar Theil. Ich bin in einer Rotte mit meinen tüchtigsten Zuhörern, und einer von ihnen ist unser Rottmeister. In der Nacht vom Montag auf Dienstag haben wir auf dem Schlosse und der Kommandantur Wache gehabt und sind fast die ganze Zeit auf den Beinen gewesen, um die unsinnigen Gerüchte, die man ausgesprengt hatte, zu widerlegen. Gestern war ich zu erschöpft und aufgeregt, um Euch zu schreiben, besonders da der Tag wieder so wichtige Dinge brachte. Der König hat sich durch seine Rede vor der Universität viele Herzen wieder erobert. Das Vertrauen ist gestiegen. Männer wie Alexander von Humboldt zeigten sich und wurden mit Hurrah empfangen, Alle mit der schwarzrothgoldenen Cocarde. Die gleichfarbige Fahne weht auf dem Schlosse und allen öffentlichen Gebäuden. Selbst die Officiere sollen heute diese Farben annehmen. Gestern Nachmittag erhielt ich einige Zeilen von Ernst aus Potsdam mit der Bitte, ihm gleich Antwort zu senden. Ich fuhr statt dessen selbst mit Kurd hinüber. Potsdam ist ganz voll von Truppen. Im Schlosse in der Stadt trafen wir in großen altmodischen Zimmern an einem Kaminfeuer Ernst, den General, die Generalin und die Prinzen. Der Anblick war erschütternd. Am meisten gefaßt fand ich den Prinzen; er war tief bewegt, aber in einer festen, schönen Stimmung. Der General und die Generalin waren noch ganz in alten Täuschungen befangen, wer könnte das auch anders erwarten! Ernst ist noch sehr erschüttert, aber unsere Mittheilungen haben ihn doch beruhigt. Den Gedanken an eine weitere Flucht haben sie vorläufig aufgegeben.

Ernst Curtius an die Eltern.

Potsdam, 23. März 1848.

In der Nacht des 18., da Berlin zum Schlachtfelde wurde, wurden wir, Familie des Prinzen von Preußen, obdachlos und gelangten nur nach den abenteuerlichsten Kreuz- und Querzügen hierher nach Potsdam, wo wir bleiben werden. Der von der Volkswuth geächtete Prinz irrte von Versteck zu Versteck, um den auf ihn gerichteten Dolchen zu entgehen.

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 26. März 1848.

Ernst kann mit seinem Prinzen ruhig in Potsdam bleiben, an eine Verfolgung und Anfeindung, wie man sie in den ersten Tagen der neuen Ordnung fürchtete, ist nicht mehr zu denken.

Ernst kam Donnerstag Abend herüber und fuhr den anderen Tag Morgens wieder zurück.

Wir suchten ihm wieder Muth zu machen. In Potsdam ist er leider unter lauter Emigranten und Officieren, deren verbissene Stimmung das Unglücklichste und Nichtsnutzigste von der Welt ist. Natürlich ist Ernsts Lage unter diesen Umständen sehr betrübt, er kann nicht handeln, er muß harren und das edle Gemüth seines Prinzen fortwährend pflegen, daß nicht Haß und Erbitterung die jugendliche Seele verstimme.

30. März 1848.

Ernst ist von Büchern und anderen Sachen fast ganz abgeschnitten, nur seine Kleider und Wäsche und die allernothwendigsten Manuskripte hat er glücklich fortgebracht. Alles Uebrige liegt, wie er es verließ, in seiner verschlossenen Stube, und es ist nicht erlaubt, etwas fortzubringen außer, was man in die Tasche stecken kann. Natürlich wird ihm später Alles wieder zurückgegeben, da nur das Eigenthum des Prinzen eingezogen wird. In Potsdam bewegt Ernst sich mit dem Prinzen täglich im Freien, auch ist zu einer Besorgniß für jetzt kein Grund vorhanden.

13. April 1848.

Von Ernst höre ich nur dann und wann durch kleine Briefe, die wir wechseln. Das Unwohlsein des Generals hindert ihn herüberzukommen. Es thut mir weh, so oft ich daran denke, wie Ernst durch seine Stellung dahin gebracht wird, fast nur das Düstere in den Bewegungen dieser Zeit zu sehen. Könnte man nur ihn und seinen Prinzen aus diesem abscheulichen Potsdam wegbringen, wo der Adel und die Officiere sich über ihren verlorenen Einfluß abhärmen. Das ist jetzt der unseligste Ort in ganz Deutschland. Der arme Ernst hat da schwer zu tragen, und, was schlimmer ist, er wird der neu beginnenden Zeit fremd, die freudige Hingebung für das Große, das in ihr liegt, und hartnäckigen Widerstand gegen das Böse fordert, das das Große zu vernichten trachtet.

Ernst Curtius an die Eltern.

Potsdam, 20. April 1848.

Nach der Konfirmation*) war Diner bei dem Könige. Zum ersten Mal seit der Revolution saß ich in Mitte des Hofstaates. Die Kammerherren trugen ihre Schlüssel wie sonst auf den treffenreichen Rockschößen, die Leibjäger standen mit unverminderter Würde hinter den Stühlen, — es war mir zu Muthe wie unter Mumien. Ich sprach den König einen Augenblick und hatte das Glück, ihn in einem solchen Momente zu sehen, da seine edle Menschennatur, sein volles Gefühl auf das liebenswürdigste hervortrat.

Georg Curtius an dieselben.

Berlin, 21. April 1848.

Ernst war hier, und wir verlebten den Sonntag sehr munter zusammen. Kurd und ich überzeugten uns, daß Ernst selbst seine an sich so peinliche Lage durch Scherz und Munterkeit sich zu erleichtern weiß. Unser geselliges Leben liegt jetzt sehr darnieder, besonders durch Bessers Krankheit. Er litt schon seit Wochen an einem Brustübel, es war aber fast ganz beseitigt. Nun aber ist eine Lungenentzündung daraus geworden. Die Gefahr ist zwar glücklich beseitigt, aber es ist noch lange die größte Vorsicht nöthig.

Ernst Curtius an dieselben.

Potsdam, 2. Mai 1848.

Gestern war unser großer Wahltag. Berlin war merkwürdig ruhig, obgleich nur Unmündige, Bescholtene oder Frauenzimmer auf den Straßen gingen und die Wachen von Gymnasiasten besetzt waren. Keiner kann sich verhehlen, daß die gegenwärtige Ruhe nur scheinbar ist, nur eine Pause zwischen verschiedenen vulkanischen Eruptionen. Die Angst liegt wie ein Alp auf den Gemüthern. Die Wahlversammlungen hatten alle einen ganz demokratischen Charakter, der gewesene Fürstbischof von Breslau saß neben dem Arbeiter. Von allen Notabilitäten unseres Bezirks wurde keine berücksichtigt. Gewerbetreibende und Bürgerwehrhauptleute hatten die Stimmen.

Unser Regierungskommissar hielt uns vor, daß wir den Grundstein zu einer Verfassung für Jahrtausende legten. Ich glaube noch

*) Der Prinzessin Charlotte, späteren Herzogin von Meiningen.

nicht an die neu sich gebärenden Verfassungen. Wo so mit dem Alten gebrochen ist, entsteht nicht so leicht etwas Neues. Es erscheint mir als ein frommer Wahn, daß durch die Frankfurter Maitage auf einmal ein großes einiges Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel.

An Sophie Wattenbach.

Potsdam, 14. Mai 1848.

... Zwei qualvolle Tage haben wir erlebt. Denn das unvermittelt eingetretene Zurückberufungs-Dekret mußte gleich mehr Angst als Freude erwecken. Vorgestern schickte mich die Prinzessin nach Berlin, um dort die Stimmung zu beobachten. Ich brachte wenig Gutes heim, alle Furien der Revolution schienen wieder losgebunden, das große, wüste Babel machte einen fürchterlichen Eindruck auf mich. Die Steine flogen wieder gegen das Palais, und Leute, die zu Gunsten des Prinzen sprachen oder nur zur Gerechtigkeit und Billigkeit aufforderten, wurden unter den Linden verfolgt. Gestern scheint sich nun die Stimmung schon gebessert zu haben. Das Volk hat so viel gesunden Sinn, sich der terroristischen Bevormundung der Klubs entschieden zu widersetzen, und so ist auch die vom politischen Klub unter Führung des neugewählten Volksvertreters Jung angeregte Massendemonstration unterblieben. Das Ministerium steht fest da, und so ist diese Gefahr überwunden, und wie das Gute unsere Zeiten mit sich bringen, daß man Gott für jeden entlastenden Athemzug dankt, so ist man auch jetzt wieder froh, bis neue Tage neue Sorgen heranführen, und die bevorstehende Rückkehr des Prinzen wird unserem Hause Angst genug bringen. Aber Muth weckt Muth, und der deutlichen Gefahr ins Auge sehen, ist viel leichter, als im Unklaren herumtappen und mit Gespenstern kriegen. Die Momente der höchsten Entscheidungen werden sich nun rasch folgen und, Gott sei Dank, wir werden bald klar sehen, wie es steht. Wenn unser Preußen bei dem bestehenden Wahlgesetze und der daraus erwachsenden Nationalversammlung stehen bleibt und neue Wurzeln in den aufgewühlten Boden schlägt, dann können wir wieder muthig vorwärts steuern, dann ist Preußen noch zu großen Dingen berufen. Aber wenn man auch noch jung und frisch genug ist, um den Gedanken an eine glorreiche Zukunft Preußens mit starkem Herzen festzuhalten, erwarten darf man ver-

nünftiger Weise wenig, man muß gefaßt sein, das schöne, stolze Gebäude zerfallen zu sehen, und Gott danken, wenn nur seine Trümmer die Bauglieder eines neuen Deutschlands werden. Aber beruht nicht auch Deutschlands ganze Hoffnung darauf, daß Preußen bleibe, ein starker, fester Kern? Die Wahlresultate haben unsere Hoffnungen sehr herabgedrückt. Verwegene, in sich unklare Häupter der anarchisch-demokratischen Partei — die findet man, aber edle Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit und Ordnung wie Vincke vermißt man. . . . In wenigen Tagen ziehen wir nach Babelsberg hinaus. Ich freue mich auf die stille Natur, die allein von allem Irdischen treu bleibt und mit rührender Naivetät mit ihren tausend Blüthen in die Welt gekommen ist, als wenn Alles wie sonst wäre. Berlin macht in seiner fieberhaften Aufregung einen fürchterlichen Eindruck, ich kehre immer ganz verstört von meinen dortigen Wanderungen zurück. Es muß nächstens zu einer wirklichen, materiellen Niederlage der anarchischen Partei kommen, die Bürgerwehr muß durch energischen Gebrauch der Waffen sich deren würdig zeigen, eher kommen wir nicht aus diesen entsetzlichen Zuständen heraus. Hier in unserer stillen Zurückgezogenheit vergißt man auf Stunden, wie es in der Welt aussieht. Wir sind oft ganz vergnügt zusammen, und die Prinzessin zeigt eine geistige Kraft, welche Staunen erregt. Mein junger Zögling erfreut mich durch den festen Ernst, mit dem er den Zeiten ins Auge sieht. Er steht auf dem wahrhaft sittlichen Standpunkte, indem er nach Kräften sich tüchtig zu machen sucht für das, was die Zeit verlangt. Was für Geschicke schweben um sein jugendliches Haupt. Von den Einen wird er zur Kaiserkrone bestimmt, die Anderen verstoßen ihn und sein Haus. . . . Während ich schreibe, ist meine Sonntagsruhe, in der ich den Brief begann, sehr gestört worden durch die von Berlin kommenden Nachrichten. Der Entschluß, das Ministerium zu stürzen, ist bei der anarchischen Partei immer fester geworden. Man will eine bewaffnete Demonstration gegen Camphausen machen, ein Theil der Bürgerwehr ist muthlos und unentschieden. Es ist also möglich, daß eine Bande Berliner das Landesministerium vertreibt. Dann ist der Bürgerkrieg da, denn solchen Terrorismus der gottlosen Hauptstadt können die Provinzen nicht dulden. Gott helfe uns aus aller dieser Noth!

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 24. Mai 1848.

Ernst kommt sehr oft zur Stadt, häufig mit Aufträgen der Prinzessin. So war er noch eben auf fünf Minuten bei uns. Sonntag besuchte ich ihn mit Kurd, Abel und Wattenbach. Wir machten einen herrlichen Spaziergang im Park von Sanssouci, der uns wahrhaft erquickte. Hernach wurden Kurd und ich zum Thee bei der Prinzessin geladen. Manche steife Hofsitte ist jetzt abgeschafft; in unserer gewöhnlichen Tracht saßen wir am Theetisch mit der Prinzessin, ihren Kindern, dem General u. s. w. Es ging ganz bürgerlich her, ja sogar sehr munter. Kurd zog alle Schleusen seines Humors auf zum größten Wohlgefallen der Prinzessin, die ihm über seinen Choiseul*) sehr viel Schönes sagte. Kurd war ganz entzückt über diesen Abend. Die Prinzessin ist aber auch eine bewunderungswürdige Frau, die nie den Muth verliert und den Ereignissen mit einer Sicherheit ins Angesicht schaut, die Erstaunen erregt. Bessers Befinden bessert sich nur sehr allmählich. Er liegt noch immer zu Bett und ist sehr schwach. Selbst das Fieber ist noch immer nicht verschwunden.

Ernst Curtius an die Eltern.

Babelsberg, Juni 1848.

Montag Abend, den 5. Juni, erhielten wir Weisung, des anderen Tages nach Magdeburg zu fahren, dem Prinzen von Preußen entgegen — die Mutter mit den beiden Kindern, Fräulein von May, Gräfin Oriolla, Graf Pückler und ich.

Um 1 Uhr kam der Prinz von Braunschweig her; er wurde auf dem Bahnhofe freudig empfangen. Er war außerordentlich bewegt, als er heraufkam und denselben Kreis wieder beisammen fand, von dem er auf der Pfaueninsel unter so schrecklichen Umständen Abschied genommen hatte. Er begrüßte darauf die Behörden, Stabsofficiere und Führer der Bürgerwehr, welche im Saale versammelt waren. Er erklärte, wie er aus England heimkehre voll Liebe für die freien Institutionen, die man nun auch im Vaterlande gründen wolle. Man könne nicht freier sein als in England, aber dort herrsche die höchste Achtung vor dem Gesetze, so müsse es auch bei uns sein, und zur Herstellung dieser gesetzlichen

*) Schloezers damals erschienene Schrift: „Choiseul und seine Zeit."

Freiheit wollen sich Alle verbinden u. s. w. Ich blieb in seiner Nähe während aller Reden und freute mich der einfachen, klaren Worte; nichts Persönliches, nichts Gereiztes war dabei. Dann ging er hinunter zu der harrenden Menge und sprach dort lange in der Mitte derselben. Nachher trat er auf vieles Rufen mit Frau und Kindern auf den Balkon des Gebäudes. Nach der Tafel gingen wir durch die Stadt. Der Sohn führte seine Mutter, ich folgte mit der kleinen Prinzeß und den Damen. Die Straßen, in denen wir gingen, füllten sich, Alles drängte sich traulich heran, alle Fenster voll freundlicher Gesichter und wehender Tücher, vielfacher Jubelruf. In diesem fröhlichen Gedränge blieben wir über eine Stunde und wurden, wie im Triumphe, nach Hause gebracht. Zweimal mußte das Volk die Familie noch auf dem Balkon sehen.

Am anderen Morgen Erwachen durch Gesang eines Männerchors, Abreise unter Hurrahruf, auf dem Wege Deputationen aller Arten u. s. w. Dem jungen Prinzen, der überall mit großem Interesse betrachtet wurde, war, als ob er träumte. Denn zuletzt hatte er das Volk auf den Barrikaden feuernd gesehen, seinem Vater fluchend, und jetzt dieser Triumphzug!

An demselben Tage, wo dann der Prinz in der Nationalversammlung erschien — dem 8. Juni — begann der Streit um die Anerkennung der Revolution, dessen Entscheidung die Stadt in neue Aufregung versetzt hat. Hier draußen ist überall Friede und Freude, wo der Prinz sich zeigt, Jubel und Ehrenpforten. Gestern Abend, den 10., gab man eines der großartigsten Feste, die ich je gesehen. Ganz Potsdam kam mit Böten und Fackeln herausgefahren und lagerte sich um den Babelsberg herum. Vom Schlosse aus sah man nur ein Feuermeer und darunter die weite, ruhige Wasserfläche, darin sich die Gluth spiegelte. Wir stiegen um $^1/_2$10 Uhr ins Schiff und fuhren mitten unter die Böte. Der Anblick war unbeschreiblich schön. Tausende schwangen die Fackeln und sangen und riefen mit voller Begeisterung. Der Prinz stand hoch und ernst am Steuer seines Schiffes und redete bei lautloser Stille zu der ihn rings umgebenden Flotte. Unter allen Umständen, die eintreten könnten, so schloß er, würden wir und würden sie Alle treu bleiben dem Könige und dem Vaterlande, und dann brachte er selbst ein Lebehoch dem Könige aus, das einen unendlichen Widerhall fand. Dann wurde Retraite geblasen und die ganze Feuerflotte schwebte friedlich der Stadt zu, bis auch der letzte Schimmer

am Horizonte verglommen. Mein junger Prinz stand selig neben seinem Vater und sah mit verklärten Zügen die jubelnde Menge. Die Menschen sahen in der Aufregung und bei dem Fackelglanze so schön und malerisch aus, im Hintergrunde die dunkeln grünen Ufer und der Babelsberg im Mondesglanze, dabei die mildeste Nacht! Wir gingen schwatzend zum Schlosse herauf, die Prinzessin trat zu mir und sagte: „Ist es möglich, diese Kontraste zu fassen?"

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 17. Juni 1848.

Den zweiten Pfingsttag verlebte ich idyllisch mit Ernst und Kurd auf dem Babelsberg. Das Wetter war herrlich, wir Alle froh, nicht in Berlin zu sein. Wir aßen in dem Wirthshause von Glienicke unter schönen Bäumen zu Mittag und überließen uns hernach, ins Gras gestreckt, Stunden lang traulicher Unterhaltung. Gegen 10 Uhr ruderten wir auf prinzlicher Gondel nach Potsdam, wobei uns auch der junge Prinz eine Zeit lang begleitete. Dienstag hatte Berlin auch noch sein Festkleid an. Denn die Demagogen und ihre Schaaren feiern wie andere Leute. Abends war ein starkes Gewitter. Der Hagelschlag hat besonders bei Potsdam großen Schaden gethan. Die Straßen Berlins standen voll Wasser, sodaß man Stunden lang nicht ausgehen konnte. Auf der Havel ist viel Unglück geschehen. Es war, als ob der Himmel die gottvergessenen Menschen einmal wieder mahnen wollte, daß es eine höhere Macht gibt als Ministerien, Volks- und Nationalversammlungen. Aber das hat keinen Eindruck gemacht. Am Mittwoch war die Nationalversammlung von starken Bürgerpikets umstellt. Die unsinnigsten Gerüchte waren verbreitet, z. B. daß die Russen in Köpenick wären. Tobende Volksmassen drängten gegen das Zeughaus, sodaß schon um 2 Uhr die Bürger mehrmals mit gefälltem Bajonnet angreifen mußten. Ernst war den Tag in der Stadt. Wir besuchten zusammen Kaulbach im neuen Museum, wo der herrliche Mann trotz allen Zeitendranges ruhig an seinem Thurmbau zu Babel fortarbeitet. Der Gegenstand ist ihm unter der Hand zeitgemäß geworden, denn wir leben wahrlich auch in einer Zeit der Sprach- und Begriffsverwirrung. Keiner versteht, keiner traut dem anderen. Beim Zurückkehren aus den herrlichen Hallen des neuen Prachtgebäudes, das für diese Zeiten nicht taugt, fanden wir eine große Aufregung vor. In mehreren Gegenden der Stadt kam es am

Nachmittag zu Thätlichkeiten. Als um 7½ Uhr der Andrang des Volkes zu arg wurde, ließen sich einige Bürger verleiten, ohne Befehl zu schießen. Ein Mensch fiel todt nieder, einige wurden verwundet. Dadurch entstand die größte Erbitterung. Man schrie Rache und begann Barrikaden zu bauen. Ich war gerade auf der Straße und eilte zu Besser, wo auch Ernst war. Dann holte ich meine Waffen und stellte mich mit meiner Rotte in der Universität auf. Wir hüteten dort bis tief in die Nacht den Eingang, was sehr nöthig war, weil eine Menge von Gesindel eindringen wollte, besonders auch, um die dort untergebrachte Leiche zu sehen. Ihr wißt nun schon aus den Zeitungen, was weiter geschah. Besonders aus Mangel an Führung vermochte die Bürgerwehr ihren Posten nicht zu behaupten. Zwischen 11 und 12 Uhr gerieth das Zeughaus, ohne daß weiter ein Schuß fiel, in die Hände des Pöbels, der die Gewehre daraus begierig raubte. Große Bleivorräthe wurden uns zur Bewachung in die Universität gebracht. Es war eine schreckliche, unheimliche Nacht. Ein großer Theil der Studenten ist ganz wahnsinnig und hält es durchaus mit der Aufhetzerei. Ein heranrückendes Linienregiment machte um 1 Uhr dem Skandal am Zeughause ein Ende, glücklicher Weise ohne Blutvergießen. Die Bürger scheinen sich denn doch ihrer Feigheit und Haltungslosigkeit zu schämen, sie zeigen etwas mehr Energie. Man hat eine Anzahl von Personen verhaftet, und in diesen Tagen ist die Stadt ganz ruhig.

Dem guten Besser hat die neue Aufregung wieder sehr geschadet. Aus seiner Krankheit entwickelt sich mehr und mehr ein dauerndes Leiden. Jetzt hat sich sogar wieder Fieber eingestellt. Der Arzt wünscht, daß er sobald als möglich auf das Land gehe. Ich gestehe, daß mir sein Zustand sehr bedenklich ist. Ihr könnt Euch denken, wie dadurch mein tägliches Leben getrübt und gestört wird.

Ernst Curtius an Heinrich Kruse.

Babelsberg, 19. Juni 1848.

. . . Ich habe gerade die Nacht von Donnerstag auf Freitag in Berlin erlebt. Ich sah die Schloßgitter im Triumph des Pöbels fortgetragen, ich sah die Massen gegen das Zeughaus stürmen, die Fackeln schwingend, die Fenster zertrümmernd, und, wie endlich die Pforten aufsprangen, den scheußlichsten Haufen hineinstürzend und dann wieder herauskommend, Knaben die Mützen voll Spitz-

kugeln, mit umgehängten Säbeln, den schönsten Flinten — es war das gräßlichste Revolutionsbild, schlimmer als die Märznacht, die doch ihre heroischen Seiten hatte, hier nur die ekelhafteste Gemeinheit.

An die Eltern.

Babelsberg, 25. Juni 1848.

. . . Der Skandal am Zeughause hat auf die Stimmung der revolutionären Hauptstadt einen heilsamen Einfluß gehabt. Es hat, wie immer die Sünde, wenn sie zur Reife kommt, eine Menge flauer Gemüther aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt, die Regierung zur Energie geweckt und ihr neue Sympathien geschafft und für den Augenblick die Macht der Revolution gebrochen.

Aber das Heilsame dieses Umschwungs wurde sehr durch die darauf folgende Ministerkrisis geschwächt. Schwerin konnte sich mit Hansemanns steigendem Einflusse nicht vertragen. Der König wollte ihn nicht lassen. Er fühlte wohl, daß mit Schwerin aus dem Ministerium der Mann ausscheide, welcher den unter allen Umständen treuen Royalismus repräsentirte. Am Abend des 18. — es war ein unvergleichlicher Sonntag Abend — waren Schwerins zum Abschiede bei uns. Die Tochter Schleiermachers war der Prinzessin eine theure Freundin geworden, über deren wohlthuenden Einfluß ich große Freude hatte. Auch mir ist die Bekanntschaft der edeln Frau ein Schatz meines Lebens geworden. Der Abschied war sehr wehmüthig. Schwerin ahnte nicht, daß seinem Austritte die Zertrümmerung des ganzen Ministeriums folgen würde. Gleich nach seinem Abschiede kam Schleinitz als neuer Minister. Arnim hatte Vertagung der Nationalversammlung gefordert. Tags darauf entschloß sich Camphausen fortzugehen, und mit ihm verließ wieder ein guter Genius den bedrohten Thron von Preußen.

Heute Abend kam das neue Ministerium von Sanssouci hierher und wurde durch Hansemann — Auerswald war noch nicht da — dem Prinzen vorgestellt. Es sind gewiß tüchtige Männer darunter. Auerswald soll ein guter Redner sein und ein Mann der Kraft. Schreckensteins Energie ist allgemein geachtet. Ich fürchte nur, die Elemente des Ministeriums sind zu verschieden, um lange beisammen zu bleiben. Man hat Männer der Rechten und Linken vereinigt, um eine bedeutende Majorität zu gewinnen. Wenn man es nur nicht mit beiden Seiten verdirbt!

Die Republikaner wachsen täglich an Zahl und Kühnheit. Selbst in Potsdam hielten neulich die Demokraten eine Versammlung und legten offen Rechenschaft ab von ihrem siegreichen Fortschreiten, ganz Süddeutschland sei für die Republik, in Berlin rechne man auf 60000. Das Frankfurter Parlament trage den Todeskeim in sich, es werde auseinandergehen, und an seine Stelle werde dann der demokratische Verein treten, der Berlin zu seinem Vororte erwählt hat. Unablässig wird daran gearbeitet, den Rest von Anhänglichkeit an das königliche Haus zu zerstören, und was kann augenblicklich die Krone thun, um für sich zu gewinnen? Sie ist zu einer Passivität verdammt, welche den Glauben an sie untergräbt, und keine Persönlichkeit ist da, um den verblichenen Glanz zu heben. . . . Ich bin vielleicht nicht ganz unnütz hier. Ich fühle doch die Pulsschläge der Gegenwart lebendiger in mir als die Meisten der Umgebung, und wenn ich Abends beim Thee die Zeitungen vorlese, so benutze ich jede Gelegenheit, die Stimme der Zeit hörbar zu machen. Doch liegt etwas merkwürdig Unbewegliches in Fürstennaturen, sie brechen, aber sie biegen sich nicht leicht. Die Prinzessin bedarf nicht der Aufklärung, nur der Beruhigung und Beschwichtigung, denn es stürmt oft zum Entsetzen in ihrem großartig leidenschaftlichen Gemüthe. König und Königin sind milde und gut, die Glorie des Märtyrerthums schwebt unsichtbar um ihre Häupter. Sonnabend waren sie hier. Der König sprach mit mir über wissenschaftliche Dinge, die ich schriftlich mit Humboldt verhandelt hatte. Mich rührten seine freundlichen Worte, ich habe ihn nie so geliebt wie jetzt.

Wie man in dieser Zeit jede frohe Stunde mit doppelter Freude ans Herz drückt, so kann ich auch nicht dankbar genug sein für die Freuden unseres geselligen Babelsbergs. Wir haben die schönen Tage recht genossen. Es ist Jugend und Lebenslust genug vorhanden, um für Augenblicke alle Sorge zu vergessen. Alle Kreise ziehen sich enger und traulicher zusammen, der Ernst der Zeit hat aus einem Hofstaate eine Familie gemacht, und das Gefühl gegenseitiger Anhänglichkeit wird uns stark machen für Alles, was kommt.

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 8. Juli 1848.

Heute Nacht ist eingetreten, was wir lange fürchteten und endlich hoffen mußten. Unser lieber Besser ist sanft eingeschlafen.

Dienstag schien es schon zu Ende zu gehen. Es trat ein bewußter Augenblick ein, den ich gerade erlebte. Besser nahm ziemlich klar von Allen Abschied, er war ganz erfüllt von überirdischen Gedanken. Dann fiel die Nacht des Todeskampfes wieder über ihn, bis er endlich erlöst ward. Die Frau und die Schwägerin Amalie waren so aufgerieben von diesen Leiden, daß sie nicht immer bei ihm sein konnten. Wir unterstützten sie also. Eine Nacht wachten Ernst und Kurd bei ihm, die letzte ich mit seinem treuen Bedienten. Gottlob, daß es nun aus ist. Ernst ist im Testament zum Vormunde des Kindes ernannt, wir erwarten ihn stündlich.

Was wir an dem Besserschen Hause verlieren, wißt Ihr. Ein edles, reiches Gemüth ist hinübergegangen, ein schöner Kreis von Freunden zerrissen. Auch dies ist ein Opfer, das die Zeiten forderten. Denn in der Krankheit ängstigte ihn fortwährend die Sorge um den Staat, in seinen Phantasien redete er noch davon. Die schlimme Wendung der Krankheit trat infolge des Zeughaussturmes ein.

Ernst Curtius an den Bruder.

Babelsberg, 20. Juli 1848.

... Ueber den Waffenstillstand kann ich nur einer Meinung mit Dir sein; ich bin sehr gebeugt dadurch. Doch muß man, um gerecht zu sein, immer entschiedener darauf dringen, das Verhängnißvolle, außer menschlicher Macht Liegende dabei in Erwägung zu ziehen. Man muß bedenken, daß nach Ansicht unserer Staatsmänner nur die Wahl war zwischen dem Waffenstillstand auf diesen Basen und einem europäischen Kriege — ob die Ansicht richtig, können wohl nur sehr Wenige entscheiden — und dann, daß es doch bedenklich wäre, gegen die entschiedenen Sympathien des preußischen Volkes sich in einen solchen Krieg hineinzustürzen. Ich verlange wahrlich nicht, daß man gleichgültig bei dieser Schmach sein soll, aber billig soll man sein.

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 24. Juli 1848.

... Gestern war ich mit Kurd in Potsdam. Wir konnten Ernst nur flüchtig sehen, da er um den Prinzen sein mußte, waren aber lange mit Frau Besser zusammen. Ihr, ihrer Mutter und ihrem Kinde hat Ernst eine kleine Wohnung an der Havel, dem Babels-

berg gegenüber, gemiethet, wo sie recht friedlich einige Wochen zubringen kann. Die ländliche Stille und liebliche Gegend thun der guten Frau sehr wohl. Ernst besucht sie fleißig und sucht ihr den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Es herrscht hier in der Stadt eine fast unheimliche Ruhe. Das Stocken aller Geschäfte und die Abwesenheit so vieler Familien ist schuld daran.

Ernst Curtius an den Bruder.

Babelsberg, 29. August 1848.

Ihr habt gewiß von mir Nachrichten erwartet, um über die von neuem drohenden Zustände bei uns gewissere Kunde zu erlangen, als sie die Zeitungen gewähren können. Ich wollte Euch an jedem der letzten Tage schreiben, aber theils fühle ich mich hier am friedlichen Havelstrande zu sehr außerhalb der Tagesbegebenheiten, theils ist Alles wieder in so heilloser Gährung, daß man nie weiß, wann der Augenblick da ist, den Stand der Dinge zu schildern, da ihn die nächste Stunde umwerfen kann. Die Charlottenburger Prügelei erweckte die Wuth der Demokraten, bei denen sich wieder gleichzeitig in den verschiedenen Hauptstädten die Kassen mit Geld und die Herzen mit Gift und Galle angefüllt haben. Die Bill über die Volksversammlungen, die zahmste, die je ein Ministerium vorgebracht hat, steigerte die Wuth, außerdem einige Verhaftungen, Konfiskation von Pulver und Waffen, Haussuchungen u. dgl. Die Maschinenbauer wurden von Held bearbeitet, der Handwerkerverein protestirte gegen die Polizei, und unter den Zelten erhitzte sich die Menge beim Anhören von Reden, die an Wuth alles Frühere überboten. Es erheben sich Männer, die mit hinreißendem Fanatismus von der erhabenen Mission des Volkes reden, sodaß vernünftige Menschen, z. B. Regierungsräthe, sich in den Arm kneifen müssen, um nicht selbst vom Taumel einer wahnsinnigen Begeisterung hingerissen zu werden. Da kommt ein Alter mit schneeweißem Haar auf die Tribüne gestürzt, er sei mit Mühe den Schergen der Gewalt entronnen, vielleicht würden sie ihn hier greifen, aber sein letzter Athemzug gehöre dem Volke, mit dem er vielleicht in diesen Tagen sterben oder siegen werde. Sie seien das von Gott berufene und gesalbte souveräne Volk, um die neue Weltordnung einzuführen, wer in diesem Kampfe blute oder falle, dem sei die ewige Seligkeit gewiß. „Der Fürst" habe sie acht Jahre

lang geknechtet, sie würden immer von neuem verrathen und betrogen. Ein Anderer zeigt ein großes Volksconcert für heute an. Alle möchten erscheinen, das sei ihre Pflicht; zum Concerte gehörten Instrumente, die solle jeder mitbringen, sie müßten auf Alles gefaßt sein und gerüstet. Die Ekstase der Redner reißt Alles hin. In den Versammlungen der Villa Colonna werden Eide geleistet, kurz, es wird die politische Raserei aufs höchste getrieben, sodaß kein Zweifel ist, die Führer wollen in den nächsten Tagen die bearbeiteten Volksmassen zu Thaten gebrauchen.

Alles sieht mit feierlichem Ernste einem blutigen Kampfe entgegen, man zweifelt nicht am Siege der Ordnung und hofft dann Ruhe und Frieden. Dabei gerathen Ministerium und Reichsversammlung in immer größere Mißachtung. Bindes Wahl ist nicht durchgesetzt, Temme mit Jubel wiedergewählt, Bornemanns Wahl annullirt, Schramm gewählt. Das Versammlungsgesetz ist so gut wie durchgefallen, ein neues Aufruhrgesetz soll von der Versammlung vorgelegt werden, der Rechten sind die Vorschläge des Ministeriums zu schwach und matt, sie fühlt sich ohne Führung, die Linke protestirt aus Princip. Die Partei der Gutsbesitzer unter Bülow-Kummerow wird immer kecker, Rechte und Linke machen mit ihr Opposition gegen das Ministerium. Nun ist Below zurück, die Waffenstillstandsbedingungen werden schlecht sein, daran wird sich mit neuer Kraft die demokratische Partei erheben. Ach Gott, vom Himmel sieh darein! so muß man ausrufen, denn alle Menschenweisheit ist zu Ende. Nun ist wohl wahr, daß die Bürgerschaft im ganzen sicher ist, ihr Chef energischer als je. Auch wird ein Kampf gegen die Anarchie nicht zweifelhaft sein, unsere Jäger zogen gestern nach Berlin in die Kaserne der Neuchateller und säuberten emsig ihre Büchsen, aber fast noch mehr als ein Kampf ist das Ausbleiben desselben und eine Fortdauer dumpfer Gährung zu besorgen, in der Alles zur Auflösung reif wird. Das Schicksal des Versammlungsgesetzes stellt die gänzliche Schwäche der Regierung klar vor Augen. Um ihr unzweifelhaftes Recht, staatsgefährliche Versammlungen in den Straßen der Stadt zu verbieten, bettelt sie bei dieser Kammer und kann selbst damit nicht zu Stande kommen. Die Linke soll sich sehr verstärkt haben und will nun Waldeck ans Ruder bringen. Die Gesetzesvorlagen des Ministeriums über Gemeindeverfassung u. dergl. sind dabei so radikaler Art, daß sie die Revolution permanent zu machen drohen; die Männer der Rechten können

gar nicht mitgehen. Das ist der Fluch von diesem heillosen Kokettiren mit der Linken in Berlin wie in Frankfurt, man zerstört sich jede Partei und nimmt den wahren Freunden des Staatswohles jeden Anhalt. Der König läßt sich Rosts Königsreisen vorlesen und mich durch Alexander von Humboldt über Zusammensetzungen griechischer Wörter, die man in Sanssouci nicht versteht, befragen. Der Prinz von Preußen steht ernst und fest im Hintergrunde und wartet auf seine Zeit, denn am Ende kann doch nur das Schwert den Knoten zerhauen. Hier geht es sonst Allen wohl, und das herrlichste Sommerwetter der letzten Tage erquickt die Herzen, die sonst voll Jammer und Trauer sind. Mein junger Prinz macht mir Freude durch seinen wachsenden Eifer für alles Gute. Ich habe die Ueberzeugung, daß er nie etwas Unedles thun wird. Er geht mit Gottvertrauen Allem entgegen, was die Zukunft ihm im dunkeln Schooße bereitet.

Ich schließe diesen Brief Dienstag Nachmittag 5 Uhr. In einer halben Stunde fahre ich mit dem Prinzen in die Friedenskirche, um dort geistliche Musik von der Rossi u. A. zu hören. Gleichzeitig beginnt im Hofjäger das demokratische Concert. Below ist heute mit dem Waffenstillstand in der Tasche nach Sanssouci gefahren. Kein Diplomat hat sich mit der Sache befassen mögen, nur Below und Wildenbruch haben unterhandelt. Die dänische Regierung soll mit dem Terrorismus des Kopenhagener Pöbels entschuldigt haben, daß sie keine anderen Bedingungen gewähren könne, das wird noch einen Spektakel geben. Mir ist kein Gedanke jetzt schrecklicher, als daß wir zum Winter nicht nach Berlin gehen werden. Gott gebe, daß es bis dahin besser werde; ich sehe aber keine Rettung. Die unheimlichen, friedlosen, dummen Massen machen die Geschichte, nichts Erhebendes geschieht, wir haben keinen Staat, keine Kirche, keine Kunst, keine Litteratur, es ist eine elende Wirthschaft und die Primaner und Studenten des 20. und der folgenden Jahrhunderte werden sich mit Ekel von unserer Epoche fortwenden. Alles wahre Heil und Glück wird mehr und mehr im Mikrokosmus der Familie, in den engen Kreisen der Freundschaft und Liebe zu suchen sein, welche die Religion erwärmt und Poesie und Wissenschaft erfrischen. So ist's auch mein Bestreben, in unserem Zusammenleben hier, begünstigt von ländlicher Stille, jene wahren Freuden des Lebens zu pflegen, und wir erleben zu Wasser und zu Lande frohe Stunden, die Welt, so lange wie es geht, vergessend. . . .

Zeitgedichte.

Mein Volk.

Mai 1848.

Mein deutsches Volk so groß und stark,
Welch Gift verzehrt Dein edles Mark,
Welch Zauber hat Dich umgewandt?
Ich suche Dich im eignen Land.

Mein Volk ist tapfer, treu und wahr
Und seinen Muth stählt die Gefahr.
Jetzt sitzt der Gute feig zu Haus,
Die Lüge schreitet frech heraus.

Mein Volk das ehret Gott den Herrn
Und gibt fürs Recht sein Leben gern,
Doch dieses neigt sich dem Verrath
Und lächelt zu der Frevelthat.

Mir schießt das Blut ins Angesicht,
Das ist mein Volk, mein deutsches, nicht,
Sein Blick ist irr', es kocht sein Blut
Entflammt in wälscher Fiebergluth.

Wer stahl Dir Deinen edeln Ruhm?
Wer schändete Dein Heiligthum?
Und unsrer Freiheit reines Kleid
Wer hat es mit Verrath entweiht?

O Herr, Du Hort in Noth und Glück,
Gib mir mein deutsches Volk zurück!
Das Vaterland ist in Gefahr,
Drum gib uns Männer fest und klar!

Entfach' in uns den heil'gen Zorn,
Daß wir nicht scheuen Kreuz und Dorn!
Das Banner hoch, wir folgen nach,
Zu tilgen unsres Volkes Schmach.

Das Leben war zu weich und zart,
Die harte Zeit will andre Art,
Drum, tapfre Jugend, sei bereit
Und gürte Dich zu scharfem Streit!

Die Freiheit ist auch unsre Braut,
Doch jene, der vor Frevel graut.
Zur Freiheit führt ein enger Pfad,
Ein rein Gewissen, reine That.

Wir schwören auf Gesetz und Recht,
Wir hassen, was gemein und schlecht.
Wir fluchen jeder Tyrannei,
Wir wollen bleiben deutsch und frei.

Wir bleiben treu, wenn Alles weicht,
Bis uns der Tod die Lippen bleicht,
In unsrer Mitte tragen wir
Der deutschen Ehre Reichspanier.

Der Segen der Zeit.

Sommer 1848.

Jetzt ist nicht Geld und Gut zu mehren Zeit,
Es ist zu darben, zu entbehren Zeit,
Und festzustehn mit klarer Geisteskraft
In dieser dunkeln, glaubensleeren Zeit.
Es gilt den Kampf um unser Vaterland,
Drum ist mit Muth sich zu bewehren Zeit.
Und wenn Ihr treu ausharret bis ans Ziel,
Wird auch die Zeit der Noth zur Ehrenzeit.
Drum ist von allem eiteln Schein und Tand
Zum Ewigen sich hinzukehren Zeit.
Ja, freier schlag' und voller Euer Herz,
Das sei der Segen dieser schweren Zeit.

Triumphiret das Gemeine,
Lieb' ich treuer nur das Reine,
Schließe jede Geistesluft
Inniger an meine Brust.

Drei Sonette an Alexander von Humboldt zum 79. Geburtstage.

14. September 1848.

1.

Du bist wie einer jener milden Sterne,
Die in die Nacht ihr göttlich Licht verstreuen,
Daß sich an ihm die Menschenkinder freuen,
Und seine Bahn der Schiffer von ihm lerne.

Wer zählt, wie Viele jedes Abends gerne
An seinen Strahlen Lust und Muth erneuen,
Er leuchtet ruhig allen seinen Treuen
Und ahnet kaum der eignen Wirkung Ferne.

So wandl' auch ich in Deines Lichtes Segen,
Und wenn ich an Erinn'rung mich zu laben,
Nachsinnend folge meinen Lebenswegen,

So tritt mir leuchtend unter allen Gaben,
Die mir geworden sind, ein Glück entgegen,
Das schöne Glück, mit Dir gelebt zu haben.

2.

Ich hab' mich längst entwöhnt von bittern Klagen,
Denn zum Erdulden ist der Mensch geschaffen,
Die Noth erst lehrt ihn, sich emporzuraffen,
Und seine Kraft erstarkt in bösen Tagen.

Doch Eines weiß ich, das ist schwer zu tragen,
Das macht die beste Manneskraft erschlaffen,
Und stumpfet ab des Gleichmuths schärfste Waffen,
Das ist, wenn wir an unserm Volk verzagen.

Da dieser Schmerz die Seele mir durchschnitten,
Schaut' ich auf jener großen Männer Reigen,
Die wir mit Stolz gehegt in unsrer Mitten.

Ich schaut' auf Dich. Das Volk, dem Du zu eigen,
Dem Du der Weisheit Bahn vorangeschritten,
Kann sich nicht lange Deiner unwerth zeigen.

3.

So lange der Natur unendlich Leben
Sich vor mir schwang in räthselvollem Ringe,
Ein maßlos Vieles, das ich nie durchdringe,
Stand ich davor in ängstlichem Erbeben.

Doch Dir gelang's, den Schleier aufzuheben,
Da Du erspähet auf des Geistes Schwinge
Den weisen Haushalt der erschaff'nen Dinge,
Sah' ich im All nur Geist und Freiheit weben.

So gehn wir selbst durch dunkle Jahresgänge
Und spähn vergebens nach der Ordnung Lichte,
In räthselvoller Schickungen Gedränge.

Doch sinkt auch hier der Nebel einst, der dichte,
In Wohllaut lösen sich die Uebelklänge
Und herrlich tagt der Kosmos der Geschichte.

An den Bruder.

Babelsberg, 10. September 1848.

Wir stehen mitten in der furchtbarsten Krisis, und jedes warme Herz ist von den peinlichsten Sorgen bewegt. Die Abstimmung am Donnerstag ist unter dem Terrorismus des Kastanienpublikums zu Stande gekommen. Die Centralen bereuen schon ihre Schwäche. Der König hat sich fest und entschieden gezeigt, er hat die Demission der Minister zweimal zurückgewiesen und es ihnen zur Pflicht gemacht, einstweilen noch zu bleiben. Sie werden morgen der Kammer die königliche Botschaft vorlegen, in welcher, soviel ich weiß, den Uebergriffen der Versammlung entschieden entgegengetreten wird. Inzwischen sucht man nah und fern einen Minister, man spricht sogar von Radowitz und Vincke, man will Beckerath für Hansemann. Vielleicht kann auch Eichmann Ministerpräsident werden. Man will keine Minister aus der Versammlung, dafür ist auch die Rechte, mit der Milde im Namen des Ministeriums verhandelt hat. Die

Rechte wird die Botschaft des Königs willkommen heißen. Was wird die Linke thun? Unterliegt sie, so wird ihre Partei losbrechen. Siegt sie, so wird die Versammlung aufgelöst werden, wofür immer mehr Stimmen laut werden; dann bricht in den Hauptstädten der Kampf aus, und das flache Land wird von neuem aufgewühlt werden. Alles ist auf einen baldigen Kampf gefaßt. Es sind viel Truppen zusammengezogen worden, auf deren Macht man zählen kann. Gott gebe, daß es nicht zum Aeußersten komme!

Kurd hat mir fleißig aus Frankfurt geschrieben. Es scheint, daß sich die fanatische Wuth über den Waffenstillstand legt, daß wenigstens die Gemäßigten zur Besinnung kommen. Aber wer weiß, was wird! Es ist Wahnsinn, um den Waffenstillstand die Einheit Deutschlands preiszugeben und den Bürgerkrieg heraufzubeschwören.

Man kann sich eigentlich nur noch durch den Telegraphen schreiben, denn alle Augenblicke stellen sich die Sachen anders, sodaß jeder Brief nach einigen Stunden unwahr wird. Möchte es meinen Befürchtungen auch so gehen!

Heute zogen im friedlichsten Sonnenschein die vereinigten Handwerkervereine von Brandenburg und Magdeburg über den Babelsberg und huldigten dem Prinzen und der Prinzessin mit Liedern und Hurrahs! Der König fühlt sich wieder und ist heiter, auch der Prinz ist kräftig. Die Leute mit alten Preußenherzen gehen zähneknirschend umher und grämen sich über die Schmach des Vaterlandes. Es war gräßlich, zu hören, wie ein Demagog Donnerstag Abend vor der Singakademie rief: „Nicht wahr? Ihr laßt die Leute von der Rechten ruhig nach Hause gehen?" Es ist weit mit uns gekommen! Gott bessere es!

An Kurd von Schloezer.

Babelsberg, Anfang September 1848.

. . . Ich reiche Dir voll Freude die Hand von der Havel zum Mainstrande, auf daß wir fest zusammenhalten in diesen Zeiten, in denen noch Manches zusammenstürzen wird, ehe etwas Festes gegründet werden kann. Wir wollen unsere Herzen offen erhalten jedem edlen Gefühle der Gegenwart, aber nicht wanken und schwanken in unseren Ueberzeugungen, sondern uns zu Denen halten, die treu sind. Treu wollen wir auch ihr sein, der ersten preußischen

Fürstin, die ihren Sohn dem deutschen Vaterlande erzogen hat, und wollen ihre und ihres Sohnes Rechte vertreten, wo es gilt. Wir müssen doch, der Völker wegen, mit aller Kraft unserer Seele wünschen, daß das Fürstenrecht den Kampf bestehe, daß unter dem Schutze weise beschränkter Scepter das Gute und Schöne im Vaterlande blühe, daß der edelsten Kraft des deutschen Herzens, der Treue, ein lebendiger, persönlicher Gegenstand bleibe, der die weitzerstreuten Menschen zu Bürgern eines Vaterlandes zusammenhält, der auch die beschränkten Seelen über den platten Egoismus erhebt und mit einem Anfluge von Poesie und Begeisterung auch die Steppen der Uckermark belebt. Das wird doch zu wenig anerkannt, welch ein Schatz und Palladium einem Volke die lebendige Idee des Königthums ist, welch eine Sünde es ist, es darum zu betrügen, wie arm ein Volk ist ohne angeborene Fürsten. Diese Seite des deutschen Volkslebens ist allerdings in der Paulskirche wenig zur Geltung gebracht worden. Der Vorzug des Königthums vor dem entfürsteten Volke ist immer nur bedingungsweise geltend gemacht worden, im Hintergrunde immer diese Primanerweisheit von der allein vernünftigen Staatsform der Republik. Die zaghafte Schonung, mit der Leute wie Gagern das Königthum behandelt haben, hat ihm fast mehr geschadet als die erbittertsten Angriffe der Gegner auf der Tribüne und den Barrikaden.

Ich fahre jetzt mit meinem jungen Prinzen dreimal wöchentlich nach Berlin bis zu seiner Konfirmation, die Ende des Monats erfolgen wird. Die Mutter will gern, daß er nachher noch eine kleine Reise macht, vielleicht nach dem Rheine. Ich hatte den Vorschlag gemacht, schon zum Winter mit ihm nach Bonn zu gehen, um dort seine Schulstudien zu beendigen und dann dort zu studiren, damit er nicht zu sehr in brandenburgischer Familientradition aufwachse. Aber das scheint für jetzt unmöglich. Die Blicke werden sich wohl mehr und mehr auf ihn richten. Ich erkenne doch, wie ausgezeichnet er in vieler Hinsicht begabt ist, wie rein und edel sein Herz, wie sicher sein Takt ist, wie gut er mit den Menschen umzugehen versteht, ein wie festes Gerechtigkeitsgefühl ihm angeboren ist. Aber er müßte bald hinaus, um sich möglichst frei entwickeln zu können.

Unsere inneren Zustände sind leider noch sehr im Argen. Die Erneuerung jenes unsinnigen Schulzischen Antrages wegen des inquisitorischen Verfahrens mit den Officieren hat Alles aufgeregt. Waldeck tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Das Kastanien-

publikum verspricht thätige Hilfe, die Rechte läßt sich immer noch durch die namentliche Abstimmung einschüchtern, vielleicht wirft der Donnerstag unser Ministerium über den Haufen. Inzwischen sollen die Arbeiten an dem Verfassungsentwurf in den Abtheilungen guten Fortgang haben, ihre Resultate gehen nach rechts hin über den Kommissionsentwurf hinaus.

An den Bruder.

Babelsberg, 16. September 1848.

Je schmerzlicher ich oft Dein klares, beruhigendes Gespräch entbehre, desto mehr treibt es mich zum Schreiben, wenn es auch kaum möglich ist, in Krisen, wie die gegenwärtige, kaltblütige, lange, raisonnirende Episteln zu schreiben. Manches von meinem letzten Briefe hat sich nicht bestätigt, so geht's ja immer. Auerswald fuhr noch am Sonntag Abend zum Könige, die Minister zogen noch am letzten Abends mit ihrem Entschluß zurück, sie zogen es vor, ihren Nachfolgern das energische Vorgehen zu überlassen, und so erfolgte am Montage Nichts, was eine bedeutende Aufregung hervorrufen konnte. Das Ministerium Auerswald dankte mit einer ziemlich matten Erklärung ab, welche weder die Linke verletzen, noch die Rechte ermuthigen konnte, und es ist seitdem eine Art Waffenstillstand eingetreten, der mit schwüler Luft über der Hauptstadt des unglücklichen Preußen lagert. Die Versuche der Linken, ohne Vertretung der Regierung zu tagen, sind freilich vereitelt, es ist viel von Neue im Centrum die Rede, doch wissen wir, was darauf zu geben ist. Gestern Abend ist Beckerath nach Berlin gekommen, und heute, Freitag, Abend hat Auerswald die Nachricht nach Sanssouci gebracht, daß Beckerath auf die Vorschläge eingegangen sei; er selbst ist in Berlin geblieben, um dort das Terrain kennen zu lernen. Es soll nun der Versuch gemacht werden, die Versammlung in ihre Schranken mit Entschiedenheit zurückzuweisen, die schleunige Förderung des Verfassungswerkes zu fordern und zu diesem Zwecke die Majorität der Kammer zu gewinnen. Ob der Crefelder Mennonit dieser Aufgabe gewachsen ist? Man bezweifelt es sehr und verspricht sich wenig von diesem Ministerium, das doch recht eigentlich berufen ist, die Krone zu retten. Ja, man verdenkt es Beckerath, daß er sich an diese Aufgabe wagt; man traute ihm genug Selbsterkenntniß zu, um davon zurückzubleiben. Ich habe kein Urtheil

darüber, aber wenig Muth. Der Glaube an einen Gewaltschritt, der dem Unwesen der Nationalversammlung ein Ende macht, befestigt sich immer mehr; die Hausfrauen in Berlin kaufen ein für die Belagerungszeit. Mit dem Umzuge in das Schauspielhaus soll das Drama beginnen. Inzwischen wird das Dogma von der Unauflösbarkeit der Versammlung nach Kräften gepredigt, von einem großen Theile der Berliner Bürgerwehr natürlich angenommen, und man hat kaum den Muth, sich die Scenen zu denken, welche wir nächstens vielleicht erleben müssen. Noch scheint freilich die anarchische Partei vor allen gewaltsamen Konflikten zurückzubeben, sie arbeitet aber im Stillen mit ungeheuerer Energie und leider mit unleugbarem Erfolge. Ihr Hauptaugenmerk ist das Heer. Die Auftritte in Potsdam, so sehr sie übertrieben werden, haben das Traurige, daß sie wirklich von Soldaten ausgegangen sind. Die Dummheit eines Majors bei Vertheilung von Geld für Bravour in den Märztagen hat die erste Veranlassung gegeben. Nun sind freilich die Schuldigen schnell von jedem Verbrechen zurückgetreten und haben sich reuig gezeigt, aber es ist immer ein sehr bedenkliches Symptom einer an verschiedenen Orten beginnenden Demoralisation der Truppen. Die Demokraten haben wieder viel Geld. Sie holen die Soldaten in Droschken von den Kasernen ab, traktiren sie und locken ihnen dann, wenn sie betrunken sind, das Versprechen ab, im Falle des Kampfes nicht zu schießen u. s. w. In den demokratischen Versammlungen sieht man immer mehr Soldaten und Unterofficiere, man macht sie auf ihr kümmerliches Leben aufmerksam, zeigt ihnen, daß sie selbst Officiere werden müßten u. s. w. Die Kriegsreserve ist unzufrieden, um Nichts und wieder Nichts einberufen zu sein, und die Rekruten bringen den Geist der Anarchie aus den Städten und Dörfern mit. Seit den letzten 14 Tagen haben wir nur Trauriges erlebt; man sieht nur Symptome der Auflösung, und von allen guten Preußen ist Friedrich Wilhelm IV. vielleicht der einzige, welcher noch immer wohlgelaunt erscheint. Die Prinzeß ist in sehr schmerzlicher Aufregung, und auch den jungen Prinzen muß ich auf alle Weise zu beruhigen suchen, doch ist er gefaßt und neigt nur dazu, Alles zu schwarz anzusehen. Der Arme! Nun soll in 14 Tagen seine Konfirmation sein. Wir fahren dreimal die Woche zur Stadt. Die Thorwache ist im Honneursmachen sehr eifrig, heute präsentirte einer in der Reihe ohne Hut, den er in der Geschwindigkeit nicht hatte finden können. Die Bürger-

wehr ist und bleibt gräßlich; sie trägt, als Kind der Revolution, recht das Gepräge der Liederlichkeit und Würdelosigkeit an sich. Morgen früh wird nun das erste Bataillon des Kaiser Alexander-Regiments*) in Potsdam eingeholt und im Lustgarten vor dem Könige vorbeimarschiren.

Sonnabend Mittag.

Heute um 1/2 9 Uhr ritt ich im Gefolge des Prinzen von Preußen nach dem Lustgarten und dann die Nauener Straße entlang dem ersten Bataillon vom Alexander-Regiment entgegen. Guirlanden waren quer über die Straße gezogen, alle Fenster spendeten Blumen, die Bajonette trugen Sträuße und Kränze, die gebräunten Krieger zogen in ernster Würde ein, von lebhaften Hurrahs begrüßt. Es war einmal wieder ein schöner Augenblick; man fühlte, was es heißt, ein Vaterland haben, man fühlte, was es sein könnte, und viele Ehrenmänner sah ich die Augen voll Thränen. Mein junger Prinz begrüßte die Soldaten mit großer Liebenswürdigkeit, wie er denn überhaupt mehr und mehr eine Leutseligkeit und liebliche Herzlichkeit entwickelt, welche unwiderstehlich auf die Leute wirkt. Ich habe rührende Beweise davon. Im Lustgarten wurden die schönen Eindrücke schon vielfach gestört. Es wimmelte dort von schlechtem Gesindel. Des Königs Pferd wurde vom Blumenwerfen wild, er wurde sehr verdrießlich und schalt laut und heftig in die Menge hinein. Es entstand eine ängstlich gedrückte Stimmung. Wenige hörten die Anrede des Königs an die Truppen.

Beckerath hat sich bis jetzt noch nicht in Sanssouci gezeigt. Gestern Abend war Konferenz bei Milde. Das von Beckerath entworfene Programm des Ministeriums hat dem Könige durchaus nicht gefallen. Ich fürchte, am Dienstag wird noch kein Ministerium da sein. Der General ist sehr elend, die Aerzte sind sehr bedenklich. Er will nun entschieden nach der Konfirmation fort, und es geht nicht anders. Aber jetzt eine neue Wahl! Wie sollen wir aus allen diesen Verwickelungen herauskommen? Mein lieber Georg, Du weißt, ich bin gern fröhlich, aber ich kann nicht anders, als Euch mein bekümmertes Herz ausschütten, denn wer kann den Schmerz um unser theures Vaterland gleichgültig tragen, und mich hat nun das Schicksal so gestellt, daß ich den bitteren Kelch unserer

*) Welches aus Schleswig-Holstein zurückkehrte.

öffentlichen Leiden recht aus erster Hand trinken und das Unheilbare unserer Zustände immer vor Augen haben muß.

Unter den Eichen.

16. September 1848.

Wenn ich in betrübtem Sinn
Bittre Thränen möchte weinen,
Wandl' ich sachte für mich hin
In den grünen Eichenhainen.

Und es kommet ungesehen,
Wie der Thau vom Himmel regnet
Ueber mich ein Friedenswehen,
Das mich tief erquickt und segnet.

Und voll hoher Zuversicht,
Daß ich selbst darüber staune,
Hör' ich, wie's im Innern spricht
Hell und gut mit froher Laune:

Sollt' auch jeder Hoffnung Licht
Nach und nach vor uns erblassen,
Unser Gott, der wird uns nicht
Und der darf uns nicht verlassen.

Mag in Sturmesnacht verweh'n
Alles was nur eitel Spreu ist,
Desto fester wird besteh'n,
Wer da ausharrt und getreu ist.

Und das Volk, das Du erwählt,
Trägst Du immerdar am Herzen,
Seine Thränen sind gezählt,
Und Du lauschest seinen Schmerzen.

Folgest ihm mit Hirtenblick,
Wenn es sich vom Weg verirrte,
Führst mit leiser Hand zurück
Und beruhigst das verirrte.

Nun wohlan! in Deine Hand
Leg ich mit getrostem Muthe
Mein geliebtes Vaterland
Und mein Volk, das treue, gute.

Fröhlich glüht mein Angesicht,
Daß ich dies vermag zu fassen,
Unser Gott verläßt uns nicht
Und er darf uns nicht verlassen.

Also hab' ich still gelauscht,
Wie die Friedensboten kamen,
Und durch meine Eichen rauscht
Ein geheimnißvolles Amen.

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 22. September 1848.

Mit Ernst sprachen wir fast nur über die Greuel in Frankfurt,*) von denen sich der Blick mit Entsetzen abwendet. Ich habe aber eine Ahnung, daß das der Punkt ist, wo man umkehrt. Wo nicht, so sinkt Deutschland in Barbarei. Ernst blieb bis 7 Uhr hier, wir theilten uns in ein Billet der Nationalversammlung, sodaß er bis 1 Uhr, ich von 1—3 Uhr da war.

Ernst Curtius an Kurd von Schloezer.

27. September 1848.

Ein guter Theil der Frankfurter Helden ist bei uns eingezogen. Sie haben ihre Verwundeten mitgebracht. Montag war Alles auf

*) Die Ermordung von Lichnowsky und Auerswald am 18. September.

den Kampf vorbereitet, zahllose rothe Mützen wogten durch die Straßen. Da gelang es Pfuel, eine Versöhnung mit der Versammlung zu Stande zu bringen, welche, ohne die Krone zu kompromittiren, besser ausfiel, als man erwarten konnte. Ich freute mich, daß es in dieser von dem früheren Ministerium verpfuschten Angelegenheit nicht zum Bruche gekommen ist, obgleich ich Viele über feige Nachgiebigkeit jammern höre. Jetzt hat das Ministerium die Hände frei und kann vorwärts gehen. Viel Vertrauen kann es aber nie einflößen. Pfuel ist eine Ruine, und ein bedeutendes Rednertalent hat sich noch nicht am Ministertische gezeigt. Man will mit starken Tumultgesetzen u. dgl. vorgehen, man kann aber kaum auf eine ansehnliche und dauernde Majorität rechnen. Einstweilen ist die Krisis hinausgeschoben, und dabei haben die Demokraten, die Alles auf gestern vorbereitet hatten, Zeit, Geld und Gelegenheit verloren. Aber wie es eigentlich besser werden soll — ich begreife es nicht und sehe mit banger Sorge dem Winter entgegen. Freitag ist des jungen Prinzen Konfirmation in Charlottenburg. Er hat in diesen Zeiten eine große Kraft der Ruhe und Fassung bewährt und ich hoffe zu Gott, daß er für seine schwere, sorgenvolle Jugend noch einmal entschädigt werden wird. Die Mutter ist leider in einer Aufregung und Erbitterung, wie ich sie nie gesehen habe.

Heute, Mittwoch, war ich den ganzen Vormittag in Berlin und habe es ruhiger gefunden, als es seit lange war. Die Masse der Bevölkerung neigt sich entschieden mehr zu Ruhe und Versöhnung hin, während die Demokraten immer mehr alle Fassung und alles Maß verlieren. Wer hinter Barrikaden ficht, hat sich ums Vaterland verdient gemacht. Es ist nicht anders möglich, als daß am Ende nur Bösewichter und Wahnsinnige das demokratische Heerlager bilden und daß diese sich selbst in ihren Untergang stürzen. Heute langten hier die Nachrichten von den Kölner Barrikaden an. Man wird allmählich ganz stumpf gegen dergleichen Hiobsposten, und man beruhigt sich mit dem leidigen Troste, daß die Geschwüre aufbrechen müssen, ehe der Körper gesund wird.

An die Eltern.

30. September 1848.

. . . Die gestrige Feier hatte einen ungewöhnlich feierlichen Charakter, der junge Prinz war in einer so edelen Stimmung, so durch und durch erwärmt von der Wahrheit, die er bekannte, so

liebevoll gegen uns Alle, die wir seine Jugend gepflegt haben, daß er uns Allen eine große Freude gemacht hat. Er antwortete in der Prüfung fest und klar, aber mit einer von innerer Bewegung zeugenden Stimme, die zahlreiche Versammlung war von der Feier tief ergriffen. Der alte Ehrenberg sprach auch mit ergreifender Kraft seinen Segen über das jugendliche Haupt. Nichts aber hat mich mehr ergriffen, als die tiefe Bewegung des Vaters. Er war gegen mich von einer rührenden Herzlichkeit, und unmittelbar vor der Einsegnung, da der General und ich mit dem Prinzen zusammen waren, kam er zu uns herein, umarmte uns weinend und sagte dann zu seinem Sohne: „Mein Sohn, wenn die Stunde kommt, wo Du weder aus noch ein weißt, so halte Dich an Deinen Gott, den Du heute bekennst."

Heute feiern wir den Geburtstag der Prinzessin. Es war ein wundervoller Vormittag, so sommerlich warm und dabei die Landschaft so duftig, daß man sich gar nicht satt sehen konnte. Um 1/2 2 Uhr fahren wir zusammen in die Garnisonskirche zur Vorbereitung. Morgen werde ich mit zum Abendmahle gehen, an welchem außer den nächsten Verwandten auch der König Theil nehmen wird.

In der Wüste.

Zum Geburtstage der Prinzessin von Preußen. 30. September 1848.

Ob auch wir durch Wüstensand
Vierzig Jahre wandern müssen,
Bis wir endlich angelangt
An des heil'gen Landes Flüssen?

Oder ob durch Wunderkraft,
Wenn die Nächte sind am längsten,
Plötzlich uns ein Gott befreit
Aus den ungefügen Aengsten?

Eines weiß ich felsenfest,
Daß die Nacht nicht länger währet,
Wenn der Morgenstern erscheint
Und die Welt mit Glanz verkläret.

Dann verschwindet Lug und Trug,
Der die Menschen hält umsponnen,
Wie im Herbst der Morgenduft
Bald im Sonnenlicht zerronnen.

Und sowie es ringsum tagt
In den weiten, hellen Räumen,
Raffet sich das Volk empor
Aus den bösen, schweren Träumen.

Nun erkennen sie den Wahn
Und das Joch, an dem sie trugen,
Seh'n erschreckt der Wunden Blut,
Die sie selbst einander schlugen.

Und sie kehren nun zum Herrn,
Dessen Tempel sie verlassen,
Und der Friede ziehet ein
In der Städte frohe Gassen.

Fürst und Volk umschlinget dann
Alter Liebe Band aufs neue,
Und sie schwören fest vereint
Sich ein Bündniß heil'ger Treue.

Selbst in dies gelobte Land
Mit den Freunden einzuwandern,
Sei es mir und Dir gewährt,
Sei es vorbehalten Andern —

Nur wie Moses möcht' ich noch
Von dem Berge niederschauen
In des Friedens Paradies,
In die gottbeglückten Auen.

Und dann wollt' ich auch wie er
Mit getrostem Muthe sterben,
Fröhlich, daß die Jüngeren
Unsʼrer Väter Land erwerben.

An Kurd von Schloezer.

6. Oktober 1848.

Dein reicher Brief mit der lebendigen Schilderung unserer Centralzustände, die täglich für uns Alle interessanter werden, hat hier großen Anklang gefunden. Die Anerkennung preußischer Tüchtigkeit im übrigen Deutschland ist in gegenwärtigen Zeiten noch das einzig Erfreuliche. Ich habe mich herzlich gefreut, darauf hinweisen zu können, und so in die gedrückten Stimmungen unserer hiesigen Kreise einige Lichtblicke hineinführen zu können. Obgleich es auch mir nicht klar wird, wie es bei uns besser werden soll, so sehe ich doch ein, daß Muthlosigkeit aller Uebel schlimmstes ist, und kämpfe nach Kräften dagegen an. Einen neuen Hoffnungsschimmer gibt die Wahl Vinckes, der hoffentlich annehmen und, mit seinen Frankfurter Erfahrungen ausgerüstet, hier die Rechte ordnen, führen und begeistern wird. Beim Bürgerwehrgesetze sind freilich die Anträge der äußersten Linken durchgefallen, aber die Versammlungen fahren fort, gräßlich pöbelhaft zu sein. Die Linken überschreiten jedes Maß, sie opponiren gegen die Beschlüsse, sobald sie in der Minorität bleiben, ein Theil der Bürgerschaft unterstützt sie. So wird wahrscheinlich die schließliche Verlesung und Annahme des Bürgerwehrgesetzes am nächsten Montage Unruhen hervorrufen. Dabei ist jedoch die Regierung so sehr im vollsten Rechte, daß man nur wünschen kann, daß es über diesen Punkt zu einem Konflikte komme. Von den Studenten sind ungefähr noch 120 zusammen im Studentencorps, die auch gegen die infolge des Gesetzes nothwendige Auflösung protestiren. Die Anmeldungen zum nächsten Semester sind sehr sparsam.

Die Konfirmation ist heute vor acht Tagen glücklich von Statten gegangen, in Charlottenburg, dem Hauptquartier des Prätorianergenerals Wrangel. Alle Lehrer und alle jungen Freunde des Prinzen waren zugegen. Am anderen Morgen kam der König zu uns und hing dem General einen Orden mit Brillanten um. Dann nahte er mir und gab mir erst seine Tabakdose und dann eine rothe Kapsel und darin — das Unvermeidliche. Verachte mich darum

nicht, mein guter Schwager, ich bin wahrhaftig unschuldig. Ich habe es Georg auf eine schonende Weise beizubringen gewußt.

Unsere Existenz wird um so peinlicher, je mehr es gegen den Winter geht und die Entscheidung des Wohnsitzes heranrückt. Den Gedanken an einen Potsdamer Winter kann ich kaum ertragen.

Ernst Curtius an den Bruder.

Oktober 1848.

. . . Das Ministerium Brandenburg steht noch immer wie eine Wetterwolke am Himmel; es wird eine fürchterliche Krisis erfolgen, ich kann kein Heil erwarten. Am Ende verlernt man Hoffen und Fürchten, und ich arbeite Argolica. . . .

An denselben.

7. November 1848.

Wir harren in ängstlicher Spannung auf das, was kommen mag. Wir waren ja einig darüber, daß jetzt alle Konsequenzen gezogen werden mußten, weiter ist auch Nichts geschehen. Das Gesetz muß einmal wieder gelten, sonst geht die Entsittlichung des ganzen Volkes reißend vorwärts. Bassermann hat Alles, was die Regierung thut, gebilligt. Die Deutsche Zeitung und die Kölner Zeitung forderten dasselbe. Es ist der Kampf des Guten und Bösen. O bitte, bleibt recht gemäßigt und ruhig und mäßige und beruhige nach allen Seiten.

An denselben.

November 1848.

. . . Mein Herz ist sorgenschwer und ich habe immer die Angst, von Dir entfernt, mit meinen Meinungen und Gedanken von den Deinigen mich zu trennen. Wir müssen in der Hauptsache eins sein. Es ist der Kampf, der verzweifelte Kampf gegen die Revolution. Siegt diese, so geht Alles unter, was uns theuer ist. Der König mußte diesen Kampf unternehmen, seine Sache ist gerecht, ohne den Kampf wäre der Thron stückweise zerpflückt worden. Die Handlungen des Ministeriums sind konsequent,*) an welchem Punkte

*) Am 8. November wurde Graf Brandenburg zum Ministerpräsidenten ernannt, am gleichen Tage wurde die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. vertagt, am 11. November die Berliner Bürgerwehr aufgelöst, am 12. der Belagerungszustand für Berlin verkündigt, am 5. December die Nationalversammlung aufgelöst und die Verfassung oktroyirt.

wollteſt Du den Faden abſchneiden? Es gilt den letzten Verſuch, dem Geſetze Ehrfurcht zu verſchaffen. Mißlingt es, ſo iſt unendlich viel verloren, aber daſſelbe wäre auch ſonſt, nur langſamer verloren gegangen. Ich weiß, es iſt ſchwer, inmitten einer von lügenhaftem Pathos hingeriſſenen Menge klarſehend zu bleiben, aber iſt es doch die nächſte und höchſte Pflicht. Es fragt ſich nicht, ob die Regierung dieſe oder jene Dummheit gemacht hat, ſondern ob man ſich ihrem heiligen Endzwecke, die Anarchie niederzuwerfen, anſchließen will, oder ob man der Revolution in die Hände arbeiten will. Denn wahrhaftig, nicht die Gemäßigten, die jetzt mit ihrem „geſetzlichen Widerſtande" ſich und Andere belügen, werden die Oberhand behalten, ſondern ſie werden von dem Terrorismus der Revolution niedergetreten werden. Dies Dilemma muß man den Leuten klar machen, die ſo kurzſichtig ſind und glauben, daß ſie vermeintlichen Uebergriffen der Krone heroiſch entgegentreten, während ſie ihre und ihres Landes Zukunft zu Grunde richten. Darüber müſſen den Leuten die Augen aufgehen, ſie müſſen ſich dem vorübergehenden Terrorismus des ſtrengſten Geſetzes unterwerfen, um dem unberechenbaren Terrorismus des Pöbels zu entgehen. Ich trauere tief über die greuliche Verwirrung in unſerem Vaterlande, aber ich bin ruhig, da ich ſehe, daß auf der einen Seite die unverantwortlichſte Ungeſetzlichkeit, auf der anderen die ſtrengſte Beobachtung des Geſetzes und der uneigennützigſte Zweck iſt. Darum war ich nie ein entſchiedenerer Royaliſt als jetzt.

An die Eltern.

Potsdam, 26. November 1848.

Ungeheuere Tage ſind wieder über unſere Häupter hinweggegangen, und da ich innerhalb derſelben grauen Schloßmauern wohne, die den König umſchließen, und da ich in ſteter perſönlicher Berührung mit dem Prinzen von Preußen ſtehe, deſſen ſtarker Wille in dieſen Tagen mächtig eingewirkt hat, da ich täglich die bangen Zweifel und Sorgen der Prinzeſſin theile und mit ihrem Sohne, über deſſen Zukunft in dieſen Entſcheidungsſtunden gewürfelt wird, jede Sorge und jede Freude gemeinſchaftlich durchlebe, ſo ſind für mich alle Fragen des Tages Herzensangelegenheiten, wenn auch nicht das Wohl des Vaterlandes dabei auf dem Spiele ſtände. Ich bin aber, Gott ſei Dank, aus allen dieſen heißen Tagen, da es oft ſchwer war, die Gedanken in Ordnung zu halten, feſter, klarer und

ruhiger hervorgegangen. Mir ist das Recht und die Pflicht der Krone zu dem gethanen Schritte zur Gewißheit geworden. Mit Georg haben mich diese inhaltschweren Tage auch inniger verbunden und nie hat mich das Gefühl der innigsten Uebereinstimmung mit ihm mehr beglückt als in dieser Zeit.

Der König ist körperlich und geistig ein anderer Mann geworden, seine Haltung ist wieder fest und sicher, sein Wille klar. Er gibt im Gespräche zu, daß viele Gute an ihm hätten irre werden können. Er macht sich keine Illusionen, er liest auch die vielen oppositionellen Adressen. Der Prinz von Preußen ist ernst und milde gestimmt, ich möchte, daß Viele mit mir Zeuge gewesen wären, wie er Gott gedankt hat, daß in Berlin die Bekämpfung der Anarchie so unblutig hat bewerkstelligt werden können, wie er nichts als Gesetz und Ordnung hergestellt sehen wollte.

Heute sind wir vierzehn Tage in dem großen Schlosse, in dessen labyrinthischen Räumen wir endlich einige passende Zimmer gefunden haben, von lauter Bildern und Reminiscenzen hohenzollernscher Vorzeit umgeben. In Berlin ist unser Hinterschloß Kaserne geworden, in unserem Saale ist eine Marketenderbude.

An den Bruder.

30. November 1848.

Das waren wieder ein paar Tage echten Hoflebens. Die Riesencour gestern Mittag*) hatte einen sehr anständigen Charakter. Um 3 Uhr aß der Hof in den Zimmern Friedrichs des Großen, an einzelnen Tischen vertheilt. Am Mitteltische saß der „bewaffnete Reaktionschef" Brandenburg, der „Bluthund" Wrangel und die „Camarilla", Gräfin Dönhoff. Brandenburg brachte die Gesundheit des Brautpaares aus. Ich amüsirte mich ganz herrlich zwischen dem Hofgesinde, das jetzt wieder obenauf ist und immer vom „Phantom der Anarchie" spricht. Man kann jetzt merkwürdige Studien in Potsdam machen. Prinz Carl ist auf einmal Teutone geworden und hat die Zulassung von Simson und Hergenhahn erlangt, die der König nicht hat sehen wollen wegen des unglückseligen „wir haben verlangt, daß der König u. s. w." Dabei haben sich Prinz Carl und Prinzeß von Preußen zum ersten Male wider Wissen und Wollen in ihrer Politik gegenseitig unterstützt. Heute haben wir

*) Feier der silbernen Hochzeit des Königspaars am 29. November 1848.

einen großen Ritt gemacht mit dem Prinzen Friedrich Carl und dem kleinen Dessauer Erbprinzen, der niedlich ist wie ein Märchenprinz.

An denselben.

11. December 1848.

Der Würfel ist gefallen, wir dampfen übermorgen früh nach [illegible] zurückkehren. enburg und t der Prinz

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer

in Berlin N., Monbijouplatz 3.

Oktober 1901.

Soeben erschien:

Italien und die Italiener.

Betrachtungen und Studien

über die

politischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände Italiens.

Von

P. D. Fischer.

Zweite Auflage.

Preis M. 7,—; elegant in Halbleder gebunden M. 9,—.

♡♡♡

Der Verfasser will es Freunden und Besuchern von Italien ermöglichen, sich über die politischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände des Landes, das ein Ziel der Sehnsucht aller gebildeten Deutschen ist, ein Urtheil zu bilden. Auf Grund langjähriger eigener Wahrnehmungen und mit Benutzung eines reichen statistischen Materials entwirft der ehemalige Unterstaatssekretär des Reichs-Postamts ein zuverlässiges und

ıber 1848.
ich durch die
ı Leuten wie
n Repräsen-
Bürgerwehr-
ig geistreich
› gestern den
ilte mir die
ɜ mit, dessen
heben auf-
hat sie vor-
Ergebnissen
ɜ ein Schuft
Neueste aus
mar ist sehr
ie tragen da-
)errscht aber
Es ist ein
ı Jena wird
tegrität von
gthum. Wid-

ɜ Gymnasiums

Berlin, wo er
ıtion in Jena.

einen großen Ritt gemacht mit dem Prinzen Friedrich Carl und dem kleinen Deſſauer Erbprinzen, der niedlich iſt wie ein Märchenprinz.

An denſelben.

11. December 1848.

Der Würfel iſt gefallen, wir dampfen übermorgen früh nach Weimar ab. Wir ſollen Sonnabend oder Sonntag zurückkehren. Denn in der folgenden Woche zieht Rex nach Charlottenburg und [redacted] nach Berlin. Auf jeden Fall iſt der Prinz

Klaſſen, namentlich der Landarbeiter, ergeben, werden vorgeführt; gleichzeitig aber wird auf erfreuliche Anfänge einer Beſſerung der wirthſchaftlichen Lage des Landes, die Hebung des Kredits, die Kräftigung der Induſtrie hingewieſen.

So darf das Buch, das Italien ſo zeigt, wie es gegenwärtig iſt, aufs Neue den Freunden des ſchönen Landes empfohlen werden.

Zu Beſtellungen bitten wir das angehängte Auftragsformular zu benutzen.

Verlagsbuchhandlung von Julius Springer

in Berlin N., Monbijouplatz 3.

D..... Unterzeichnete beſtell bei der Buchhandlung von

.....

.. Expl. **Fiſcher, Italien und die Italiener.**
2. Auflage. Preis M. 7,—.

.. Expl. Daſſelbe, elegant in Halbleder gebunden Preis M. 9,—.
(Verlag von Julius Springer in Berlin N.)
(Betrag anbei — iſt nachzunehmen.)

Name: .....

Ort und Datum: .....

ber 1848.
h durch die
Leuten wie
: Repräſen-
ürgerwehr-
g geiſtreich
geſtern den
ſte mir die
mit, deſſen
heben auf-
at ſie vor-
Ergebniſſen
ein Schuft
Neueſte aus
iar iſt ſehr
: tragen da-
:rrſcht aber
Es iſt ein
Jena wird
egrität von
thum. Wid-

Gymnaſiums

erlin, wo er
ion in Jena.

ruhiger hervorgegangen. Mir ist das Recht und die Pflicht der Krone zu dem gethanen Schritte zur Gewißheit geworden. Mit Georg haben mich diese inhaltschweren Tage auch inniger verbunden und nie hat mich das Gefühl der innigsten Uebereinstimmung mit ihm mehr beglückt als in dieser Zeit.

Der König ist körperlich und geistig ein anderer Mann geworden, seine Haltung ist wieder fest und sicher, sein Wille klar. Er gibt im Gespräche zu, daß viele Gute an ihm hätten irre werd[redacted]

viele
und
wäre
Ana:
als

laby
fund
scher
gewe

cour
3 Uh
zelne
tioni
rilla
Brai
Hofe
der
Pots
und
der
habe
Carl
Woll

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Von

P. D. Fischer.

Zweite vermehrte Auflage.

Elegant gebunden Preis M. 3,—.

Reisebriefe aus Palästina.

Von

Dr. **H. freiherrn von Soden,**

Professor an der Universität, Prediger an der Jerusalemerkirche zu Berlin.

In Leinwand gebunden Preis M. 3,—.

(zur Zeit vergriffen; neue Auflage unter der Presse.)

Unter dem Zeichen des Verkehrs.

Mit einem Bildniss

Sr. Excellenz des Staatssecretairs des Reichs-Postamts Dr. von Stephan.

In Leinwand gebunden Preis M. 4,—.

Lebenserinnerungen

von

Werner von Siemens.

Dritte Auflage.

Mit dem Bildniss des Verfassers in Kupferätzung.

Preis M. 5,—; in Halbleder gebunden M. 7,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

einen großen Ritt gemacht mit dem Prinzen Friedrich Carl und dem kleinen Dessauer Erbprinzen, der niedlich ist wie ein Märchenprinz.

An denselben.

11. December 1848.

Der Würfel ist gefallen, wir dampfen übermorgen früh nach Weimar ab. Wir sollen Sonnabend oder Sonntag zurückkehren. Denn in der folgenden Woche zieht Rex nach Charlottenburg und wir — so heißt es — nach Berlin. Auf jeden Fall ist der Prinz von Preußen ganz geneigt dazu.

An denselben.

Weimar, 15. December 1848.

Ich grüße Dich und Kurd von Herzen und kann Dich durch die Nachricht beruhigen, daß es mir hier sehr gut geht. An Leuten wie Preller, Sauppe,*) dem kleinen Pfiffikus, Froriep, dem Repräsentanten eines ernsten, würdigen Bürgerthums, der im Bürgerwehrrocke kurirt, arbeitet, ißt und schläft, Schöll, dem ewig geistreich tändelnden Hofrathe, habe ich meine Freude gehabt und gestern den ganzen Tag in ihrer Mitte zugebracht. Sauppe theilte mir die Ergebnisse seiner vortrefflichen Studien über Hyperides mit, dessen neuerdings auf Papyrusschnipseln im ägyptischen Theben aufgefundene Fragmente er jetzt herausgeben läßt. Er hat sie vortrefflich zusammengeleimt und unter anderen schönen Ergebnissen auch die Bestätigung dafür gefunden, daß Hyperides ein Schuft war und Demosthenes ein Ehrenmann. Dies ist das Neueste aus dem Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar ist sehr loyal. Altenburgische Kavallerie und sächsische Artillerie tragen dazu bei, den Patriotismus kräftig zu erhalten. Es herrscht aber zwischen Weimar und Jena eine große Spannung. Es ist ein Glück, daß die Städte so weit auseinanderliegen. In Jena wird Widmann**) verehrt, in Weimar verflucht. Die Integrität von Widmanns Charakter ist die Parteifrage im Großherzogthum. Wid-

*) Der Philologe Hermann Sauppe, damals Direktor des Gymnasiums in Weimar.

**) Dichter und konservativer Politiker, 1844—1848 in Berlin, wo er als Publicist im Sinne der Regierung wirkte, seit der Revolution in Jena. Widmann war ein Freund Geibels.

mann ist die Seele des Volksvereins, er hat jetzt Bibel und Gesangbuch bei seinem Lehren zu Hülfe genommen und schließt jeden Vortrag mit Gebet. Er hat Froriep wegen Verleumdung verklagt. Ich wurde über Widmann an verschiedenen Orten strenge vernommen.

Heute werde ich von meinen Freunden wohl Nichts sehen, da ich den ganzen Tag den entblätterten Hof von Weimar schmücken helfen soll.

Morgen ziehen wir vielleicht nach Eisenach. Schon die Vorspiele der Gebirge, diese Höhen um Weimar entzücken mich, und nie fühlte ich lebhafter, daß es doch außerhalb Berlins schöne Striche in Deutschland gibt, und daß man, um Mensch zu bleiben, nicht zu lange in der Mark bleiben muß.

Zur Weihnachtsfeier im Palais des Prinzen von Preußen.

24. December 1848.

Was glänzen dieses Saales Wände,
Der düster war so manchen Tag?
Was regen sich geschäft'ge Hände,
Wo Alles still und traurig lag?

O sieh! die Liebe regt die Herzen,
Sie löst den düstern Zauberbann,
Die Liebe zündet ihre Kerzen,
Die hellen Freudenlichter an.

Daß keine Ecke dunkel bliebe,
Durchleuchten sie das ganze Haus,
Wie heil'ger Weihrauch ist die Liebe
Und treibt die bösen Geister aus.

Es flieh'n die finsteren Dämonen,
In Schatten sinkt das Reich der Nacht,
Wo Lieb und Treu beisammen wohnen,
Da wird zunicht der Hölle Macht.

Und ob noch manche Wunde klaffe,
Noch drohe mancher schwere Krieg,
Die Liebe ist die einz'ge Waffe,
Die uns verbürgt den vollen Sieg.

O segne, Geist des Herrn, die Hallen,
Dann sind wir fröhlich alle Zeit,
Laß Deine Friedenslüfte wallen,
Mach unser Herzen hell und weit!

Ob wir dann geh'n auf sanften Gleisen,
Ob uns die Donnerwolke droht,
Wir wollen Dich in Allem preisen,
In Glück und Lust, in Noth und Tod.

Drum vorwärts ohne Furcht und Grauen,
Was hinten liegt, sei abgethan,
Wir wollen fröhlich vorwärts schauen,
Die Zukunft nur gehört uns an.

Dann ist der Tag gebenedeiet,
Den uns zur Freude Gott gemacht,
Und dieses Haus ist neu geweihet,
Das ist die rechte Weihenacht!

An die Eltern.

Potsdam, 2. Weihnachtstag 1848.

Wir fuhren am Weihnachtsabend um 12 Uhr von Potsdam nach Berlin. Um 6 Uhr erglänzten die hohen Fenster, die so lange finster und öde gewesen waren, und es war wirklich tief ergreifend, wie der Prinz und seine Gemahlin die Schaar ihrer Hausgenossen in den weißen Saal führten, den sie mit ihren Geschenken reicher denn je angefüllt hatten. Rudolf als junger Gardeofficier war dabei, und außerdem war Wrangel zu der Feier eingeladen, der sich wie ein Kind freute und immer mit der großen und mit der kleinen Prinzeß die munterſten und zierlichſten Scherze wechſelte. Die kleine, die uns vorher ſchon beſchenkt hatte, hüpfte und ſprang mit der liebenswürdigſten Glückſeligkeit herum. Es war, als ob alle unheimlichen Erinnerungen aus dem durch das Verbrechen des Volkes gezeichneten Hauſe entwichen und alle guten Geiſter wieder einzögen. Mögen ſie bleiben!

Jeder fand ſeinen Tiſch im Saale bedacht. Der Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken fand auf ſeinem, mit reinlicher Serviette bedeckten, Tiſche ein großes, einſames Schwein, doch kein gewöhnliches, etwa ausgeſtopftes Mutterſchwein, ſondern ein aus Bronze mit wunderbarer Naturwahrheit gearbeitetes borſtiges Naturprodukt, deſſen ſtille Größe und, trotz der geſchliffenen Hauer, freundliche Unſchädlichkeit vielleicht auf die Milde des Belagerungszuſtandes hindeutete. In dieſem Sinne habe ich mich wenigſtens bei häufiger Anfrage „Wozu dieſes Schwein?“ ausgeſprochen. . . . Was mich mehr als die Fülle der Geſchenke freute, war die große Herzlichkeit und Güte der Eltern meines Zöglings, der immer mehr

die Freude aller Derer wird, die mit Liebe und Hoffnung auf ihn blicken. Je mehr er aus den vielfältig drückenden Verhältnissen seiner Kindheit sich selbständig emporarbeitet, desto mehr Liebe und Achtung erwirbt er sich, und wenn mich auch zuweilen das Gefühl ängstigt, daß er jetzt fast ausschließlich meiner Leitung anvertraut ist, so habe ich doch auch desto reichere Freude im Anschauen seiner leisen und allmählichen, aber sicheren und reichen Entwickelung. Ich kann mir nicht anders denken, als daß diese Reinheit und dieser Adel der Gesinnung, diese lautere Frömmigkeit, diese Empfänglichkeit für alles menschlich Schöne und Edle, die große Fassung und Selbstbeherrschung, der sichere und natürliche Takt, der unerschütterliche Gerechtigkeitssinn, die bürgerliche Einfachheit seines Wesens und endlich die schöne Gabe, durch Blick und Wort die Herzen aller guten Menschen zu gewinnen — ich kann mir nicht denken, daß alle diese Gaben nicht dem Volke sollten zum Segen werden, an dessen Spitze ihn das Schicksal berufen. Doch wie es auch kommen mag, ich kann der frohen Ueberzeugung sein, daß er jedes thränenschwere Mißgeschick, das ihm bestimmt sein mag, schuldlos und mit edler Fassung tragen würde. Es ruht ja auch Deutschlands Schicksal auf dem Haupte dieses Jünglings. An jenem unvergeßlich schönen Decembertage, da wir am Fuße der Wartburg die Herzogin von Orleans besuchten, hatte ich die große Freude, daß mir die edle Fürstin die herzliche Freude ausdrückte, welche sie an dem Prinzen gehabt habe, dem Sohne ihrer theuersten Freundin.

Nach unserer Bescheerung gingen wir hinunter in die Waffenhalle, wo um einen Tannenbaum die im Schlosse einquartierten Soldaten versammelt waren. Prinzeß Luise vertheilte unter sie kleine Gaben, und die Leute waren froh und dankbar. Um 7 Uhr dampften wir wieder herüber, und um 8 Uhr, als in Lübeck der blaue Karpfen aufgetragen wurde, vereinigten uns die Prachtsäle des Potsdamer Schlosses, welche mit den kostbarsten Geschenken angefüllt waren. Besonderes Aufsehen erregte eine Tafeluhr, die der König seiner Gemahlin schenkte. Ueber der Uhr erhebt sich eine Blumenvase, wo aus der Mitte einer zierlichen Rose bei jedem Stundenschlage ein kleiner Kolibri hervortaucht, der mit schmetterndem Gesange das Publikum ergötzt. Diese Uhr war ursprünglich für einen unserem Hofe befreundeten Fürsten der Sandwichinseln bestimmt. Ich weiß nicht, welche Verstimmungen inzwischen eingetreten sind und das Zurückbleiben des Kolibris in Potsdam ver-

anlaßt haben. Eine Beschreibung aller hier aufgeführten Herrlichkeiten wäre freilich eine ergötzliche, aber meine Kräfte bei weitem übersteigende Stilübung. Ich nahm wieder den königlichen Tribut meines Briefbeschwerers in Empfang und war froh, am späten Abend von den Weihnachtsstrapazen ausruhen zu können.

Heute vor Tische haben wir unsere erste Schlittschuhfahrt gehalten. Prinz und Prinzessin von Preußen sind heute nach Berlin gezogen, wir bleiben bis morgen Mittag.

Soeben komme ich vom Theeabend bei der Königin. Es war engster Cirkel. Die Königin auf dem Sopha, der König daneben, vor dem Kupferwerke aufgeschichtet lagen. Neben ihm Humboldt, der erst aus dem Journal des Débats referirte und dann in der Lektüre von Chateaubriands Mémoires d'outre-tombe fortfuhr. Für Humboldt ist das Lesen eine zur Natur gewordene Kinnbackenmuskelbewegung, er ist unglücklich, wenn ein Anderer, z. B. der Schauspieler Schneider, liest. Er ist überhaupt ein Despot und will immer den Cirkel beherrschen. Schon das längere Sprechen eines Anderen macht ihn nervös und veranlaßt ihn, sich über den Mann laut zu beschweren. Schon während des Thees griff er mehrmals zum Schrecken der umherkauernden Hofdamen nach dem verhängnißvollen Buche, der König bittet noch um eine kurze Frist, nach kurzer Zeit ist es doch in seinen Händen und zugleich das Lesen mit solcher Geschwindigkeit begonnen, daß kein neuer Aufschub dazwischen kommen kann. Chateaubriand erzählt mit unglaublicher Umständlichkeit und Eitelkeit seine Abenteuer und beschreibt eine Seereise, als wenn vor ihm und nach ihm Niemand auf dem Wasser gewesen wäre. Die Phrasen rauschen unaufhaltsam von Humboldts Lippen; er liest sehr monoton, und da er zunächst nur den Zweck der Muskelbewegung verfolgt, oft selbst ohne zu denken, sodaß er sich verliest, ohne es zu merken. Der König stößt oft laute Weherufe aus, die Hofdamen stecken zischelnd die Lockenköpfe zusammen, die Kammerherren sehen sich mit malitiösem Lächeln an, und ein summendes Geplauder übertönt oft fast die Vorlesung. Der König paßt am Ende allein noch genau auf und interpellirt den Vorleser. Im Nebenzimmer zwitschert der fröhliche Uhrkolibri. Jede Unterbrechung wird vom Publikum mit dankbarem Lächeln und tiefen Athemzügen begrüßt. Das Souper wird aufgetragen, man erholt sich. Doch kaum sind die letzten Teller hinaus, so ist Humboldt schon wieder beim Lesen und läßt trotz mehrfacher Aufforderungen

der Majestäten nicht eher ab, als bis der von ihm bezeichnete Absatz erreicht ist. Es hat fast etwas Trauriges, Humboldts Altersschwäche dabei zu bemerken und ihn von den frivolen Zungen des Hofgesindes bespötteln zu sehen. Doch fehlt es natürlich nicht an vielen interessanten Bemerkungen, die er während des Lesens einstreut.

Nach dem Aufstehen um 11 Uhr sprachen die Majestäten noch mit den Einzelnen. Die Königin äußerte mir ihre Befriedigung über den jungen Prinzen. Der König sprach über sein Interesse für Chateaubriand und über ein vorliegendes Werk, das die Gebäude seines Lieblings Palladio betraf.

Dies war der Schlußabend unseres Potsdamer Aufenthaltes, zu dessen Wiederholung uns hoffentlich sobald kein Mißgeschick verurtheilt.

Mittwoch Abend. Berlin.

So sind wir wieder eingezogen, und die alten, treuen Wände meiner Stuben umfangen mich wieder. Gott segne diesen Einzug! Es muß noch Vieles anders werden, um gut zu sein. Noch ist kein Vertrauen da, noch hat „Berlin" einen übeln Klang, ja das „Volk" selbst, das gute deutsche Wort ist in Verachtung gekommen. Noch sieht man nicht ein, wie zwischen Militärterrorismus und Pöbelwirthschaft die Bahn gefunden werden soll, auf der allein wir anständig wandeln können.

Zum 22. März 1849.

Wenn wir Dich je an diesem Tage grüßten,
So ist uns heut', als wenn wir tiefbewegt
Dich doppelt feierlich begrüßen müßten
O Fürst, dem unser Herz in Treue schlägt.

Der Tag ist festlich! Fort mit Gram und Sorgen!
Kein bittrer Schmerz vergälle seine Lust!
Tiefernst, doch freudig feire diesen Morgen,
Demüthig, still, doch Deiner Kraft bewußt!

Gedenk' nicht derer, welche treulos waren,
Die eines Taumels böser Wahn erfaßt,
Sie werden einst der Reue Qual erfahren
Und seufzen unter der Verschuldung Last.

Gedenk' an die, so schmerzumnachtet weinten,
Als Du verließest Deiner Väter Land,
Die sich in Sehnsucht und Gebet vereinten,
Nur fester schlingend ihrer Treue Band,

Die unverrückt nach Albions Küsten schauten,
Auch dort Dich grüßten mit der Liebe Ton
Und jubelnd Ehrenpforten bauten
Dem heimgekehrten theuern Fürstensohn.

Gedenk' der Krieger, die am Dänenwalle
Den alten Ruhm besiegelten mit Blut,
Dein Name tönte laut im Liedesschalle
Und gab den Stürmern neuen Siegesmuth.

Gedenk' der Schaaren, die beim Königsrufe
Sich froh erhoben wie ein einz'ger Mann,
Wie standen sie um Eures Thrones Stufe
Ein muthbeseelter, starker Heeresbann!

Europa sah erstaunt dies Volk der Krieger,
Das stets gewappnet auf den Kampfplatz tritt,
Und Deutschland rief: „Ja das sind uns're Sieger!
Wir folgen freudig Eurem Heldenschritt!"

Der brüderlichen Eintracht alte Triebe
Erwachten neu in unser Aller Blut,
Seht! Deutschland kommt und wirbt um Eure Liebe,
Es schmiegt sich unter Eures Adlers Hut.

O fühlt es ganz, wie herrlicher noch nimmer
Ein Fürstenamt, als wie das Eure ward,
Nicht gilt es einer Krone goldnen Schimmer —
Ein Volk zu retten, welches Eurer harrt.

Ihr seid die Bürgen seiner höchsten Güter,
Der Freiheit Bürgen und des guten Rechts,
So wandelt vor uns als des Landes Hüter
Gedenkend Eures fürstlichen Geschlechts.

Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,
Die Eure Ahnen in dies Land gesenkt,
Und neue Bahnen winken Euren Thaten,
So habt nicht Ihr — so hat es Gott gelenkt.

Wir seh'n auf Euch mit frohem Angesichte;
Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf.
O horchet auf! Es ruft die Weltgeschichte,
Und Hohenzollern höret ihren Ruf!

Georg Curtius an die Eltern.

Berlin, 5. Januar 1849.

Hier fand ich Ernst wohl und munter vor. Er führte mich in seinem neu bereicherten Zimmer umher und stellte die Reihe von neu erworbenen Briefbeschwerern vor mir auf. Den Abend gingen wir zu Frau Besser.

31. Januar 1849.

In Ernsts Leben tritt heute eine wichtige Veränderung ein. Oberstleutnant Fischer tritt seine Stelle an, aus der der General sich zurückzieht. Es muß sich nun zeigen, ob Ernst mit ihm gut auskommen wird. Jedenfalls gewinnt er durch den Wechsel mehr freie Zeit für sich und seine Studien, und auch für den Prinzen ist es viel werth, daß ein kräftiger, in der Politik wohlbewanderter Mann ihm zur Seite steht. Ueber die Grundsätze der Erziehung scheinen Beide übereinzustimmen, indem Oberstleutnant Fischer gleich erklärt hat, er finde seine eigentliche Aufgabe darin, den Prinzen auf seine eigenen Beine zu stellen.

Berlin, 4. Mai 1849.

Ernst ist nun seit vorgestern im einsamen Schlosse in Potsdam. Es thut mir leid, ihn nicht mehr hier zu haben, da es so viel zu besprechen gibt. Doch wird er ja, denke ich, öfters einmal herüberkommen, und das herrliche Wetter ladet auch nach Potsdam hinüber.

16. Mai 1849.

Ernst kommt oft herüber, aber meistens nur auf einzelne Stunden. Jetzt ist er mehr als bisher gebunden, weil der Oberst Fischer in einer diplomatischen Mission an den Reichsverweser nach Frankfurt gegangen ist.

Heute steht der Aufruf des Königs „An mein Volk" an allen Straßenecken und wird begierig, zum Theil andächtig, gelesen. Von Unruhe ist hier keine Spur, wie überhaupt nicht in den östlichen Provinzen. Die Gefahr ist sehr groß, aber wer weiß, ob wir nicht so zu einer festeren deutschen Einheit gelangen, als durch die einfache Annahme der Reichsverfassung?*) Im Süden Deutschlands zeigen sich die unreinen Elemente jetzt deutlicher. Ehe diese rothen Republikaner nicht besiegt und gänzlich niedergeschmettert sind, blüht für Deutschland kein Heil. Eben liest man, daß in Baden die Republik proklamirt ist, also in einem Staate, der die Verfassung

*) Am 28. April hatte Friedrich Wilhelm IV. die Reichsverfassung endgültig abgelehnt. Am 15. Mai erfolgte die Proklamation des Königs über die deutsche Verfassung, durch welche die preußische Unionspolitik eingeleitet wurde.

anerkannt hat. Ein deutliches Zeichen davon, wie wenig der süddeutschen Bewegung die Verfassung gilt.

22. Juni 1849.

Ernst ist nun in Babelsberg, wo ich ihn Sonntag besuchte. Der Aufenthalt im Freien sagt ihm viel mehr zu, als der in dem langweiligen Potsdam. Der Prinz von Preußen ist am Rhein, die Prinzessin in Weimar, von wo sie jedoch in einigen Tagen zurückkehren wird, so ist es draußen jetzt sehr still und ungenirt. Gestern war Ernst ein paar Stunden hier. Er arbeitet jetzt sehr fleißig und sieht oft etwas auf der Bibliothek nach. Sein Werk geht mit raschen Schritten seinem Abschluß entgegen.

20. Juli 1849.

Ernst ist wohl und sehr fleißig. Ich wünsche ihm sehnlichst, daß er zum Oktober aus seiner jetzigen Stellung herauskomme und sich wieder mit allen Kräften seiner wissenschaftlichen Laufbahn hingeben möge. Der Prinz wird jetzt selbstständig; sein Beruf ist das Kriegswesen. Wie jeder junge Mann fühlt er in dem Zeitpunkt, wo er in das Leben eintritt, sich zu seinem Berufe hingezogen und weniger von den Studien angezogen, die er bisher trieb. Das war vorauszusehen und ist ganz natürlich. Darum kann jetzt Ernsts Einfluß auf ihn nicht so groß sein wie früher, obwohl dasselbe freundschaftliche Verhältniß besteht. Würde Ernst noch länger bei ihm bleiben, so könnte ich für beide Theile davon wenig Gewinn versprechen. Die Zeiten selbst sind friedlichen Studien ungünstig, und auch für Ernst wird es Zeit, sich seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ganz hinzugeben, wenn er wieder in sie eintreten will. Nach der Rückkehr des Prinzen wird die Sache wohl bald zur Sprache kommen.

Ernst Curtius an Georg Curtius.*)

Berlin, 27. August 1849.

. . . Radowitz ist der Held des Tages. Man drängte sich gestern zu den Tribünen, als wenn die Cerrita tanzte. Es war ein seltsamer Anblick, Prokesch neben der Frau von Radowitz zu sehen, welcher er die verbindlichsten Sachen über die Rede sagte. Heute gehe ich mit dem Prinzen in die erste Kammer.

*) Der Berlin verlassen hatte, und nach einer Reise durch den Thüringer Wald nach Lübeck gegangen war. Zum 1. Oktober ging er nach Prag.

Sonnabend war ich bei Niebuhr*) zur Taufe. Ich ſtand zwiſchen Präſident Gerlach, General Gerlach, Bethmann-Hollweg. Mir wurde vor ſchwarz und weiß ganz grau zu Muthe. Morgen gehen wir zur Goethe-Feier ins Theater.

Alexander von Humboldt
in ein zum 2. September 1849 von der Prinzeſſin von Preußen geſtiftetes Album:

„Wie der Vogel auf dem Felſen über dem ſchäumenden Waſſerfall (der letzte der Aturen, den Sie ſo anmuthig beſungen)**) bin ich übrig geblieben aus dem Schiffbruch des alten Geſchlechts. Wenn Ihr Blick, theurer Curtius, ſich weiden konnte an der griechiſchen Landſchaft, an der innigen Verſchmelzung des Starren und Flüſſigen, des mit Cypreſſen oder Oleander geſchmückten oder felſigen, luftgefärbten Ufers, des wellenſchlagenden, lichtwechſelnden, glanzvollen Meeres, wenn die ewige, unwandelbare Größe der freien Natur, in welcher die hingeſchiedene Größe von Hellas ſich ſpiegelt, Ihr regſames Gemüth und Ihre Sprache veredelten, ward mir, dem Wandernden, nur zu Theil, an namenloſen Flüſſen, in dem dichten und wilden Forſt des Orinoco, zwiſchen ſchneebedeckten Feuerbergen, in den endloſen Grasfluren und Steppen des Irtyſch und Obi zu verweilen. Einſam würde ich mich fühlen, einer der Letzten von dem alten Geſchlecht, hätte Freundſchaft nicht, die Alles lindernde, mir ihre wohlthätige, ſüßeſte Gabe geſpendet. Auf dem kleinen, laubbekränzten Hügel, wo Geiſt und holde Anmuth walten, iſt mir an einem feſtlichen, von den Edelſten ſtill gefeierten Tage die Freude geworden, dem tiefführenden Naturmaler von Naxos dieſe wenigen Zeilen (in ungezähmter Freiheit, cursibus obliquis fluentes)***) aus geradem Sinne dankbar und liebevoll zu widmen."

An den Bruder.

13. September 1849.

Morgen iſt Humboldts 80. Geburtstag, welcher in Tegel gefeiert wird, wo die Majeſtäten eſſen werden. Die Prinzeſſin ſchenkt

*) Marcus Niebuhr, damals Kabinettsſekretär des Königs.

**) Bezieht ſich auf ein Gedicht, welches Humboldt in den „Anſichten der Natur" veröffentlicht hat.

***) Bezieht ſich auf Humboldts Schreibweiſe. Seine Zeilen gingen von links nach rechts in die Höhe.

ihm ein Schreibzeug mit einer Ansicht Weimars. Ich erhielt den Auftrag, auf den Rücken derselben den Dank der Stadt auszusprechen für die neulich von ihm verfaßte Einleitung zum Album.*) Ich schrieb also:

Du hast mit Worten höchster Kraft und Weihe
Die deutsche Stadt, der Musen frommen Heerd,
Und ihrer Fürsten, ihrer Dichter Reihe,
Den Stolz des Vaterlandes, hochgeehrt.

Denn Deine Worte tönen segnend wieder,
Solang der Mensch auf Deines Geistes Bahn
Nachsinnet über seiner Erde Glieder,
Des Himmels Wunder und den Ocean.

Dich grüßt die Stadt, der Du den Ruhm erneuet,
Du bist ein Denkmal ihrer schönsten Zeit,
Wenn sie der Größten unsres Volks sich freuet,
Nennt sie auch Dich mit ew'ger Dankbarkeit.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Lübeck, 28. September 1849.

Mein theurer, geliebter Prinz! Es macht mir große Freude, aus meinem elterlichen Hause, wo man Ihrer mit Liebe und Treue gedenkt, Ihnen schreiben zu können, umsomehr, da ich während dieser Tage fortwährend in das vergangene Jahr zurückdenken muß, da wir uns Ihrer und Ihres feierlichen Gelübdes freuten. Die Kraft, die Sie damals von Gott erflehten, wird in Ihnen bleiben und Sie mit getrostem Muth erfüllen, je mehr das Leben mit immer neuen Ansprüchen an Sie herantritt.

Als wir vorgestern Abend zusammen Thee tranken, wollte ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, aber Sie waren von Ihren ritterlichen Thaten so ermüdet, daß ich es vorzog, damit zu warten. Sie meinten, ich sollte mir in Lübeck eine Frau aussuchen — lieber Prinz, ich brauche nicht zu suchen, sondern ich habe schon mit Gottes Hülfe eine Frau gefunden, die Sie auch kennen und lieb haben, eine Frau, die ich in schweren Zeiten des Unglücks erkannt und liebgewonnen habe und der ich, so Gott will, ein neues Erdenglück bereiten werde, es ist die liebe Frau Besser. Ich weiß, mein guter Prinz, daß Sie diese Nachricht mit innig bewegtem Herzen

*) Die Prinzessin hatte ein Album mit Erinnerungen an die klassische Zeit Weimars zusammengestellt, welches jetzt in einem der Dichterzimmer des Weimarer Schlosses aufbewahrt wird. Die von Alexander von Humboldt verfaßte Einleitung ist gedruckt in: „Alexander von Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie", herausgegeben von Karl Bruhns. Bd. I, S. 234—235.

aufnehmen und unser Beider in Liebe gedenken werden. Es war mir unmöglich, länger vor Ihnen ein solches Geheimniß zu haben. Bald bin ich wieder bei Ihnen, dann wollen wir Alles zusammen besprechen.

An den Bruder.

Babelsberg, 16. Oktober 1849.

. . . Wir leben hier seit Ankunft des Prinzen*) in großer Unruhe, und ich komme leider sehr wenig zum Arbeiten. Erfreulich war des Prinzen Rückkehr, er ist frischer, selbstvertrauender und kräftiger. Sein Einzug in Berlin an der Spitze seines Landwehrbataillons hatte etwas sehr Feierliches, die Haltung der Stadt war musterhaft. Die Kammern kamen beide, um dem Thronerben zu huldigen. Es wurden kurze, kernige Ansprachen gewechselt. Für meinen Zögling war es eine große Freude, seinen Vater so wieder in vollem Ehrenglanze zu sehen.

Heute um 6 Uhr kehrt der Prinz von Preußen aus Berlin hierher zurück und wird an einem von Gyps aufgebauten kolossalen Triumphbogen mit korinthischen Säulen und einer Viktoria oben empfangen. Die ganze Glienicker Brücke wird erleuchtet, die Fontaine wird, von bengalischem Feuer erleuchtet, aus dem Havelspiegel aufsteigen. Nur die winterliche Kälte wird der Begeisterung Einhalt thun. Uebermorgen werden die neuen Schloßräume eingeweiht werden. Um 2 Uhr werden im neuen Palais, in dem Saale, wo der Prinz getauft ist, sämmtliche Ritter des Schwarzen Adlerordens versammelt und, im Beisein des Hofes und der Freunde des Prinzen, der junge Thronerbe in das Kapitel aufgenommen werden. Der König wird ihn dabei feierlich anreden.

Den 19. oder 20. werden wir zur Stadt ziehen, um daselbst noch bis Anfang November zu bleiben. Ich bin noch jung genug, um mich an all dem Trödel dieser Tage zu amüsiren, doch gesteh' ich gern, daß ich mich herzlich in ein ruhiges Studienleben sehne und daß ich mich auf Bonn wie auf einen stillen Hafen freue.

An Sophie von May.

Bonn, 13. November 1849.

Der Rhein hat uns köstlich empfangen. Eine Reihe glänzender Tage entfaltete vor uns die Schönheit des Stromes und der Berge,

*) Nach dem badischen Feldzuge.

ſodaß der junge Prinz gleich ein heiteres, großartiges Bild empfing. Sein Einzug iſt dadurch ein feſtlicher geworden und viel Schweres erleichtert. Ueberhaupt ſind wir über die erſten Schwierigkeiten des Eintritts in die neuen Verhältniſſe mit größerer Leichtigkeit hinweggekommen, als ich erwartet hatte. Ich bemerke keine regrets de Potsdam, keinen Widerwillen gegen bürgerliche Kleidung und ungewohnte Umgebung. Er ging das erſte Mal ganz luſtig ins Kolleg mit Senfft*) zuſammen, ſtieg wohlgemuth über verſchiedene Tiſche und Bänke fort und ſetzte ſich in die Mitte der Studenten, von bunten Mützen, zottigen Bärten und Sammetröcken umgeben, keiner merkte den Hohenzollern heraus. Selbſt Walter war beim Hereintreten ſo überraſcht, den Prinzen nicht auf dem freigelaſſenen Ehrenplatze zu ſehen, daß er darüber glücklicher Weiſe ſeine projektirte Anrede ganz vergaß und dieſelbe bis zum nächſten Tage ungeſprochen bei ſich behalten mußte. Am nächſten Tage nämlich, am vorigen Sonnabende, war die Immatrikulation. Blume iſt der liebenswürdigſte Rektor; in wirklich feiner Anrede begrüßte er den Prinzen, zu deſſen Empfang ſich mit ihm der ganze Senat eingeſtellt hatte. Walter als Dekan der juriſtiſchen Fakultät ſagte: „Die Jurisprudenz iſt die Wiſſenſchaft der Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit iſt die Erbtugend der Hohenzollern, darum gehören Sie vorzugsweiſe uns an.“ Den merkwürdigſten Eindruck machte der Dekan der theologiſchen Fakultät, Profeſſor Dieringer. Man ſieht es ſeiner Haltung an, daß er ſich ſchon als Biſchof fühlt, und im vollſten Selbſtgefühle ſtellte er ſich dem Prinzen als Landsmann vor, er iſt nämlich einer von den Wenigen, welche in Hohenzollern-Hechingen geboren ſind. Die kurze Anrede unſeres jungen Prinzen war ungeſucht, unvorbereitet und ſehr anſprechend. Die Kindlichkeit und Demuth ſeines Weſens trat recht klar hervor, wie er ſeinen Lehrern verſprach, ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Daß der Eindruck, den er gemacht, ein durchaus erfreulicher iſt, kann ich nach beſtem Gewiſſen behaupten. Senfft iſt ein Schatz für uns, er iſt täglich bei dem Prinzen und ſitzt neben ihm im Kolleg. Es kommt darauf an, noch mehr junge Leute heranzuziehen. Zunächſt habe ich meinen Zögling Johannes Brandis empfohlen, der ein Jahr älter iſt als der Prinz und ein in jeder Beziehung angenehmer, wohlbegabter junger Menſch. Zunächſt haben ſich

*) Dem Freiherrn Senfft von Pilſach, geſtorben als Kreisdirektor in Hagenau im Elſaß.

die drei anderen Prinzen*) sehr an den unserigen herangemacht. Der Prinz von Anhalt wohnt uns am nächsten. Er ist freundlich, gut und anmuthig. Sein Begleiter hat, seit er herzoglich anhaltscher Kammerherr geworden ist, etwas unglaublich Vornehmes bekommen, das ihm bei der im Gasthofe zum Stern erworbenen Wohlbeleibtheit sehr gut steht. Er gab uns gestern ein so opulentes Diner, wie ich es fast noch nie erlebt habe, ich bin heute noch schwach davon. Der Prinz Karl Günther ist gutartig und anspruchslos. Sein Begleiter, Herr von Wartensleben, aus dem Kaiser Franz-Regiment, gefällt mir sehr wohl, er ist gescheut, natürlich und liebenswürdig. Entschieden der begabteste der Prinzen ist der Sachse: leicht, beweglich und gewandt, von sehr angenehmem Aeußeren, viel fragend und wohl unterrichtet. Der Prinz hat ein sehr richtiges Urtheil über seine Standesgenossen. Es wird mir gelingen, daß man später nicht immer wie jetzt von „den Prinzen" als einer unzertrennlichen Gruppe spreche.

An unserem jungen Prinzen habe ich nur Freude gehabt, soweit es meine Person betrifft. Denn er ist zuthunlicher und herzlicher als je. Grüßen Sie Ihre liebe kleine Prinzessin, deren anmuthiges Bild immer vor meinen Augen schwebt!

An den Bruder.

Bonn, December 1849.

. . . Mir geht die Zeit im Sturmschritt hin. Ich werfe mich mit einer fast leidenschaftlichen Hast täglich auf meine Studien, und täglich kommen wieder von außen so vielerlei Dinge, die mich in Anspruch nehmen und herausreißen in das Leben der geselligen Welt und der Formen. Oh, wie freue ich mich unaussprechlich auf ein stilles Leben der Häuslichkeit und der Wissenschaft! Aber es geht mir sonst ja Alles nach Wunsch.

Durch den Besuch der römischen Rechtsgeschichte bei Walter und die Repetition des Inhalts mit dem Prinzen komme ich auf die leichteste Art in die römischen Alterthümer hinein, für die ich im neuen Jahre mir einen Theil des Heftes ausarbeiten will.

Nachmittags höre ich Ritschls Plautus; seine Methode kennen zu lernen, hat für mich das größte Interesse. Für meine Topo-

*) Prinz Georg von Sachsen, Prinz Friedrich von Anhalt-Dessau, Prinz Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen.

graphie habe ich nun die allgemeine Einleitung fast ganz vollendet, aber ich sehe noch immer so unendlich viel zu thun vor mir.

Meine größte Lebensfreude bilden die Nachrichten aus Lübeck.*) Gott sei Lob und Preis, daß Alles so wohl gelingt. Auguste schreibt Briefe, die mich zu Thränen rühren, es ist, als ob sie ein neues Leben begönne, als ob zum ersten Male der Frühling um sie blühte. Alle scheinen Freude an ihr zu haben, namentlich die Eltern. So verklärt sich mehr und mehr, was für mich und Auguste unter schweren Stunden sich zu entwickeln begann. Es bildet sich aus allen Zweifeln immer klarer in mir das Bewußtsein, daß diese Frau für mich geboren ist, und daß ich die Blüthe ihres Lebens zu zeitigen berufen bin.

Clemens Perthes ist meine Freude, und dann die herrlich aufwachsende und strebende Nachkommenschaft von Brandis. Dietrich Brandis ist ein deutscher Jüngling vom edelsten Gepräge. Gestern lasen wir bei Brandis den Coriolan mit vertheilten Rollen, der alte Arndt den Coriolanus prächtig!

Coblenz, am zweiten Weihnachtstage 1849.

Ich ging am Strand des Rheines,
Als kaum die Nacht entwich,
Im Glanz des Morgenscheines
Ging er so feierlich.
Die schneebedeckten Schollen,
Die ihm die Schweiz gesandt,
Zog er mit stillem Grollen
Hinab ins flache Land.

O Rhein, Du guter, treuer,
So rief ich hell und laut,
Mein Auge glüht von Feuer,
Wenn es Dein Strömen schaut
So langsam, stolz und prächtig
Und doch so tief bewegt,
So mild und doch so mächtig,
Wenn Gottes Hauch Dich regt.

Wohlan bewähr' aufs neue
Nun Deines Segens Macht,
Empfang in Huld und Treue
Den wir zu Dir gebracht,
Den Enkel großer Ahnen,
Die wohl bei Dir bekannt,
Denn unter ihren Fahnen
Gedeiht Dein reiches Land.

Geht er hinab zu lauschen,
Wie Deine Wellen geh'n,
So laß in ihrem Rauschen
Die alten Sagen weh'n.
Erweck' aus ihren Thürmen
Die Geister, welche dort
Von wilden Kriegesstürmen
Ausruh'n am stillen Ort.

Seit jener Römer Tagen
Sahst Du in Deinem Land
Viel fremde Adler ragen
Und fremder Sitte Tand.
Doch immer zog's Dich wieder
An Deutschlands Herz zurück,
Und theiltest wahr und bieder
Sein Unglück und sein Glück.

Ström' in des Jünglings Seele
Des Eifers helle Gluth,
Daß er beim Kampf nicht fehle,
Wenn's gilt um Deine Fluth,
Daß er das Banner halte
Mit fester Kriegershand,
Daß nie der Feind zerspalte
Von neuem unser Land.

*) Wo Auguste Besser im Hause der Eltern lebte.

Noch liegt es schmerzumfangen,
Halb träumend und halb wach,
Und harret noch mit Bangen
Auf einen großen Tag,
An dem aus langem Wehe
Und aus Zerrissenheit
Es jugendlich erstehe
Im hochzeitlichen Kleid.

Wann dieser Morgen tage,
Die Weisen ahnen's nicht,
Doch männlich, ohne Klage,
Erharren wir sein Licht.

Aufleuchten mag es blutig,
Mag es im Rosenschein —
Wir wollen stark und muthig
Und fest verbunden sein.

Es steht an Reiches Grenzen
Der Hohenzollern Macht,
Geschmückt mit Siegeskränzen,
Und hält getreue Wacht.
Ein fester Eck- und Leitstein,
Der nimmer wankt und dreht,
Wie dort der Ehrenbreitstein
Im Strom des Rheines steht.

An den Bruder.

Bonn, 9. Januar 1850.

Das Weihnachtsfest waren wir im Coblenzer Schlosse, wo wir unter den Auspicien des Prinzen von Preußen unsere Weihnachtsbäume leuchten ließen. Es waren einige herrliche Wintertage, die ich zu erfreulichen Wanderungen im Rheinthale benutzte. Am Neujahr waren wir ruhig in Bonn. Am dritten begleitete ich den Prinzen nach Köln, wo wir bis zum 6. blieben und die dortige Gesellschaft kennen lernten, sowie viele interessante Stadtalterthümer, auch wurde ein Ausflug nach Aachen gemacht. Seit dem 6. Januar bin ich wieder in meinem Studirzimmer und arbeite in Griechenland und Italien. Ich habe die Vorarbeiten zu den römischen Antiquitäten begonnen und zu diesem Behufe mich mit den neueren Untersuchungen über altitalische Stämme und Sprachen bekannt zu machen gesucht.

Von Lübeck habe ich gute Nachrichten; Augustens Briefe sind mir ein wahres Labsal, die Freude der Eltern an ihr strahlt in meinem Herzen wieder.

Unter den jungen Docenten hier ist Bernays*) bei weitem der ausgezeichnetste. Einen so wachen, allseitigen, lebendigen Geist habe ich nicht leicht kennen gelernt. Seine Auditorien sind überfüllt, er liest jedes Semester neue Kollegien und geht rastlos darauf aus, alles historisch-philologische Wissen in sich zu vereinigen. Bei Ritschl höre ich mit Interesse. Er emendirt Vers für Vers, zum Theil mit ungeheuerer Kühnheit. Mit Nicolaus Delius komme ich

*) Der Philologe Jakob Bernays, geboren 1824, gestorben am 26. Mai 1881, damals Privatdocent in Bonn, 1853—1866 in Breslau, seit 1866 Oberbibliothekar in Bonn.

häufig zusammen, er arbeitet jetzt mit Schleicher zusammen an einem gemeinsamen großen sprachvergleichenden Werke über die europäischen Sprachen. Dahlmann war in den Ferien hier, er ist gutes Muths und schwört auf Manteuffel. Das Ministerium ist jetzt mit der äußersten Rechten ganz zerfallen, wie diese unter sich. Gerlach wüthet, auch von Stahl verlassen, und behauptet, es sei in beiden Kammern eigentlich gar keine Rechte, er selbst gehöre ins Centrum. Hier ist der Pius-Verein sehr thätig, um die Wasser in seine Hand zu bekommen.

Zum Geburtstag des Vaters.

Am 7. März 1850.

Wach auf, mein Lied, und mit der Luft,
Die frühlingswarm gen Norden eilt,
Mit Lerchenschlag und Veilchenduft
Zieh nach der Heimath unverweilt.

Nach jener Stätte, die für mich
Auf Erden ist der schönste Platz,
Wo ich erfahren innerlich
Der Elternliebe reichsten Schatz.

Wo ich erkannt das eitle Spiel,
An welchem sich ergötzt die Welt,
Und daß ein himmlisch hohes Ziel
Der Menschensohn uns vorgestellt.

O, grüße den, der Alles gab,
Was unsrer Seele Frieden schafft,
Des Glaubens Licht, der Hoffnung Stab,
Der Liebe nimmer müde Kraft,

Des Vatersegens heilig Gut,
Dem ich mich glaubend anvertraut,
Auf welchem die Verheißung ruht,
Daß er den Kindern Häuser baut.

O, bau es uns und glaube mir,
Es wird mein Haus ein stiller Ort,
Darin der Geist, den ich von Dir
Empfangen, lebet fort und fort.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Berlin, Mitte März 1850.

Mein theurer Prinz! So begrüße ich Sie denn zum ersten Male nach unserem Abschiede mit tiefbewegtem Herzen. Eine Reihe

von Jahren mit ihren ungeheueren Schicksalen liegt hinter uns, eine Zukunft liegt vor uns, dunkler und räthselvoller als je zuvor. Es würde mir schrecklich sein, gerade jetzt von Ihnen zu scheiden, wenn überhaupt geschieden werden müßte.

Aber scheiden kann uns Nichts als eine gegenseitige Entfremdung des Herzens, und die wird von keiner Seite, so Gott will, eintreten. Wenn Sie mit reiferem Urtheile in Ihre frühere Jugend zurückblicken werden, so werden Sie auch über die Lehrer Ihrer Jugend sich ein klares Urtheil bilden. Ein Zeugniß, das weiß ich, werden Sie mir nie versagen können, nämlich, daß ich während der sechstehalb Jahre Tag für Tag unabläßig einem Feinde entgegengearbeitet habe, welcher nicht blos Ihnen, nein, welcher uns Allen von Kindheit an droht, nämlich dem Hange zu behaglicher Ruhe. Daß ich das that, war Ihnen oft lästig und anstößig, aber ich konnte, ich durfte nicht anders, und ich kann Ihnen auch jetzt nichts Anderes zurufen, als daß Sie nun täglich Ihr eigener Ansporn sein mögen, daß Sie von allen Kleinlichkeiten und Aeußerlichkeiten Ihr Herz frei machen und mit männlichem Ernste und voller Kraft Ihre Lebensaufgabe an jedem Morgen neu beginnen. Es wird nicht vielleicht ein anderer Mann Ihnen menschlich noch so nahe treten, wie ich. Gebrauchen Sie mich, so bin ich Ihnen immer mit Allem, was ich bin und kann, zu Diensten, so oft Sie ein freies, einfaches Wort hören wollen. Ich blicke mit innigstem Danke gegen Gott auf die Jahre zurück, in denen er mich täglich mit neuer Gesundheit und frischer Luft zu meinem Berufe gesegnet hat, welchen er mir angewiesen hat. Ja, das fühle ich so tief und wahr, daß Gott mich zu Ihnen geführt hat. An meinem eigenen Leben ist mir das Wunder klar geworden, daß Gott wirklich wie ein Vater unsere Lebenswege ordnet, und wie dankbar bin ich dafür, daß kein Zufall, keine ehrgeizige Bewerbung, keine Gunst und Empfehlung mich an Ihre Seite geführt hat. Darum ist es auch ein Lebensverhältniß geworden, welches für die Ewigkeit wirkt.

Ihre Cousine Charlotte habe ich am Sonntage besucht. Sie war sehr gütig, von rührender Herzlichkeit für Sie. Bei den Majestäten habe ich mich am Sonnabend durch den Grafen Keller melden lassen. Während ich dieses schreibe, werde ich auf heute Mittag nach Charlottenburg befohlen. Alles forscht und fragt nach Ihnen. Mögen alle die Segenswünsche wahr werden, die auf Ihrem theuren Haupte ruhen!

Prinz Friedrich Wilhelm.

Bonn, 24. März 1850.

Mein guter, lieber Curtius! Empfangen Sie und Ihre liebe Frau meine besten und aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrer nun gewiß schon vollzogenen Vermählung. Gott segne Sie Beide und verleihe Ihrem neuen Hausstande all das Glück und die Freude, welche dem Menschen zu Theil werden können! Wie sehr ich Ihrer am 22. gedachte, können Sie sich wohl denken; leider verlebte ich den Tag ganz still in Bonn und durfte noch nicht nach Coblenz; übermorgen gehe ich dahin ab.

Ihre Eltern und die übrige Familie werden sich gewiß unendlich gefreut haben, Sie wieder in ihrer Mitte zu sehen; hoffentlich ist die schöne Feier auch recht nach Ihrem Wunsche ausgefallen.

Zugleich sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihr liebes Schreiben aus Berlin. Sie machten mir eine große Freude und Ueberraschung. Ihre vortrefflichen Ermahnungen sollen gewiß von mir nach meinen besten Kräften befolgt werden, und ich muß jetzt diesen Kampf wider mich selbst umsomehr mit aller Kraft betreiben, als Niemand mehr da ist, der wie Sie mich antreibt und ermahnt. Gott wird mir dazu helfen.

Ich habe mir erlaubt, jene gewisse Zeichnung, die ich zu Ihrem letzten Geburtstage entwarf, noch einmal zu machen und bin jetzt etwas zufriedener, wenigstens ist es doch eine zu Ende gebrachte Skizze. Nehmen Sie denn diese kleine Gabe freundlich an und geben Sie ihr den Platz des alten Blattes. Letzteres möchte ich eigentlich gern mir von Ihnen zurückerbitten, es ist unvollständig, und was sollen Sie mit zweien machen? Ist's Ihnen recht, so schicken Sie mir das alte Blatt zurück, welches nur als Bon im Album sich befindet.

Für heute muß ich hier schließen. Tausend Liebes Ihrer guten Frau und allen den Ihrigen, auch Elisabeth.

Gott segne Sie Beide und führe uns bald einmal wieder glücklich zusammen, denn wie sehr Sie mir fehlen, das glauben Sie gar nicht.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr alter, treuer Freund

Friedrich Wilhelm.

Auguste Curtius an Sophie von May.

Lübeck, 27. März 1850.

... Als Ernst kam, kam ich ihm so still und ernst entgegen, daß er mich kaum kannte in dieser Ruhe, aber ich will das Wesen sehen, das bei so großen Momenten nicht still und ernst den Weg wandelt, den Gott ihm bezeichnet. Am anderen Tage wurden wir getraut, den Mittag 3 Uhr, am 22. März. Es war eine wunderbar herrliche Feier, der alte Vater und Theodor führten mich, der Prediger sprach über einen Spruch aus dem Hebräerbriefe, daß die echte Liebe in der Wahrheit sei! Wir waren dann ganz unter uns. Am Abend fuhren Ernst und ich nach Travemünde, es war ein furchtbares Wetter, Schnee und Regen mit Sturm und dem lauten Seufzen des Meeres waren unsere Begleiter. Aber diesen Frieden, der über Ernst und mich ausgebreitet war, den kann ich Ihnen nicht beschreiben. Am Sonnabend kamen wir wieder, nachdem wir viele Stunden ganz allein am Meere auf- und abgewandelt waren. Und nun sollten Sie Ernst als Sohn des Hauses sehen, wie ein Kind ist er lustig, seine Mutter, die immer sanft und weich ist, kann sich oft gar nicht beruhigen über seine vielen Späße. Gott erhalte ihn so!

Ich werde Ihnen öfters schreiben, wie wir leben und wie die Wege sich für Ernst bahnen. Der König hat nie so lange, so freundlich und so eingehend mit Ernst geredet als bei dieser Gelegenheit. Wenn ich erst in Berlin bin, so will ich auch der Frau Prinzeß danken für die reichen Gaben. Meinen Liebling, das herrliche Kind, ach, grüßen Sie sie! Dem Prinzen Friedrich geben Sie eine Hand von mir. Ernst hat mir Alles gesagt, was sie Beide noch geredet, ach, der Himmel lasse ihn noch recht oft an den Handschlag denken, den er Ernst gegeben hat! Seit zwei Tagen ist Ernst infolge eines Falles etwas zu kuriren, und da sind wir Beide auf unsere Zimmer gebannt! Es geht ihm aber besser, und hoffentlich wird er heute Abend, wo Jenny Lind kommt, seine ganze Liebenswürdigkeit entwickeln, die Sie ja kennen!

Ernst Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Berlin, 21. April 1850.

... Loebell war vor einigen Tagen bei mir, ungeduldig Ihnen den Verlauf der europäischen Kulturgeschichte weiter zu entwickeln.

Bei Walter wird es nun Ihre Hauptaufgabe sein, die wichtigsten Grundsätze und Grundlehren des römischen Rechts sich recht fest für alle Zeiten einzuprägen. Ein Fürst soll kein gelehrter Jurist sein, aber die wichtigsten Rechtssätze, die aus dem alten Rom sich bei uns erhalten und bewährt haben, die müssen einem Fürsten immer gegenwärtig sein. Bitten Sie Walter recht, Sie auf solche Grundlehren aufmerksam zu machen und nicht abzulassen, bis sie Ihr Eigenthum sind. Perthes' Vorträge werden gewiß ihren erfrischenden Eindruck bei Ihnen nicht verfehlen und der Ernst, mit welchem er Alles betreibt, wird auch Sie ermuntern, etwas recht Tüchtiges zu lernen. Es steht einem Fürsten so wohl an, wenn er über die wichtigsten Rechtsgebräuche seines Volkes wohl unterrichtet ist.

Oft sehne ich mich darnach, mit Ihnen zu sprechen, zu lernen, zu scherzen, zu fechten und was wir Alles zusammen getrieben.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

6. Juni 1850.

Meine Vorlesungen machen mir rechte Freude. Auguste holt mich um 9 Uhr aus dem Kastanienwalde ab, dann gehen wir zusammen in den Thiergarten, gewöhnlich an den Rand des neuen Sees, dessen Ufer sehr lieblich sind, essen dann und wann eine „Satte" Milch im Albrechtshofe und kehren um 11 Uhr in die Markgrafen-Straße zurück. Das sind unsere Sommerfreuden. Ich habe hier jetzt einen akademischen Turnverein gebildet, an welchem Docenten und Studenten Theil nehmen, zweimal die Woche, Montags und Donnerstags von 7 bis 8 Uhr. Es macht uns Allen Freude, umsomehr, da wir bei gutem Wetter in einem sehr hübschen Garten turnen können, der hinter dem Turn- und Fechtsaale der Eiselenschen Anstalt liegt. Wenn Sie einmal Lust fühlen, mir zu schreiben, so denken Sie zugleich, daß Sie mir dadurch die größte Freude machen. Aber schreiben Sie nicht anders, als aus innerem Triebe. Benutzen Sie die gelegentlichen Briefe, welche Sie mir schreiben, um sich über das, was Sie innerhalb der letzten Frist erlebt und gelernt haben, recht klar bewußt zu werden, indem Sie es mir mittheilen. Ohne dieses Gefühl eines stetigen lebendigen Fortschreitens bleibt ja das Menschenleben öde und traurig.

Zwei Gedichte zum 7. Juni 1850.*)

1.

Das erste Lied nach langem Schweigen
Keimt in der Seele tiefstem Schooß,
Beschämt, sich vor der Welt zu zeigen,
Ringt es sich still und zögernd los.

Wenn ungeahnt ein neues Leben
Sich heimlich uns geoffenbart,
Wir künden es nicht ohne Beben,
Es ist auch für das Wort zu zart.

Bewundernd schau'n wir's an und sinnen
Dem seligen Geheimniß nach,
Und wenn wir's zu versteh'n beginnen,
Dann folgt die Poesie gemach.

So blühet lang die Frühlingsblume
Und duftet durch die laue Nacht,
Bis das Gedicht zu ihrem Ruhme
Die Nachtigall sich ausgedacht.

2.

Wenn sich in frisch bethauten Zweigen
Der Vogel wiegt am kühlen Ort,
So fließt das Lied nach langem Schweigen
In klaren Melodien fort.

So wölbet sich mit sel'ger Kühle
Auch über mir ein Palmenzelt,
Es sondert von dem Marktgewühle
Mir eine stille Liebeswelt.

Da wird es täglich sel'ger drinnen
Und trieft von Frieden wunderbar,
Wie Tag und Nacht die Stunden rinnen,
Es bleibt die Seele frei und klar.

Die Engel steigen auf und nieder,
Sie bringen Licht und Thau herab,
Sie wecken die verstummten Lieder
Mit ihrem goldnen Zauberstab.

Sie heben an und schwellen leise
Zu immer vollerm, tieferm Klang,
Das Leben wird zu Gottes Preise
Ein einz'ger, ew'ger Lobgesang.

*) Geburtstag von Auguste Curtius.

Auguſte Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.*)

28. Juni 1850.

Mein theurer Prinz, hier bitte ich Sie von ganzer Seele, dies kleine Kiſtchen freundlich aufzunehmen. Wenn ſeine Einlage Ihnen, mein lieber, verehrter Prinz, nur etwas von der Freude gibt, die ich empfinde, indem ich es Ihnen ſchicke, ſo geben Sie mir mit tauſendfältigem Maße wieder, was ich mit tiefer Liebe Ihnen darbringe.

Diesmal ſchreibt Ernſt Ihnen nicht. Er ſteckt ſo in den römiſchen Alterthümern, daß ich, um ihn etwas zu genießen, mich entſchloſſen habe, dieſe Römer ſehr zu lieben und ein recht lebendiges Intereſſe für ihre Geſetze und Einrichtungen zu haben. So geht die Sache ſehr gut, ich lebe immer mit Ernſt. Er braucht ſich durch den Beſitz einer Frau nicht von der ewig jugendlichen Geliebten, der hochgeprieſenen Wiſſenſchaft, zu trennen, und ich lerne immer mehr und mehr von dem, den ich lieb habe, wie raſch da das Verſtehen kommt! Aber wie oft kommen Stunden, wo Sie, mein theurer Prinz, der Gegenſtand unſeres Geſpräches ſind, und da bringt jeder die Liebe mit, die wir Beide als etwas Köſtliches bewahren. Und Ernſt liebt Sie mehr, als Sie, lieber Prinz, es vielleicht ahnen. Sein Auge leuchtet, wenn wir in den Anlagen, die Gott Ihnen gab, eine ſo edle, tiefe Bürgſchaft für Ihr geliebtes Volk erblicken! Und der, welcher Ihnen dieſen Sinn für das Wahre und Edle gab, ſchütze Sie auch, daß die Welt Sie nicht unſanft berühre, daß Ihre Kraft immer mehr erſtarke zu der Aufgabe, zu der ſeine Gnade Sie berufen hat! Da mein Herz ſo voll iſt Ihnen gegenüber, ſo werden auch der Worte immer mehr. Leben Sie wohl, mein theurer Prinz, und ſagen Sie einmal, ob wir Beide den Mann nicht lieb haben wollen für alle Zeiten, deſſen Bild das Kiſtchen enthält!

Prinz Friedrich Wilhelm.

Bonn, 13. Auguſt 1850.

. . . Gehe ich nun über auf die hier verlebten Tage, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß ich mit Befriedigung auf dieſelben zurückſehe. Das Kolleg bei Perthes über deutſche Rechtsgeſchichte hat mich von Anfang bis zu Ende ſehr angeſprochen, denn er trug mit

*) Mit einem Bilde von Ernſt Curtius.

solcher Lust und Liebe vor, daß es eine Freude war, ihn anzuhören. Mein Heft ist ziemlich vollständig, die Lücken hat leider das eklige Fieber gerissen, das mich Anfangs Juli befiel und in diesen Tagen mich wieder schüttelte. In zwei wöchentlichen Privatissimum-Vorträgen besprach er mit mir die politischen Verhältnisse der Gegenwart von der französischen Revolution an, ein Thema, das außer seinem nothwendigen Interesse mir um so lieber war, als ich leider darin noch wenig bewandert bin; im nächsten Semester fahren wir hoffentlich fort.

Walters Privatrecht ging gut. Nach den Einleitungswochen fand ich mich bald hinein und konnte den Stoff bearbeiten. Da, wo Sie sonst mit Ihrer freundlichen Hülfe mir zur Seite standen, half jetzt der gute Heintz aus, der auch zuhörte, und so ging's. Dabei wird auch das preußische Landrecht fortwährend mit dem alten und neuen römischen Recht verglichen, und so wurden Blicke in diese Rechtsbücher geworfen, die mir von großem Nutzen sein werden. Bei Loebell fuhren wir mit der Geschichte fort und stehen nun bei Rudolf von Habsburg.

Ich habe, das fühle ich selbst, wirklich Fortschritte im Rechtsstudium gemacht und hoffe im nächsten Winter durch Fleiß und Repetition darin zu verharren. Denn die hiesigen Vergnügungen will ich soweit wie möglich vereinfachen und kürzen, sonst geht's nicht. Im Sommer konnte man nicht im Hause bleiben. Für das nächste Semester ist mir der Studienplan noch nicht vorgelegt, ich werde wahrscheinlich Staatsrecht, deutsches Recht und Politik hören. . . .

Auguste Curtius an Sophie von May.

Helgoland, 21. August 1850.

Seit acht Tagen haben wir Berlin verlassen, wo es heiß und öde war, die Gemüther traurig und verstimmt. Ernst war doch angegriffen von der Hitze und dem angestrengten Lesen, so beschlossen wir, erst 14 Tage hierher zu gehen und dann zu den Eltern nach Lübeck.

Am Donnerstag, dem 15. August, schifften wir erst auf der Elbe und dann in die offene See diesem wunderschönen Felsen zu. Eine Zeit lang sahen wir Nichts als Wasser und den tiefblauen Himmel. Ernst und ich setzten uns vorn an das Bugspriet, um

recht allein zu sein, und lasen im Plutarch die Lebensbeschreibung des Perikles. Da wir Beide wohl waren, ging es ganz gut.

Sonntag hatten wir einen schönen Tag. Die Wellen waren hoch und das Meer so herrlich smaragdgrün. Am Abend fing der Wind an heftiger zu wehen, schwere Wolken zogen auf, und Alles deutete auf Sturm. Das Schreien der Möwen war merkwürdig, wie sie ängstlich um die Insel herumflogen. Am Montag früh war die See entsetzlich anzusehen, oft ganz finster, dann der grellste Sonnenstrahl, wie hohe schwankende Gebirge sahen die Wellen aus. Auf der höchsten Spitze des Landes, beinahe 300 Fuß hoch, wurden wir vom Wasser bespritzt und flogen uns Steine ins Gesicht. Der Montag war aber nur der Vorbote des ernsten Dienstags. Am Morgen früh kamen mehrere Schiffe zu Gesicht, viele verloren sich, aber zwei sollten ihren Untergang vor unseren Augen finden. Das Schauspiel war entsetzlich. Der Menschen waren viele, aber keiner konnte retten, das Meer verschlang Alles. Das eine Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen, das andere liegt als Wrack vor uns, nur drei Menschen sind gerettet. Heute ist Alles gut, das Meer still und klar, als ob es Nichts gethan!

Zwei Sonette, auf Helgoland gedichtet.

Ich glaube gern, was sich das Volk erzählet,
Und horche gläubig hin, wenn spät im Düstern
Die Schiffer von der alten Insel flüstern,
Die sich das Meer zur Beute hat erwählet.

Ich sah die Woge, die sich rastlos quälet,
Nach neuem Staub vom Inselleibe lüstern,
Rothschäumend wie ein Roß mit wilden Nüstern,
Bis Meer und Land sich ganz und gar vermählet.

Und geh ich Sonntags an des Meeres Saume,
So läutet hell der Thurm des Inselrandes,
Und leis'res Echo aus dem Wellenschaume,

Als wenn noch eingedenk des heil'gen Bandes
Antwort ertheilten, wie in mattem Traume,
Die Schwesterkirchen des versunk'nen Landes!

* * *

Es schlägt das Meer mit ungestümen Wogen
An dieses Felseneilands dürren Strand,
Der kalte Sturm hält uns auf ihm gebannt,
Schaumwellen hat es rings um uns gezogen.

Und jener wundervolle Friedensbogen,
Der gestern sich mit seinem lichten Band
So tröstend über unser Haupt gespannt,
Der Friedensbote hat uns arg betrogen.

Doch jener Frieden, der von Gottes Gnaden
Um unsre Herzen milde sich gewoben,
Er blieb uns treu an diesen Seegestaden.

Sein Bogen steht im hellsten Glanze droben,
Wie Sterne sich in klarem Aether baden,
Wenn Sturm und Wellen unter ihnen toben.

Ernst Curtius an den Bruder.

Berlin, Ende 1850.

Ich wollte Dir lange schreiben, und so Vieles bewegt mein Herz, was ich Dir mittheilen möchte. Vor allem ist es die Sorge um das Leben unserer geliebten Mutter. Augenblickliche Gefahr ist nicht zu erkennen, aber ob wir noch einmal die theure Mutter gesund und mit klarem Geiste wiedersehen werden, das ist doch zweifelhaft, und vielleicht bleibt als Folge des Schlaganfalles eine Lähmung des Gehirns zurück, wodurch der beste Theil und der geistige Inhalt des Lebens versiegt. Doch wollen wir die Hoffnung auf Genesung noch nicht aufgeben.

Meine Erfahrungen an der Universität haben mich sehr niedergeschlagen gemacht. Zu den römischen Alterthümern meldeten sich so Wenige, daß ich nach der zweiten Vorlesung aufhörte. Die griechische Kunstgeschichte lese ich auf meiner Stube vor einem eifrigen, aber, wie Du denken kannst kleinen Auditorium. Meine griechische Geographie ist sehr stark und eifrig besucht. Trendelenburg machte mich darauf aufmerksam, daß das Bedürfniß nach römischen Alterthümern durch die drei Vorlesungen des letzten Sommers erschöpft sei, und für griechische Kunst ist ja keine Lust da, wenigstens nicht so viel, daß die Jünglinge dafür ihr Geld zu Markte tragen mögen. Ich dachte schon, zur Belebung dieser Studien beitragen zu können, doch dazu bin ich noch nicht weit genug. Auf jeden Fall will ich mich durch die Resultate meiner Privata nicht entmuthigen lassen und ruhig warten, bis sich der rechte Platz für mich öffnet. Die gewonnene Zeit gehört ganz meinem Buche, dessen 14. Bogen gesetzt wird. Ich habe genug zu thun, dem Setzer immer Futter bereit zu halten. Alle wissenschaftlichen Arbeiten aber und alle Privatangelegenheiten

verschwinden vor den ungeheuren heranschreitenden Ereignissen, denen man ins Auge sehen muß. Die ganze Universität wird bald geleert sein, und die Physiognomie der ganzen Stadt ist eine andere geworden. Ich habe Deiner und Amaliens*) dabei immer gedenken müssen, und ich hoffe auch Euretwegen, daß das Schlimmste nicht eintreten möge, obwohl man kaum begreift, wie diese Spannung wieder vorübergehen soll.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

15. November 1850.

Theurer Prinz! Wie könnte ich anders als täglich Ihrer gedenken in diesen Zeiten der verhängnißvollen Entscheidungen! Wie muß Ihnen die Zeit des Harrens und Wartens, die uns Alle drückt, schwer werden, und Ihre Gedanken — wie oft müssen sie von den Studien in das Kriegslager abschweifen, in das Sie so bald gerufen werden können!

Eben war ich bei Ihrem Herrn Vater. Ich fand ihn in großer Aufregung, aber fest und entschieden. Er erzählte mir noch von der letzten Ministerkrisis, dem Ausscheiden von Radowitz, dem Ende des Grafen Brandenburg und von den heftigen Gemüthsbewegungen, in denen der König geschwankt hat zwischen Nachgiebigkeit und Entlassung der Minister, welche nach Verlauf weniger Stunden ihre Meinung vollständig geändert hatten.

Ich hoffe, daß Sie am Rheine wenigstens darin Trost und Freude finden, daß die Provinz in dieser Aufregung der Geister sich mehr als je zuvor preußisch zeigt. Der entscheidende Moment naht unwiderruflich: entweder sinkt Preußen durch Schwäche und Unentschlossenheit von der halb erstiegenen Stufe einer Großmacht herunter zu einem fremden Einflüssen untergeordneten Staate — oder es muß zu seiner Ehre und zur Rettung des protestantischen und verfassungsmäßig geordneten Deutschlands den Kampf wagen, um seinen historischen Beruf zu erfüllen und der Kern eines neuen Deutschlands zu werden. In Sachsen, Hessen, Thüringen sind alle Gemüther bereit, sich mit Preußen zu vereinigen, wenn es den Kampf unternimmt. Oesterreich aber wird gutwillig nichts Ordentliches hergeben, denn es gilt seinen Einfluß in Deutschland,

*) Georg Curtius hatte sich mit Amalie Reichhelm, der Schwester von Auguste Curtius, vermählt.

und eine solche Macht wird ein Staat wie Oesterreich nie freiwillig aus den Händen geben. Also die Entscheidung muß kommen, und bei dem Gedanken kann sich Niemand beruhigen: Preußen kann ja bleiben wie und was es ist. Es sinkt oder steigt, tertium non datur. Will man also den Kampf, so gilt es nur den rechten Moment festzuhalten, denn ohne nationale Begeisterung kann Preußen den Krieg nicht führen, und die Begeisterung läßt sich nicht für beliebige Zeiten einsalzen und aufheben.

Lieber Prinz, ich glaube, Sie stimmen in diesen Punkten mit mir überein und Sie bitten mit mir zu Gott, daß Preußen muthig zu höherer Stellung emporbringe und nicht die Bahn seiner großen Fürsten verlasse. Ein Militärstaat, wie man dies Preußen immer nennt, dessen Ehre nicht gewahrt wird — was bleibt da Gutes? Wenn Cassel auch noch geräumt würde, das würde die Armee, wie Ihr Vater selbst sagte, kaum ertragen. Die Kammersitzungen beginnen in acht Tagen. Die Friedenspartei im Ministerium wird sich schwerlich halten können, wenn man nicht ihr zu Liebe die Kammern auflösen will. Dazu wird aber der König sich schwerlich entschließen, da er selbst gegen diese Friedenspartei gewesen ist und es vielleicht jetzt schon bereut, Manteuffel nicht, statt Radowitz, den Abschied gegeben zu haben.

Auguste Curtius an Julie Gelzer in Basel.

7. December 1850.

. . . Nun bin ich fürs erste gebunden, da ich im Sommer dieselbe Luft, dieselben schweren Stunden, wie Du sie erlebt, durchleben soll. Mir ist, als müßte ich mein Haupt vor Gott beugen, daß er mir diese Gnade erwiesen. Ich leide jetzt sehr viel, ich habe auch den Husten recht heftig wieder bekommen. Aber das schadet Alles nichts, denn Gott gab es mir noch auf Erden zu wissen, was ein inniges, stilles Glück sei. Wie er will, ob diese Erdenwonne noch länger dauert oder ob der Faden kurz abgeschnitten wird, das sage ich Dir, wo ich auch bin, meiner kannst Du mit seliger Freude gedenken.

Ernst Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

30. December 1850.

Mein theurer Prinz! Das Jahr geht zu Ende, das ich mit Ihnen am Rheine begonnen, und da ich diesmal nicht wie sonst

Ihre Hand drücken oder vielmehr von ihr gedrückt werden kann, so nehmen Sie meinen Neujahrsgruß in dieser schwarzweißen Form freundlich auf. Ihr liebes Weihnachtsgeschenk kam am heiligen Abend an und verbreitete große Freude. Meine Frau sagt Ihnen den herzlichsten Dank für die schöne Gabe. Wie gerne wüßte ich, wie Ihnen zu Muthe ist in diesen Tagen, die allen Deutschen, die nicht Oesterreicher sind, schwer aufliegen; einem Prinzen aus dem Geschlechte der großen Kurfürsten und Könige müssen sie doppelt und dreifach schwer sein. Gott gebe, daß Sie ungebeugt der Zukunft entgegengehen, die auf Sie rechnet, daß Sie mit jedem neuen Jahre männlicher und entschiedener seien und immer klarer das Wesentliche vom Unwesentlichen im Leben zu trennen wissen! Gott erhalte und stärke Ihre Gesundheit und verleihe Ihnen einen guten Muth und einen frohen Blick trotz aller Schwarzenberge!

Prinz Friedrich Wilhelm.

Coblenz, 30. December 1850.

Sie können sich denken, daß von dem Augenblicke an, wo ich den Fuß wieder auf deutschen Boden setzte,*) unsere politischen Wirren mich in einer Weise beschäftigt haben, wie selten, und dies ist nicht im Abnehmen gegenwärtig. Wir haben schwere Tage zu überwinden gehabt, und daß das neue Jahr uns nicht rosig scheinen wird, liegt auch außer Zweifel. Nach Dresden**) richten sich alle Blicke erwartungsvoll, denn da soll über eine endliche Gestaltung der brennenden Fragen entschieden werden. Ob es aber daselbst wirklich zu einem eklatanten Resultat für uns kommen wird, welches uns ehrenvoll ohne Krieg zu einer Großmacht erhebt, das vermag wohl Niemand zu entscheiden. Schwerlich kann ich mir Oesterreich so nachgiebig uns gegenüber denken, daß es selbst auf den augenblicklich eingeräumten Punkten bleiben wird und nicht mit neuen Perfidien uns hintergeht. Ich glaube immer, daß über kurz oder lang durch das Schwert endlich die Entscheidung herbeigeführt werden wird, wenn dasselbe energisch geschwungen werden kann.

*) Nach einer Reise in die Schweiz, Tirol, Oberitalien und Südfrankreich.

**) Wo nach der Olmützer Punktation vom 29. November 1850 Konferenzen über die Bundesreform stattfinden sollten. Diese Konferenzen wurden am 23. December eröffnet.

Mich hat diese Zeit sehr ernst gestimmt. Ich denke gar nicht an Vergnügen, jedes Fest, an dem man sonst in der Winterzeit Theil nimmt, ist mir zuwider, und nur die Beschäftigung mit meinen Studien in Bonn und mit der Armee gewähren mir Freude und Trost. Ich bin wirklich sehr besorgt, aber nie lasse ich den Muth sinken. Ich setze alle meine Hoffnungen auf Gott allein, der uns noch nie verlassen und der uns auch aus dieser Noth erlösen wird. Aber es wird harte Kämpfe, schwere Opfer kosten, die Jeder dann willig trägt, wenn sie zum glorreichen Ziele führen.

Wie erhebend war das einmüthige Eilen des Volkes zu den Fahnen, als der König die Armee mobil machte! Wie edel die Begeisterung! Das sind Tage, die meinem Herzen unvergeßlich tief eingeprägt sind, denn ich selbst sah ja deutlich genug, wie willig Jeder kam und keine Bande ihn zurückhalten konnten. Die Rheinprovinz hat es recht bewährt, daß jetzt derselbe Patriotismus sie beseelt gleichwie die alten Provinzen, und so wird sie gewiß auch fortfahren in allen Zeiten, die uns bevorstehen.

In Bezug auf meine Studien habe ich Ihnen noch Einiges mitzutheilen. Ich höre viermal wöchentlich deutsches Privatrecht bei Walter, dreimal Staatsrecht mit den politischen Zeitverhältnissen bei Perthes, fünfmal Abends Politik bei Dahlmann. Mich spricht das deutsche Privatrecht außerordentlich an, und ganz besonders die Stunden von Perthes. Denn er hat in seiner scharfen Weise eine vortreffliche Methode, die Hauptsachen mir einzuprägen, wodurch ich viel lerne und große Freude am Unterricht finde. Loebell, den ich zu erwähnen vergaß, ist auch oft interessant, und ich bin fleißiger als früher.

Ihnen aufrichtig gestanden, fühle ich, daß ich in diesem Jahre doch einige Fortschritte in meiner selbstständigen Entwickelung gemacht habe. Es geht zwar langsam, aber ich merke doch einige Veränderungen, die zwar noch lange nicht genügend sind, aber doch Früchte Ihrer vortrefflichen Ermahnungen sind, und so hoffe ich jetzt rascher vorwärts zu gehen, da ich gemerkt habe, wie ich es machen muß, und selbst fühle, wieviel mir fehlt.

Wir haben Weihnachten in großer, inniger Freude mit meinem lieben Vater gefeiert, es war so heimlich und harmlos im eigenen Familienkreise, und Jeder fühlte es mit uns. Wie froh bin ich, ihn endlich einmal wiedergesehen zu haben.

Ernſt Curtius an den Bruder.

Lübeck, Anfang Januar 1851.

Seit Freitag bin ich hier. Als ich an der Poſt ausſtieg, empfing mich Anton mit der Nachricht von dem Hinſcheiden der Mutter. Ich war ja auf Alles gefaßt, doch übermannte es mich, als ich die Treppen des Hauſes hinaufſtieg, das ſo lange der Mittelpunkt unſeres Lebensglücks geweſen iſt, und als ich den alten Vater, von Schmerz gebeugt, in ſeiner Ecke ſitzen ſah.

Ich bin täglich mit Vater ſpazieren gegangen, habe mit ihm geſprochen und geleſen. Er iſt nicht unwohl und hat ſich in einer feſten Stimmung erhalten, wenn auch oft ſeine tiefen Seufzer verrathen, wie weh ihm im Herzen iſt.

Der Saal unten war durch Decken und Blumen zu einem anſtändigen Raume umgeſchaffen. Dort lag die Leiche unſerer Mutter mit friedlichem Antlitze, aus dem der Tod die Spuren des Alters und der Krankheit verwiſcht hatte. Erſt heute Morgen wurde der ſchwarze Sargdeckel aufgelegt, um uns für immer das vergängliche Bild der Mutter zu entziehen. Auf dem Sarge ſteht die Inſchrift: 1. Theſſ. 4, 14. Wir waren um 5 Uhr auf, um das Haus zu erleuchten und in Ordnung zu bringen. Nach 7 Uhr kamen die Freunde und Verwandten. Sie traten um den Sarg herum, der Choral „Herzlich thut mich verlangen" wurde geſpielt. Dann holten Theodor und ich unſeren Vater herunter, der ſich Lindenberg zur Rechten niederſetzte. Der gute Lindenberg, der uns in Freude und Leid durch das Leben geleitet hat, ſprach darüber, wie Sterben dem Chriſten Gewinn ſei, und dankte Gott für alles Gute und alles Schwere, das die Hingeſchiedene in ihrem Leben erfahren. Seine Worte waren von rührender Einfachheit und Wahrheit, zum Schluſſe fiel der Choral ein: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", und wir führten Vater wieder in ſeine Stube hinauf, um uns dann zum letzten Wege, auf dem wir hienieden unſere Mutter begleiten ſollten, anzuſchicken. An der offenen Gruft ſprach Lindenberg das Vaterunſer und den Segen, und der Sarg ſank hinunter in die Tiefe. Es war ein feuchter Nebelmorgen, düſter und trübe. Wir fuhren raſch zurück. Ich habe auch in Deinem Namen die letzten Kränze und die letzten Grüße der Geliebten nachgeſandt, mein theurer Georg. Wir wiſſen, was wir an ihr hatten. Da war Nichts, was vor der Welt glänzte, aber

ein ſtiller Schatz des innerſten Lebens, eine weibliche Anmuth des ganzen Weſens, eine ununterbrochene und unbewußte Selbſtaufopferung im kleinen und großen, ſo — nicht wahr? — ſo lieben wir ſie und halten ſie in unſerem Herzen feſt.

Vater ſpricht viel von ſeinem nahen Ende; man hört ihn viel halblaut beten, er iſt unbeſchreiblich milde und weich. Doch thut er nichts weniger als ſeinem Schmerze nachhängen, er arbeitet ruhig fort und iſt in ſeiner Unterhaltung oft ganz belebt und vielſeitig.

Welche Weihe liegt in ſolchem Tode! Möge ſie bleiben auf unſerem Leben! Kennſt Du dies wunderbare Gefühl, wenn man vom Friedhofe zurückfährt in die Stadt der Lebendigen? Wie treten da die beiden Welten, denen der Menſch angehört, einander ſo nahe und doch ſo fremd und unvermittelt gegenüber!

Prinz Friedrich Wilhelm.

Bonn, 28. Januar 1851.

Sie werden wohl bereits von Ihrer traurigen Reiſe nach Ihrer Vaterſtadt zurückgekehrt ſein, mein theurer Freund, und in den Armen Ihrer lieben Frau den Troſt und die Erbauung finden, die treue, liebende Seelen mehr als alles andere Irdiſche zu geben vermögen. Laſſen Sie mich nun auch hinzutreten und Ihnen Allen die Theilnahme ausdrücken, die der für Sie empfinden kann, der Sie von Grund der Seele liebt und ſchätzt und Alles, was Ihnen zu Theil wird, in treuer Liebe theilt. Sie wiſſen, welche innige Verehrung ich für Ihr Elternhaus beſitze, ſo lange ich das Glück habe, daſſelbe zu kennen, und mit welcher freudigen Dankbarkeit ich der Stunden gedenke, wo mir die Freude zu Theil ward, im Kreiſe der Ihrigen zu weilen. Ihre ſelige, theure Frau Mutter war für mich ſtets ſo freundlich, ſo aufmerkſam geweſen und hatte ſich immer bemüht, mir den Aufenthalt in Lübeck angenehm und erfreulich zu machen, daß ich für ſie ſtets die größte Verehrung und Hochachtung hegte, und ich verſichere Sie, daß mit dem Gedanken an das gute Lübeck der an Ihre würdigen, theuren Eltern unauflöslich verbunden war. . . .

Gewiß werden auch Sie mit mir den Herrn preiſen, der mich ſo wunderbar vor der drohenden Todesgefahr bei dem Eiſenbahn-

unglück*) beschützte. Seine schirmende Hand waltet sichtlich über unserem Haus; wir erleben alle Augenblicke die größten Gefahren, aber er führt uns immer gnädig hindurch.

Am 18. Januar 1850. (Ordensfest.)

An Auguste Curtius. (Mit einem schwarzen Schleier.)

Es lohnt der König seine Treuen
Mit bunter Zier.
Ich sinne früh, Dich zu erfreuen —
O gönn' es mir!

Nicht Glanz und Schimmer wirst Du loben,
Nicht Band und Stern,
Doch diese Blumen, schwarzgewoben,
O nimm sie gern!

Am vollsten grünt aus schwarzer Erde
Die frische Saat,
Daß sich daran erquicken werde
Was Odem hat.

Es wandelt auch auf schwarzem Grunde
Der stillen Nacht
Der Mond mit glanzerfülltem Runde
In hoher Pracht.

Weissagend füllet er die Räume
Mit seinem Licht,
Und ob die Sonne lange säume,
Sie fehlet nicht.

O laß uns fest vertrau'n auf Jenen,
Der Sonnen lenkt
Und mehr, als wir es ahnend wähnen,
Auch unser denkt.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Berlin, Ende Januar 1851.

... Ja, mein theurer Prinz, dieser Brief hat mir wahrhaft wohlgethan, und ich danke Ihnen vom Herzensgrunde dafür, daß Sie gleich nach Ihrem Unwohlsein an mich gedacht und mir so tröstlich und herzlich geschrieben haben.

Tief habe ich es beklagt, daß durch die Reise mir die Freude, mit Ihnen mich zu unterhalten, genommen worden ist. Daß Sie

*) Zwischen Gütersloh und Brackwede am 21. Januar 1851. Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich Bd. I, S. 113.

meine Frau besucht und mit ihr so herzlich verkehrt haben, habe ich mit Freude gehört. Jedes Zeichen Ihrer Anhänglichkeit ist mir unaussprechlich theuer, und ich weiß, daß eine solche Gesinnung von Gott nicht ungesegnet bleiben wird. Ich denke nicht an meine Person dabei, wenn ich behaupte, daß ein Fürst um so gerechteren Anspruch auf die Ehrfurcht seiner Unterthanen hat, je mehr er selbst denen Pietät und Treue beweist, welchen er sich zur Dankbarkeit verpflichtet glaubt.

Die öffentlichen Zustände sind ja in keiner Beziehung erfreulich. In den Kammern ist kein anderes Leben als das der Parteien, die sich so schroff gegenüberstehen, daß keine Mittelpartei mehr möglich ist. Das ist ein schlimmes Zeichen. Die rechte Seite namentlich der zweiten Kammer hat es darauf abgesehen, die ganze Verfassung und ihr Parlament in Unehre zu bringen. Und eine solche Partei nennt sich die vorzugsweise „Königliche". Für die Kammern ist auch wenig Interesse da, sie leben mechanisch fort, und die Regierung versagt ihnen immer mehr jede Auskunft auch über innere und finanzielle Gegenstände. Inzwischen stehen die Oesterreicher auf Deutschlands Unkosten an der Ostsee, und Preußen hat alle seine Positionen verloren.

Man muß klar sehen, wie die Sachen stehen, aber darum nicht den Muth, die Hoffnung, daß es besser werden könne, sinken lassen. Es ist ja Alles nur ein Antrieb für das jüngere Geschlecht, Kraft zu sammeln und zu üben.

Auguste Curtius an Sophie von May.

18. Februar 1851.

. . . Ich theile Alles mit meinem geliebten Manne, und nun haben wir ein Geheimniß, wir werden ein kleines Kind im Sommer haben. Ernst ist gut und herrlich in Allem, was er thut, und das Schönste ist, daß man ihm anfühlt, festgewachsen an das irdische Leben ist er nicht. Die Schwingen, die ihn himmelwärts bewegen, wachsen immer mehr. . . .

Dieselbe.

14. März 1851.

Die selige Ruhe meines Herzens läßt mich immer wieder den etwas mangelhaften Zustand meines Körpers vergessen. Ich em-

pfinde jetzt leider oft schwer das hohe Treppensteigen und wage es weder Ernst noch dem Arzt zu sagen, da ich durchaus nicht sehe, wie dem Uebel abzuhelfen ist. . . .

So still habe ich kaum je einen Winter verlebt, Tag für Tag, Abend für Abend, mit Mann und Kind zu Haus, um 8 Uhr wird gewöhnlich eine Suppe gegessen, dann geht Lies zu Bette und Ernst und ich lesen Etwas, immer was Bezug auf seine Arbeiten hat. Ernst nennt dies Leben eine paradiesische Freiheit.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

20. März 1851.

. . . Wir haben hier viel Trauriges erlebt, zuletzt den frühzeitigen Tod von Professor Lachmann.*) Erinnern Sie sich noch des wunderlichen Mannes mit den langen, blonden Haaren, der einen Mittag bei Ihnen aß? Ich erzählte Ihnen noch von seinen Verdiensten um das Nibelungen-Lied. Es war eine schroffe Persönlichkeit, aber aus einem Gusse, edel und wahr, und ein Gelehrter von solchem Umfange und solcher Klarheit des Wissens, wie es nicht leicht einen zweiten gibt. . . .

Mögen Sie unter allen Eindrücken und Erlebnissen des Lebens an innerer Kraft und Entschlossenheit zunehmen! Lassen Sie keinen Morgen zum Abend werden, ohne etwas Bestimmtes und Bedeutsames gelernt, ohne einen Grundsatz Ihres Lebens neu befestigt, ohne einem Ihrer Mitmenschen etwas Gutes erwiesen zu haben! Ich bitte täglich um Gottes Segen für Alles, was Sie thun.

An den Bruder.

21. März 1851.

. . . Montag haben wir unseren Meister bestattet. Es war ein erhebendes Trauerfeld. Nur wirklich Leidtragende waren beisammen, die Elite des gelehrten Berlins, Jünglinge, Männer und Greise, deren weißes Haar im Winde flatterte, als Buttmann den Segen über das offene Grab sprach. Buttmann, der Mitherausgeber des neuen Testaments, sprach kräftig und zu Herzen.

Er hat seinen Tod nicht vorhergesehen, obgleich er meist klar war bis zu den letzten Tagen. Er war immer mit wissenschaftlichen Deduktionen beschäftigt, ein paar Mal hat er halb im Traum

*) Starb am 13. März 1851.

gefragt: „Wo ist denn der Beweis?“ Haupt sagte ihm: „Ein Beweis ist nicht da.“ „So ist es eine Dummheit!“

Mein Buch steht bei Bogen 27, noch drei bis vier — und der erste Band ist fertig. Ich habe in die Anmerkungen eine Menge Philologisches hineingearbeitet, auch eine ganze Reihe von Textverbesserungen, die ich größtentheils Meinecke vorgelegt habe. Hoffentlich werden die Philologen dies anerkennen und mein Buch nicht zu den dilettantischen Kabinettsstücken der Wissenschaft rechnen.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Coblenz, 19. April 1851.

... Ich bin nun wieder bei den Meinigen, nachdem ich drei Wochen länger, als der Beginn der Ferien liegt, in Bonn geblieben war und dort lernte.

Blicke ich auf das beendete Semester zurück, so kann ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich fühle, daß ich einige Fortschritte gemacht habe. Ich habe mich besser ins Arbeiten finden können und durch genauere Bekanntschaft mit den Lehrern manche Erleichterung in den Privatissimen gefunden. Vorzüglich fühlte ich dies bei dem guten Perthes und bei Walter. Sie werden begreifen, wie Perthes mir der Liebste von allen Bonnern ist. Ich stehe mit ihm gerade so, als wäre er mein Lehrer von Kind auf gewesen. Dazu trägt seine Individualität viel bei, da er mit offenem, geradem, ächt deutschem Benehmen mir gegenübersteht, mich auf meine Fehler aufmerksam macht und lobt, wo er's passend findet. Nie werde ich dankbar genug dafür sein können, daß, nachdem Sie fort waren, unter meinen Lehrern ein solcher sich fand, der für mich so geeignet war. Wir haben sowohl die politischen Verhältnisse bis 48—50 als auch die Stellung der politischen Parteien beendigt. ...

Ernst Curtius an den Bruder.

Berlin, Sommer 1851.

Ich brauche Dir nicht erst mein Buch*) zu empfehlen. Es ist ein Stück meines Lebens, ein Theil von mir; es ist mit einer Wärme geschrieben, wie wohl selten ein historisch-philologisches Werk geschrieben wird, darin liegt sein Vorzug, vielleicht auch seine Unvoll-

*) Peloponnesos — eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. 1. Gotha 1851.

kommenheit. Ich denke, weiß Gott, nicht zu hoch von dem Werke, bin auch noch viel zu sehr mit demselben verwachsen, um ein Urtheil zu haben, aber ich habe das frohe Gefühl, daß ich in einem solchen Werke meinen Beruf erfülle, daß das mir Gegebene und von mir Erworbene darin zum allgemeinen Besten zur Anwendung kommt, und daß die lebendige Anschauung und Aneignung des klassischen Alterthums auf eine neue Art gefördert wird. Hier erscheint das Leben der Alten als ein natürlich gewachsenes und ganzes, nicht nach den abstrakten und deshalb das Verständniß störenden Gesichtspunkten einzelner Disciplinen, Mythologie, Geschichte, Archäologie u. s. w. zerspalten.

Mein Turnverein hat sich dieses Jahr sehr gehoben. Ich habe den neuen Akademiker Dr. Dubois-Reymond, der hier Docent ist und sich durch seine physiologischen Forschungen ausgezeichnet hat, gewonnen, der sehr eifrig Theil nimmt, auch mehrere Studenten, die trefflich turnen. Als Turnraum haben wir einen dicht beschatteten Garten, in welchem wir uns Mittwoch und Sonnabend um 7 Uhr treffen.

Morgen wird schon Alles für den Empfang des Kindes eingerichtet. Es wird, so Gott will, in der Raphaelecke das Licht der Welt erblicken, also einerseits sich gleich von den beschränkten Verhältnissen eines deutschen Gelehrten überzeugen, anderseits durch Kunstanschauungen über die Enge der Räume sich erhoben fühlen. Es liegt etwas Wunderbares in der Liebe, die man für ein noch ungeborenes Kind empfinden kann! Diese Elternliebe im eigenen Herzen gibt eine Ahnung von einer anderen, von der göttlichen Liebe, die auch mit ihren Gedanken nicht gewartet hat, bis der Mensch geschaffen war.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

7. Juli 1851.

Mein theurer Prinz! Mit inniger Freude zeige ich Ihnen an, daß meine liebe Frau mir heute Mittag um 1/2 1 Uhr einen gesunden Knaben geboren hat, dem es, wie seiner Mutter, Gott sei Dank! gut geht. Ich weiß, daß Sie unsere Freude aufrichtig theilen, darum eile Ich, Ihnen zuerst diese Nachricht zu übersenden, und bitte Sie, nun dem Kinde ein Plätzchen in Ihrem Herzen einzuräumen.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Potsdam, 8. Juli 1851.

Aus der Tiefe meines Herzens eile ich, Ihnen zu dem frohen Ereigniß in Ihrer lieben Familie meine allerbesten Glückwünsche darzubringen. Möge Gott Ihren Sohn in seinen Schutz nehmen und ihm seinen Segen zu allen guten Werken verleihen! . . .

Gott sei gelobt, daß er Alles so gut hat ablaufen lassen, und gebe er jetzt Ihrer lieben Frau Gesundheit und Kraft zurück, daß sie die Freude an ihrem lieben Söhnchen recht ungestört genießen könne! . . .

An Sophie von May.

11. Juli 1851.

Wir haben eine schöne, heilige Zeit mit einander verlebt. Wir haben das wundervolle Geschenk Gottes in gemeinschaftlicher, dankbarer Freude empfangen und fühlen uns neu verbunden.

Ich halte täglich mit Freuden meine Vorträge vor einer empfänglichen Jugend in der nahen Universität und kehre jedesmal mit Herzklopfen zurück, um Frau und Kind wiederzusehen.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

10. August 1851.

Geliebter Prinz! Sie haben meine Freude getheilt, theilen Sie auch meinen Schmerz! Meine geliebte Frau ist in dieser Nacht verschieden — ganz plötzlich und unerwartet. Ich stehe wieder allein im Leben da — mit den zwei Kindern!

Bitte schreiben Sie es Ihren Eltern; ich kann nicht.

Sonntag früh 3 Uhr.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Potsdam, Sonntag, 10. August 1851.

Soeben erhielt ich Ihre traurigen Zeilen, mein theurer Freund! und beeile mich, Ihnen meine tiefste Betrübniß über diesen schweren Schlag der göttlichen Vorsehung auszusprechen. Viel Worte kann ich nicht machen, das wissen Sie, aber das kann ich Ihnen sagen, daß mich diese Nachricht so tief erschüttert hat, als wäre mir jemand der Meinigen entrissen worden! . . .

Der Segen der Verklärten wird Sie begleiten, und von dort wird sie mit ihren Gebeten die Schritte des Gatten und der Kinder leiten, bis einst unser Aller Stunde schlägt.

Nehmen Sie, theurer Curtius, aus diesen dürftigen, eiligen Worten, die aber aus treuem, theilnehmendem Herzen kommen, den Ausdruck meiner innigsten Theilnahme entgegen und seien Sie der treuesten Fürsorge für Sie und Ihre armen Kinder versichert von Ihrem tief betrübten treuen Freunde

Friedrich Wilhelm.

Alexander von Humboldt.

12. August 1851.

So folgte denn in diesem dunkeln Irrgange des Lebens, mein theurer Curtius, das herbste Leid auf Freude und Hoffnung. Wo soll ich Worte hernehmen, Ihnen zu sagen, wie ich von Ihrem Schmerze — dem gräßlichsten, der Zerstörung des festgegründeten häuslichen Glücks — mich ergriffen fühle. Die Trauer ist allgemein, auch da, wo man die seltenen Geistes- und Herzensgaben der Hingeschiedenen nicht persönlich kannte. Mögen Sie die Kraft haben, sich zweien Liebespfändern zu erhalten! Trost steigt nur von oben herab, denn an die Linderung, welche die Zeit geben soll, glaube ich längst nicht mehr. Ich beschwöre Sie, nicht zu antworten, mir aber eine Liebe zu bewahren, die mir um so theurer ist, als ich weiß, daß ich unabläßig sie zu verdienen strebe.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Sonntag, 31. August 1851.

Mein theurer Prinz! Sie haben mich durch Ihre freundliche Zusage sehr erfreut. Ihrem Wunsche gemäß habe ich die Taufhandlung auf den Nachmittag, und zwar 6 Uhr, angesetzt. . . . Ich danke Ihnen schon jetzt, daß Sie im Andenken an meine selige Frau und in treuer Anhänglichkeit an Ihren Lehrer mein Kind auf Ihren Armen der Kirche Christi darbringen wollen, welche auch das mutterlose Kind nicht vergessen wird. Gott erhalte Sie gut und rein, mein theurer Prinz!

An Sophie von May.

31. August 1851.

. . . Ich habe mich weder von den durch Augustens Liebe geheiligten Räumen noch von den Kindern trennen können. Ich habe

rüstig mein Tagewerk, das auch ihr so lieb war, wieder begonnen und lasse jetzt den zweiten Band meines Werkes drucken. Von da gehen meine Gedanken immer in mein eheliches Leben zurück, und ich denke und fühle alles Erlebte durch bis zu den letzten Worten, die sie zu mir sprach: „Ernst, ich sehe Dich nicht mehr." Ich denke an sie mit tiefster Wehmuth und schmerzlicher Sehnsucht, aber Gott sei Dank, mit Ruhe und Ergebung. Nichts Bitteres stört mir ihr Andenken. Wir haben in treuester Liebe für und in einander gelebt. Gott weiß, warum dieses Band so früh zerrissen werden mußte. Auguste fühlte immer, daß sie nicht lange auf Erden bleiben würde; sie wollte immer „nur noch ein wenig bei mir und dem Kinde bleiben".

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

10. September 1851.

Mein theurer Prinz! Mein Herz treibt mich, Ihnen noch einmal meinen Dank auszusprechen für die Freude, die Sie mir und den Meinigen am Tauftage gemacht haben. Die ganze wehmüthige Feier hat mir eine sehr wohlthätige, tröstliche Erinnerung zurückgelassen, und daß Sie so gern in einem einfach bürgerlichen Kreise verkehren, daß Sie sich unbefangen unter uns bewegen, ohne Jemanden zu beengen, das freut mich so sehr. Gott erhalte Ihnen diesen einfachen, natürlichen Sinn! . . .

An den Bruder.

Ende September 1851.

In diesem Augenblick habe ich mein Manuskript für Elis fertig gemacht und eile jetzt zu Dir, um Dir für Deinen Brief vom 12. herzlich zu danken und zugleich für alle Bruderliebe, die Du mir erzeigt hast, für Euer Kommen und Euern ganzen Besuch, durch den mein persönliches Leid erleichternde Theilnahme und gleichgestimmte Mittrauer fand. Ich habe mehr zu tragen und zu kämpfen, als mir die Menschen vielleicht ansehen, denen ich gleichgültig erscheinen mag, weil sie mir gleichgültig sind. Es ist oft recht dunkel und trübe in mir, und zum ersten Male fühle ich die über uns verhängte Ungewißheit über das Seelenleben nach dem Tode wie eine schwere ängstigende Last. Ich hatte mich so schnell und so ganz in ein häusliches Leben hineingewöhnt, daß ich nie ohne Wehmuth mir des Abends die dunkle Stube aufschließe, und

auch bei der Arbeit vermisse ich unabläſſig Auguſtens liebenswürdige Theilnahme. Ich arbeite jetzt mit einem haſtigen Ungeſtüm, mich ſelbſt zu vergeſſen, und oft zu ſpät gewahrend, daß die eigentlich produktive Arbeitskraft längſt erſchöpft iſt.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Bonn, 8. December 1851.

Mein lieber Curtius! Schon lange hatte ich Ihnen einige Worte von hier zugedacht, ohne die gehörige Muße dazu finden zu können. Heute bietet ſich endlich einmal eine gute Gelegenheit, und ſo laſſen Sie mich Ihnen Etwas erzählen, wie es mir hier geht!...

Ich finde viele Freude an den diesmaligen Kollegien, die ich höre. Perthes iſt in- und außerhalb der Unterrichtsſtunden für mich lehrreicher als je, und ich ſuche freudig jede Gelegenheit auf, mit ihm zu ſprechen. Loebell ſagt mir in der Litteratur-Geſchichte viel mehr zu wie in der Kultur und lieſt mir ab und zu Stellen aus den Schriften derjenigen Männer vor, die er gerade behandelt.

Bauerband, ſonſt, wie Sie wiſſen, ſchüchtern und in ſich gekehrt, wird jedesmal Feuer und Flamme, wenn er mir das Kriminalrecht vorträgt, man fühlt ihm an, wie ſehr er den Stoff beherrſcht, denn er trägt ungemein klar und anſchaulich vor. Jedoch iſt es nicht ganz leicht, ihn zu fragen, denn derartige Unterbrechungen ſcheinen mir ihn zu ſtören. Dennoch intereſſirt mich dies Thema ſehr, umſomehr, als ich dabei das neue preußiſche Strafgeſetzbuch kennen lerne.

Hälſchner im Völkerrecht trägt auch recht fließend vor, doch habe ich bei ihm am meiſten Schwierigkeit, zu folgen, weil er, ſcheint mir, nicht ſo gewohnt iſt, privatim zu dociren, wie die Anderen.

Eigenthümlich, aber doch lehrreich iſt Fiſchers Unterricht über Fortifikation. Ungewohnt zu lehren, fühlt man ihm die Mühe an, die er ſich gibt, es mir klar zu machen und ſeine ſo erregbare, über ſich ſelbſt aufbrauſende Natur zu bezähmen. Auch lerne ich bei ihm ohne Frage, leicht iſt's aber nicht.

Das wäre ein kleiner Ueberblick über die Studien, wozu noch der viermal wöchentlich ſtattfindende Reitunterricht mit den Officieren des 8. Ulanen-Regiments kommt, der mir große Freude macht, denn in der Geſellſchaft von 14 Officieren geht es munter zu.

Die Geselligkeit ist ganz bedeutend gehoben worden durch den Aufenthalt des liebenswürdigen fürstlich Wiedschen Ehepaares, wo alle Mittwoch offenes Haus gehalten wird und man sonst oft Abends hingehen kann. Da ist es denn äußerst gemüthlich und gesellig.

Eine gar angenehme Bekanntschaft ist mir die Professor Klaussen geworden, die Sie ja gut kennen und die eine gar geistreiche, liebe Frau ist. Von Ihnen haben wir viel gesprochen, was uns sehr erfreulich war, und ich sehe sie immer bei der Fürstin. Dann ist Bunsen wieder hier, den ich so gern habe, wie Sie wissen, ferner unser alter Bekannter Abel, unverändert derselbe, und Roggenbach! der aber leider bald wieder weggeht. Letzterer ist ein ganz ausgezeichneter junger Mann, der für seine Jahre wirklich sehr entwickelt ist. Dabei ist er für Preußen geneigt, und möchte ich wohl, daß er in unsere Dienste käme. Brandis ist wohler, aber ich finde ihn doch magerer und nicht natürlich gesund aussehend, während sein jüngster Bruder unheimlich groß in die Höhe geschossen ist.

Weihnachten ist vor der Thür, und wie lange dauert es dann noch, so ist meine Studienzeit hier um! Wie die Zeit vergeht!

Doch für heute muß ich enden. Leben Sie wohl, lieber Curtius, und grüßen Sie Elisabeth von mir, und meinen kleinen Pathen, wenngleich er's noch nicht versteht, von

Ihrem aufrichtigen Freunde

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

30. December 1851.

... Sie haben ein reiches Jahr hinter sich. Gott gebe Ihnen ein reicheres neues, welches Sie mehr und mehr zu einem Manne heranbildet, auf welchen wir Alle mit Freude und Vertrauen blicken können.

Alle Charakterbildung beginnt damit, daß man genau weiß, was man unter keinen Umständen thun werde, daß man allem Scheine, aller Weichlichkeit und Schwäche absage. Ist man sich darin klar und sicher, dann wird das, was man in einzelnen Fällen zu thun hat, auch klar werden, dann bildet sich auf fester Grundlage ein fester männlicher Wille.

So möchte ich Sie, mein theurer Prinz, von Jahr zu Jahr erstarken sehen zu allem Guten. Ich danke Ihnen für den Trost

und für die Freude, welche ich in dem vergangenen Jahre von Ihnen erfahren habe, und bitte Sie, daß Sie Ihren Lehrer auch ferner als Ihren Freund betrachten mögen!

An den Bruder.

Berlin, 2. Januar 1852.

Ich will keinen weiteren Tag dieses Jahres ins Land gehen lassen, ohne Dir, mein theurer Georg, die brüderliche Hand zu reichen und Dir alles Gute aus vollem Herzen zuzurufen. Mögen die Mißtöne, welche in Deinem letzten Briefe zuerst laut wurden, Dir nicht Deine so reich gesegnete Thätigkeit verleiden. Gutes zu thun und den Menschen die höchste Wohlthat zu spenden, die Einer dem Anderen geben kann, Erweckung des geistigen Lebens, ist Dir so reiche Gelegenheit gegeben. Erfreue Dich dieses Glückes, bis die Zeit kommt, wo etwas Anderes und vollkommen Neues Dir zu Theil wird. Laß uns Beide, in so fern von einander liegenden und verschiedenartigen Kreisen, doch in einträchtigem Geiste zusammenwirken wie zwei Apostel einer guten und großen Sache.

Ich danke Gott, daß ich nach allem Leid dieses schweren Jahres, das uns das Elternhaus und mir den eigenen Heerd verödet hat, doch mit frischer Kraft vorwärts streben kann. Ich preise Gott für die nicht genug zu erkennende Wohlthat, daß ich mit aller Muße und durch keine Lebenssorgen geängstigt den liebsten Beschäftigungen, dem täglichen Umgange mit den Werken des Alterthums, leben kann, und daß mich kein Ehrgeiz quält nach irdischen Dingen. Ich denke oft mit tiefster Beschämung daran, wie ich doch nie ein solches Leben habe erwarten können. Was ich mir wünsche, eine wirksame Lehrthätigkeit, das wird auch schon kommen. Wenigstens kann ich mir sagen, daß die Hindernisse nicht in mir liegen.

Alexander von Humboldt.

9. Januar 1852.

Ich werde, mein theurer Curtius, gewiß die Freude haben können, Sie morgen zu hören, da wir heute Abend schon Potsdam verlassen. Der König, dem ich Ihr schönes Bild und Ihre Topographie von Olympia noch heute Morgen vor seiner Jagd geben werde, hat auch gestern schon, sich des Genusses von Ihrem anmuthigen „Naxos" erinnernd, großen Wunsch gezeigt, Sie zu hören, früher zu essen oder früher in Charlottenburg von der Tafel

aufzustehen. An seinem Interesse und guten Willen wird es gewiß nicht fehlen. Da ich aber aus Erfahrung über die Ausführung aller von Raum- und Zeit-Kategorien abhängenden Dinge immer etwas ungläubig bin, so rathe ich Ihnen doch, zur gewöhnlichen Zeit, 1/2 8 Uhr, zu beginnen.

Mit alter, freundschaftlicher Anhänglichkeit

Potsdam, Freitags. Ihr A. v. Humboldt.

Derselbe.

11. Januar 1852.

Der böse Schneefall hat mich, theurer Freund, heute Morgen gehindert, bei meiner großen Heiserkeit Sie zu besuchen und Ihnen zu sagen, wie freundlich und sinnig nicht blos der König, sondern auch die Königin mir aufgetragen haben, Ihnen zu danken „für den genußreichen Abend", den Ihr Vortrag Beiden verschaffte. Der König sagte, er wisse nun nicht mehr, ob er Ihr Naxos vorziehen solle, hier hätten Sie tiefer in die Sinnesart des Griechenthums und in das eindringen können, was das Gefühl für das Schöne in einem Volke hervorbringe, bei dem es gleich mächtig Alles beherrsche. Es sind fast seine Worte. In der neuen sogenannten Kultur „denke man sich bei Schönheit immer nur Anmuth". Sie sehen, er war auf Ihrem Wege. Dabei lobte er mit großer Liebenswürdigkeit die Einfachheit und beschreibende Klarheit Ihrer Diktion, die Wohlredenheit, die ihm ein Bild gebe, nun erst könne er sich ein solches von Olympia entwerfen. Bei ihm erhält sich nun Ihr Bild unvertilgbar fest. Beim Weggehen sagte er: „Nun werde ich mit einer Sparbüchse umhergehen und für die Ausgrabungen sammeln." Mit einem Zehntel dessen, was in Potsdam an Theehäusern vertändelt wird, ließe sich viel ausgraben.

Ihr A. v. H.

Ihr Vortrag hat gemacht, daß ich in einer Nacht wieder in Ihrem herrlichen Peloponnes die ganze Einleitung und ganz Arkadien mit allen Noten gelesen habe.

Ernst Curtius an den Bruder.

17. Januar 1852.

... Mein „Olympia" wird Dir nächstens zukommen. Der Druck ist beendet. Außer dem, daß mir die zwei Bogen acht Friedrichs-

d'or eingetragen haben, habe ich auch andere Freude daran gehabt. Die wahrhaft Gebildeten sind lebhaft ergriffen worden. Ich bin schon mit einem kurzen Mémoire über eine Expedition nach Olympia beschäftigt.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Bonn, 30. Januar 1852.

Mein theurer Freund! Mein erster Brief in diesem neuen Jahre, der Ihnen auch meinen allerherzlichsten Glückwunsch bringen soll, geht recht spät von hier ab. Verzeihen Sie es aber einem von der rauschendsten Geselligkeit Geplagten, wenn er durch diesen Umstand noch immer fast keine freie Zeit für sich hat.

Doch nicht minder herzlich gedachte ich Ihrer beim Jahreswechsel, der Ihnen ein besseres als das traurig verstrichene bringen möge! Das wolle Gott Ihnen gnädig verleihen! Ebenso dachte ich am 10. an Sie und sah Sie im Geiste auf dem wohlbekannten Katheder in weißer Halsbinde. Gleichzeitig gab ich hier ein großes Fest von 400 Personen, das durch meine lieben Eltern verherrlicht ward. Viel herzlichen Dank für Ihr „Olympia", das ich in diesen Tagen beginnen will, wo einige Ruhe in Aussicht ist. Glauben Sie aber nicht, daß Ihr Peloponnes im großen Schrank steckt; er begleitet mich überall unter meinem Pulte. Daß Ihre lieben Kinder munter sind, freut mich sehr. Gott gebe Ihnen stets dieselbe Freude an den Kindern!

Die Zeit des Scheidens aus dem fast dreijährigen Aufenthalte rückt heran. Schwer wird mir die Trennung von Perthes werden, an den ich mich von Stunde zu Stunde mehr anschließe; jedes Gespräch mit ihm ist mir lehrreich, und sein großes Interesse an meiner Bildung und Fortentwickelung thut mir wohl und spornt mich auch an, da er mich auf meine Fehler wohl aufmerksam zu machen weiß.

Ueberhaupt muß ich Ihnen gestehen, lieber Curtius, fühle ich es selbst, daß ich gerade in diesem Winter hier in meiner inneren Entwickelung wacker vorwärts schreite. Alle Augenblicke fallen mir nun vernünftige Gedanken ein, als fielen mir Schuppen von den Augen, gar manche Erfahrung im häuslichen und öffentlichen Leben läutert meinen Blick und läßt mich das Leben in seinen Vollkommenheiten und eng damit verbundenen Uebeln erkennen.

Somit werde ich auf die Jahre meines akademischen Lebens immer mit Dankbarkeit gegen Die zurückblicken, welche dasselbe veranlaßten. Denn ich habe gelernt, viel erfahren, und durch eine freie Stellung habe ich die menschlichen Verhältnisse in einem ganz anderen Lichte kennen gelernt, als es in einem ruhigen Daheimsitzen möglich gewesen wäre. Alt und Jung trat mir in seiner alltäglich lernenden und lehrenden Thätigkeit entgegen, und wenn hier auch meistens Theoretisches getrieben wurde, so kann eine später gründlich angewendete Praxis noch großen Segen verleihen.

Sagen Sie mir aber, Geibel heirathet! und ist nach München berufen. Es soll mich herzlich freuen, wenn ihm eine Stellung würde, die ihm gefiele und die ihm Stoff und Zeit zum Dichten böte! . . . .

Ernst Curtius an den Bruder.

Berlin, April 1852.

. . . Heute war der junge Prinz hier und saß eine halbe Stunde bei mir. Sein lebhaftes Gespräch bewies mir zu meiner Freude, daß er wirklich innerlich fortgeschritten ist, daß er freier und klarer sieht und dabei seine kindliche Unbefangenheit sich bewahrt hat. Es war eine frohe Stunde für mich, da ich ihn so wiederfand.

An den Bruder.

Himmelfahrtstag 1852.

. . . Kaum freue ich mich auf die Erholung von angestrengter Schriftstellerei, so kommen schon neue Versuchungen. Die Weidmannsche Buchhandlung, durch den Erfolg ihrer Ausgaben ermuthigt, will die Hauptdisciplinen der Alterthumswissenschaften von einer Reihe von Gelehrten bearbeiten lassen und hat mich aufgefordert, die Griechische Geschichte zu übernehmen in etwa drei Bänden, entsprechend der Römischen Geschichte von Mommsen, die in Arbeit ist, der Mythologie von Jahn u. s. w. Ich erwiderte, daß ich ein solches Anerbieten unmöglich ablehnen könne, aber daß ich „Zeit lassen" zur Bedingung machen müsse. Das nächste Jahr, vom Herbste an gerechnet, sei den Inskriptionen*) gewidmet. Darauf schrieb man mir wieder, daß man schon über meine Geneigtheit erfreut sei.

*) Ernst Curtius hatte für die Akademie der Wissenschaften die Redaktion des Schlußbandes des Corpus Inscriptionum Graecarum übernommen.

An denselben.

Mitte Juni 1852.

... Ich sitze so im Arbeiten, daß ich kaum herauskomme, bei Tage fast nie. Meine Kollegien nehmen mich sehr in Anspruch und zugleich die Redaktion von Korinthia.*) Auch ist's mir so öde im Hause, daß ich fast mit blinder Hast mich in die Bücher stürze. Nun, bis zum Herbste werde ich's wohl aushalten.

An denselben.

Anfang Juli 1852.

Ich lebe nun ganz allein hier, mag auch Niemanden besuchen, und in den leeren Räumen umgeben mich die Bilder glücklicher und schwerer Tage. Mittwoch wird es ein Jahr, da Auguste, aller Schmerzen vergessend, mir sagte: „Nun habe ich auch Dir Etwas schenken können!" Es war der Gipfel des kurzen Glückes.

An denselben.

19. Juli 1852.

Seit es nach dreiwöchentlicher Dürre endlich gedonnert und geregnet hat, und seit auch in den Anmerkungen zu Argolis endlich alle schwierigen Punkte überwunden sind, athme ich neu auf und schlürfe schon eine Art Ferienluft, obgleich ich voraussichtlich noch sechs gute Wochen an meinen Schreibtisch gefesselt sein werde.

An denselben.

Lübeck, 9. Oktober 1852.

Mein lieber Georg! Nachdem wir in Berlin und in Göttingen**) in naher Gemeinschaft mit einander haben verkehren können, hat uns das Schicksal von neuem auseinandergerissen — doch hoffentlich nicht ohne den bleibenden Gewinn uns zurückzulassen, daß wir von neuem unserer brüderlichen Uebereinstimmung in allen wesentlichen Punkten unseres Strebens und Denkens gewiß geworden sind.

Sonntag Nachmittag nach einem fröhlichen Symposion bei dem trefflichen Professor Baum, wo Schömann, Hanssen, Waitz u. A. waren, fuhr ich mit Ullrich und Classen nach Hannover. Von Harburg machte ich einen Abstecher nach Moorburg, wo ich

*) Das Schlußkapitel der Peloponnes Bd. II.
**) Bei der Philologen-Versammlung.

in dem stillen Pfarrhause von dem Getümmel von Göttingen und der Nachtreise mich ausruhte. Dienstag fuhr ich nach Hamburg, wo ich mich bis 5 Uhr umhertrieb, um nach 9 Uhr in der Fischstraße anzulangen.

Ich habe hier vorgestern in den altverehrten Räumen der Eröffnung des Winterhalbjahres beigewohnt. Die Vormittage benutze ich zum Aristophanes, Mittags und Nachmittags gehe ich mit Vater spaziren und suche mit den alten Freunden frühester Jugend zu verkehren. Ich bin immer in einer bewegten Stimmung, wenn ich in dieser Stadt umhergehe.

An denselben.

Berlin, 26. Oktober 1852.

Heute habe ich des gestrigen Wahltages wegen erst anfangen können zu lesen. Für die alte Geschichte hatten sich einstweilen nur vier eingefunden, Einige kommen wohl noch, aber kümmerlich ist und bleibt es. Dagegen waren im Aristophanes gegen 30 Leute. Morgen Abend beginne ich die philologischen Uebungen mit Pindar. Das Verhältniß der Zuhörerzahl bleibt ein ewiges Räthsel. Mein bestes Kolleg bleibt das erste, da ich ganz unbekannt hier ankam, um über römische Alterthümer zu lesen. Auch als ich zuerst alte Geschichte las, hatte ich doch 20 Zuhörer. Was hilft's! Man muß sich nicht abschrecken lassen, man muß sich in Resignation darauf vorbereiten, einmal die Alten zu ersetzen, und sich einstweilen damit begnügen, daß man doch noch viel mehr zu lernen als zu lehren hat.

Andererseits habe ich eine erfreuliche Anerkennung gefunden. Gestern, nachdem wir um 4 Uhr Anna*) zu Ehren hier gegessen hatten, in Gesellschaft von Anna Neander und Wilhelm Wattenbach, ließen sich Gerhard und Pertz melden. Sie traten mit einiger Feierlichkeit ein und brachten mir die Kunde, daß soeben die historisch-philosophische Klasse der Akademie der Wissenschaften mich mit großer Majorität (19:2) zu ihrem Mitgliede erwählt habe. Die Wahl wird übermorgen über acht Tage vor das Plenum gebracht und dann, im Falle der Bestätigung, dem Könige vorgelegt. Zum Glück hatte ich von der ganzen Sache keine Ahnung, ich war

*) Die Schwägerin Anna Reichhelm, deren Geburtstag am 25. Oktober war.

vollständig überrascht. Lepsius hat mich vorgeschlagen, lächerlicher Weise hat er am Wahltage ganz vergessen, hinzugehen.

Ich habe ein trauriges Gefühl dabei, als müßte es doch nicht besonders mit deutscher Wissenschaft bestellt sein, wenn Leute wie ich schon in den Ausschuß der Gelehrsamkeit eintreten sollen.

Weidmanns haben ihren Antrag wegen der Griechischen Geschichte erneuert und eine nahe mündliche Besprechung in Aussicht gestellt. Wenn man mich nicht durch feste Termine drängt, so werde ich darauf eingehen, umsomehr, da ich an Attika nicht sofort denken kann. Heute aß Anna bei uns, und nach Tische fuhren wir nach dem Kirchhofe hinaus, wo nun das Kreuz über dem Grabe meiner Auguste aufrecht steht zwischen den fallenden Blättern. Es war rechtes Kirchhofswetter. Das Kreuz ist sehr schön geworden und seine Worte: „Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft" haben für mich etwas unglaublich Erhebendes. So etwas kann kein menschlicher Verstand sich ausdenken, das sind Klänge aus der Ewigkeit. Eine unbekannte Liebeshand hatte ein Myrthenbäumchen auf den Grabhügel gepflanzt, den ein höherer Lebensbaum überragt.

. .

An denselben.

3. December 1852.

Ich schäme mich fast, Dir nach so langem Schweigen zu schreiben. Mir ist in dieser Zeit so viel durch den Kopf gegangen, ich habe der reellen Arbeit so viel gehabt, daß ich Entschuldigung verdiene. Man denkt immer, man gehe ruhigeren, gemächlicheren Zeiten entgegen — und dann kommt immer Neues und Unerwartetes, die Zeit des Ausruhens wird nie erreicht. Die Vorlesungen halten mich ordentlich in Athem. Aristophanes ist ganz gut besucht, ich gehe rasch vorwärts, so daß ich nach einer Einleitung über die Geschichte der attischen Komödie doch schon bei der Parabase angelangt bin. In der alten Geschichte sind freilich nur acht, doch betrachte ich solche Vorlesungen wie Studien, und oft fühle ich mich in der That bedeutenden Fragen der Geschichte gegenüber noch so wenig vorbereitet, daß ich mich freue, wenn nicht zu viele die Katheder-floskeln hören, mit denen ich die Lücken eigener Forschung, die mir oft während des Vortrages gähnend aufklaffen, kümmerlich verhülle. Von wie wenig Dingen kann man mit gutem Gewissen sagen: das habe ich bis auf den Grund selbständig durchforscht!

Ich habe nun wieder zu eigener Belehrung das ganze vorgriechische Alterthum encyklopädisch durchgenommen und behandle jetzt die griechische Geschichte als Vorstudien meiner „Geschichte der Griechen", über die ich in diesen Tagen den Kontrakt abschließen werde. Weidmanns haben sich sehr anständig benommen und ich konnte nicht ablehnen, obwohl es mir schwer genug wurde, eine solche Arbeit auf meine Schultern zu nehmen.

Aus Lübeck lauten die Nachrichten gut. Vater ist sehr rüstig, wenn er auch seiner Augen wegen das Klavierspiel hat aufgeben müssen, was für die Hausgenossen nicht, aber für ihn Verlust und Entbehrung ist.

An denselben.

9. December 1852.

. . . Wir leben hier in aufgeregten Zeiten, aus denen ich Vieles berichten könnte. Das Merkwürdigste daraus schloß sich an Claras Geburtstag an, denn am Vorabende des Festtages ereignete es sich, daß zwei Menschen, die lange, wenn auch nicht kalt, doch still neben einander hergegangen waren, sich in der Breiten Straße Nr. 14 allein im Zimmer zusammenfanden. Das Thermometer stand auf 16 Grad, das Barometer auf „schwül", die Stimmung war drückend — zur Zerstreuung wurde die Parabase aus den „Fröschen" vorgelesen. Die Schwüle stieg — nach einigen Minuten sah man beide Individuen in einer Umarmung begriffen, welche nicht geeignet war, das Thermometer sinken zu machen, und richtig! in gesteigerter Gluthhitze schmolzen zwei Menschenherzen zusammen und machten einen festen Bund mit einander. Das eine Herz gehörte Clara Reichhelm, das andere Deinem glücklichen Bruder.

An Clara Reichhelm. 1852.

Adventslied.

Ist noch Dein Herz beklommen,
So mach' es groß und weit,
Der Herr ist zu uns kommen
In seiner Gnadenzeit.

Eh' noch die Weihnachtskerzen
Sich an einander reih'n,
Warf er in unsre Herzen
Den hellen Freudenschein.

O komm mit mir entgegen,
Der Friedensbote naht,
Streu Palmen seinen Wegen
Und Blumen seinem Pfad.

Er kommt ja nicht im Zorne,
Als Richter kommt er nicht,
Aus seinem Liebesborne
Gibt er nur Gnad' und Licht.

Und wo in seinem Namen
Zwei Hände sich gefügt,
Spricht er sein ewig Amen,
Sein Ja, das nimmer trügt.

Wohlan, das Thor ist offen,
O Herr, kehr' bei uns ein,
Und unser ganzes Hoffen
Soll Dir ergeben sein.

Du wollst an uns das große
Erlösungswunder thun,
Daß wir in Deinem Schooße
Als Gotteskinder ruh'n.

Du bist es, der mit Beben
Durch unsre Seele zieht —
O, mach' aus unserm Leben
Ein Hosiannahlied!

An Clara Reichhelm.

Am 1. Januar 1853.

Wie der Grieche den Kranz aufhing am Pfosten des Hauses,
Daß sich an Farben und Duft freue der kommende Gast,
Also, Geliebte, leg' ich auch Dir die gewundenen Blumen
Als erfreuenden Gruß über die Schwelle des Jahrs.
Muthig schreite hinein, nicht strauchle zitternd der Fuß Dir,
Nicht von Sorge geschwellt schlage das ängstliche Herz!
Führet Dich doch am mächtigen Arm der treuste der Hirten,
Und sein Engel — er geht friedeverkündend voran.
Siehst Du ihn nicht, so fühlest Du doch die göttliche Nähe,
Fühlest den Athem, der mild hauchend die Stirne Dir kühlt.
Ja, der Engel der Liebe hat Dir die Wege bereitet,
Durch das geöffnete Thor siehst Du die Hallen geschmückt.
Folg' ihm freudig hinein, es glänzen die Säulen von Blumen,
Die nicht also verblüh'n wie der vergängliche Kranz.
Denn nicht irdischer Lust sind jene Hallen geweihet,
Sieh', im innersten Raum stehet ein Gottesaltar.
Dort entzünden wir zwei ein reines Feuer, das siegreich
Alles Nebelgewölk theilet mit flammender Kraft.
Dort lobpreisen wir ihn, wenn wir vollendet das Tagwerk,
Dort beim Tagesbeginn beten wir Beide vereint,
Daß Jahr aus Jahr ein uns Gottes Liebe behüte,
Daß er segne den Bund, den wir in Treue gelobt.

An den Bruder.

Ende Februar 1853.

. . . Das ganze Fest*) war für menschliche Dinge ungewöhnlich gelungen. Eine Hauptfreude war natürlich Theodors Besuch. Er war ungemein liebenswürdig und voll treuester Herzlichkeit. Und mit was für Schätzen beladen kam er! Er brachte eine Kopie von Vaters Bild, die er selbst geneigt war statt des Originals zu behalten; Vater hatte selbst zu dieser Kopie gesessen. In einem Prachtrahmen eingefaßt, hängt er mit seinem Ausdruck voll Frieden

*) Die Hochzeit mit Clara Reichhelm am 12. Februar.

und milder Würde in der neu gefärbten Wohnstube. Nächst Theodors Anwesenheit war die Art und Weise, wie der junge Prinz an dem ganzen Feste Theil nahm, die Gesundheit, die er auf Clara und mich ausbrachte, für Alle und für mich ganz besonders eine wahre Freude. Die Freundschaft für seinen Erzieher, zu der er sich so warm und wahr bekannte, mußte auf Alle einen tiefen Eindruck machen. Wir haben in der That viel Gutes, viele Liebeszeichen in diesen Tagen empfangen, reich geschmückt haben wir unser neues Leben begonnen zwischen Teppichen, Blumen und anderen Angebinden, von denen unsere kleinen Räume strahlen.

Nach dieser ersten Ehewoche werde ich nun wieder, durch längeres Pausiren erquickt, schärfer arbeiten müssen. Die Rede zum Schinkel-Fest beunruhigt mich wie jede Aufgabe, die gelöst werden muß, ehe man sie recht anzufassen weiß. Ich hoffe auf diejenige Inspiration, die mich noch nie ganz im Stiche gelassen hat, wenn es galt.

An denselben.

Osterabend 1853.

Meine Kollegien habe ich glücklich zu Ende geführt, die alte Geschichte bis Augustus, die zwei Aristophanischen Komödien und dann ein Privatissimum, fast die ganze Reihe der auf Aegineten gedichteten Oden Pindars. Gleichzeitig mußte die versprochene Rede geliefert werden, zu der sich erst wenige Tage vor dem Feste die Gedanken zum Gusse fügten, wie sie Dir in dem übersandten Vortrage vorliegen.*) Ich hatte die Freude, daß eine Versammlung von etwa 250 Menschen allgemein von demselben sich ergriffen fühlte. Der Druck, an den ich gar nicht gedacht hatte, wurde verlangt, und Hertz hatte die Freude, alle Exemplare so rasch vergriffen zu sehen, daß er die schon versendeten von Leipzig mußte zurückkommen lassen.

Alexander von Humboldt.

(Vermuthlich April) 1853.

Ich kann Ihnen, mein theurer Curtius, nicht lebhaft genug ausdrücken, welche innige Freude Sie mir durch Ihr Geschenk**)

*) „Die Kunst der Hellenen" in Alterthum und Gegenwart. Bd. I, S. 78.

**) Die Rede über die Kunst der Hellenen.

gemacht, und obgleich Liebe zur Heiterkeit in dem hohen Olymp die Litteratur zur sterilsten Langenweile und zu pöbelhaftester Possenhaftigkeit herabgewürdigt hat, so hoffe ich doch, bei einer nahen Exkursion nach Potsdam einen Abend zum Vorlesen uns mal wieder zu gewinnen. Der König ist ganz fähig, Ihren Kosmos der Kunstgeschichte zu verstehen und zu bewundern. Sie haben in einem herrlichen Gemälde eine Fülle historischer Ansichten zusammengedrängt, nicht blos in dem, was man die Ihnen eigenthümliche harmonische Anmuth der Sprache nennt, nein, in einer geistvoll scharf bezeichnenden Sprachform, „wie das Erkennen zum Bild, das Bild zum Erkennen führt," wie das Wort der bildsamste Stoff der Kunst und zur schöpferischen Thätigkeit, zur Poesie wird. Der schöne naturhistorische Rückblick auf die unteren Bildungen, in denen die höheren sich vorspiegeln, über die Stammverbindung als Staat auftretend, die unvergängliche Lebenskraft der hellenischen Kunst, Blüthen und Blätter treibend, der Einfluß der klassischen Bildungen im geselligen Kulturleben. Durch Schinkel ist allerdings das Verständniß hellenischer Kunstgesetze als Lebensprincip in Deutschland erwacht, aber auf deutsche Weise auch bei ihm in der Gedankenwelt gebannt geblieben. Was er selbst ins Leben gerufen, das hat mich nicht erwärmt, ausgeführt oder für die Akropolis und die Krim auf dem Papier phantastisch geträumt.

Mit inniger Freundschaft

Ihr

Alexander von Humboldt.

An Georg Curtius.

14. April 1853.

Die Ferien wurden hier durch mancherlei Fremdenbesuch sehr in Anspruch genommen, und so lieb mir Brandis' Besuch war, die mich mit manchen Leuten wie Schelling, Cornelius u. A. wieder in nähere Verbindung gebracht haben, so freue ich mich doch jetzt der wieder eingetretenen Stille. Ich bin jetzt stark beschäftigt mit der kritischen und exegetischen Behandlung der griechischen Inschriften, welche den Regierungen der byzantinischen Kaiser des 8. Jahrhunderts angehören. An interessantem Detail, das sich auf die Uebergänge aus dem Heidenthum in das Christenthum bezieht, fehlt es nicht, auch interessirt es mich, die Diktion der Hellenen in Vers und Prosa so weit herab zu begleiten. Doch fehlt es natürlich auch nicht an

trockenſter, peinlichſter Arbeit. Ich hoffe mir das Mechaniſche dieſer Arbeit bald anzueignen, das bleibt die Hauptaufgabe dieſes Sommers.

An denſelben.

29. Mai 1853.

... Ich blicke mit rechter Dankbarkeit auf die Tage in Lübeck zurück. Auf der Hinreiſe begrüßte uns Theodor ſchon in Büchen, die Anderen begrüßten uns am Bahnhofe. Vater führte an ſeinem Arm Clara zuerſt in die alte Stadt ein, in der es ihr zu meiner großen Freude von Anfang bis zu Ende wohl war. Vater fand ich eher jünger als älter; wir unterhielten uns oft bis 11 Uhr Abends über die Gegenſtände der Wiſſenſchaft, von denen Du weißt, daß er ſie in ſeiner naiven Weiſe ſchätzt und pflegt. Friederike*) lieſt ihm Epiſoden des Meſſias vor, für ſich lieſt er zur Vergleichung Milton und mag ſich gern über die epiſche Charakteriſtik der Engel und Heiligen unterhalten. Dabei hat er verſchiedene Handbücher der Aſtronomie zur Hand und weidet in kindlicher Freude ſeine Phantaſie in den Welträumen. Damit von dem Altgewohnten Nichts fehle, ereignete ſich auch ein plötzlicher Beſuch des engliſchen Miniſterreſidenten, der Vater verfehlte und nach deſſen Wohnung, die die Mädchen zu erfragen verſäumt hatten, dann der Alte in heißer Nachmittagsſtunde an meinem Arme umherſuchte, bis wir in Stadt Hamburg erfuhren, daß er ſchon wieder abgereiſt ſei. Daß man ſolche Pflichten diplomatiſcher Courtoiſie gerade einem Dreiundachtzigjährigen überläßt, iſt nur in Lübeck möglich. Den nächſten Tag legte er in ein officielles franzöſiſches Schreiben ein engliſches Billet, das er mir zur Prüfung vorlegte, auf den Beſuch bezüglich. Ich weiß, daß Dich dieſe kleinen Züge unſeres Alten ergötzen, auf deſſen Stube es heute noch ebenſo hergeht als zu den Zeiten, da wir an dem Thermometer-Fenſter unſere Tertianerarbeiten machten. Dieſe ruhige Gleichförmigkeit des Lebens macht auf mich immer einen erquickenden Eindruck, wenn ich aus dem Berliner Treiben dorthin komme. Den feierlichen Beſchluß unſeres gemüthlichen Zuſammenlebens machte die Abendmahlfeier in der St. Aegidien-Kirche.

---

*) Die Nichte des Vaters Curtius, die ihm nach dem Tode der Gattin das Haus hielt.

An denselben.

28. Juni 1853.

Mein Leben ist ein viel beschäftigtes. Meine geographische Vorlesung macht mir große Freude, die Theilnahme daran ist recht erfreulich, und ich erkenne immer mehr, daß das, was ich den Leuten biete, der Ueberblick über das reiche Sonderleben der Hellenen im Mutterlande und in den Kolonien, etwas für ihre Studien recht Ersprießliches ist, das sie sonst in keinem Buche und in keinem Kolleg finden.

Jetzt muß ich meine akademische Antrittsrede ausarbeiten, die übermorgen fertig sein muß, damit Böckh danach seine Erwiderung einrichte. Ich bin sehr begierig, was Böckh sagen wird. Ich selbst habe die peinliche Aufgabe, über eigene Leistungen öffentlich zu sprechen, noch vor mir.

An denselben.

29. Juli 1853.

Der Universitätsgang ist jetzt,*) besonders wenn zweimal am Tage, etwas beschwerlich. Ich gehe oft blos von Geschäftswegen meine 3/4 deutsche Meilen am Tage. Unsere Wohnung behagt uns sehr gut, sie ist hoch, hell, geräumig, neu und elegant. Der Balkon, der die Größe eines geräumigen Zimmers hat, erlaubt uns in aller häuslichen Behaglichkeit stundenlang unter freiem Himmel, vom Staub und Lärmen der Straße entfernt, zuzubringen, in dem Ueberblicke des Bahnverkehrs, weiter Holzplätze und der ihnen eigenthümlichen Geschäftigkeit, des Kanals mit einer Reihe bewimpelter Masten, und jenseits desselben erhebt sich stolz der Fuß des Kreuzberges und begrenzt durch seine majestätische Linie den weiten Horizont. Wir können dort auf das bequemste sub divo essen, trinken und lesen. Wir lesen jetzt mit einander Washingtons Leben von Sparker und erfreuen uns an dem wahrhaft antiken, einfach großen Charakter des Mannes.

Freitag kamen zwei nordamerikanische Professoren hier an, der eine aus Griechenland kommend, der andere nach Griechenland gehend. Sie hatten sich Beide in Berlin zufällig getroffen und Beide führte ihr philhellenisches Herz zu mir. Es machte auf mich

*) Nach dem Umzuge von der Markgrafenstraße in die Linkstraße Nr. 16.

einen eigenthümlichen Eindruck, als ich diese aus den Mississippi-Ländern kommenden Männer mit meinen Arbeiten durchaus vertraut fand. Ueber eine Ausgrabung in Olympia habe ich jetzt mit Böttticher zusammen einen Aufsatz entworfen, der heute und morgen ausgearbeitet und mit einem Brief begleitet an Se. Majestät nach Putbus geschickt wird, wo mehr Muße für dergleichen Dinge ist. Ich knüpfe keine großen Erwartungen daran, doch mußte ich etwas der Art thun. Da schon zum Herbst Schiffe unserer Marine nach dem Mittelmeere gehen, so hoffe ich, daß wenigstens für diese oder jene archäologische Untersuchung dadurch Anlaß gegeben wird. Die Leibniz-Sitzung, die mit dem Geburtstage Friedrichs zusammenfiel, war recht merkwürdig für mich. Ich war sehr gespannt auf die Art, wie Böckh sich über mich aussprechen würde. Der Anfang ließ sich so an, als wenn er kalt, zurückhaltend, selbst etwas gereizt werden wollte. Dann aber nahm er eine so liebenswürdige Wendung warmer Anerkennung meines Strebens, daß ich wahrhaft überrascht und beschämt war. Diesen Formalitäten gegenüber beschäftigt mich unaufhörlich der Gedanke, wie ich in der Akademie etwas Ordentliches für unsere Wissenschaft leisten soll.

Ich habe Lust, zuerst mit einer Geschichte von Delphi hervorzutreten, die mich in den Mittelpunkt der Geschichte der griechischen Staaten und der griechischen Religion hineinführt und so meiner griechischen Geschichte vorarbeitet.

An Clara Curtius. Nach Tabarz in Thüringen.

Anfang August 1853.

Eben war ich aus der heißen Stadt heraus und saß bei meiner sauren Milch, da kam Dein Reisebrief, meine geliebte Clara, und erfüllte mich mit dankbarster Freude. So schnell hatte ich keine Nachricht erwartet. Ich freute mich des köstlichen Reisetags für Dich, des herrlichen Abends, und heute — welch einen Morgen mußt Du am Fuße des Inselberges im Blicke auf die thauigen Wiesen von Tabarz erlebt haben, mit der besten Mutter und der besten Schwester vereinigt. Gott sei Dank, der Dich so gut geleitet und beschützt hat! Der Kondukteur nickte mir noch lange vom Gipfel des abrutschenden Zuges zu, um mir zu betheuern, daß er sich Deiner für fünf Groschen annehmen werde. Zu Hause warf ich mich auf die Arbeiten, um nicht immer an die Bahn zu denken,

da ich Dir doch nicht helfen konnte. Um 6 Uhr kam Johannes Brandis und holte mich vom Schreibtisch; wir saßen auf dem Balkon, gingen zum Turnen, fanden den Turnsaal verschlossen und zogen dann selbander nach Charlottenburg, wo wir bei Buder aßen (Schoten mit Kotelette 6 Silbergroschen, Bier 3 Silbergroschen) und am Kanale nach Hause dämmerten. Es war dort so schön!

An den Bruder.

Groß-Tabarz, 21. August 1853.

Den 12. August schloß ich meine Vorlesung und Abends spät die letzte Prüfungssession, und nach einer theokritischen Schlußsitzung unserer Graeca fuhr ich am Morgen des 13. in das gesegnete Thüringer Land hinein, das seine ganze herzgewinnende Anmuth entfaltet hat, um uns zu beglücken. Clärchen und Anna erwarteten mich am Saume des Waldes unter dem alten Schlosse Tannenberg, das auf seinem Waldrücken den Eingang zum Gebirge hütet, und führten mich in das Dorf, wo wir bei unserer guten Mutter seit acht Tagen das reizendste Stillleben führen, fast immer in Wiese und Wald, und zu Hause nur, um uns um wohlgefüllte, dampfende Schüsseln zu versammeln, oder wenn der Regen uns zwang, bei gemeinsamer Lektüre des Wetters Ungunst zu vergessen. Die ganze Landschaft ist ein großer Garten, der dichteste Wald hört nur auf, um gesegneten Matten Platz zu machen, die mit saftigem Grün sich um den Fuß der Berge legen. Spaziergänge ohne Zahl öffnen sich nach allen Seiten, und alle sind durchweg erfreuend, abwechselnd und ohne Beschwerde. Die zahlreichen Dörfer, die zwischen dem Grün hervorragen, sind reinlich und von harmlosen, zuthunlichen Menschen bewohnt. Kurz, die Gegend ist geschaffen dazu, einem semestermüden Professor die willkommenste Ferienmuße darzubieten, und dankbar genieße ich an der Seite der liebsten Menschen in tiefen Athemzügen die Bergluft, die, von den frischen Bächen gekühlt, von allen Seiten uns anweht. Dennoch — und fast muß ich sagen mit schwerem Herzen — dennoch reiße ich mich aus den liebsten Tagen der schönsten Muße los. Brandis hat mich sehr aufgefordert, mit ihm einige Tage auf dem Rigi zuzubringen. Ich reise morgen, nachdem wir die Wartburg gemeinschaftlich besehen, von Eisenach nach Basel, wo ich mich etwas aufzuhalten gedenke, um dann mit Brandis auf Rigi-Staffel zusammenzutreffen. . . .

Am Tage vor meiner Abreise aus Berlin war ich bei Humboldt und empfahl ihm zur Uebergabe an den König meinen Plan zur Ausgrabung von Olympia, den begleitenden Brief haben Ritter und Böttticher mit mir unterschrieben. Nun erwarte ich ruhig den Erfolg.

An denselben.

Donnerstag, 22. September 1853.

Auf der Höhe von Gernsheim zwischen Worms und Mainz.

Der Dampfer sucht im Nebel seinen Weg. Alle zwei Minuten wird vorn mit der Glocke angeschlagen, um die unsichtbaren Schiffer vor dem langsam heranbrausenden Holländer zu warnen, nach 4—5 Radschlägen wird immer ein neues „Halt" in die Maschine hinabgeschleudert und bei der fieberhaften Ungeduld, die ich jetzt empfinde, nach Hause zu kommen, ist diese Art der Heimreise eine mehr als erträgliche Geduldprobe, und mir fehlt eine gute Portion von dem sang froid, das ich an meiner holländischen Umgebung wahrnehme. Den Dämon der Ungeduld zu bewältigen, habe ich trotz der unerträglichen Vibration, die im Gegensatze zu ihrem schleichenden Fischblute auf dem Dampfschiffe der Holländer herrscht, zu schreiben versucht. Verzeihe, daß ich Dich, mein theurer Georg, zum Schlachtopfer wähle und Dir einen von der Muße der Langeweile diktirten Brief schreibe, um Dir in Kürze auseinanderzusetzen, wie ich nach Verlauf von vier Wochen endlich auf dem schwimmenden Boden der Niederländer angelangt bin. Du weißt, wie mich alte Pläne und neue Einladungen nach Helvetien führten. Für Clärchen war jetzt ländliche Ruhe das allein Beste, sonst wäre ich nie allein in die Welt hinausgesteuert. Für mich bedurfte es jener heilsamen Erschütterung und Durchrüttelung, die das Wanderleben gewährt. Auf schnellem Bahnfluge eilte ich zu der alten Stadt Basel, der würdigen Hüterin alter Sitte an der Schweizer Pforte. Obgleich so lange losgerissen vom Reiche deutscher Nation, macht sie doch einen so echt deutschen Eindruck, daß man in Bezug auf Sprache und Sitte erst recht nach Deutschland zu kommen glaubt. Zwei köstliche Tage verlebte ich im Kreise der trefflichsten Männer, vor allem Wilhelm Wackernagel, dann der eben aus Griechenland heimgekehrte Wilhelm Vischer, ein ächter Baseler Aristokrat, fein von Verstand und edel von Gesinnung, dann der merkwürdige Bachofen, der mich im „Bulletino" ausführlich recensirt hat, Junggeselle,

Millionär, Romaniſt, hiſtoriſcher Philologe von ſehr origineller Richtung, der alle klaſſiſchen Küſtenplätze am Mittelmeer durchwandert hat. In der Frühe des dritten Tages fuhr ich mit Gelzer in den Jura, auf deſſen Höhe ſeine Schwiegermutter einen lieblichen Landſitz hat und ein ſehr gaſtliches Haus macht. Von hier wanderte ich auf die Luzerner Straße, erreichte ſie dort, wo jetzt der Eiſenbahntunnel durch den Jura gebrochen wird, und ſah dann in Luzern auf einmal die ganze überraſchende, zuerſt kaum zu faſſende Naturherrlichkeit der inneren Schweiz vor meinen Augen aufgehen. Wer hat auch einen Begriff von dieſen buchtenreichen Seen mit den grünen Strömen, die ſie ins Land ſchicken, mit ihren lieblichen Städten und Dörfern, den friſchgrünen Matten, die mit Heerden geſchmückt ſich hinanſchmiegen an die ernſten Felsberge, die mit den mannigfachſten Formen ſich im See ſpiegeln. Inmitten derſelben iſt wie ein mächtiger Wachtthurm auf rundem Fuße der Rigi aufgerichtet, von den lieblichſten Wäldern und Fluren umkleidet, überall Nahrung ſpendend und fruchtbar — und an ſeinem Gipfel lebte ich in reinſter Bergluft acht Tage lang mit Brandis, tagelang umherſchwärmend im Gebirge und in ſeliger Muße gelagert, um unten die Wohnungen der Menſchen, die zur ſchönſten Rundſicht ausgebreiteten alten ehrwürdigen Waldkantone, zu überſchauen. Täglich, faſt ſtündlich wechſelte die Ausſicht, oft lag die ganze Tiefe unter einer dicken Nebelſchicht, deren Maſſen wie Wellen an den Felsbergen brandeten, und plötzlich zerriß die Decke, und wir ſahen von unſerem Olymp durch die Löcher einzelne Theile der Landſchaft. Oft ſaßen auch wir ganz im Gewölke, täglich erneuerte ſich der Kampf zwiſchen den Mächten des Lichtes und der Finſterniß. Nach acht Tagen ruhigen Aufenthaltes ging ich nach Zürich, wo ich drei ſehr angeregte Tage theils im Hauſe von Sophie von May, jetzigen Frau von Erlach, theils in Gemeinſchaft mit alten Univerſitätsfreunden zubrachte, die meiſt in den Parteikämpfen ihre Rolle geſpielt haben. Auch mit Mommſen war ich mehrfach zuſammen. Von Zürich ging ich nach Bern, um in Hoffnung beſtändigen Wetters einen Zug ins Oberland zu unternehmen. Bern auf ſeiner felſigen Halbinſel, zu zwei Dritteln von der Aare umſchäumt, iſt eine impoſante Stadt von ſtreng hiſtoriſchem Charakter; lauter maſſive, graue Steinhäuſer mit ſchwerfälligen Arkaden, ernſt, würdevoll, eine echte Ariſtokratenſtadt. Zündel, der über Aeſop geſchrieben hat, war mein liebenswürdiger Führer und Wirth. Er iſt Flücht-

ling aus Lausanne, wo er an der Akademie Lehrer des Griechischen war. In Bern traf ich wieder mit Brandis' zusammen, die sich nach dem Genfer See gewandt hatten. Voll Freuden schloß ich mich ihnen an, und sofort begann auch mildes, liebliches, meist heiteres Wetter, das vom 9. September an mich beglückt hat. Ueber Freiburg, dessen alte Akropole auf jähem Aarfelsen gegründet durch Eisendraht mit dem Niveau der umliegenden Gegend ausgeglichen ist, die Jesuitenstadt, die jetzt unter dem Banne eines radikalen Terrorismus liegt — mit Waffengewalt ließ die Regierung neulich eine konservativ ausgefallene Wahl vernichten — fuhren wir nach Vevey, und nie vergesse ich den Eindruck, wie die Schneehäupter Savoyens zuerst sichtbar wurden. Von dem Joche, wo sich dieser Blick öffnet, fährt man in eine andere Luft, in ein ander Land, eine südliche Natur hinein. Aehnlich ist der Eindruck, wenn man vom Apennin in die eigentliche Italia nach Florenz hinabrollt. So begrüßte mich auch hier wieder der Lorbeer- und der Granatbaum der klassischen Welt. Die Schönheit der östlichen Hälfte des Genfer Sees übersteigt in der That fast Alles, was ich kenne. Der See selbst hat etwas Meerartiges, durch seine blaue Farbe, seine Wellenbewegung, die durch periodisches Wachsen und Sinken hervorgebracht wird, seine schön geschwungenen Buchten und durch die ansehnliche Schifffahrt, nach Westen hin erscheint oft sein blauer Spiegel unbegrenzt. Um die Einmündung der Rhone erheben sich mächtige Berge. Die Dent-du-Midi ragt mit Schneegipfeln in die warme Landschaft hinein, und die Abhänge selbst sind oberhalb der Weinberge mit herrlichem Baumwuchs bekleidet. Ich wohnte mit Brandis' acht Tage in dem schönen Dorfe Veytaux bei Chillon, dessen Kerkerthürme unter meinem Fenster lagen. Dann reiste ich nach Genf, hatte auf dem Voirons eine nahe, überraschende Aussicht auf den Montblanc und fuhr dann nach einigen sehr lehrreichen und genußreichen Tagen zurück nach Veytaux. Den 14. trennte ich mich von Brandis', um noch etwas vom Hochgebirge zu sehen. Ich fuhr das Rhone-Thal hinauf, stieg über Leuk auf die Gemmi, einen der merkwürdigsten Alpenpässe, und gelangte so durch das Kander-Thal an den Thuner See. Von Interlaken schiffte ich über den Brienzer See, wanderte von Meiringen an den Reichenbach-Fällen zum Rosenlaui-Gletscher, unter dessen azurblauem Eisgewölbe man wie in einer Nymphengrotte weilen kann. Auf der Spitze des Faulhorn sah ich die ganze Kette der Berner Hochalpen

vor mir ausgebreitet, und nachdem ich den Staubbach im Vollmonde hatte Funken sprühen sehen, kehrte ich rasch über Interlaken und Thun nach Bern zurück. Bei Solothurn stieg ich über den Weißenstein, auf dem ich noch einmal die Alpenkette vom Montblanc bis zum Säntis überschauen konnte, in das Münster-Thal, das durch seine Natur und seine Menschen merkwürdig ist. Das Juragebirge interessirte mich auch durch seine Analogie mit griechischen Formationen, und so kehrte ich nach Basel zurück, wo ich vorgestern einen ruhigen Tag mit meinen Freunden verlebte. . . . In der Schweiz habe ich nicht nur durch Bergluft und Wanderung mich recht erfrischt, sondern ich habe auch durch Beobachtung der menschlichen Zustände daselbst, die alle den Charakter natürlichen Wachsthums haben, durch eingesammelte Erkundigungen über die Geschichte der Kantonalrepubliken, die so viel merkwürdige Aehnlichkeit mit hellenischen Zuständen haben, viel Anregung erfahren, viel Ersprießliches gelernt, das hoffentlich meinen Arbeiten zu gute kommen wird.

Wir liegen vor Mainz im hellsten Sonnenschein, und der Rheingau öffnet seine Herrlichkeit!

An denselben.

Berlin, 17. Oktober 1853.

. . . Die Zeit seit meiner Rückkehr habe ich nicht so viel geschafft, als ich mir dachte. Es wurde mir diesmal schwer, mich zu akklimatisiren, an Stubenluft und Schreibtisch zu gewöhnen. Erst allmählich bin ich wieder in Zug gekommen und habe namentlich in den byzantinischen Inschriften mir etwas Luft geschafft. Ich habe mich zum Behufe meiner alten Geschichte wieder in den Zusammenhang der neueren assyrischen Forschung hineingearbeitet. In der Forschung nach dem Zusammenhange zwischen Griechenland und dem Orient suche ich nach festen Anknüpfungspunkten, die nicht von dogmatischen Auffassungen noch von Etymologien abhängen, sondern eine in sich überzeugende Wahrheit haben, sowie die von Böckh nachgewiesene Uebereinstimmung von Maß und Gewicht. Jedes Kulturvolk, das wir kennen, hat sein Erbtheil überkommen und das Seinige dazu gethan. So haben auch die Hellenen zuerst nicht nur einen gemeinsamen Sprachschatz aus ihrer und der verwandten Völker Heimath mitgebracht, sondern auch einen gewissen Vorrath von Gedanken und Anschauungen, wie sie die vergleichende

Mythologie bei allen indogermanischen Völkern nachweist. Zu diesem Grundkapital rechne ich den bildlosen Dienst eines höchsten Gottes auf Berggipfeln, das Bewußtsein von einem Falle des menschlichen Geschlechts, die Fluthsage und Anderes, was, vorzüglich nach den Veda-Studien, sich als gemeinsam Arisches herausstellen wird. Während nun mit diesem Erbbesitze die Völker Griechenlands in dunkeln autochthonischen Zuständen verharrten, entfalteten sich die Kulturen des Morgenlandes, und von jeder derselben wurden an den griechischen Küsten diejenigen Elemente abgelagert, welche dort als Fruchtkeime ihren Boden finden sollten. Danach würden wir, wenn wir genauere Kunde hätten, die verschiedenen Zeitalter griechischer Vorgeschichte unterscheiden können. Es gab, wie ich jetzt überzeugt bin, zuerst ein Zeitalter ägyptischer Einwirkung, deren Spuren sich besonders in Attika nachweisen lassen, und wenn ich besonders in der Dekadeneintheilung des attischen Monats ägyptische Ueberlieferung erkenne, so würde man wohl den Schluß machen dürfen, daß vor Einführung des ägyptischen Sonnenkalenders die Einwirkung stattgefunden haben müsse. Ich glaube wohl, daß die ganze Idololatrie aus dem Lande hamitischer Kultur nach Griechenland gekommen ist und in vielen Sagen, die auf griechischem Boden ihre Erklärung nicht finden, wie z. B. im Ueberfahren der Todten, läßt sich, glaube ich, mit annähernder Evidenz der Ursprung im Nilthale nachweisen. Die Erklärung des Götterſystems bleibt freilich das Allerschwierigste, und hierbei kann ich nur von dem Grundsatze ausgehen, daß kein Volk sein Eigenstes, seine Götter, von außen herleiten wird, wenn nicht ein entschiedenes Bewußtsein darauf hinleitete. Nachdem so das arische Erbtheil durch ägyptische Kultur modificirt worden ist, treten die entschieden jüngeren Einwirkungen Asiens ein, theils unmittelbare Berührung zwischen griechischen Stämmen und den Assyriern, welche zugleich die chaldäisch-babylonische Kultur bei sich aufgenommen, theils durch Vermittelung der Phönizier, welche mehr als alle Anderen das griechische Land allerseits umlagern, besetzen, ausbeuten. Gegen diese stärkste der äußeren Einwirkungen erfolgt nun die stärkste Reaktion. In dieser Reaktion erwacht das griechische Nationalgefühl, damit beginnt die griechische Geschichte und die älteste historische Ueberlieferung.

Vorgestern hielt Böckh eine Rede über die der Wissenschaft einzuräumende innere Freiheit, die ungewöhnlich reich an feinen

und edeln Gedanken war und auch wärmer als sonst vorgetragen wurde. Er war wie immer vorsichtig, sprach sich aber doch mit großer Entschiedenheit gegen alle Zumuthungen aus, die man an die Wissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Politik stellen könnte, und eiferte gegen die Begriffe einer katholischen Geschichte, einer katholischen Philosophie — man könnte ebenso gut von einer katholischen Physik sprechen.

An denselben.

1. December 1853.

Außer meinen Vorlesungen halte ich noch Vorträge vor den Architekten, welche die schöne Sitte haben, von Seiten ihres Vereins alle Winter einen Gelehrten zu wöchentlichen Vorträgen zu veranlassen. Es ist eine stattliche Versammlung, an der auch ältere Künstler wie Rauch, Stüler und Vorgesetzte des Bauwesens Theil nehmen. Ich gebe einen Extrakt aus Geschichte, Alterthümern und Topographie von Griechenland, alle Mittwoch Abende von $^1/_2$8 bis $^1/_2$9 Uhr. Mir ist es eine angenehme Veranlassung, mich im freien Vortrage über diese Gegenstände zu üben und das allgemein Wichtige aus den Studien hervorzuheben.

Ueber den hellenischen Bilderdienst sammle ich nach und nach Material und Gedanken. Ich finde dieses Thema so gut wie unberührt. Waren die Hellenen Götzendiener? Wie haben wir uns den Uebergang zu denken von den bild- und namenlos anbetenden Pelasgern zu dem bunten Gewirr der späteren Idole? Dieser Uebergang ist mir undenkbar ohne äußere Einwirkung. Bei allen arischen Völkern ist der Götzendienst importirt, auch bei den Semiten. Die Kinder Ham, das sind die eigentlichen Götzendiener. Von den Hamiten sind auch, direkt oder indirekt, die Keime der Idololatrie nach Griechenland gebracht. Daher stehen die Idole ältester Gottesdienste so fremd und unvermittelt in der griechischen Bildungs-Geschichte da; ihre Legenden knüpfen an auswärtige Heroen an. Unhellenischer Aberglaube klebt daran. Die Hellenen lachen über die Scheusale, verstecken sie im Souterrain. Ihre Kunst wie ihr religiöses Gefühl entwickelt sich durchaus unabhängig und im Gegensatze zu diesen überlieferten Idolen. Ihre Kunstgeschichte ist die Geschichte einer fortfahrenden Befreiung von diesen Bestimmungen, eine fortschreitende Vernichtung der Idololatrie, denn der Versuch, die geistige Schönheit und Höhe der Gottheit darzustellen, ist

das Gegentheil des Götzendienstes, und die Weisen des Volkes suchen, wie die Propheten des alten Bundes, immer dem Dienste der fremden Götzen zu steuern. Wie hätte Plato so gegen den götzendienerischen Anthropomorphismus eifern können, wenn das ein echt hellenischer Trieb gewesen wäre?

Neulich habe ich zuerst in der Akademie das Wort genommen über die lydischen Königsgräber, in Veranlassung eines Ausgrabeberichts, den der preußische Konsul in Smyrna an den König eingeschickt, und der König durch Niebuhr mir hat übersenden lassen.

An den Bruder.

12. Januar 1854.

... Den 9. März muß ich in einer Gesammtsitzung lesen. Ich habe die Themata allgemeinen Inhaltes, zu denen ich erst noch das Material herbeischaffen und ordnen muß, einstweilen bei Seite geschoben und werde ein bescheideneres Thema, über das ich schon lange gesammelt habe, den Wegebau der Griechen, behandeln, die Einrichtung ihrer Fahrstraßen, die heiligen Straßen, die Handelswege, die Einfassung und Ausstattung der Straßen, die Straßengötter, die Straßenhermen, dann auch die städtischen Straßen in den verschiedenen Epochen mit Berücksichtigung solcher Bauten, die dazu in naher Beziehung stehen, wie Thore und Brücken. Das wird eine in sich abgerundete Monographie über einen noch nicht bearbeiteten Gegenstand und taugt deshalb für eine akademische Abhandlung. Mir strömt immer des Stoffes zu viel von allen Seiten zu, daß ich mit Bedauern täglich fühle, wie wenig Dinge unter den vielen, die man anfaßt, gründlich behandelt werden können.

Nun bin ich in einer neuen unglückseligen Kommission. Unser König bestimmte bei der tausendjährigen Verdun-Feier einen alle fünf Jahr zu vertheilenden Preis von 1000 Thalern Gold für das beste Werk über Deutsche Geschichte. Diese Kommission besteht aus neun Ordinarien und Akademikern unter Schellings Präsidium. Als nun eine Preisvertheilung herannahte, traten plötzlich drei Männer aus, nämlich Pertz, Ranke und Jacob Grimm, die alle drei in höchst charakteristischen Briefen erklärten, daß sie nicht zu den Richtern, sondern den Konkurrenten gehörten. Infolge dieser Erklärung ernannte der Minister Lancizolle, Stahl und mich zu Mitgliedern der Kommission, und ich wurde sogar mit in den Aus-

schuß gewählt, welcher die Liste der konkurrirenden Bücher festzustellen und die Beurtheilung derselben zu begründen hat. Welche peinliche Aufgabe, doppelt peinlich durch den Austritt jener Drei!

Ueber meinen jungen Prinzen laufen gute Nachrichten ein;*) er durchwandert an Brauns Hand das Forum, wohnt Sitzungen des Instituts bei und macht einen sehr guten Eindruck auf Italiener und Deutsche.

An denselben.

1. Februar 1854.

Die Kommission wegen Ertheilung des Tausendthalerpreises hat nun ihren Kanon festgestellt; es sind zwölf Bücher auf die engere Liste gekommen, die zu beurtheilen unsere Aufgabe sein wird. Da mir solche Erfahrungen neu sind, so unterhielt es mich, die Menschen hierbei zu beobachten, unter denen Leute wie Lancizolle und Stahl zum ersten Male mir näher vor die Augen kommen. Ich sehe es kaum anders kommen, als daß zuletzt Ranke und Pertz um den Preis ringen werden.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Berlin, 4. Februar 1854.

Mein theurer Prinz! Da Sie jetzt in der Metropole der archäologischen Studien leben, so wage ich es, Ihnen den Abdruck meines über die Alterthümer von Sardes gehaltenen Vortrages zu Füßen zu legen. Es wird Sie interessiren, von den Riesenbauten der lydischen Könige zu hören, von den durch preußische Beamte unternommenen Grabungen und den Absichten unserer Majestät, diese Untersuchungen fortführen zu lassen.

Von der lydischen Königsdynastie erlaube ich mir zugleich Ihren Blick in die Wohnung eines außerordentlichen Professors (Linkstraße 16) zu lenken, woselbst Sie ein vierzehn Tage altes Fräulein sich denken können, das sich Ihrer Huld ganz gehorsamst empfiehlt. Meine Frau hat die Entbindung glücklich überstanden und empfiehlt sich Ew. Königlichen Hoheit.

Durch die Gnade Ihrer Frau Mutter habe ich Blätter Ihres Tagebuches gelesen und mit Freuden daraus Ihr Interesse für Roms Herrlichkeiten erkannt. . . .

*) Prinz Friedrich Wilhelm war am 20. December 1853 zu längerem Aufenthalte in Rom eingetroffen.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Rom, 15. Februar 1854.

Empfangen Sie, mein lieber Curtius, meine beſten Glückwünſche zu der Geburt Ihres Töchterchens, das Gott ſegnen möge! Sodann meinen herzlichſten Dank für Ihre beiden Briefe nebſt der Ueberſendung Ihres Vortrages über lydiſche Fürſtengräber.

Ihr erſter Brief kam in der Neujahrsnacht in meine Hände, eben als wir den Beginn des Jahres wachend erlebt hatten. Sehr intereſſirt haben mich Ihre verſchiedenen Andeutungen über praktiſche Maßregeln, um ſich in Rom zu orientiren, und über einzelne archäologiſche Perſönlichkeiten, die ich nach näherer Bekanntſchaft vollſtändig treffend geſchildert anerkannte. Ich habe in Dr. Braun einen ſehr angenehmen, belehrenden und vernünftigen Cicerone gefunden, der die Güte hat, uns täglich zu begleiten und den Plan zu den Beſichtigungen ſtets ſo praktiſch einzurichten weiß, daß ich nicht ermüde und in dem abwechſelnden Anblicken der Kunſt und Natur wahren Genuß finde. . . .

An den Bruder.

Berlin, 30. und 31. Mai 1854.

. . . In der Krankheit unſerer Mutter*) läßt ſich keine Entwickelung erkennen, es iſt ein ewiges Schwanken zwiſchen beſſer und ſchlechter, das uns Alle in der peinlichſten Spannung hält. Rechte Hoffnung haben wir Alle nicht mehr, aber es treten von Zeit zu Zeit ſo gute Momente ein, daß man nicht verzweifeln kann. — Man muß ſich hier ſo recht auf Gnade oder Ungnade in Gottes Hand geben, man kann auch nicht eine Handbreit vor ſich ſehen, ſo dunkel iſt die nächſte Zukunft. . . . Mutter iſt in der ruhigſten Faſſung. „Ich möchte gern," ſagte ſie heute, „noch ein paar Jahre bei Euch bleiben, aber ich bin auch bereit, zu gehen. Mir iſt viel Gutes geworden." Solche Ruhe iſt unſer beſter Troſt.

An denſelben.

7. Juli 1854.

Um das Schmerzenslager unſerer Mutter ſtehen wir mit blutendem Herzen und haben unſeren Troſt nur an dem himmliſchen Frieden, dem Morgenhauche einer beſſeren Welt, der um die bleichen

*) Der Schwiegermutter Reichhelm.

Lippen und die fieberheiße Stirn schwebt. Ihr Geist ist klarer als lange zuvor. Sie denkt und spricht in voller Klarheit, und der Inhalt ihres Denkens ist nur Liebe.

An denselben.

Mitte Juli 1854.

Das waren schwere Tage. Aber nach diesem Leiden ist es doch ein Aufathmen, ja wie ein Aufjauchzen, wenn wir die geliebte Mutter erlöst und dort weilend denken, wo keine Thräne geweint wird, wo das Erste vergangen und Alles neu ist.

An denselben.

Blankenburg, 31. August 1854.

. . . Bei uns ist eigentlich heute der erste makellos schöne Tag, aber wir haben doch keinen Tag gehabt, an dem wir nicht die schönsten Spaziergänge hätten machen können, und Gott sei Dank, daß unsere kleine Kolonie am Schwarza-Ufer, die gestern vor acht Tagen sich hier ansiedelte, sich alles Gedeihens erfreut, namentlich unsere kleine Dorothee, die man nicht ohne Entzücken ansehen kann. Mir selbst geht es so wohl, daß ich nie anders leben möchte. Morgens vor 6 Uhr im Mühlbache, dann anderthalb Stunden Spaziergang und Frühstück. Dann wissenschaftliche Lektüre und Entwürfe zu den ersten Abschnitten der griechischen Geschichte. Dann Mittagessen, Luftgang im Walde oder nach einem benachbarten Dörfchen oder Städtchen. Abends Milchsuppe und Rankes französische Geschichte, Theil II. Erst wohnten wir Alle zusammen in der Papiermühle, die am rechten Ufer unter hohen Lindenbäumen hart am Saume des großen Wildparkes liegt, jetzt habe ich mir in dem gegenüberliegenden Gasthause, dem „Schwarzburger Hofe" — im Lande „Chrysopras" genannt, weil man hier einst auf Gold und Edelsteine gegraben hat — eine Stube zum Arbeiten und Schlafen gemiethet, in der wir auch bei ungünstigem Wetter zu Mittag essen. Auch des Vormittags sitzt Clärchen mit ihrer Arbeit oft bei mir drüben, des Abends bin ich immer bei ihr. So ist die gewöhnliche Tageschronik, deren Variationen durch weitere Partien oder Besuche nicht selten vorkommen. In Blankenburg haust ein wunderlicher Herr, der Hofrath von Sieboldt*) aus Göttingen, der

*) Eduard Kaspar Jacob von Sieboldt, Professor der Gynäkologie in Göttingen (1801—1861) A. D. B. Bd. 34, S. 184. Er gab 1838 Juvenals

mir heute seine Ausgabe der sechsten Satire des Juvenal brachte, über die er von seinem Standpunkte als Mediziner im Winter lesen will, indem er an den Frauen der römischen Kaiserzeit die Physiologie und Psychologie des Weibes dociren will. Er ist eine derbe, frische Natur, wenn auch etwas zopfig. In Rudolstadt wohnt Immanuel Bekker, bei dem wir neulich in seiner entzückenden Wohnung Kaffee tranken, auch Merkel ist dort, der uns neulich mit Bekker besuchte. In diesen Tagen erwarte ich auch Leist, den ich in Jena besuchte, mit seiner Frau.*) Sonst leben wir still, von der kleinen Blankenburger Badegesellschaft zurückgezogen. Unser Stubennachbar in der Papiermühle ist der Dr. Schacht**) aus Hamburg, der durch seine mikroskopischen Beobachtungen des inneren Pflanzenlebens sich Verdienst erworben hat und der uns durch seine musterhaften, zarten und schönen Pflanzenzeichnungen große Freude macht. Bei meinen Anfängen der griechischen Geschichte denke ich Deiner oft. . . . Nachdem ich im ersten Kapitel eine Uebersicht der ganzen Räumlichkeit des ägäischen Meeres gegeben habe, nehme ich im zweiten die Bewohner vor und gehe hier von der Sprache aus, als dem ältesten urkundlichen Zeugnisse des Volkes der Hellenen. So gewinne ich festen Boden und frage nun, was diese Hellenen über ihre Vorzeit, ihres Landes älteste Bewohner, die Heimath ihrer Götter, die Begründung ihrer Kultur zu sagen wußten. Alles natürlich kurz zusammengefaßt, und daran schließe ich dann den Versuch, einen Kern historischer Wahrheit aus diesen Sagen zu gewinnen und nach Maßgabe unserer heutigen Kenntniß des Orients die Thatsachen orientalischer Ueberlieferung zusammenzustellen. . . .

Nun, Gott gebe, daß mir etwas gelinge, was des Namens einer Geschichte der Hellenen würdig sei! Ich habe hier im Schwarzalande Lust und Muth dazu bekommen, und bei der begonnenen Arbeit fühle ich doch, daß ich durch die mir vor der Seele stehende Natur des Landes und durch die hie und da ins Detail durchgeführten Studien mehr Hülfsmittel zum Werke in mir trage,

---

Satiren mit lateinischem Text, metrischer Uebersetzung und Erläuterungen heraus. Im Winter 1854/55 las er in überfülltem Hörsaale: über vergleichende Psychologie des weiblichen Geschlechts der älteren und neueren Zeit, wobei die Erklärung der sechsten Satire zu Grunde gelegt wurde.

*) Tochter Otfried Müllers.

**) Hermann Schacht, geb. 1814, gest. 1864 als Professor in Bonn, machte damals im Auftrage der A. d. W. Studien über Anatomie und Physiologie der Waldbäume. A. D. B. Bd. 30, S. 482.

als ich draußen vor der Arbeit stehend mir dachte. ... Ich habe seit Vollendung des Peloponnes ein solches Werk entbehrt, ich bedarf einer Arbeit, die einen gewissen Grad von künstlerischer Komposition in Anspruch nimmt.

An den Vater.

Aus Blankenburg 1854.

Wo sich die Schwarza der Nacht tiefschattiger Waldung entwindet
Und ins offene Land hüpfenden Fußes enteilt,
Weilt Dein Sohn und denket an Dich mit herzlicher Liebe,
Sehnt sich hinüber zu Dir, sehnt Dich herüber zu sich.
Wohl steigt jähe die Wand allseits mit riesigen Tannen,
Doch auch ebneren Pfad bietet das Ufer des Bachs,
Wo Dein matterer Fuß an des Sohnes Seite gelehnet
Ueber schwellendes Gras sonder Beschwer sich ergeht.
Und nach sechzigjähriger Frist entstiege noch einmal
Dir, dem Greise, das Bild, welches den Jüngling entzückt.
Oft auf stillerem Pfad ist mir, als säh' ich die Spuren
Deines Schritts und den Platz, wo Du mit Liebe geruht,
Wo Du im duftigen Tannengehölz tiefathmend dem Bache
Lauschtest, er singet dem Sohn heute das nämliche Lied!
Ja, so bleibt die Natur sich treu in heiliger Einfalt,
Aber die menschliche Welt gähret in wildester Hast.
Kaum erkennst Du das Land, vom dampfenden Wagen umsauset,
Mitten im Forst zieh'n breit schimmernde Straßen entlang,
Und wie hetzt sich der Mensch! Gold preßt er aus jeder Sekunde,
Oder er hascht und rennt gierig nach jedem Genuß.
Oh, wie dank' ich es Dir, daß ich die stilleren Freuden
Kenne, die das Gemüth laben mit reinerer Lust,
Und die Genüsse der Welt mit Dir zu verachten gelernet,
Daß ich mit Weib und Kind selig zu leben versteh',
Still beflissen, das Haus mir zu bauen, wie Du es gelehret,
Dir zu erziehen ein Gott fürchtendes Enkelgeschlecht.
Hier im Grünen, entfernt von staubigen Foliobänden,
Hier entwarf ich das Bild jener hellenischen Welt,
Die in der Schönheit Glanz auch Dir Dein Auge gefesselt,
Wie sie sich spiegelt im Stein oder im Liede Homers,
Bilde mir still zum Werke den Plan, zum Plan die Gedanken,
Und so fügt sich gemach höher und voller der Bau,
Bis ich einst — o harre noch aus! — die Geschichte der Griechen
Deinem prüfenden Blick ganz zu entfalten vermag.
Ach, noch wenig gelang, von Allem, was ich erstrebte,
Und ich schaue beschämt Reihen von Jahren zurück,
Aber, das weißt Du, noch nie, ja, niemals hab' ich gerastet,
Niemals hab' ich dem Trieb inneren Dranges genügt.
Immer sah ich das Ziel hoch über dem Haupte mir schweben,
Immer zog's mich hinauf, höher und weiter zu schau'n,
Und so bleib' es, so lange mir Gott noch Jahre hinzulegt
Und mir den heiteren Trieb rüstigen Schaffens gewährt.

Denn wie die Flamme, so geht rastlos die menschliche Seele
Aufwärts über die Welt zu den Gestirnen empor.
Daher leuchtet auf uns im Sohn die entschleierte Wahrheit
Und enthüllet das Ziel unseres ewigen Heils.
Dorthin pilgern auch wir durch buntverwachsene Wege,
Ist doch der Stern so klar über der Hütte zu seh'n.
Und ein Glaube zuletzt bleibt uns als Kissen, um ruhig
Darauf zu legen das Haupt, wenn uns die Stimme versagt,
Alles Streben und Forschen in einem Seufzer sich auflöst:
Herr, Dein Kind will ich sein — Herr so erbarme Dich mein!

An Clara Curtius.

Weihnachten 1854.

1.

Harte Zeiten kommen wohl,
Doch sie gehen auch vorüber.
Nur dem Armen, der nicht glaubt,
Wird es immer kälter, trüber.

Wem das Kind geboren ist,
Gottes Kind in Stall und Krippe,
Der hat alle Tage nur
Lob und Preis auf seiner Lippe.

Und ihm leuchtet durch die Nacht
Jener Stern am Himmelsbogen,
Dem die Fürsten und die Hirten
Gottgeleitet nachgezogen.

Unser Fahrt geht unverrückt,
Heute heller, morgen trüber,
Harte Zeiten kommen wohl,
Doch sie gehen auch vorüber.

Und zuletzt, das wissen wir,
Nimmt uns der in seine Hände,
Der uns heut' geboren ist,
Welcher Anfang ist und Ende.

2.

Es sitzt das Volk auf dichten Bänken,
Ein neues Stück wird aufgeführt,
Bald jauchzt es laut den lust'gen Schwänken,
Bald ist es still und tief gerührt.

Es folgt mit Schmerzen, Lust und Staunen,
So oft der Vorhang fällt und steigt,
Den wunderlichen Schicksalslaunen,
Wie sie das bunte Spiel ihm zeigt.

Doch alles Jauchzen, alle Thränen
Sind von dem Dichter vorbedacht,
Und durch das Labyrinth der Scenen
Geht seines Geistes stille Macht.

Und die des Geistes Spur erkannten,
Seh'n auch dem Spiel die Ordnung an,
Und achten froh, mit unverwandten
Gedanken auf des Werkes Plan.

So ist das bunte Menschenleben,
Ein jeder Tag ein neues Bild,
Ein rastlos Auf- und Niederweben,
Wie scheint es doch so wirr und wild!

Doch jeder Blick, der Dich getroffen,
Und jedes gute Menschenwort,
Und jeder Schmerz und jedes Hoffen
Hat seine Zeit und seinen Ort.

O suche nur den großen Dichter,
Der Deines Lebens Plan gedacht.
So wird Dir Alles klarer, lichter,
Es weicht des Zufalls blinde Nacht.

Was Dich erschreckt, wird sich entwildern,
Du schaueſt nun mit Freud' und Dank,
Du siehst in Deines Lebens Bildern
Den göttlichen Zusammenhang.

An den Bruder.

Berlin, 8. Januar 1855.

... Wir haben den stürmischen Uebergang von 54 in 55 glücklich überstanden. Sylvester-Abend verlebten wir sehr behaglich bei dem Brandisschen Ehepaare;*) es sollte dieser Abend der Anfang eines häufigeren Verkehrs und gegenseitigen Austausches sein, doch ist wegen des Unwohlseins von Brandis bis jetzt wenig daraus geworden. Wie es denn immer im Leben zu gehen pflegt, das Schönste und Beste sind die hoffnungsvollen Anläufe, die man zu diesem oder jenem nimmt, nachher hinkt die Praxis kläglich hinterdrein. Doch hoffe ich noch, daß unser Verkehr sich zu gegenseitiger Freude gestalten werde. Für mich hoffe ich auf aristotelische Belehrung für meine Sommervorlesung über die Politik, für welche ich schon mit Eifer und Freude mich vorzubereiten anfange. Die Geistesgröße, die in diesem Buche lebt, hat mich wieder ganz in Erstaunen gesetzt. Die Bücher der Politik müssen noch ganz anders verarbeitet werden, als bisher geschehen ist. In meiner griechischen Geschichte habe ich seit Neujahr wieder tüchtig vorwärts gearbeitet. Ich habe im vierten Abschnitte die kretische Meerherrschaft, die kleinasiatischen Völker, Dardaner, Jonier, Lykier, dann die Minyer und Kadmeionen, endlich die Achäer, die thessalischen wie die peloponnesischen mit der Geschichte der Pelopiden behandelt, als eine Gruppe ältester Thatsachen griechischer Geschichte, welche aber noch

*) Brandis lebte damals in Berlin als Mitglied des Herrenhauses.

nicht unter einander in Verbindung gesetzt werden können. Die Ueberlieferung ist nirgends eine zusammenhängende; es sind nur einzelne leuchtende Punkte der Vergangenheit, die im Gedächtnisse der Menschen geblieben sind. So habe ich diese ältesten Thatsachen kurz skizzirt und mich sorgfältig gehütet, durch Zuthat eigener Phantasie, wozu meine Natur leicht hinneigt, die nebelhaften Umrisse eines Minos, Adrastos oder Agamemnon plastischer, als erlaubt ist, hervortreten zu lassen. Nun stehe ich in dem Abschnitte, der mir am meisten Kopfzerbrechen macht — bin ich über den hinaus, kann ich beim dorischen Volke anfangen und der Gründung der peloponnesischen Staaten, dann bin ich geborgen. In diesem fünften Abschnitte nämlich muß ich nun einen Ueberblick der Kulturwelt geben, wie sie im Homer sich darstellt und wie sie hie und da in uralten Denkmälern des Landes beurkundet wird. Hier gilt es also, den realen, den geschichtlichen Inhalt von Ilias und Odyssee in klaren Umrissen darzustellen. Aber wo hat man hier festen Boden? Man kann sich wohl im allgemeinen sagen, eine in sich so abgeschlossene, so zusammenhängende und konkrete Welt wie die homerische kann weder eine Märchenwelt sein noch eine willkürlich ersonnene. Die homerische Muse ist ein Kind der Mnemosyne, es geht durch den Homer das Gefühl, daß es mit der alten Zeit vorbei sei, und deshalb werden die Züge der alten Helden so treu wie möglich wiedergegeben, darum ist und bleibt Homer eine historische Urkunde. Anderseits aber geht wieder die homerische Dichtung so in das vollkommen Ideale über, verflüchtigt sich in eine poetische Welt, in der Götter und Menschen mit einander auf Du und Du stehen, daß man allen Boden unter den Füßen verliert. Wie schwer ist es, sich da von dem Processe, der mit dem stofflichen Inhalte vorgegangen ist, einen Begriff zu machen! Ich finde die historische Wahrscheinlichkeit der homerischen Welt besonders dadurch erhöht, daß diese Welt keine gleichförmige ist. Der Unterschied zwischen dem Leben in Argos und in Ithaka, überhaupt zwischen der Ostküste und der Westküste Griechenlands beruht doch auf einer in der Hauptsache sicheren Ueberlieferung. Es ist das eine Eigenthümlichkeit des griechischen Volkes, Poesie und Geschichte zu verschmelzen, und darum haben die griechischen Sagen eine ganz andere Substanz, als die italischen Legenden. Als Sekundaner schrieb ich einmal in einem Aufsatze „die kunstvolle Poesie Homers", das strich mir Ackermann dick durch und schrieb „vielmehr kunstlose".

Das ärgerte mich, weil ich das entschiedene, klare Gefühl hatte, daß es Unsinn sei, Homer kunstlos zu nennen. Je älter ich geworden bin, desto lächerlicher kommt es mir vor, von „Kindlichkeit" u. s. w. bei Homer zu sprechen, und ebenso ist es mit der Welt, in der die homerischen Helden leben, von der man noch immer liest und hört, es sei eine Urzeit, eine Zeit der Anfänge, des Werdens, während doch die ganze Kulturwelt eine so in sich fertige, satte und reife ist, daß man gerade Nichts eher vermißt, als das Ursprüngliche, Einfache in den menschlichen Verhältnissen sowohl den Göttern gegenüber als auch im geselligen Leben. Die Götter und Heroen sind schon dergestalt abgesungen und zersungen, daß von der ursprünglichen Theologie wenig übrig geblieben ist, man weiß kaum, vor wem diese Helden ihre Kniee beugten und woran sie glaubten. Das eigentlich Hellenische ist noch nicht da, wenigstens nicht in der bildenden Kunst, da die Kunst wie in Asien nur dem Luxus dient und dem äußeren Schimmer. Das Achilleusschild ist freilich eine Weissagung hellenischer Kunstentfaltung. In Homer erkenne ich die Kultur der Westküstenvölker Kleinasiens abgespiegelt, die vom kyprischen Meere bis zur Propontis sich immer mehr als ein Ganzes darstellen, diese Kultur war zu der Zeit schon eine überreife, und erst mit der frischen Naturkraft, die mit den hellenischen Stämmen vom Pindos herunterkam, beginnt die eigentliche griechische Geschichte. Es ist ein ewig unerschöpfliches Thema dieser Homer, man zerarbeitet sich ganz an ihm, in jedes gebildete Gemüth greift er ein, und am Ende hat Jeder *seinen* Homer wie seine Bibel.

An denselben.

8. Februar 1855.

. . . Bei der großen Arbeit wird mir noch oft schwindlig, daher ich immer nur auf das Nächste sehe, wie es die Seefahrer machen, um sich die Seekrankheit fern zu halten. Aus der hiesigen Welt weiß ich wenig zu berichten. Es geht seinen Weg fort, so lange noch diese wurmstichige Welt zusammenhält. Wohl dem, der in der Stille ein gutes Werk fördern kann und in seinem Haus es wohl hat!

Prinz Friedrich Wilhelm.

Berlin, 6. April 1855.

Mein lieber Curtius! Es hat mir sehr leid gethan, daß Sie zu wiederholten Malen vergeblich den Versuch machten, mich mit einem

Besuche zu erfreuen. Einmal war ich für die beiden ersten Tage nach Empfang der schmerzlichen Nachricht des Todes meiner armen Cousine von Meiningen*) nach Potsdam gegangen, um dort, umgeben von so vielen theuren Erinnerungen, in der Stille meinem Kummer Raum zu geben, dann aber nahmen hier der Dienst und Korrespondenzen mich gerade in den Tagen bis zu Ihrer Abreise sehr in Anspruch. So bitte ich also um Nachsicht, daß ich Sie auch nicht aufforderte, noch aus der Gesellschaft zu mir zu kommen. Gern hätte ich Sie noch vor dem Verreisen gesehen, da ja auch Sie der theuren Heimgegangenen zugethan waren und ein Zeuge der mit der Kinderzeit entstandenen innigen Zuneigung zwischen uns Beiden gewesen waren. So begreifen Sie auch meinen tiefen Schmerz bei dem Verlust einer Freundin, die mir Schwester war.

Gott hat es so gewollt, und darin allein finde ich Trost, daß, was er thut, wohlgethan ist, und denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Den Ihrigen meine herzlichsten Empfehlungen, vornehmlich Ihrer Frau und Ihrem lieben Vater.

Wie immer

Ihr aufrichtig ergebener

Friedrich Wilhelm.

In diesen Tagen kam mir gerade Geibels „Auferstehung" in die Hand, wie schön ist's und wie passend zu unserer Stimmung!

Ernst Curtius an den Bruder.

Berlin, 30. April 1855.

. . . Ich bin in voller Arbeit. Meine „Alte Geschichte" ist trotz 7 Uhr recht gut besucht, die Morgenlektion bekommt mir herrlich. Um 1/2 9 Uhr ziehe ich triumphirend nach vollbrachtem Tagewerke in meine Stube ein und habe dann den ganzen Tag vor mir. Auch spare ich dadurch Zeit, daß ich nie besonders zur Bibliothek in die Stadt zu rennen brauche.

An denselben.

24. Mai 1855.

Wir haben während der Osterzeit sehr still gelebt. Meine Vorlesung macht mir rechte Freude. Ich trage jetzt die Anfänge der

*) Charlotte, Herzogin von Meiningen, geb. Prinzessin von Preußen, † 30. März 1855.

griechischen Geschichte, natürlich mit besonderem Eifer, vor. Meine ganze Ansicht über die Jonier ist mir mit allen ihren weitreichenden Konsequenzen erst allmählich klar geworden. Es haben sich mir eine Menge Räthsel gelöst, seit ich griechische Stämme seit Urzeiten an der asiatischen Küste sehe. Jetzt sind mir Kadmos und Danaos klar, und Manches, was ich selbst früher unmittelbarer Einwirkung und Ansiedelung der Phönizier zuschrieb, solange ich jenseits nur Nichtgriechen kannte, wie z. B. die Gründung von Nauplia, die Palamedes-Sage, erkenne ich jetzt als ionische Einwirkung. Mit der Wiederentdeckung der Jonier als der bei der ursprünglichen Verzweigung des griechischen Volkes in Asien zurückgebliebenen, dann bei Bildung der asiatischen Reiche auf den Küstensaum vorgeschobenen und nun die jenseitigen Lande allmählich entdeckenden, besetzenden, erweckenden Griechen — damit sind die Anfänge der griechischen Geschichte in ein ganz neues Licht gesetzt, und mir wird selbst oft ganz bange vor den weitreichenden Konsequenzen jener Ansicht, zu der ich, ohne etwas Neues zu suchen, auf ganz harmlose Weise durch ruhige und, weiß Gott, auf wenig Gelehrsamkeit Anspruch machende Betrachtung der alten Kulturverhältnisse gelangt bin. Ich habe meine Kombinationen immer von neuem revidirt, wie ein guter Kaufmann seine Rechnung, und ich wüßte nicht, wo der Fehler, d. h. ein Hauptfehler, ein Grundirrthum liegen sollte.

An meinem jungen Prinzen und seiner Familie habe ich rechte Freude. Die Konfirmation*) war eine wahrhaft erhebende Feier. Es sind ein Paar wirklich liebenswürdige Geschwister. In dem Bruder entfaltet sich langsam und still der männliche Wille. Sein milder, ruhiger Ernst ist sehr wohlthuend, gegen mich ist er unverändert wie ein Freund und läßt nicht die geringste Aenderung in unserem Verhältnisse eintreten. Auch die Eltern finde ich harmonischer gestimmt als sonst.

An denselben.

Juni 1855.

Ich habe diesen Sommer meine Kräfte angespannt. Die ganze Jonierabhandlung, an 4—5 Druckbogen, liegt fertig. Es ist eine Geschichte der Jonier vor der ionischen Wanderung,**) das klingt

*) Der Prinzessin Louise, nachmaligen Großherzogin von Baden.
**) „Die Jonier vor der ionischen Wanderung." 1855.

seltsam, und doch hoffe ich Alles erweisen zu können. Morgen lese ich in der Akademie den Anfang der Arbeit „Die Stammsitze der Jonier", das Ganze denke ich Hertz in Verlag zu geben, um es als ein Programm der griechischen Geschichte in die Welt zu senden.

An denselben.

Misdroy, 18. August 1855.

Das Leben in Luft, Wald und Wasser thut mir sehr wohl. Freilich ist das Wetter seit vier Tagen schon rauh, und wenn auch der Nordost die Wellen so an unser Gestade peitscht, daß wir lauter kräftige Wellenbäder haben, so sehnt sich doch das Herz nach anderem Winde, nach weniger Wolken und mehr Sonnenwärme. Wir leben mit unseren Kindern ganz häuslich. Ich vertrage mich vortrefflich mit Karl*) und mache mit ihm täglich um 9 Uhr den Badegang und Nachmittags den Waldgang, der gewöhnlich um Sonnenuntergang an das Gestade hinabführt.

Ich habe jetzt die Primordien der griechischen Geschichte ganz bei Seite gelassen, arbeite, soweit man in der Faulenzerei des Misdroyer Phäakenlebens von Arbeiten reden kann, am Tyrannenkapitel und suche jetzt, nach einer allgemeinen Auseinandersetzung über die Genesis der Tyrannis, die sikyonische, korinthische u. s. w. darzustellen.

Im Gegensatze zur ältesten Geschichte treiben wir die neueste und lesen mit ungeheuerer Theilnahme Beitzkes Geschichte der Freiheitskriege von 1813 und 14. Er hat das richtige Maß der Darstellung mit großem Takte getroffen, er gibt gerade so viel, als man wissen muß, um urtheilsfähig zu sein. Es ist viel Schmerzliches, was Einem durch die Seele geht, aber ein Drama von ungeheuerem Ernst und reicher Belehrung.

An denselben.

Berlin, 31. Oktober 1855.

Ich habe die Freude gehabt, in vollen Auditorien meine Vorlesungen zu beginnen. Die römischen Alterthümer scheinen von gegen 40 frequentirt zu werden, in der „Elektra" sind sämmtliche Bänke besetzt und auf denselben nicht wenige Juristen und Theologen. Für die historischen Uebungen ist mir gleich eine Arbeit über

*) Dem Schwager Karl Reichhelm, Konsistorialrath in Frankfurt a. O.

die Staatsidee des Perikles gebracht worden, und so ist, Gott sei Dank, Alles in gutem Zuge. Nordamerika ist diesmal durch neun Vertreter repräsentirt. . . . Nach der langen Ferienmuße mußte zuerst für das Corpus Inscriptionum heftig gearbeitet werden, auch ein Jahresbericht war der Akademie vorzulegen. Ich hoffe jetzt bald freiere Hand zu haben und dann endlich zur griechischen Geschichte zurückkehren zu dürfen, der ich jetzt nur in verstohlenen Stunden einige Zärtlichkeit habe zuwenden können. Ich bin leider, das fühle ich immer mehr, kein Mensch, der viel arbeiten kann. Bei jedem zu starken Büffeln spüre ich die Einbuße an körperlicher und geistiger Frische, und es ist einmal mein Grundsatz, mich unter solchen Umständen nie zur Arbeit zu zwingen.

An die Prinzessin Louise von Preußen.*)

Mit einer Sammlung der Gedichte von Ernst Curtius, die ihr der Prinz Friedrich Wilhelm zu Weihnachten 1855 schenkte.

Ueber dieses Jahres Schwelle
Ehe Du den Schritt gewagt,
Wo in Morgensonnenhelle
Dir ein neues Leben tagt,

Ehe Dir in Deine Hände
Gott bescheert ein neues Glück,
Säume noch und steh' und wende,
Wende still den Blick zurück.

Was an Glück und Glanz der Erden
Auch der Mensch gewinnen mag,
Schön'res kann ihm nimmer werden,
Als ein sel'ger Kindertag.

In den Weisen dieser Lieder,
Die des Bruders Hand Dir weiht,
Tönen alte Klänge wieder,
Echoklang der Kinderzeit.

Laß sie weiter Dich begleiten,
Laß sie folgen Deinem Fuß,
In die Fremde Dich geleiten
Mit vertrautem Freundesgruß,

Dich umzieh'n mit leisem Bande,
Daß Du ja zu aller Zeit
Treu verbleibst dem Heimathlande,
Treu der eig'nen Kinderzeit.

*) Die damals mit dem Großherzog Friedrich von Baden verlobt war.

Mit erwartungsreichem Beben,
Halb erwacht und halb im Traum,
Schreiteſt Du ins volle Leben
Aus der Kindheit ſtillem Raum.

Doch Dir bleib' auf Deinen Wegen,
Wie ein ſel'ger Morgenduft,
Deiner Jugend Heimathſegen,
Deiner Kindheit Friedensluft.

An den Bruder.

Berlin, 7. Januar 1856.

. . . Der Schluß des alten Jahres iſt für die philologiſche Welt ſo erſchütternd ernſt geweſen, daß man einander Glück wünſchen kann, noch das Licht der Sonne zu ſehen.*) Ich höre, daß auch Schneidewin**) faſt hoffnungslos krank iſt, und zwar auch Mann und Frau zuſammen, wie es bei Hermann der Fall war, auch ſoll er, wie dieſer, an Geiſtesverwirrung leiden. Karl Friedrich Hermann war bei aller Verknöcherung und Pedanterie doch ein wackerer, ehrenwerther Mann, deſſen maſſenhafte Gelehrſamkeit ſich ſchwer erſetzt. Als er vor Jahren nach Leipzig wollte, hatte man bei ſeiner Nachfolge an mich, als Müllerſchen Schüler, gedacht. Ich bin begierig, ob ſolche Gedanken wieder auftauchen. Für mich wäre natürlich ein Ruf nach Göttingen das größte Glück. Otfried Müllers Lehrſtuhl einzunehmen, wäre ein Gedanke, der mich begeiſtern würde. Wollten ſie mich aber hier nicht fortlaſſen, ſo müßten ſie mir doch endlich eine anſtändige Stellung geben und mich aus der leidigen Nothwendigkeit befreien, durch allerlei Sklavenarbeit mir meinen Unterhalt zu ſichern.

In dieſen Ferien habe ich weniger zu Stande gebracht, als ich mir vorgenommen hatte. Die attiſche Verfaſſungsgeſchichte macht zu viel Mühe. Ich komme, wohin ich mich wende, immer dahin, mich bei der traditionellen Meinung nicht beruhigen zu können. Ich komme überall auf neue Anſichten, und indem ich dieſe prüfe und durcharbeite, vergehen Wochen auf Wochen. Ich habe viel über die attiſche Kommunalverfaſſung nachgedacht und die Reformen des Kleiſthenes, wie viel gehört dazu, ſich dies Alles wirklich klar zu machen. Jetzt mache ich zu dem weitſchichtigen Kapitel über

*) Karl Friedrich Hermann, † in Göttingen 31. December 1855.
**) Friedrich Wilhelm Schneidewin, † in Göttingen am 11. Januar 1856.

die Koloniſations- und Handelsgeſchichte meine Studien. In dieſem Kapitel gebe ich eine Rundſchau über alle helleniſchen Anſiedelungen am Mittelmeere, um dann in dem darauf folgenden das Gemeinſame der Bildung, das Zuſammenhaltende des helleniſchen Volkes darzuſtellen. Dann beginnen die Verwickelungen des ſo ausgebreiteten und zugleich ſo nahe zuſammengehörenden Volkes mit den Deſpoten Aſiens.

Adolf von Warnſtedt.*)

Hannover, 30. Januar 1856.

Hochwohlgeborener Herr! Hochverehrter Herr Profeſſor! Nach eingeholter Genehmigung Sr. Majeſtät des Königs hat Seine Excellenz der Herr Kultusminiſter und Univerſitäts-Kurator von Bothmer mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, Ew. Hochwohlgeboren zu Oſtern des Jahres eine ordentliche Profeſſur in der philoſophiſchen Fakultät der Georg-Auguſt-Univerſität zu Göttingen für die Lehrfächer der klaſſiſchen Philologie und Archäologie hierdurch anzubieten.

Nach den ſchmerzvollen Prüfungen, welche die Univerſität Göttingen betroffen haben, iſt es der lebhafte Wunſch des Univerſitätskuratoriums, einen Mann von Ihrem bewährten Rufe für die Univerſität zu gewinnen. Die Blüthe und den Glanz der Georgia Auguſta zu erhalten, betrachtet die Hannoverſche Regierung als ein heiliges Vermächtniß. Eben in Ihrer Berufung, mein verehrter Herr, glaubt ſie dieſen Sinn am beſten bethätigen zu können. Ihre bisherigen ausgezeichneten Leiſtungen auf dem Gebiete der hiſtoriſchen und realen Seite der Alterthumswiſſenſchaften bürgen dafür, daß das Werk, welches Heyne begonnen, der unvergleichliche Otfried Müller fortgeführt und der verewigte Karl Friedrich Hermann eifrig zu fördern geſucht hat, beſſerer Pflege als der Ihrigen nicht anvertraut werden kann. Mögen Sie in dieſem Rufe auch die höhere Hand nicht verkennen, welche die Geſchicke der Menſchen leitet und beſtimmt! Dem Lieblingsſchüler Otfried Müllers, dem, welcher ihm im Leben ſo nahe ſtand und auch in den Tagen des Todes nicht ferne war, wird der Lehrſtuhl geboten, von welchem das

*) Adolf Eduard Friedrich Johannes von Warnſtedt (1813—1894) war vortragender Rath im Miniſterium zu Hannover und bearbeitete die Angelegenheiten der Göttinger Univerſität.

Werk des Meisters fortzuführen und der alte, ehrwürdige Ruhm von Göttingen zu steigern ist. Griechische Alterthümer und Geschichte, griechisches und römisches Staatsleben, klassische Litteraturgeschichte, alte Länder- und Völkerkunde nebst einer von Ew. Hochwohlgeboren selbst zu bemessenden Ausdehnung auf die Exegetica würde Ihnen ein Feld der Wirksamkeit eröffnen, welches selbst namhafte Vorzüge vor dem Terrain darbieten dürfte, welches Sie in Ihrer jetzigen Stellung zur Bearbeitung vor sich haben. Ew. Hochwohlgeboren werden, wie ich mich überzeugt habe, in den Kreisen, welche Ihnen nahe treten würden, freudig willkommen geheißen werden. Eine gesunde, frische, von Natur gründliche, ernststrebende, treue Jugend, deren Heranbildung Ihnen mit übertragen werden würde, bietet ein dankenswerthes Arbeitsfeld. Sie wissen selbst besser, als ich es darstellen kann, daß Otfried Müller auch in dieser Hinsicht sich in Göttingen heimisch und glücklich fühlte. . . .

An den Bruder.

Berlin, Anfangs Februar 1856.

. . . Nach mancher Schwankung kam ich zu der Ueberzeugung, daß mir eine Verpflanzung jetzt heilsam sei und daß ich eine solche Wirksamkeit nicht zurückweisen dürfe zu meiner eigenen Fortbildung. Darin fand ich die Zustimmung meiner Freunde, und darin beharrte ich auch, obgleich der Minister mir eine Zulage von 700 Thalern zu gewähren bereit ist. . . . Es ist nicht leicht für mich, hier loszukommen — aber ich gehe mit Gott! Heute gehe ich zum Prinzen von Preußen, um mir dessen Genehmigung zu diesem Schritte und durch ihn die des Königs zu erwirken, das ist noch das Einzige, was mich hier fesselt.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

20. März 1856.

Mein theurer Prinz! Da es mir nicht gelungen ist, Ew. Königliche Hoheit vor Ihrer Abreise zu sprechen, so bitte ich durch diese Zeilen um die Gewogenheit, auch diesmal am 22. — den ich so oft in Wehmuth wie in Freude mit Ihnen zu begehen die Ehre hatte — der Ueberbringer meines Glückwunsches sein zu wollen, eines Glückwunsches, welcher ja zugleich auch Ihnen und Ihrer ganzen

hohen Familie gilt. Gott gebe Ihnen ein gesegnetes Fest! Mögen Sie es Alle in Gesundheit, in dankbarem Bewußtsein des göttlichen Segens und mit glaubensvollem Blick in die Zukunft feiern!

Was mich betrifft, so wissen Sie, mein theurer Prinz, daß ich mein Ränzel schnüre, um etwa den 8. April nach Göttingen überzusiedeln. Erlauben Sie mir hier mit wenig Worten mitzutheilen, wie die ganze Sache gekommen ist.

Als ich im Jahre 1844 auf Antrag Ihrer hohen Eltern von Sr. Majestät dem Könige zu Ihrem Erzieher berufen wurde, fragte ich den damaligen Minister des Unterrichts, wie die Regierung die Jahre, welche ich dem unmittelbaren Dienste des Königshauses widmen würde, betrachten wolle und was ich nach Ablauf jener Jahre von der Regierung zu erwarten habe. Der Minister antwortete mir, daß darüber in Preußen keine Frage sein könne; die dem Königshause geleisteten Dienste wären so gut wie dem Staate geleistet, und wenn ich die Erziehung des Königlichen Thronerben zur Zufriedenheit des Königlichen Hauses vollendet hätte, so würde das Ministerium, wenn ich der Universität treu bleiben wolle, es für seine Pflicht halten, mir sofort an derselben eine ordentliche und würdige Stellung zu verleihen. Dabei beruhigte ich mich vollkommen, weil ich darin nicht die Stimme eines einzelnen Ministers, sondern den Grundsatz der preußischen Regierung zu erkennen glaubte.

Nach meiner Rückkehr in die akademische Thätigkeit hielt ich es für meine Pflicht, auf die Erfüllung jenes Versprechens für das erste nicht zu dringen, sondern mir praktisch eine Lehrthätigkeit zu gründen und mir durch Arbeit die versprochene Stellung zu verdienen. Deshalb wartete ich bis zum Anfange dieses Winters und schrieb dann an den Minister, er möge jetzt, nachdem ich sechs Jahre an der Universität gearbeitet hätte, untersuchen, ob ich nicht Anspruch hätte auf die Verwirklichung jenes im Jahre 1844 gegebenen Versprechens. Mein Ansuchen schien mir und Anderen so billig, daß ich an eine abschlägige Antwort nicht dachte. Und dennoch erfuhr ich Mitte Februar, daß der Minister meinen Antrag abgewiesen und auch trotz der dringenden Vorstellung der philosophischen Fakultät, daß mein Gehalt in schreiendem Mißverhältnisse zu meiner Wirksamkeit stehe, keine Verbesserung meiner Lage bewilligt habe.

Das hatte ich nicht erwartet; ich sah mich unbillig behandelt

und zurückgesetzt, während doch sonst in Preußen Diejenigen, welche den Mitgliedern des Königlichen Hauses persönliche langjährige Dienste zu leisten die Ehre haben, anders behandelt zu werden pflegen.

An demselben Tage und in derselben Stunde, als mir jener abschlägige Bescheid bekannt wurde, kam an mich die vertrauensvolle Anfrage, ob ich wohl einen Ruf nach Göttingen annehmen würde. Es war der ehrenvollste Ruf, der mir werden konnte, und um das Aeußerliche kurz zu erwähnen — statt der 300 Thaler, die mir in Preußen gezahlt wurden, dotirte Hannover meine Stelle mit 1700 Thalern.

Nach jener Antwort des preußischen Ministers konnte ich nicht schwanken. Ich erklärte, ich würde nach Göttingen gehen, wenn Se. Majestät und der Prinz von Preußen nebst den Seinigen keinen Einspruch thäten.

Kaum wurde der Göttinger Ruf ruchbar, so zog der Minister seinen noch nicht an mich abgesandten Bescheid zurück, und nun wurde statt dessen gleich eine ordentliche Professur für mich dekretirt und an Gehaltserhöhung in Aussicht gestellt, was ich wünschte.

Inzwischen hatte ich aber schon meine Zusage gegeben. Auch kam es mir unwürdig vor, jetzt einen Handel um einige hundert Thaler anzufangen. Ich bat mir also von Ihren durchlauchtigsten Eltern und von Ihnen, mein theurer Prinz, die Erlaubniß aus, jenen Ruf annehmen zu dürfen, und gab bei unserem Minister mein Entlassungsgesuch ein.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihnen, mein theurer Prinz, den Thatbestand kurz mitzutheilen, indem ich Ihnen überlasse, ob Sie davon Ihren hohen Eltern Mittheilung machen wollen oder nicht. Ich gehe mit Freuden nach Göttingen, indem ich dort eine bedeutende Wirksamkeit finden und als Universitätslehrer eine lohnende Thätigkeit und eine größere Förderung erreichen werde. Aber mit Schmerz gehe ich aus Preußen, und schmerzlich muß es mir sein, daß Demjenigen, welcher den Sohn des Prinzen von Preußen erzogen hat, vom Auslande her die erste wissenschaftliche Anerkennung kommen muß. Mich tröstet der Gedanke, daß ich auch dort Ihnen mit unverbrüchlicher Treue verbunden bleiben darf und daß ich, wenn man in Preußen einmal meiner Dienste bedarf, gereiftere Kräfte und größere Erfahrung anbieten kann. Wenn preußische Officiere bis nach der Türkei hin ihre Dienste angeboten

haben, so werde ich auch als guter Preuße einem deutschen Nachbarstaate einige Jahre widmen dürfen, umsomehr, da die Universitäten zu dem Gesammtbesitze des deutschen Volkes gehören und Göttingen auch von preußischer Jugend besucht wird. Ich darf wohl hoffen, nach Ihrer Rückkehr noch einmal mit Ihnen reden zu dürfen und mich zu überzeugen, daß Sie diese kurze Auseinandersetzung meiner Verhältnisse huldreich aufgenommen haben.

Viertes Kapitel.

Göttingen 1856—1868.

An Kurd von Schloezer.

Göttingen, 23. April 1856.

Seit wir uns am Potsdamer Bahnhofe trennten, habe ich vielerlei erlebt, doch, Gott sei Dank, nur Gutes. Das Einzige, worüber ich klagen möchte, ist die übermäßig weitläufige, gartenlose Wohnung hier in Göttingen, wo die Leute meist so reizend ländlich wohnen.

In dieser Woche habe ich vor einem überfüllten Auditorium meine Vorlesung eröffnet. Die ersten Zuhörer, die sich meldeten, waren die beiden hessischen Prinzen*) mit ihren Führern. Es ist ein unerwartet starker Zufluß von Studenten gekommen. Ich finde die jungen Leute frisch, kräftig, anständig und meist tüchtig vorbereitet. Es ist ein guter Schlag von Menschen und meist wohlhäbige Leute.

Der Kreis der Kollegen hier ist sehr reich und mannigfaltig, der Empfang von allen Seiten herzlich und entgegenkommend. Die nahe Umgebung der blauen Berge, die das bescheidene Leine-Thal umringen, der fruchtbare Gartenboden, auf dem man geht, die reine Athmosphäre, die man athmet, das Alles thut wohl. Daß wir Manches entbehren, das versteht sich.

*) Der verstorbene Großherzog Ludwig IV. von Hessen und sein Bruder Prinz Heinrich.

Alexander von Humboldt.

Frühling 1856.

... Ich nehme den innigsten Antheil an dem Glanze, mit dem Sie auftreten werden, da Ihnen die Natur als Luxus neben der herrlichen Klarheit des Gedankens auch den Wohlklang und Reichthum verliehen hat. Sie fangen ein neues, erfrischendes Leben an, und dessen erfreue ich mich, noch immer ein einiges Deutschland, trotz der uneinigen Fürsten, erträumend. Prinz von Preußen, Vater und Sohn, haben mir Beide noch vorgestern zärtlich von Ihnen gesprochen. ...

An den Bruder.

Pfingsten 1856.

In unserem neu errichteten Hausstande ist trotz der kalten Witterung, die wir schmerzlich empfanden, Alles, Gott sei Dank, gut gegangen, und seit durch die breiten Balkonthüren die warme Sommerluft den großen Dieterichskasten*) erfüllt, ist unser großer Saal meine tägliche Freude und ersetzt, nothdürftig genug, die vermißten Gartenfreuden. Unser geselliges Leben gestaltet sich nur langsam. In der Regel gilt nur Einladen und Eingeladenwerden. Der gesellige Verkehr bewegt sich in hergebrachten Formen. Nun wird sich gewiß auch ein leichterer Verkehr, ein engeres Zusammenleben mit einzelnen Häusern machen lassen, aber das macht sich natürlich nur allmählich und wird dadurch erschwert, daß Männer und Frauen so selten ganz zusammenpassen. Zu den mir liebsten Verkehrsweisen gehören die Männerspaziergänge, zu denen sich bei Waitz alle Sonnabende um 3 Uhr Leute zusammenfinden, um in Weende einzukehren und dann auf Umwegen zurückzuwandern. Bis jetzt kann ich Göttingen noch nicht anders ansehen, als einen Ort, an dem ich vorzügliche Gelegenheit habe, für akademische Lehrthätigkeit eine, wenn auch späte, doch nicht zu späte Ausbildung zu erwerben. So wenig ich es hier ausspreche, so wäre mir jetzt der Gedanke, hier mein Leben lang zu bleiben, peinlich. Man wird hier freilich durch specifisch Hannöversches wenig behelligt und fühlt sich durchaus als Mitglied einer reich ausgestatteten deutschen Gelehrtenrepublik, eines wissenschaftlichen Gemeinwesens, das wahrhaftig ein Jahrhundert ohne Gleichen zurückgelegt hat. Aber ich

*) Die Wohnung befand sich in dem Hause der Dieterichschen Buchhandlung.

fühle mich doch durch die vielfachsten Lebensbeziehungen, die nicht Willkür von meiner Seite, sondern höherer Rathschluß gestiftet hat, so an Preußen gekettet, daß ich mir nur dort den Schauplatz meiner gereiften Kraft denken kann. Dort habe ich ja auch Aussicht, mehr für Wissenschaft und Kunst thun zu können, als anderwärts: „Ich sehe," schrieb mir neulich der Prinz von Preußen, „Ihre jetzige Stellung nur als eine vorübergehende an, die Sie aber unstreitig eine Zeit lang in neuen und fremden Verhältnissen nur günstig für sich selbst und Andere ausbeuten werden, um dann zu uns zurückzukehren. Der Dank, der uns an Sie fesselt, wird Ihnen überallhin folgen und den Wunsch in uns lebhaft erhalten, Sie dereinst unter den Augen Dessen thätig zu sehen, der unter Ihren Augen geleitet aufwuchs." Ich schreibe dies Alles nur, um Dir meinen Standpunkt klar zu machen. Glaube nur ja nicht, daß ich nun hier unzufrieden in der Stimmung eines reuigen Emigranten sitze und über die Grenze schiele — wahrhaftig nein, sondern ich arbeite froh und frisch, und das Gefühl, hier den jungen Leuten viel geben zu können, wovon sie noch keine Ahnung haben, hebt und stärkt mich. Ich habe nun, um mich dem Kuratorium gefällig zu erweisen, freiwillig auch noch einen Lateiner für das Seminar übernommen; Tibull wird nach Pfingsten angefangen. Außerdem bin ich von den Aelteren gebeten worden, ihnen noch privatim Gelegenheit zu geben, von mir zu lernen, und so werde ich noch Montag Nachmittag von 6—8 Uhr einen kleinen Kreis zu philologisch-historischen und archäologischen Uebungen um mich versammeln. Ich fühle mich hier ganz als Universitätslehrer und wünsche nur, mit wahrer Frucht zu arbeiten. Der Stamm der Seminaristen, der übrig geblieben ist, verspricht nicht sehr viel, aber unter den Aspiranten scheinen mir tüchtige Leute zu sein. Im ganzen sind augenblicklich 18 im Seminar; sie kommen sehr regelmäßig und passen ungeheuer auf. Ich hatte vor dem Lateinsprechen zuerst einige Scheu, aber nachdem ich anfangs für mich täglich seitenlang Latein geschrieben habe, geht es jetzt schon ganz geläufig. Nachdem ich nun den Leuten gezeigt habe, daß ich Latein sprechen kann, werde ich von dem rigor dieses Usus nachlassen, denn bei der Göttinger Sitte, daß keine deutsche Silbe im Seminar hörbar wird, gehen natürlich viel wichtige Interessen verloren. Ein Hauptgewinn ist hier, daß die Zeit sich weniger verkrümelt und, so Gott will, werde ich davon die richtige Ausbeute machen. Ich

habe schon die Konflikte der asiatischen Griechen mit Lydien und Persien im Entwurfe durchgearbeitet und strebe eifrig dem Punkte zu, wo nun, von der Naxosschen Revolte an, eine zusammenhängende, eigentlich historische Darstellung beginnen kann. Mein Plan ist, nach den Sommerferien den Druck anfangen zu lassen, und ich sitze jetzt wieder, wie da ich meinen guten Pelops zur Welt förderte, in einem Buchdruckerhause. Hier wird im allgemeinen doch mächtig und tüchtig gearbeitet, namentlich von Waitz, der mir gestern seinen dritten Band*) brachte. Es ist freilich eine monströse Monographie, über neunzig Druckbogen und kaum eine Spanne Zeit von vier Jahren!

In diesen Feiertagen muß ich meine Preisvertheilungsrede**) fertig machen, die mir heute mehr Mühe macht, als ich gestern, da ich die Sache frisch anfaßte, dachte. Mein Gedanke ist, den agonistischen Charakter des griechischen Lebens zu entwickeln und so auf den Inhalt des Festes überzugehen, zu zeigen, wie das ganze griechische Leben ein Wettkampf entfesselter Kräfte gewesen ist, ein Wettkampf zwischen Stämmen und Städten, in Krieg und Frieden, in Kunst und Wissenschaft im Gegensatz zu dem Genußleben des Orients, zur Ueberschätzung des Besitzes, des Habens. Es liegt um so näher, gerade in dieser Seite des griechischen Lebens seinen für alle Zeit vorbildlichen Typus zu erkennen, da Paulus selbst seine korinthischen Christen auf die isthmischen Kämpfe hinweist, um sich daran ein Exempel zu nehmen. Ich denke, dieses Thema eignet sich zum Inhalt einer akademischen Rede, die zugleich einen wissenschaftlich-historischen Inhalt haben und anregen und erheben soll. Und daran, d. h. an Schwung und Anregung fehlt es doch vieler Orten, es sind hausbackene Naturen. Unter den Studenten ist viel süddeutsches, manches fremde Blut. Von den ordentlichen Seminaristen ist nur einer aus Hannover, die anderen Schwaben, Schweizer, Franken. Es sind Griechen und Ungarn hier, die bei mir hören. Ich hoffe viel von Sauppe.***) Ich denke,

---

*) Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik. 3 Bde. 1855—56.

**) In Göttingen findet am 4. Juni, dem Geburtstage des Gründers der Universität, eine akademische Feier statt, bei welcher der Professor der Eloquenz die Festrede hält und die Urtheile der Fakultäten über die Preisarbeiten verkündet.

***) Hermann Sauppe, Direktor des Gymnasiums in Weimar, war als Nachfolger Schneidewins nach Göttingen berufen worden.

es soll eine gute philologische Schule sich bilden, und mich hebt das Gefühl, daß man hier auf mich zählt. In Berlin fühlte ich mich nur als Supplement-Band der klassischen Professoren.

Höchst anerkennenswerth ist der im ganzen an der Universität hier herrschende kirchliche Sinn. Der Gottesdienst ist sehr erbaulich. Männer wie Hildebrand*) und Ehrenfeuchter**) sind auserwählte Leute. Ich habe eben eine herrliche Pfingstpredigt von Ehrenfeuchter gehört. Es ist viel werth, daß die Theologie hier so würdig vertreten ist. Auch Dorner,***) der jetzt die zweite Auflage seiner Christologie drucken läßt, ist ein höchst bedeutender, würdiger und angenehmer Mann.

An denselben.

5. Juni 1856.

Die Wehmuth, mit der Du über die körperlichen Hemmungen geistiger Thätigkeit klagst, fühle ich theilnehmend nach, umsomehr, da ich selbst, wenn ich auch über Störungen meines Wohlbefindens, Gott sei Dank! fast nie zu klagen habe, schmerzlich empfinde, daß zu größeren Kraftanstrengungen auch mir die Natur das Vermögen versagt hat und daß ich deshalb in allen meinen Leistungen so weit hinter meinen Zielen zurückbleibe. Das ist ein Schmerz, den ich fast täglich und stündlich empfinde. Man wird ganz am Gelehrtenberufe irre, wenn man inne wird, mit welcher eigensinnigen Entschiedenheit die Natur uns auf das Bummeln hingewiesen hat als die eigentliche Bedingung des Wohlseins, und doch, soll man einmal einen Lehrstuhl mit Ehren ausfüllen, wie ist das mit der dem äußeren Menschen so wohlthuenden Bummelei zu vereinigen? An diesem Problem werden wir wohl unser Lebtag zu arbeiten haben. Für uns fiel an Pfingstfreuden nur eine Tour nach Münden ab; die war allerdings köstlich in Gemeinschaft mit Ewalds,†) Webers††)

*) Superintendent und Pastor an der St. Jacobikirche.

**) Friedrich Ehrenfeuchter (1814—1878). Professor der Theologie und erster Universitätsprediger, seit 1845 in Göttingen.

***) Der Theologe Isaak August Dorner (1809—1884), seit 1853 in Göttingen.

†) Der Theologe und Orientalist Heinrich Ewald (1803—1875), 1837 als einer der Göttinger „Sieben" seines Amtes entsetzt, war 1848 nach Göttingen zurückberufen worden.

††) Der Physiker Wilhelm Weber (1804—1891), ebenfalls einer der „Sieben", 1849 nach Göttingen zurückberufen.

und Dirichlets,*) die zu den leichten Geschwadern der hiesigen Gesellschaft gehören, denen wir uns gerne anschließen, sobald einmal gut Wetter ist.

Ich schrieb in den Pfingstferien meine Rede. Die ist gestern gehalten. Das war meine eigentliche öffentliche Einführung, und ich darf wohl sagen, daß Alles gut gelungen ist. Die Feier, seit Jahren ganz heruntergekommen, war glänzend besucht. Unter Glockengeläute strömte die ganze Bevölkerung zusammen, es wußte sich Keiner solcher Frequenz zu entsinnen. Hinter den scharlachrothen Pedellen zog ich zur Seite des Magnificus in den Saal, hinter uns die Hessenprinzen mit ihrem Gefolge, dann die lange Reihe der Professoren. Nach dem Choral hielt ich im Schweiße meines Angesichtes in der oben und unten gefüllten Aula meine Rede, die Du nächstens lesen wirst, und verkündigte dann die Preise, nach jedem Siegesnamen der Musik zum Tusche winkend. Die Herzlichkeit, mit der mir die besten unserer Männer nachher die Hand drückten, hat mir wohlgethan. Es war mir eine große Freude, so zum ersten Male öffentlich im Namen einer deutschen Universität reden zu dürfen. Der erste Eindruck ist wenigstens ein guter gewesen.

Inzwischen bin ich in mannigfacher Weise mehr und mehr mit den hiesigen Verhältnissen verwachsen, und man versäumt Nichts, um mich so bald und so vollständig wie möglich hier zu binden. Die Societät hat mich zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt, was mir der ehrwürdige Hausmann in einem schönen Briefe anzeigte, und auch der hiesige Klub, ursprünglich „die Gesellschaft der zwölf Freunde", der alle Freitage umgeht, hat mich aufgenommen. Morgen bin ich zuerst bei Baum**) als Mitglied, morgen über acht Tage muß ich schon die Klubbisten materiell und geistig bewirthen.

Seit es warm ist, sind unsere großen Räume sehr angenehm. Wie unendlich leicht ist es hier, Leute bei sich zu haben! Sonntag hatten wir Hessen-Darmstadt hier nebst einigen Professoren und Studenten, gemischte Gesellschaft, wie sie sich hier selten findet. Diese Woche sind wir Abend für Abend ausgewesen; zum Theil

*) Der Mathematiker Gustav Lejeune-Dirichlet (1805—1859), war 1855 als Gauß' Nachfolger nach Göttingen berufen. Seine Gattin war die Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

**) Dem Chirurgen Wilhelm Baum (1799—1883), seit 1849 in Göttingen.

waren dieſe Abendeſſen wahre Feldzüge voll Strapazen. Aber dieſem Unweſen muß geſteuert werden. Wir haben auch reizende Geſellſchaften mitgemacht, ſo geſtern bei Dorners. Er iſt eine Perle unſerer Univerſität. Auch Ehrenfeuchter liebe ich ſehr. Unter dieſen Männern iſt ein Leben, in welchem ſich wirklich die ideale Seite des deutſchen Univerſitätslebens verwirklicht, und wenn ſolche Männer in herzlicher Weiſe Clara und mir die Freude, die ſie an und über uns haben, bezeugen, ſo iſt das eine Genugthuung, wie ſie mir noch nie zu Theil geworden iſt.

An denſelben.

Juli 1856.

... Für die Ferien bin ich jetzt entſchloſſen hier zu bleiben, ich muß endlich den 1. Band zum Druck bringen. Das ſoll am 1. Oktober geſchehen, und dazu will ich die Ferienmuße anwenden. Hier iſt es ja möglich, inmitten aller Schätze der Wiſſenſchaft zu bleiben und dabei täglich friſche Luft zu athmen, kühle Wellenbäder zu nehmen und die anmuthigſten Wege durch Ebene und Gebirge zu machen.

Den Klub habe ich mit Delphica traktirt, die Anklang fanden und den trefflichen Dorner veranlaßten, geſtern einen daran anknüpfenden Vortrag über das Verhältniß der helleniſchen Prophetie zu der hebräiſchen zu halten.

An Beſuch fehlt es nicht. Neulich überraſchte mich Bethmann-Hollweg, dem zu Ehren Dorner eine ſehr hübſche Geſellſchaft gab. Geſtern kam General Fiſcher,*) mit dem wir auf den Rhons fuhren. Das Wetter war köſtlich, und das weite, fruchtbare Leinethal, vom Meißner und den anderen Bergen umſchloſſen, nahm ſich ſtattlich aus.

Unſere geſtrige Geſellſchaft iſt glücklich beſtanden. Die Leute ſind hier außerordentlich amüſabel, die Geſpräche ſtrömen, ſobald nur eine Gruppe von Göttinger Profeſſoren zuſammenkommt.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Potsdam, 11. Oktober 1856.

Mein theurer Curtius! Was werden Sie von mir denken, daß Monate verſtreichen konnten, ehe ich wieder von mir hören ließ,

*) Ehemals militäriſcher Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm.

auch Ihren freundlichen, nach London gerichteten Brief beantwortete. Ich bin aber vom ersten Tage meiner Heimkehr aus Albion an bis zur Abreise nach Moskau zur Krönung ununterbrochen von Dienstgeschäften sehr in Anspruch genommen worden; dann kam die Krönungsreise, und werden Sie begreifen, wie dort keine Ruhe oder Zeit blieb.

Nicht minder herzlich habe ich Ihrer gedacht, mir vorgestellt, wie nicht ohne Schwierigkeit Sie sich im neuen Wirkungskreis ansiedelten und dann auch der zurückgebliebenen Freunde gewiß häufig gedacht haben. Ihr freundlicher Brief machte meiner geliebten Braut auch viele Freude, wie Sie denn überhaupt mehr wie einmal dort genannt worden sind. Lassen Sie mich denn auch gleich hier im Namen meiner Schwester ihren Dank aussprechen für das so überaus gelungene und sinnige Gedicht, welches Sie zur Hochzeitsfeier übersendet haben. Ich übergab es selbst der „Großherzogin!" und können Sie versichert sein, daß sie sowohl wie mein Schwager und meine Eltern, wie überhaupt Alle, die es zu sehen bekamen, laut und lebhaft ihre ganze Freude über diese gelungene Festgabe äußerte. Meine Schwester wiederholte dies mehrere Male und trug mir noch namentlich am letzten Tage auf zu danken, bis sie mehr Zeit selbst haben würde. Hätten Sie meine Schwester in jenen Tagen gesehen, so würden Sie es nicht als sentimentale Aeußerung ansehen, wenn ich sage, daß sie wie ein Engel aussah!

13. Oktober 1856.

Neulich unterbrochen, muß ich mehrere Tage später diese Zeilen wieder aufnehmen. In wenig Tagen bin ich wieder um ein Jahr älter, und wenn dann noch ein 18. Oktober vorüber sein wird, findet November 1857, so Gott will, meine Hochzeit statt. Zum Geburtstage meiner Braut, dem 21. November, gehe ich in diesem Jahre nach London und kehre zu Weihnachten nach Coblenz zurück, um dann bis zum Herbste in Breslau mich niederzulassen, woselbst ich mir das Kommando eines Linienregiments ausgebeten und gleichzeitig auch die Provinz ein wenig kennen lernen kann.

In Moskau sah ich meinen Vetter-Neffen Louis von Hessen, der mir öfter von Ihnen sprach. Möge der dortige Aufenthalt ihm nicht geschadet haben! Ich fand ihn sehr jung und in der Welt unerfahren, um dorthin zu gehen, zumal in der Begleitung seines Onkels, des Prinzen Alexander von Hessen, der kein be-

sonders günstiges Vorbild der Moralität zu sein scheint. Louis scheint mir sonst ein guter, unterrichteter junger Mann zu sein, der aber noch viel sehen muß, ehe er Mann wird.

Sehr bald mache ich meinen Besuch in Hannover, und sobald der Termin feststeht, sollen Sie es erfahren, damit, wenn möglich, wir uns dort wiedersehen können.

Meine Moskauer Reise war höchst interessant und reich an großen Effekten, wie Sie sich denken werden. Aber blenden und imponiren ließ ich mir nicht, und es war ein himmelhoher Unterschied zwischen unserem Hochzeitstage und jenem orientalischen Glanze, wenn man das Gemüth befragt: doch erlebte ich manche recht liebe, unvergeßliche Tage in Rußland, die einer Zeit angehören, die mitzumachen höchst merkwürdig war.

Morgen gehen wir nach Greifswald, um zu jubeln, ich weiß nun mit Universitäten Bescheid, sintemalen ich ja Doctor Oxfordis bin. Hier muß ich für heute enden, indem ich Ihre Frau und Kinder herzlich grüße, Sie aber von ganzer Seele versichere, daß ich wie immer bin und bleibe, mein lieber Curtius, Ihr von ganzem Herzen ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an Kurd von Schloezer.

7. November 1856.

... Gestern war ich in Hannover zu einem Rendez-vous mit meinem jungen Prinzen. Er war von der redseligen Majestät so in Anspruch genommen, daß ich ihn nur nach Mitternacht von ½1—1 Uhr sprechen konnte. Aber ich habe eine wahrhafte Freude an dieser Unterredung gehabt. Ich fand sein Gemüth unverändert, seine sonstige Entwickelung aber sehr fortgeschritten.

Der Prinz wird ja auch nach Paris gehen. Das ist eine peinliche Mission. „Erst," sagte er mir, „schickt der König vier Trakehner hin, dann mich."

An die Griechische Gesellschaft in Berlin.

Am 27. November 1856.

Der Graeca send' ich meinen Gruß,
Und wär' ich heut' auf freiem Fuß,
Entledigt von des Amtes Zügeln,
Ich eilte rasch auf Dampfesflügeln

Und träte nach vertrauter Sitte
In meiner alten Freunde Mitte.
Ich brächte ihnen, was ich habe,
Des treuen Herzens volle Gabe,
Das unverrückt der Stunden denkt,
Da wir, in Sophokles versenkt,
Im stillen Hain des Alterthums
Uns freuten seines ew'gen Ruhms
Und der, in edler Anmuth Hülle,
Aufsprießenden Gedankenfülle.

Nicht leichten Schritts bin ich gegangen,
Mit manchen Banden fest umfangen
Hielt mich die Stadt, die vielbewegte,
Hielt mich das Land, das wohlgepflegte,
Hielt mich der Freunde treuer Sinn.
Wer gäbe solche Schätze hin
Und schaute nicht zurück mit Bangen,
Ja, oft mit schmerzlichem Verlangen!
Doch schrieb ich nicht, um Euch zu klagen,
Das würd' Euch selber nicht behagen,
Da Andres Ihr erwartet habt,
Als Ihr dem Freund den Abschied gabt.
Auch rühm' ich laut, was mir gegeben,
Ein würdig Amt, ein freies Leben,
Ein Kreis von Freunden, treu und gut,
Und steh' ich auch mit zagem Muth
Auf diesem Platz, wo andre Männer,
Gebor'ne Helden, reife Kenner,
Gelehrt — wozu das bange Sorgen!
Ich weiß, daß ich an jedem Morgen
Das Ziel mir hoch und höher stecke
Und nach Vollkommnerem mich strecke.
Auch rühm' ich gern die kleine Stadt,
Die helle, schmucke Gassen hat
Und übers Saatfeld weit verzweigt
So edle Bergeshöhen zeigt,
Gekrönt mit Burgen alter Tage,
An die sich schmiegt des Volkes Sage.
Schwebt doch ein Glanz erlauchter Namen
Um diese Stadt, ein edler Samen
Ist hingestreut und aufgegangen,
Von welchem die Gefilde prangen.
Und heute noch steht Mann bei Mann,
Ein Kreis, wie man ihn wünschen kann.
Es wird geschaffen um die Wette,
Elektrisch wirkt die enge Kette,
Das Leben strömt, die Funken sprüh'n
Und wecken wohl ein stilles Glüh'n,
Es ahnt, es fühlt die junge Seele,
Was ihr auf dieser Erde fehle,

Und hebet sich auf Flügelschwung
Erwachender Begeisterung.
So lebet wohl und denket meiner,
Als sei ich stets der Euren einer!
Und führt mich Gott, wie ich ihn bitte,
Noch einmal froh in Eure Mitte,
An Eure liebe Tafelrunde,
So grüßt den Freund mit Herz und Munde,
So schlaget freudig Hand in Hand
Und zeuget, daß das alte Band
Hellenischer Genossenschaft
Mit einer gottbeseelten Kraft,
Was nah und fern auf dieser Welt,
Für alle Zeit zusammenhält!

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

2. Januar 1857.

Mein theurer Prinz! Ew. Königlichen Hoheit nahe ich spät mit meinem Neujahrsgruße, aber hoffentlich nicht zu spät. Durch das letzte Wiedersehen, das mir durch Ihre Güte zu Theil geworden, sind die alten Beziehungen, welche mein Leben so lange ausgefüllt haben, wieder so lebendig geworden, daß ich mit erneuter Theilnahme Sie von Ort zu Ort begleitet und in Ihren Reiseerlebnissen Ihnen zu folgen versucht habe. Welche Freude würde es mir gewesen sein, Sie nach der Reise zu sehen und aus Ihrem Munde zu vernehmen, wie das Erlebte in London und Paris auf Sie gewirkt hat. Wie viel gereifter, wie viel reicher an Weltkenntniß, wie viel klarer die Zeit beurtheilend werden Sie heimgekehrt sein! Mit welcher Spannung werden Sie den Neuenburger Verwickelungen gefolgt sein, und in den letzten Tagen wiederum, mit welcher Rührung werden Sie des geliebten Vaters Jubelfest*) gefeiert und dabei für Stunden wenigstens vergessen haben, was die Welt in angstvoller Spannung hält. In allen diesen Stimmungen habe ich Ihnen zu folgen gesucht, überall den Herzenswunsch festhaltend, welchen ich als Neujahrswunsch heute aussprechen darf, daß Sie mit Gottes Hülfe aus allen Freuden und allen Prüfungen des Lebens immer kräftiger, fester, männlicher hervorgehen, ernst, aber fröhlich, demüthig vor Gott, aber ohne Furcht vor Menschen, und in stiller Sammlung sich vorbereitend zu dem Berufe Ihrer Zukunft! . . .

*) Das fünfzigjährige Militärjubiläum am 1. Januar 1857.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Breslau, 15. Januar 1857.

Mein lieber Curtius! Sie haben mir einen der schönsten und tiefgefühltesten Neujahrswünsche geschrieben, den ich lange gehört, und nicht leicht ist es, gebührend demselben eine Antwort zu senden. Mit welcher Gesinnung ich Alles aufnehme, was von Ihnen gesendet wird, das wissen Sie gewiß, und so möchte ich Ihnen recht von Herzen danken für alle die Punkte, die Sie erwähnten und die mein Herz so vielfach bewegen. Gleichzeitig sende ich Ihnen, Ihrer Frau und den Kindern auch noch meinen herzlichen Neujahrs-Glückwunsch.

Seit jenem eigenthümlichen und leider so kurzen Wiedersehen in Hannover habe ich Mancherlei erlebt und gesehen, was als reiche Vermehrung der Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen gelten muß und in der Erinnerung angenehm bleibt. Der Widerwille begreiflicher Art, mit welchem ich nach Frankreich und Paris ging, ward durch die Freundlichkeit der beiden französischen Majestäten sehr gemildert, die man kennen muß, um manche Vorurtheile zu beseitigen. Beide, in ihren ganz verschiedenen Charakteren, sind interessante Leute. Der Kaiser, von fast schläfriger Ruhe, macht einen charakterfesten Eindruck, während die Kaiserin, lebhaften und heiteren Gemüths, viel Anziehendes besitzt, abgesehen von einem lieblich schönen Aeußeren. Paris kennen Sie, würden es aber, meine ich, unglaublich verändert finden, da der allerhöchste Wille Stadttheile wegbläst und Prachtbauten dagegen im Augenblick aufführt. Meiner Auffassung nach ist Paris die schönste und unterhaltendste Stadt, die ich bisher sah, nur sind die großen historischen Erinnerungen ohne Ausnahme so entsetzlich mit revolutionären Besudelungen vermengt, daß jenes Volk von Frankreich sich ein furchtbares, unmenschliches Denkmal seiner Beschaffenheit gesetzt hat. Glänzend ist der moderne Anstrich aller Verhältnisse, und das strenge, gegenwärtige Scepter wird, so lange sein Träger lebt, gewiß nicht weichen. Was aber dann, ist eine gewichtige Frage an das Schicksal! Die fünf Wochen in England waren meist einer stillen und häuslichen Zurückgezogenheit gewidmet, und brauche Ich nicht Ihnen zu schildern, was ein jeder Aufenthalt daselbst mich für neue glücklich machende Entdeckungen in dem Inneren meiner heißgeliebten Braut machen läßt. Meines theuren Vaters Jubi-

läumsfeier ist ein unvergeßlich schönes Gegenstück zur silbernen Hochzeitsfeier, der großen, so allgemeinen Theilnahme wegen. Ihre Wünsche machten viele Freude, und soll ich Ihnen herzlich für dieselben danken.

Hier muß ich schließen; es ist der aufgeschobene Tag der Mobilmachung gegen die Schweiz und ohne Mobilmachungsordre, also wohl kein Krieg! Leben Sie herzlich wohl und nochmals aufrichtigen Dank von Ihrem treu anhängenden

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, Anfang Februar 1857.

... Daß ich der Tagesarbeit nicht erliege, siehst Du daran, daß ich nun tapfer an meiner Geschichte drucke. Einstweilen wird nur ein Bogen die Woche gesetzt. Sauppe liest eine Revision und leistet mir dadurch einen außerordentlichen Dienst. Inzwischen habe ich auch den ganzen Abschnitt über Sparta und die peloponnesische Geschichte fertig gearbeitet. Die Vorlesung über die griechischen Alterthümer hat mich in Verfassungsfragen natürlich sehr gefördert, und die specielle Behandlung der westlichen Kolonien hat mich zur eigenen Ueberraschung manche versteckte Beziehungen der verschiedenen Städte erkennen lassen, die auf Handel und Industrie beruhen. Noch immer aber schwindelt es mir oft im Kopfe, wenn ich der Aufgabe gedenke, das unermeßliche Material des hellenischen Volkslebens zu bewältigen und anschaulich darzustellen.

Neulich habe ich auch noch zu einem Vortrage zum Besten des Frauenvereins mir Zeit abmüßigen müssen. Ich benützte es als eine Gelegenheit der Uebung im freien Vortrage und als einen Versuch, den alten Solon in seiner ganzen menschlichen Liebenswürdigkeit vorzuführen.

Nicht blos die Arbeitshäufung hat mich eine Zeit lang bedrückt, es hat mich auch mehr als sonst Wochen lang ein Kleinmuth, eine Verzagtheit verfolgt, die meine Kraftanstrengung lähmte. Es drängt sich dann immer wieder der Gedanke auf, daß ich unfähig sei, meinen Platz auszufüllen, daß es mir an philologischer Gelehrsamkeit fehle und jetzt die Zeit nicht mehr da sei, die Lücken auszufüllen. Mein Naturell und meine eigenthümliche Lebensführung haben mich von einem eigentlichen Bücherleben immer ferner gehalten als billig. Ich habe einzelne Seiten des Alter-

thums mit voller Wärme ergriffen, Vieles ganz bei Seite gelassen. Jedes Gespräch mit Sauppe weist mich darauf hin, was eine eigentlich encyklopädische Philologengelehrsamkeit sei und wie sehr mir eine solche mangele. Dergleichen Selbstbeschauungen haben mich lange niedergedrückt, und an einem Orte wie hier ist es schwerer, sich von solchen Stimmungen los zu machen, namentlich im Winter, wo ich oft viele Tage nur von der Studirstube ins Kolleg gegangen bin und zurück; es fehlen zur Erhebung und Kräftigung Anschauungen der Kunst und Blicke in weitere bewegtere Lebenskreise. In besseren Stunden kehrt man dann natürlich zu der Ueberzeugung zurück, daß mit trüber Selbstbeschauung Nichts gewonnen werde, daß es gelte, mit seinem Pfunde zu wuchern, so lange es Tag ist. Und so steuere ich denn wieder muthig vorwärts und will wenigstens nach Kräften versuchen, mich eines Lehramts würdig zu machen, zu dem man mich berufen hat. Denn so wenig ich namentlich im Seminar mir genüge, so erkenne ich doch, wie die Forderungen, die hier an mich gestellt werden, meine Kräfte, so weit sie noch der Entwickelung fähig sind, nach allen Seiten bilden und üben.

Unsere stille Gelehrtenrepublik ist gegenwärtig auch in die politischen Wirren hereingezogen. Unsere oppositionelle Wahl ist übel vermerkt worden. Jetzt ist der Minister hier in höherem Auftrage, um zu sondiren, ob es möglich sein werde, eine andere Wahl zu veranlassen. Hier herrscht übrigens eine so ruhige, feste Haltung, eine solche Eintracht, daß alle Manöver vergeblich sind. Die sittliche Würde und innere Uebereinstimmung unseres Kollegiums ist für mich das bei weitem Erfreulichste. Auch unser Freitagsklub ist als staatsgefährlich denuncirt worden, als ein Nest schleswigholsteinischer und gothaischer Sympathien. Gestern hielt Herrmann*) einen Vortrag über Geschichte der Konkordate. In den früheren Abenden sprach Henle**) höchst ergötzlich über die verschiedenen Gattungen des Irrthums in der Mikroskopie, Dorner über die platonische Staatsidee und ihre theilweise Realisirung im Christenthum, Grisebach***) über das Isonzothal und die Aus-

*) Der Kriminalist und Kirchenrechtslehrer Emil Herrmann (1812 bis 1885), seit 1847 in Göttingen, später Präsident des preußischen Oberkirchenraths.

**) Der Anatom Jakob Henle (1809—1885), seit 1852 in Göttingen.

***) Der Botaniker August Grisebach (1814—1879), seit 1841 in Göttingen.

breitung der mediterraneen Flora am Adriatischen Meere. Du siehst, wie mannigfaltig und anregend diese Abendunterhaltungen sind, und alle diese Männer wissen mit solcher Meisterschaft ihren Stoff zu beherrschen, daß man auch in dieser Beziehung den größten Genuß hat. Im Vortrage ist übrigens Lotze der Meister, dessen Mikrokosmus Du wohl kennst. Mein letztes Thema war die spartanische Verfassung. Mir ist längst klar geworden, daß weder Lykurg ein Dorier, noch die Verfassung eine dorische war, in Sparta so wenig wie in Kreta. Die Dorier sind in das alte achäische Staatswesen eingeordnet worden wie eine Kriegerkaste. Das Königthum ist ein achäisches, nach dem Sturze der Pelopiden aus alten Vasallengeschlechtern, so scheint es, besetzt. Die Dorier erhielten Land aus den alten Domänen; an dem Landbesitz haftete die Dienstpflicht. Homers Gedichte wurden in Sparta wie in Athen zu politischem Zwecke benutzt, d. h. zur Stützung der Dynastie. Ich habe Sauppe den ganzen Abschnitt vorgelesen, und die Hauptsache leuchtete ihm ein.

An Richard Lepsius in Berlin.

2. März 1857.

Mit Freuden wittere ich jetzt Ferienluft. Ich hatte mir in diesem Semester zu viele Kollegien aufgehalst und hoffe nun im Genusse freierer Muße meine Arbeiten fortführen zu können. Es wird hier übrigens mit strengem Pflichteifer bis an die letzte Stunde des Semesters gelesen.

An Sauppe habe ich einen sehr lieben Kollegen gewonnen. Er ist ungemein vielseitig und, Mittheilungen zu empfangen und zu geben, immer auf das liebenswürdigste aufgelegt. Das Zusammenleben der Professoren ist hier überhaupt der Glanzpunkt des Lebens, und der Geist, welcher den größeren Theil derselben beseelt und unter einander verbindet, vortrefflich. Mit Ewald stehen wir durch seine Frau, die ungemein liebenswürdig und unseres Hauses nächste Freundin ist, im Verkehr. Er selbst ist nur zu Zeiten genießbar. Die edelsten und die verkehrtesten Eigenschaften sind in der wunderlichsten Weise bei ihm vereinigt.

An Wilhelm Wattenbach in Breslau.

1. April 1857.

Unter den Freunden hier ist es natürlich vor allem Sauppe, mit dem ich täglich verkehre. Seiner ganzen Richtung nach ergänzt

er meine Persönlichkeit und meine Schwächen, die mir hier deutlicher als je zuvor entgegengetreten sind, vortrefflich, und ich lerne in vollen Zügen von seiner überwiegend litterarischen Gelehrsamkeit. Besonders nahe steht mir der treffliche Dorner, ein echter Theologe, immer suchend und forschend und nach dem Höchsten strebend und mit leiser Gewalt in Allen, die ihm nahe treten, das Gute anregend. Waitz ist treu durch und durch. In seinem Selbstgefühl kann er wohl Andere verletzen, aber wo ein so männliches Streben, eine so kernhafte Tüchtigkeit vorhanden ist, muß man die mehr äußerlichen Dinge, die nicht gefallen, nicht zu schwer nehmen. Er wirkt vortrefflich auf die jungen Leute und vertritt das historische Studium in einer Weise, wie es wohl auf keiner anderen Universität geschieht.

An die Schwägerin Anna Reichhelm.

Frühling 1857.

Du fehlst uns Allen sehr, liebe Anna! Der Winter, den Du mit uns verlebt hast, war für mich in vieler Hinsicht ein recht schwerer, weil meine Schultern mir belastet waren und der Sinn gedrückt. Du nennst mich oft einen eingefleischten Gelehrten. Du weißt nicht, wie meine Natur fortwährend im Kampfe gegen die Gelehrsamkeit ist, und wollte oder könnte ich mich ihr hingeben, so wäre ich der erste Bummler der Welt, aber auch ungleich zufriedener, liebenswürdiger und geistreicher, als ich in der Person eines Göttinger Professors bin. Denn hier gerade gilt Fachgelehrsamkeit Alles. So hat Jeder seinen heimlichen Seufzer, Jeder den Stein, der ihn im Schuh drückt.

An den Bruder.

April 1857.

Die Ferien gehen zu Ende, und ich bin nicht aus dem Umkreise der Stadt hinausgekommen. Meine einzige Ferienausschweifung war, daß ich „Soll und Haben" gelesen und mich acht Tage lang an Antons Tugenden gestärkt und über Veitels häßliche Seele entsetzt habe. Inzwischen sind bald ein Dutzend Bogen gedruckt und andere Kapitel druckfertig geworden, darunter auch die Anfänge der attischen Geschichte, die mir mehr Noth gemacht haben, als man ihnen hoffentlich ansehen wird. Jetzt bin ich glücklich wieder

bei Solon angelangt und will versuchen, Alles, was ich über diesen kolossalen Menschen zusammengedacht habe, in ein Bild zusammenzustellen. Es wird fast Alles, was ich früher niedergeschrieben, wieder umgearbeitet und neu gruppirt, aber ich sehe doch Licht, der Wald geht zu Ende, und ich hoffe zu Gott, im Laufe des Semesters mit dem ersten Bande fertig zu werden.

Lotzes Virtuosität bewunderst Du mit Recht. Er ist ein Mensch, den man studiren muß, so vielseitig wunderlich und tief ist er. Naturforscher, Arzt, Philosoph, Philologe, dabei ein Virtuos im Vortrage, wie mir kaum Aehnliches vorgekommen ist. Dabei zieht sich aber durch sein ganzes Wesen ein leiser Zug der Ironie, der seine Nähe etwas unheimlich macht, und eine gewisse Sophistik, die mich zweifeln läßt, wo der Ernst bei ihm anfängt und aufhört.

An denselben

Bonn, am zweiten Pfingsttage 1857.

Ich schreibe Dir vom Ufer des Rheins, der mit seinem Siebengebirge in allem Glanze, den Gottes Frühlingssonne über ihn ausgießen kann, vor uns liegt.

Die Fahrt nach Mainz, der erste Anblick des Rheins, die Fahrt durch den Rheingau waren so begünstigt wie möglich, und indem ich Clara zum ersten Male diese Herrlichkeiten zeigen konnte, erschienen sie mir selbst großartiger und wundervoller als je zuvor. Wir kamen im Regen nach Bonn, und erst gestern wurde der Himmel wieder hell. Dafür strahlt heute die Welt im vollsten Glanze. Der gute Brandis hat uns eine große Gesellschaft zusammengeladen, die in Medem „zum goldenen Schiffe" tafeln und dann den Drachenfels besteigen soll. Gestern sah ich Welcker und Jahn. Ersteren fand ich ungemein frisch und munter. Er war aber von Boettichers „Baumkultus" so wenig erbaut und, wie mir schien, so mit Unrecht, daß wir darüber an einander kamen. Als ich ihm aber sagte, daß ich Thirwall für einen größeren Historiker hielte als Grote, war er wieder versöhnt und drückte mir gerührt die Hand.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Baden-Baden, 20. Juli 1857.

Mein lieber Curtius! Es ist im Auftrage meiner Mutter, daß ich diese nur flüchtigen Zeilen an Sie richte, um Ihnen den herz-

lichsten Dank für Ihre treuen, theilnehmenden Glückwünsche zur Geburt des ersten Enkels*) auszusprechen. Mama ist, wie Sie sich denken werden, zu erschöpft durch die eben abgelaufenen neun Tage nebst der anstrengenden Brunnen- und Badekur, um jetzt selbst antworten zu können. Gott sei Dank, kann ich von der jungen Mutter und meinem prächtigen starken Neffen nur die besten Nachrichten geben, da Beide sich im besten Zustande befinden. Die jungen Eltern geben das lieblichste Bild einer glücklichen Ehe, die sichtbar unter Gottes Segen gedeiht; möchte es dereinst auch bei uns ähnlich werden!

Reich an großartigen, erhebenden Eindrücken kehre ich von England zurück; das ich nun nur noch einmal höchstens besuche, bis ich den 18. Januar 1858 meine heißgeliebte Braut in die neue Heimath werde geleiten dürfen.

Heute muß ich schließen, mich Ihrer Frau aufs beste empfehlend, wie immer Ihr aufrichtig treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

P. S. Mit Dr. Max Müller aus Oxford fuhr ich über den Kanal am 14. in sehr interessantem Gespräch.

Ernst Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Göttingen, 17. August 1857.

Mein theurer Prinz! Ew. Königlichen Hoheit liebenswürdige Zeilen aus Baden-Baden haben mich sehr beglückt wie jedes sichtbare Lebenszeichen von Ihnen und jedes Zeichen Ihres gütigen Andenkens. Außer dem Danke dafür ist es eine Bitte, welche mich heute zu Ihnen führt. In acht Tagen wird der erste Band meiner griechischen Geschichte fertig. Es ist ein Buch nicht für Gelehrte, sondern für Alle, welche offenen Sinn für Geschichte haben, ein Buch zum Lesen, ohne Anmerkungen, ohne griechische und lateinische Brocken. Es enthält denselben Stoff, welchen ich Ihnen einst vorzutragen die Ehre hatte. Werden Sie sich also wundern, wenn ich um die Erlaubniß bitte, Ihnen das Buch als ein Zeichen treuester Anhänglichkeit widmen zu dürfen? Ich habe darin das Beste gegeben, was ich habe, und wem sollte ich dies lieber darbringen als Ihnen? Sie haben ja die kleinen Vorträge, welche

*) Erbgroßherzog Friedrich von Baden, geboren am 11. Juli 1857.

ich Ihnen überreichen durfte, immer mit so gütigem Interesse aufgenommen. Sie werden auch dem zusammenhängenden Geschichtswerke Interesse abgewinnen, und zwar nicht blos Ihres alten Lehrers wegen. Sollten Sie meinem Wunsche gegenüber das geringste Bedenken haben, so betrachten Sie meine Bitte als ungethan! Haben Sie nur die Gewogenheit, mich bald Ihre Entscheidung wissen zu lassen, da das Buch in den nächsten Wochen ausgegeben werden soll. . . .

Prinz Friedrich Wilhelm.

Breslau, 21. August 1857.

Mein lieber Curtius! Ich habe Ihnen sowohl für Ihren freundlichen Brief als auch für die Absicht, mir Ihr neuestes litterarisches Werk zu widmen, meinen ebenso herzlichen wie freudigen Dank auszusprechen. Sie werden gewiß überzeugt sein, mit welcher Gesinnung ich jenes Buch aufnehme, welches mich an Sie und an die gemeinsam verlebten Jahre meiner Entwickelung erinnert, wenn auch jene Zeit nie aus meiner Erinnerung schwinden wird, im Verein mit der dankbarsten Anhänglichkeit für Ihre Person.

Daß Sie mir gerade ein Buch über griechische Geschichte widmen, möchte ich fast wie eine Art von Abnegation Ihrerseits ansehen, da es mich stets peinigt, wenn ich gedenke, wie gerade die griechischen Geschichtsstunden von mir mit recht wenig Fleiß befolgt und Ihnen dadurch manche unangenehme Stunde bereitet wurde. Namentlich war es ein gewisses Examen, welches nicht zu den glänzenden gehörte, während das Jahr darauf ich mit der römischen Historie besser fort konnte.

Nun aber nochmals meinen innigsten Dank für Ihre liebe Aufmerksamkeit und ein herzliches Willkommen im voraus der „Geschichte der Hellenen", wie ich neulich Ihr Werk angekündigt las. Verzeihen Sie die Kürze dieser Zeilen, aber ich bin jetzt fortwährend gehetzt durch Regiments- und künftige Hausstands-Angelegenheiten, angesichts der nächstens beginnenden Herbstmanöver. Mit meinen besten Empfehlungen an Ihre Frau wie immer Ihr

Friedrich Wilhelm.

Ernſt Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Lübeck, 1. Oktober 1857.

Mein theurer Prinz! Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß lege ich Ihnen hiermit mein Buch zu Füßen. Nehmen Sie es freundlich auf als einen geringen Beweis meiner treueſten Anhänglichkeit, und leſen Sie zuweilen darin, aber nie aus Pflichtgefühl, ſondern wenn es Ihnen Freude macht, in den gedruckten Worten des Lehrers Ihrer Jugend zu gedenken, der bei aller Schwachheit doch nie etwas Anderes gewollt hat, als Ihr zeitliches und ewiges Heil.

Seit vier Wochen lebe ich in Lübeck, wo Ihrer mit Verehrung gedacht wird. Eine langwierige Krankheit meiner Frau,*) die jedoch in der Beſſerung iſt, feſſelt mich hier noch wenigſtens acht Tage, dann kehre ich nach Göttingen zurück.

An denſelben.

Lübeck, 8. Oktober 1857.

Erſt vor wenigen Tagen ſchrieb ich Ew. Königl. Hoheit einige Zeilen, mit welchen ich mein erſtes Buch griechiſcher Geſchichte Ihnen zu Füßen legte. Heute ſchreibe ich Ihnen, weil ich es vor mir nicht verantworten könnte, wenn ich Ihnen nicht von dem Ereigniſſe Anzeige machen wollte, welches mich und die Meinigen in tiefe Trauer verſetzt hat. Heute haben wir unſeren Vater in ſeinem 87. Lebensjahre zur Ruhe beſtattet. Ihm iſt nach einem vielbewegten Leben die ewige Ruhe zu gönnen, mir iſt, wie Sie denken können, die Auflöſung des Elternhauſes ein wehmuthsvolles Ereigniß, und ich darf wohl annehmen, daß Sie, mein theurer Prinz, an dieſer Wehmuth Antheil nehmen, nicht blos aus Intereſſe für den Führer Ihrer Jugend, ſondern auch, weil Sie ſelbſt den alten Vater gekannt und als ein theurer Gaſt in ſeinem einfachen Bürgerhauſe geweilt haben. Sie haben gewiß noch von ihm den Eindruck des ſchlichten, würdigen Ehrenmannes, der Nichts für ſich ſuchte, der mit unermüdlichem Fleiße zum Beſten ſeiner Stadt wirkte und vor den Augen ſeines Gottes wandelte. Möchte dieſes Bild in Ihrem Herzen niemals ganz verlöſchen!

*) Clara Curtius überſtand in Lübeck einen ſchweren Typhus.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Potsdam, 9. Oktober 1857.

Mein theurer Curtius! Eben erhalte ich Ihren Brief mit der traurigen Mittheilung des Todes Ihres ausgezeichneten edelen Vaters. Meiner ganzen und aufrichtigen Theilnahme werden Sie gewiß versichert sein, auch wenn ich nicht in vielen Worten dieselbe hier wiedergebe. Gleich als ich in den Zeitungen die Anzeige und den Nekrolog sah, mußte ich mit ganzem Herzen an Sie denken, da ich ja weiß, wie Sie an Ihrem Vater hingen, den gekannt zu haben mir immer eine ebenso werthe wie angenehme Erinnerung sein wird.

Daß ich nicht mehr schreibe, wollen Sie mir verzeihen. Sie werden aber begreifen, in welche schreckliche Besorgniß der Zustand unseres Königs uns versetzt, der seit dem Aderlaß von dieser Nacht noch sich in einem bedenklichen Zustande befindet. Gott behüte uns vor einem Trauerfall! Er gebe Ihnen aber Kraft und Stärke, die Auflösung des Elternhauses mit jener Ergebung zu tragen, die an den Tag zu legen schon mancher harte Schlag der Vorsehung Ihnen auferlegte.

Grüßen Sie alle die Ihrigen von Ihrem treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Aus einem Brief des Gymnasial-Direktors Dr. Breier zu Lübeck.*)

Lübeck, 18. Oktober 1857.

Du hast es vielleicht schon aus den Zeitungen erfahren, daß mein alter, väterlicher Freund, der würdige Syndikus Curtius, auch das Zeitliche gesegnet hat. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß er an demselben Tage, Freitag, dem 2. Oktober, einen starken Anfall von Kolik bekommen habe und sehr entkräftet davon sei, sodaß man bei seinem Alter um ihn besorgt sein müsse. Am folgenden Morgen kam sein Sohn, der Professor von Göttingen, mir zu sagen, daß es bedenklich mit ihm stehe, denn er liege erschöpft da, und der Arzt habe keine Hoffnung, daß er wieder zu Kräften kommen werde, jedoch könne es noch manchen Tag bis zu seiner Auflösung währen. Das war nun nicht so, denn noch in derselben Nacht hat ihn Gott sanft hinweggenommen. Zu klagen war da

*) Abgedruckt in der Allgemeinen Schulzeitung in Darmstadt.

nicht, denn er war reif zur Ernte, und wenn ein Leben voll Mühe und Arbeit zugleich köstlich gewesen, voll und ganz, so war es das seine. Ihm machte der gnädige Herr des Himmels noch seinen letzten Lebensabend reich und schön. Diesen Sommer bezog er sein neu angekauftes bescheidenes Landhaus vor dem Burgthore, dem Friedhofe gegenüber, wo ich noch manchen Abend mit ihm gesessen habe, die stillen Gräber vor uns im Lichte der scheidenden Sonne, an deren nachstrahlender Abendröthe, die den Friedhof verklärte, seine matt gewordenen Augen sich besonders erquickten, und oft bin ich mit ihm zwischen den Gräbern gewandelt. Wir lasen das letzte Jahr Augustins „Confessiones" und dann Thomas a Kempis, wo wir bei dem Kapitel De meditatione mortis stehen geblieben sind. Er brauchte das nicht mehr zu lesen, denn sein Leben war eine beständige meditatio mortis geworden, ohne daß er die volle Rüstigkeit und Lust für seine amtlichen Geschäfte dabei eingebüßt hätte. Denn obgleich mit den Gebrechlichkeiten des Alters, einem schwachen Gesicht, stumpfer gewordenen Gehör und wankenden Tritten behaftet, trieb er mit unermüdlicher Treue seine amtlichen Arbeiten, namentlich die auswärtige Korrespondenz, nahm unausgesetzt Theil an den Senatssitzungen, wie an denen des Obergerichts, und besorgte die Angelegenheiten des Schulwesens. Seine Mußestunden füllten Musik und Lektüre. Mit rührender Andacht spielte er täglich seinen Choral auf dem Fortepiano, bei dem ich ihn mehrmals überraschte. Sonst las ihm seine Nichte Akten, wie gelehrte Sachen, Wissenschaftliches, wie Erbauliches vor. Konnte sie nicht bei ihm sein, so recitirte er für sich und lernte noch immer aus den Klassikern auswendig, in denen er meisterlich bewandert war, oder er brachte seine Gedanken in Verse. Es war ein Friede in diesem Greise, wie die Ruhe nach gethaner Arbeit ihn allein geben kann, ich meine die Arbeit, die in Gott gethan ist, und das war ihm die seine. Lindenberg sprach das an seinem Sarge, den die nächsten Angehörigen und Freunde im Hause umstanden, schön und würdig aus, wie sein ganzes Leben und Wirken mitten durch eine stürmische Zeit fest, gerad, männlich, schlicht und treu gewesen, und wie auch seine innere Entwickelung so ohne Sturm und Drang in ruhigem Gange aus der edelen Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne allmählich und stetig sich emporgearbeitet zu dem festen Glauben an den lebendigen Gott und seinen Erlöser, für den er ein kräftiges Bekenntniß bei einer ernsten Gelegenheit abgelegt, als Lästerzungen

es wagten, den reinen Eifer frommer Seelen anzutasten. Ich habe mir das nachher erklären lassen. Es war nämlich zur französischen Zeit, oder bald nachher, wo Geibel, der in dem erstarrten Rationalismus und Pharisäerthum zuerst wieder die Herzen erweckte und dem Heiland zukehrte, eine Anzahl heilsbedürftiger Seelen um sich sammelte und mit ihnen Erbauungsstunden hielt. Die Lästerung hatte das „Konventikel- und Muckerwesen" zur Zielscheibe des Spottes und Witzes genommen, allerlei ärgerliche Dinge über diese Abendversammlungen in Umlauf gebracht und edle Namen mit Koth beworfen. Da hat Curtius, der in den Stürmen der Kriegszeit seinen männlichen Muth und seine Vaterlandstreue glänzend bewährt hatte, und dessen Gestalt imposant dastand, öffentlich Zeugniß für den Herrn und seinen Diener abgelegt und die Lästerer zum Schweigen gebracht.

In früheren Jahren brachte er den Sommer auf dem Lande bei einer Nichte zu. Dort aber als Gast lebend, entbehrte er, trotz der schönen Lage des Landsitzes und der Trefflichkeit seiner Wirthin, einer großen Annehmlichkeit, der Gelegenheit, Andere, namentlich seine entfernten Söhne und deren Familien bei sich aufzunehmen, und hatte sich deshalb noch in seinen alten Tagen entschlossen, jenes Landhaus vor dem Burgthore zu kaufen und für sich einzurichten. Einen Sommer hat er's besessen, aber in diesem Sommer auch die Freude gehabt, noch alle seine Söhne bei sich zu sehen. Zuerst weilte der Kieler Professor mit seiner Frau, von Karlsbad und der Schweiz zurückkehrend, einige Wochen bei ihm; dann kam von Göttingen Ernst Curtius mit Frau und drei Kindern, die aufgeweckt, sinnig, dem Großvater herzlich anhingen, der zu den übrigen Tugenden auch die hatte, seine kleinen Enkel nicht zu verziehen. In dieser Zeit ging nun dem Alten noch die vollste Freude auf. Denn außer der Lust mit den Enkeln hatte er an dem Sohne, der durch Schwung und Kraft des Geistes am meisten dem Vater gleicht, einen Umgang, der seine Tage sonnig erhellte und reich machte. Mit ihm konnte er Alles besprechen, von ihm ließ er sich den eben vollendeten ersten Band seiner griechischen Geschichte vorlesen, und mit ihm, der auf eine schöne Weise die propädeutische Stellung des Alterthums und namentlich der Griechen in der Geschichte zu erkennen und zu beleuchten weiß, der sinnig die hohen Vorzüge der griechischen Welt versteht und ans Licht stellt, ohne den Mittelpunkt aller Geschichte, die Erscheinung Christi, zu verkennen,

oder ohne das Christenthum mit einer bequemen Höflichkeitsformel abzufertigen — mit ihm konnte er auch in allen Stücken harmoniren, die seinem auf das Jenseits gerichteten Blicke immer vor Augen standen. So ist ihm der letzte Abend seines Erdenlebens noch besonders schön hingeflossen, und selbst, daß die Schwiegertochter krank wurde, hat dazu dienen müssen, die Familie zusammen zu halten. Denn Ernst Curtius hatte sich fest entschlossen, mit nach Stuttgart zu gehen, als seiner Frau Unwohlsein ihn nöthigte, sie nicht zu verlassen. Und wie gut, daß es so gekommen; er hätte sonst nicht seinem Vater die Augen zudrücken können. Curtius, der Sohn, ist seit acht Tagen wieder abgereist, die gemeinsamen Erlebnisse haben uns eng verbunden, und wenn ich in seine griechische Geschichte hineinblicke, so lese ich darin nicht blos ein Stück Litteratur, sondern sehe seine idealische Jugendgestalt und des Alten würdiges Patriarchengesicht mich unter den Zeilen anblicken. Der Kieler Sohn kam nur zum Begräbniß, er ist selbst leidend und bedarf der äußersten Schonung. Der Nachlaß ist nicht groß. Denn der Alte war ein Vater der Armen, und Niemand hat gewußt, wie viel und wie Vielen er in der Stille geholfen hat in dem demüthigen Sinne des Evangeliums, wo die linke Hand nicht sieht, was die rechte thut.

Ernst Curtius an Frau Brandis in Bonn.

Göttingen, 19. Oktober 1857.

. . . Ja freilich ist nur zu danken und zu preisen — aber wie matt ist des Menschen Herz! Nun bin ich mit der halbkranken Frau, selbst geistig und leiblich angegriffen, aus siebenwöchentlicher Abwesenheit zur Arbeit heimgekehrt.

Sie schreiben über meine griechische Geschichte wie eine Großmutter über ein ersehntes Enkelkind mit zärtlichster Liebe. Ach, sie thut mir wohl, diese Liebe, und ich bezeuge Ihnen vor Gott, daß ich, nicht um meiner lumpigen Person sondern um der Sache willen, von Herzen wünsche, daß es mir mit dem Buche gelungen sein möchte. Sie vergleichen mich mit einem Dichter, und das glaube ich auch, daß zu einem solchen Werke, wenn es gelungen heißen soll, mehr Produktionskraft gehört als zu einem Bändchen Liebeslieder und Romanzen.

An Georg Curtius.

Oktober 1857.

Meine Kollegien habe ich heute begonnen, wenigstens die römischen Antiquitäten. Ich bin im ganzen wenig frisch; es ist, als ob, infolge alles Erlebten, eine Erschlaffung sich meiner Lebenskraft bemächtigt hätte. Hoffentlich läßt mich Gott bald wieder zum alten Gefühle freudiger Rüstigkeit gelangen. Zum Dociren habe ich am wenigsten Lust. Am liebsten ginge ich gleich mit aller Kraft an den zweiten Band. Unsere Freunde haben uns mit größter Freundschaft empfangen, sonst will es mir noch gar nicht recht heimisch hier werden. Ich hatte mich durch Freude und Leid wieder ganz auf der Lübecker Erde eingelebt.

Lieber Georg! Ich komme mir so arm vor, seit die beiden Augen erloschen sind, vor denen wir uns täglich im Geist versammelt, die uns folgten mit treuer Liebe und täglicher Fürbitte. Doch ich will nicht klagen, sondern rüstig an die neue Tagesarbeit gehen.

An Theodor Curtius.

8. November 1857.

Nach Allem, was wir zusammen in der letzten Zeit erlebt haben, muß es mir ein Herzensbedürfniß sein, mit Dir fortzuleben und mit den Deinigen. Durch alles Frohe und Traurige, was mir der letzte Aufenthalt in Lübeck brachte, bin ich wie von neuem festgewurzelt im vaterstädtischen Boden, und beim Abschiede war mir zu Muthe, als wenn ich mich von neuem losreißen müßte. Auch hat es lange gedauert, bis ich mich in die hiesigen Verhältnisse wieder einlebte. Jetzt, da es Clara fortdauernd besser geht, Kollegien und Examina in vollem Gange sind, auf meinem Pulte die ersten Bogen des zweiten Bandes im Entwurfe liegen und das stille und unscheinbare, aber innerlich doch viel bewegte Tagewerk eines Professors im regelmäßigen Gange ist, jetzt fühle ich mich körperlich und geistig wieder wohler. Seit acht Tagen gehe ich jeden Nachmittag mit Clara spazieren. Die Kinder gehen zuweilen mit uns. Elisabeth, die nie liebenswürdiger und fröhlicher ist, als wenn sie vollauf zu thun hat, besorgt die Wirthschaft und ist dabei für ihre Konfirmationsstunde, ihre Schule und ihre Musik in vollem Eifer. Friedel hat am Lernen solche Freude, daß ich immer nur zur Mäßigung auffordern muß, und die kleine Dora tummelt sich in seliger Kindeseinfalt und Fröhlichkeit umher.

In stiller Wehmuth gedenken wir der wunderbaren Fügung, welche uns die letzten Herbstferien zu einer Schule der Leiden gemacht, aber uns doch zugleich so viel Unvergeßliches und Tröstliches geschenkt hat, die letzte Vereinigung um unseren seligen Vater und mir vor allem eine so lange, ungestörte und erbauliche Lebensgemeinschaft mit ihm, in welcher ich mir zuletzt noch sein liebes Bild recht in die Seele eingeprägt habe. So ist denn doch, wenn auch in ganz anderer Weise, als wir es gedacht hatten, der Zweck unserer Reise im vollsten Maße erreicht worden, und wir haben jetzt keine andere Aufgabe, als den vollen Segen dieser Zeit unverkürzt in unser Leben hinüber zu nehmen und uns denselben durch keine Kleinigkeiten, die sich bei aller Nichtigkeit doch immer so leicht vordrängen und zu Hauptsachen werden, verkümmern zu lassen. Und Du, mein lieber Theodor, der Du die Lücke am unmittelbarsten fühlst, Du hast darin den besten Trost, daß Du in der Vaterstadt, auf dem Arbeitsfelde, das der Vater zwei Menschenalter hindurch bestellt hat, in seiner Nachfolge und in seinem Geiste fortarbeiten, das Andenken seiner Wirksamkeit und den Segen derselben fortpflanzen darfst. Wie schön, daß seine Thätigkeit von so verwandten, bluts- und geistesverwandten, Personen fortgesetzt wird, wie von Ludwig Roekh und Dir. Halte auch Du Dich nach dem Vorbilde des Alten frisch und frei! Es ist doch für die Geschäfte selbst und die dazu erforderliche Arbeitskraft Nichts wichtiger, als daß man sich die täglichen Dinge nicht über den Kopf wachsen läßt und sich immer Zeit vorbehält, in welcher man den Geist in freierer Benutzung und in höherer Sphäre stärkt und erquickt. Wie gern gedenke ich der Morgengänge, auf denen ich mit Dir von Deinen Arbeiten, Entwürfen und Hoffnungen sprechen konnte, wenn wir die Dampfflottille unserer Vaterstadt Revue passiren ließen und uns an jedem Zeichen des Aufschwunges und Fortschrittes gemeinsam freuten. Gott stärke Dich in Deinem patriotischen Wirken! Ich weiß, daß Niemand uneigennütziger und eifriger für das Gemeinwesen arbeiten kann, und das ist mein brüderlicher Stolz und meine Freude.

Alexander von Humboldt.

Berlin, 25. November 1857.

Wenn dieser Ausdruck herzlichen Dankes für Ihr Andenken und Ihr wichtiges Geschenk so spät erst in Ihre Hände gelangt, so ist

die Ursache davon zwiefach gewesen. Fast zwei Monate lang vergeblich harrend in der Nähe eines ganz unsichtbar gemachten Kranken auf die bestimmtere Entwickelung einer traurigen Erscheinung, an der Sie noch immer wesentlichen Antheil nehmen, wollte ich nicht durch meine gar nicht verscheuchten Besorgnisse die Ihrigen vermehren. In den letzten Wochen hat mich dazu ein heftiger, durch Erkältung auf der nächtlichen Rückkehr nach Potsdam mir zugezogener Grippeanfall sehr unbequem zu einer Zeit gestört, wo ich unvorhergesehen gedrängt wurde, die Hälfte meiner Physik der Erde, das Gegenstück zu der Uranologie, herauszugeben. Seit Montag, dem 23., bin ich nach Berlin mit vielen ungelesenen Büchern, wie der König — nach vieler Resistenz, da er lange mit einem Winteraufenthalte im Potsdamer Schlosse drohte — nach Charlottenburg gezogen. Nach dem, was man von den Kammerdienern und den sich oft widersprechenden Aerzten erfahren kann, der einzigen historischen Quelle, ist der Gesundheitszustand des Kranken, sammt vielem Appetit und vieler Lust nach zeittödtendem Spazirenfahren, vollkommen und kräftig hergestellt. Er hat völlige Klarheit der Ideen und des Selbstbewußtseins. Aber es herrscht noch immer an gewissen Tagen eine große Schwierigkeit des sprachlichen Ausdruckes, Verwirrung von Ortsnamen, grammatischen Verbindungswörtern, Geschlechtsbestimmungen. Er ist dann genöthigt, ein selbstgemachtes, kleines Wort- und Namensverzeichniß zu konsultiren, wenn er fühlt, daß er sagt, was er nicht sagen sollte. Dieser Zustand, den er sich als augenblicklichen Mangel an Intelligenz betrübender Weise exagerirt, reizt zur Heftigkeit und Irritation. Ein solcher moralischer Zustand ist sehr ungleich; im ganzen aber soll er sich wenig verbessern. Werden fünf bis sechs Monate abhelfen? . . . Ein solches zaghaftes Mitregieren, vielfach bedingtes Auftreten, Handeln durch Menschen, die beleidigt haben, Versprechen von Allem, was eine neue Regierung jedesmal zu verheißen scheint, macht mich für den edelen, pflichtmäßig sich hinopfernden Prinzen von Preußen sehr traurig. Sein Benehmen ist musterhaft und das persönliche Verhältniß zwischen dem ganz theilnahmlosen Kranken, der viel Fassung und Charakter zeigenden Königin, dem Prinzen von Preußen und Ihrem herrlichen Zöglinge, der den 3. bis 5. November heimkehrt, vortrefflich. Der Letztere hofft noch, daß Vater und Mutter ihn auf zwei bis drei Tage zur Vermählung werden begleiten können. . . . Ich zähle alles Einzelne

auf, was den uns doch mit Gewißheit einst wiederkehrenden Aristoteles interessiren muß.

Welch ein vielverheißender Anfang ist Ihr erster, geistreicher Band griechischer Geschichte. Ich habe ihn Zeile für Zeile gelesen. Schon der Abschnitt „Land" ist ein Meisterstück von Naturgemälde. Man athmet — ich will mich rühmen — wie in meinem Mexiko, daß wir ein so wunderbar horizontal und vertikal gegliedertes Land selbst geschaut haben. Sie, der mehr Wissende, l'ami de Pausanias! Dann wie edel, frei und geschmackvoll im Stil, ernst und warm, Otfried Müller genähert, aber von höherer Temperatur. . . .

Ernst Curtius an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

29. December 1857.

Ehe dieses Jahr zu Ende neigt, muß ich Ew. Königlichen Hoheit meinen Glückwunsch zum neuen Jahre aussprechen. Diesmal braucht man nicht Vielerlei zu wünschen. Das Vielerlei macht überall keinen Menschen glücklich. Nein, nur das Eine, daß der Bund, den Sie aus herzlicher Liebe vor Gottes Angesicht geschlossen, ein von Gott gesegneter sei, der erfreuende Mittelpunkt Ihres zukünftigen Lebens, der feste Grundstein eines von äußeren Umständen unabhängigen Glückes, die eigentliche Heimath Ihrer Seele! Das verleihe Ihnen Gott! Ich weiß, daß Sie vor Allen, mein theurer Prinz, den Segen einer glücklichen Häuslichkeit würdigen können, und um so heißer ist mein Wunsch, daß Ihnen das kommende Jahr diesen Segen bringen möge. Für einen Fürsten, welcher in die Mitte des bewegtesten Lebens gestellt ist, scheint mir ein stiller Mittelpunkt des häuslichen Glückes, ein heimlicher Heerd, an dem es ihm wohl ist, von doppelter Wichtigkeit zu sein.

Mit meinen Glückwünschen verbinde ich den Dank für die huldvolle Aufnahme und thätige Unterstützung, welche Sie meinem Bruder*) in seiner peinlichen Mission haben zu Theil werden lassen. Mein Bruder ist von der Huld Ew. Königlichen Hoheit tief ergriffen und erfreut. Von dem vorliegenden Falle und meinen heimathlichen Sympathien ganz abgesehen, erkenne ich in dem gütigen und hülfreichen Benehmen der preußischen Fürsten gegen

*) Der Senator Theodor Curtius hatte sich in politischen Geschäften in Berlin aufgehalten.

die kleinen Staaten auch die klügste und edelste Politik. Bei Ihnen aber, mein theurer Prinz, ist es keine berechnende Politik, sondern der Zug Ihres guten und warmen Herzens, mit welchem Sie noch viele Seelen der preußischen Krone erobern werden. Dies Herz habe ich in Ihnen geliebt von den ersten Tagen an, da ich in Ihre Nähe kam, und jede neue Bethätigung desselben erfüllt mich mit neuer Freude.

An Georg Curtius.

31. December 1857.

. . . Es hat mich wahrhaft gerührt zu sehen, mit welcher Liebe Du mein Buch gelesen, wie Du auf meine Ansichten prüfend eingegangen bist und aus Deiner Schatzkammer nachgetragen hast, was sich auf die von mir behandelten Dinge bezog. Es ist ja natürlich, daß ich fortwährend vom zweiten auf den ersten Band zurückblicke, und bei dem Gefühle des Mißtrauens in die eigenen Kräfte, der Unsicherheit und der Unzufriedenheit, die mich mehr peinigt, als Du glaubst, ist mir ein Urtheil wie das Deinige ungemein wohlthuend und beruhigend. Man hat ja offenbar doppelte Arbeit, wenn man schreibt, um den Männern der Wissenschaft zu genügen und zugleich die große Menge Gebildeter in das Interesse hineinzuziehen. Man erstrebt damit das Höchste, aber es ist doppelt schwer, sich und Anderen ganz zu genügen. Von den principiellen Fragen, die zur Sprache kommen, ist offenbar keine schwieriger als die über den geschichtlichen Werth der Sage, und ich habe eine wahre Angst davor, daß es mir nicht erspart werden wird, hierüber weitläufiger meine Ansichten auseinanderzusetzen. Es gilt jetzt einmal für Geistesstärke, alle „Legenden" als taube Erze über Bord zu werfen, und wer das nicht thut, wird ohne weiteres auf die Seite von Gerlach und Konsorten geschoben. Ich bildete mir freilich ein, schon durch den Nachweis des unleugbaren großen Zusammenhanges in den Lokalfragen die Ungläubigen bekehrt zu haben. Indessen ist dies nicht vorauszusagen, und die Litteraten der Grenzboten ꝛc. werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um in meinem Buche eine schwachgeistige Rückkehr zu einem antiquirten Standpunkt nachzuweisen. Sehr pikant schrieb mir in seiner Weise Bernays. Er zollt besondere Anerkennung der Asiatisirung des Europäischen und der Europäisirung des Asiatischen, besonders in der Schilderung der lydischen Könige, der Art, in der ich die

chorographiſche und ethnographiſche Grundlage der Geſchichte bloßzulegen wiſſe, dem feinen Gehöre, mit dem ich auf die leiſen Athemzüge der im Zuſtändlichen ſchlummernden Geſchichte zu lauſchen wiſſe. Er räumt mir mehr Gabe ein, die res als die res gestae zu ſchildern. Das Kolonienkapitel ſei das gelungenſte, während Solon, Peiſiſtratos und auch Lykurgos an das andere Ende der Skala zu ſtellen ſeien. Hier, meint er, ſei zu voller Anſchaulichkeit ein reichlicheres Detail und eine mäßige Reduktion auf die jetzigen politiſchen Begriffe nothwendig geweſen.

Meiner Arbeiten wegen mache Dir keine Sorgen! Ich bin mehr faul als fleißig zu nennen und befinde mich bei meiner jetzigen Einrichtung eines durchaus freien Nachmittags ſehr wohl. Clara iſt noch immer nicht ſo friſch und kräftig, wie wir es wünſchen möchten. Es hängt ihr eine peinliche Mattigkeit nach, die nicht weichen will. Die Kinder gedeihen unter Gottes Segen, um deſſen Fortdauer wir beten, und unſer Feſt war ein glückliches und ungetrübtes. Wenn ich einmal alle Bücher bei Seite werfe und mich hinſetze, um kleine Gelegenheitswitze zu machen, habe ich eine ſolche innerliche Freude daran, daß ich an meinem Profeſſorenberufe ganz irre werde.

Die Ferienmuße habe ich benützt, um allerlei Werke archäologiſchen Inhalts durchzunehmen, namentlich die letzten Jahrgänge des römiſchen Inſtituts. Mich hat aus dieſen Heften die klaſſiſche Luft des Südens angeweht, daß ich Sehnſucht nach einem Römerzuge bekommen habe. Wie doch immer neue Schätze dem Boden entſteigen! Nun ſind ja auch die altehrwürdigen Mauern des Servius Tullius wieder in großer Ausdehnung zu Tage gefördert, und in Pompeji haben die im Aufblühen verſengten Granatblüthen die Jahreszeit der Zerſtörung verrathen.

Prinz Friedrich Wilhelm.

21. Januar 1858.

Mein lieber Curtius! Nur dieſe flüchtigen zwei Zeilen, um Ihnen herzlich für den treuen, theilnahmvollen Brief zu danken, und Sie zu bitten, am 25. zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags meiner in Liebe und alter Geſinnung zu gedenken.

Hiermit möchte ich Sie einladen, vom 8. Februar ab auf einige Tage nach Berlin zu kommen während der Dauer der Feierlich-

keiten bei unserem Einzuge. Allein ich muß besorgen, daß wir während jener Tage so gut wie Nichts von einander haben würden und stelle es Ihnen also ganz frei, ob Sie nicht später, während der Fasten oder der Osterferien, erst kommen wollen. Auf der Fahrt von Hannover nach Magdeburg möchte ich Ihnen nicht rathen, mitzufahren, denn wir werden ermüdet sein und namentlich meine künftige Gattin der Ruhe bedürfen.

Verzeihen Sie diese Eile, allein in einer Stunde reise ich ab. Ihre Frau grüßen Sie herzlich und seien Sie versichert, daß auch als Ehemann unwandelbar derselbe für Sie bleibt Ihr treu ergebener Freund

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

31. Januar 1858.

Ich habe mich diesmal wieder auf dem Eise versucht. Die unter Wasser gesetzte Maschwiese bot einen schönen Platz dar, und die weißen Berge bildeten einen malerischen Hintergrund der Landschaft. Eine besondere Bewegung brachte in unsere Kreise das Hochzeitsfest, das ja nach einer langen Periode meist trauriger Begebenheiten wieder einmal weite Menschenkreise mit freudigen Empfindungen erfüllt hat. Gott gebe, daß Heil und Segen sich daran knüpfe! Daß mir der Prinz von Preußen gerade am Vermählungstage den Orden zustellen ließ, war mir ein Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit, und ich konnte zwei Stunden nach Empfang den potenzirten Vogel an dem Festmahle tragen, welches die hiesigen Officiere veranstalteten. Die Gesellschaft war freilich in zu exklusivem Sinne zusammengesetzt, indessen thaten Baum*) und ich, was wir konnten, um dem Fest etwas höheren Schwung zu geben. Am nächsten Morgen schickte ich dem jungen Ehemanne in den Lancasterthurm meinen Glückwunsch und eine Beschreibung unserer Göttinger Feier.

In unserem Freundeskreise herrscht eine große Theilnahme für Preußen und seine deutsche Mission, das habe ich wieder recht erkannt, und hege keinen größeren Wunsch, als daß dieser Schatz edelster patriotischer Gesinnung nicht ohne Segen und Frucht verloren gehe. Ich hüte mich vor allen sanguinischen Hoffnungen,

*) Baum war Preuße, in Elbing geboren.

aber dennoch erwärmt mich der Gedanke, daß diese große Liebe, die dem jungen Fürsten entgegengebracht wird, auch noch einmal dem ganzen Vaterlande zu Gute kommen werde. Für diesen Zweck zu wirken, wird immer mein Vermögen und meine Kraft bereit sein, wenn ich auch Opfer dafür bringen müßte. Auf jeden Fall fühle ich, wie gut es ist, daß ich jetzt ganz außerhalb der preußischen Verhältnisse stehe.

Ich fühle es Dir theilnehmend nach, wenn Du über Vereinsamung klagst. Das ist hier wirklich ganz anders. In jeder Gesellschaft unserer akademischen Genossenschaft, auf jedem Spaziergange, den wir regelmäßig am Sonnabend Nachmittag zusammen machen, an jedem Freitage hat man Gelegenheit, sich über Leben und Wissenschaft auszusprechen und vielerlei zu lernen. Vorgestern hielt Henle einen meisterhaften Vortrag über den Begriff des Gesetzes und der Gesetzmäßigkeit in der Natur, über die Versuche, die Thiergeschlechter zu klassificiren und die merkwürdigsten Thatsachen, durch welche die Natur, dem ordnungsliebenden Menschengeiste gleichsam zum Tort, immer von neuem die aufgestellten Schemata zerstört. Auch sind jetzt die Mittwochsvorträge im Gang, in denen Herrmann über Johann von Schwarzenberg, den herrlichen und geistesverwandten Zeitgenossen Luthers, Sauppe über die Dionysien, Henle über die Temperamente sprach. Einen unglaublich komischen Anfang nahmen diese Vorträge, indem infolge eines Mißverständnisses Berthold und Bertheau*) gleichzeitig von den beiden Seiten des Saales der Rednerbühne zuschritten. Berthold war früher am Ziele und hielt einen Vortrag über Gifte. Ich werde Anfangs März einen Vortrag halten, wahrscheinlich über Perikles. Denn, nachdem ich die Zeiten des Themistokles, Aristeides und Kimon bis zur Auflösung des spartanisch-athenischen Bündnisses (461) theils ausgearbeitet, theils vorläufig durchgearbeitet habe, will ich mich nun ganz auf den einen Mann koncentriren, um seine Naturgaben, seine Entwickelung und Politik mir möglichst klar zu machen. Das soll meine Februararbeit sein, und die Quintessenz dieser Studien will ich in jenem Vortrage mittheilen. Gelingt es mir damit einigermaßen, so habe ich doch in meinem Werke einen guten Vorsprung gewonnen.

---

*) Berthold war Arzt und Anatom, Bertheau alttestamentlicher Theologe.

An denselben.

7. März 1858.

Heute ist des seligen Vaters Geburtstag. Was kann ich da Besseres thun, als die brüderliche Gemeinschaft unter uns erneuern, mein theurer Georg, und im Gefühle unserer leiblichen und geistigen Zusammengehörigkeit des Verklärten gedenken, welcher an unseren gemeinsamen Studien und Richtungen immer so große Freude hatte.

Ueber meine Geschichte höre ich das Verschiedenartigste. Die freundlichste Anerkennung wird mir in Briefen zu Theil. Bunsen nennt es ein „civilisirendes Buch" in einem Briefe an Ewald. Aus England und Amerika wird mir unerwartete Zustimmung. Was bei uns gedruckt wird, lautet allerdings wenig ermuthigend. . . .

Ich habe ohne Unterbrechung fortarbeiten können, obwohl ich viel innerlich durchzukämpfen habe. Es sind Zustände halb körperlicher, halb geistiger Natur, in denen es mir unendlich schwer wird, unangenehme Eindrücke zu überwinden und mit frischem Muthe vorwärts zu streben. Es sind dies für mich schwere Prüfungen, umsomehr, als sie derart sind, daß Niemand sie tragen helfen kann; ich kann auch mit keinem Freunde außer mit Dir darüber reden. Gott gebe mir frischen Muth und stärke mir das so oft wankende Vertrauen, daß ich wirklich etwas Ordentliches zu leisten im Stande sei! Hier in Göttingen ist sonst Alles so voll Sicherheit und Selbstbewußtsein, so voll Ueberzeugung vom eigenem, vollgültigem Werthe.

An denselben.

Berlin, 30. März 1858.

Nach vielen unruhigen Tagen bin ich endlich hier in Lepsius' Hause zu kurzer Rast in einen stilleren Hafen eingelaufen. Die ersten acht Tage in Berlin waren eine recht unheimliche Zeit für mich. Man wird gar zu rasch ein Kleinstädter und wird übermannt von der Masse von Häusern und Menschen, welche Einem hier entgegentritt. Zeit und Kraft zersplittert sich ohne rechten Ertrag. Natürlich hatte ich aber auch sehr angenehme Stunden, und wie konnte ich anders, als mit wahrer Freude den jungen Prinzen in seinem häuslichen Glücke sehen und die Liebe wahrnehmen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wird. Ich begleitete ihn ein paarmal auf der Straße, es ist merkwürdig, wie ihn

Alles grüßt. Alles, was man von der Zukunft hofft, knüpft sich an ihn. Die Gegenwart befriedigt Niemand, es ist eine schauerliche Leere und nur durch schwere Zeiten, welche zu Entschlüssen zwingen, das fühlt man, kann es besser werden. Am Montage, nachdem ich dem Prinzen von Preußen gratulirt hatte, ging ich nach Frankfurt, blieb dort den Dienstag und freute mich an der patriarchalischen Stille in Karls*) Hause. Dienstag Abend fuhr ich nach Breslau und verlebte zwei Tage im Ständehause.**) Wattenbachs hatten mich wiederholt eingeladen, und ich bereue nicht, den Ausflug gemacht zu haben. Es hat sich dort ein schöner Kreis gebildet. Ich war die ganzen Tage mit Mommsen, Bernays, Haase zusammen und habe viel Anregung davon gehabt. Mommsen und Bernays sind ein paar außerordentliche Naturen von einer geistigen Unermüdlichkeit, welche Staunen erregt. Die Stadt hat etwas sehr Großartiges. Es ist eine geborene Hauptstadt, in welcher das katholische, protestantische, jüdische, polnische und deutsche Wesen in naher Berührung zusammentrifft.

Freitag fuhr ich nach Frankfurt zurück, blieb dort Nachmittag und Abend und kam Sonnabend hier wieder an. Ich fuhr nun nach der Bendlerstraße hinaus, wo ich ein reizendes Stübchen bewohne mit freiem, sonnigem Blick über die Gegend. Hier sitze ich die Vormittage ruhig, arbeite mit Lepsius allerlei, theils ihm bei Erklärung seiner griechisch-ägyptischen Inschriften helfend, theils die Grenzgebiete ägyptischer und griechischer Geschichte besprechend. Lepsius' Haus ist ein unvergleichlich schöner Besitz, und wenn von irdischen Gütern etwas des Erstrebens würdig ist, so ist es ein solches wohlgegründetes eigenes Haus, von dem aus man ruhig die Wirren der Welt anschauen kann. Sonnabend Abend war ich in einer Gesellschaft bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm, Sonntag und Montag bei der Mutter. Die junge Prinzessin ist eine kleine, gescheute Person, einfach und natürlich in ihrem Wesen, munter und frisch. Sie hat schöne, kluge Augen, und der Schwiegervater sagte mir sehr naiv, er könne selbst noch viel von ihr lernen.

Ueber meine Geschichte schwirren mir die verschiedenartigsten Urtheile um die Ohren. Die Einen drücken mir die Hand für den

*) Der Schwager Karl Reichhelm, war Konsistorialrath in Frankfurt a. O.

**) Wo Wilhelm Wattenbach, als Vorsteher des Provinzialarchivs, Dienstwohnung hatte.

Genuß, den sie gehabt haben, die Anderen sind bedenklich, achselzuckend. Nachgerade fängt meine Haut an, hornartig zu werden. Der eine, große Erfolg ist unzweifelhaft, das Buch wirkt. Das muß mir die Hauptsache sein. Auch muß ich doch sagen, daß mir von keiner Seite Irrthümer nachgewiesen sind, und wenn mir so Manche sagen, sie können sich in diese oder jene meiner Anschauungen nicht hineinfinden, so bleibt doch immer die Möglichkeit, daß das anfänglich Befremdende allmählich auch ihnen einleuchtet, so denke ich namentlich über meine Darstellung des Delphischen Einflusses. Auf jeden Fall will ich mit Gottes Hülfe rüstig weiterarbeiten und mein Tagewerk thun, so gut ich es vermag.

Gestern Mittag aß ich bei dem jungen Prinzen. Das junge Ehepaar saß zwischen Droysen und mir. Auch Johannes Brandis*) war da und Dr. von Stockmar, der Sekretär der Prinzessin, der Einzige am ganzen Hofe, der daselbst die höheren Interessen vertritt, und zwar ist er dazu mit Allem ausgerüstet. Er ist das erste Exempel eines wissenschaftlich gebildeten Sekretärs am preußischen Hofe, und seine Anstellung und persönliche Stellung ist für Johannes Brandis eine gute Antecedenz. Ich sprach mit dem Prinzen vielerlei und fand ihn für alles Gute zugänglich. So war er bereit, für die neue Dotirung des römischen Institutes seinen Einfluß sofort geltend zu machen, und auch für meinen hier neu angeregten Plan, preußische Schiffe zu antiquarischen Untersuchungen in Griechenland und Kleinasien zu benutzen, fand ich günstiges Gehör. Gestern Abend hielt Gneist einen Vortrag bei dem Prinzen und der Prinzeß von Preußen in Gegenwart des jungen Paares über das Werk von Tocqueville und die Veranlassungen der französischen Revolution, soweit sie in der Zerrüttung der ständischen Verhältnisse liegen. Diese wurden mit den englischen Verhältnissen verglichen und daraus mit großem Geschick Nutzanwendungen für die Gegenwart gezogen, welche die anwesende Aristokratie ruhig anhören mußte. Droysen referirte seinerseits über seine Arbeiten im preußischen Archiv, und es war eine sehr ungezwungene, belebte Unterhaltung. Heute Abend versammelt Lepsius eine Gesellschaft von Freunden in seinem Hause. Er übt eine Gastfreundschaft, die ihm doch in hohem Grade Ehre macht. Wie Viele gibt es denn,

*) Welcher damals Kabinettssekretär der Prinzessin geworden war. Siehe über ihn Alterthum und Gegenwart Bd. II, S. 278.

die so wie er daran Freude haben, ihren Freunden Angenehmes zu erweisen?

An Jacob Bernays nach Heidelberg.

Auerbach, 27. August 1858.*)

Ich hoffe sehr, daß wir uns hier und dort zuweilen sehen. Wenn Sie mit dem Schnellzuge 2 Uhr 50 in Bensheim eintreffen, so wandeln Sie unter einer Doppelallee von Telegraphenstangen, welche die königlich bayerische Reichseinheit herstellen, und Nußbäumen in einer halben Stunde nach Auerbach, wo Sie am Bache aufwärts gehen und so zur Mühle des Herrn Nack gelangen, in welcher Sie mich finden, der ich hier zu den Füßen eines bengalischen Tigers**) an meiner Geschichte arbeite und mich sehr freuen würde, Sie auf unseren Waldbergen umherzuführen. Trendelenburg liebt freilich mehr die Ebene, was die Berliner „Jejend" nennen, doch würde er Ihnen zu Liebe seine Niederträchtigkeit gewiß überwinden.

Sehen Sie Bunsen, so sagen Sie ihm, wie dankbar ich für die gütige Aufnahme bin, die mir bei ihm zu Theil geworden.

An Anna Reichhelm.

Auerbach, Anfangs September 1858.

... Es war mir eine wahre Freude, Clara einmal ein neues Stück Welt zu zeigen, und ich muß ihr das Zeugniß geben, daß sie die zwölftägige Reise recht mit offenen Sinnen genossen und die großen Eindrücke der Schweizer Seen und Alpen lebendig in sich aufgenommen hat. Johannes Brandis, der Dritte im Bunde, erhöhte durch seine Liebenswürdigkeit die Freude der Reise, die in vollem Maße gelungen und von Gott gesegnet war. Ich habe Clara seit unserer Verheirathung nie so wohl gesehen. Gott gebe, daß es sich so hält! ... Mit Trendelenburg machen wir täglich Spaziergänge. Die Gegend ist unbeschreiblich reich und anmuthig, ein recht gesegnetes Stück deutschen Landes, Gebirge und weite Ebene zum schönsten Gegensatze vereinigt. Wir wohnen unmittelbar am Gebirge. Vor der einen Seite des Hauses liegt der Garten

*) Die Familie verlebte die Universitätsferien in Auerbach an der Bergstraße.

**) Der als Zimmerschmuck in dem Wohnzimmer aufgestellt war.

mit seinen Lauben, von der anderen führt ein Weg über den Bach, der unser Badehaus versorgt, unmittelbar in die Berge hinauf, die voll Walddickicht und voll schönster Aussichten sind. Oben liegt die Kirche des Dorfes, das sich in weitem Bogen um die Höhe herumzieht. Das ruhige Stillleben mit den Kindern ist sehr behaglich.

An den Bruder.

18. September 1858.

Wir sitzen hier zwischen den Wald- und Weinbergen des Odenwaldes wie in Abrahams Schooß. Die köstliche Ruhe in dem stillen Dorfe thut nach dem Reisen sehr wohl. Nachmittags gehen wir mit Trendelenburg spazieren, der uns gewöhnlich abholt. . . . Ich habe mit den Heidelbergern viel verkehrt, namentlich mit Bernays, der dort als Bunsenscher Hofjude alle Ferien zubringt. Er gewinnt jedes Jahr an Liebenswürdigkeit. Sein Wissen und Können ist eminent. Bunsen in Charlottenberg ist in der That auch sehenswürdig. Jeden Abend bewegen sich dort am Theetische Leute der verschiedensten Länder, und es herrscht eine Freiheit des Verkehrs, eine Leichtigkeit des Umgangs, die mustergültig ist. Ihm selbst sieht man die großartige Natur in vollem Maße an. Er steht im Mittelpunkte der Welt und sucht die Räthsel der Gegenwart wie die der ältesten Vorzeit mit unermüdlichem Eifer zu lösen. Alle Fragen der Theologie und Philosophie, der Geschichte und Politik bewegen ihn, und bewunderungswürdig ist die jugendliche Begeisterung in dem bald siebzigjährigen Greise. Freilich fühlt man wohl, was ihm zum großen Manne, zum „hero“ fehlt. Er ist das Kind einer Zeit, die mehr als eine frühere von Wissenslust, von Ideen und geistigen Interessen gährt, aber nicht leicht einen in sich abgeschlossenen Charakter, einen Mann aus einem Gusse zur Reife bringt.

Die besten Tagesstunden widme ich natürlich meiner Geschichte, deren Weiterdruck ich im Herbst gern beginnen lassen möchte. Ich habe mich in den letzten Wochen ganz mit der perikleischen Zeit beschäftigt und bin über die Art, wie Perikles Athen regiert hat, zu klareren Vorstellungen gekommen. Er regierte als Stratege, seine Präsidentschaft war eine kontinuirte Strategie — und dadurch war er im Stande, Volksversammlungen zu berufen und aufzulösen. In die Strategie hat Perikles den Schwerpunkt der ganzen Verfassung verlegt.

An denselben

Göttingen, 18. November 1858.

Meine winterliche Thätigkeit ist in gutem Gange. Meine griechischen Alterthümer werden gut besucht, machen mir aber sehr viel Arbeit. Aristoteles' Politik lese ich in meiner Stube vor einer kleinen, aber recht gewählten Zahl von Zuhörern. Im Seminar, wo ich die Bacchen interpretiren lasse, sind diesmal über 20, darunter sind recht tüchtige Leute, die neu eingetreten sind. Da ich nun auch noch ein Publicum über die Griechen in Unteritalien und Sicilien lese, so hätte ich in der That daran allein schon ein volles Tagewerk, dessen einzelne Theile sehr wohl zu einander passen. Wenn ich aber daneben die griechische Geschichte zu schreiben habe, und zu deren Vollendung jetzt eifrigst gedrängt werde, so habe ich freilich oft das Gefühl des Zuviel, und weiß nicht, wie ich die Arbeit bewältigen soll, da ich nun einmal zu Denen gehöre, denen nächtliches Arbeiten unmöglich ist. Ich bin in den letzten Wochen beschäftigt gewesen, die ersten Abschnitte druckfertig zu machen, und habe die Absicht, bald den Druck beginnen zu lassen, während ich die folgenden Abschnitte ausarbeite. Es ist kein leichter Entschluß, sich selbst so vorwärts zu treiben.

Und nun Berlin! Welche merkwürdige Katastrophe! Wer konnte sich früher denken, daß der Prinz von Preußen derjenige Fürst sein würde, der zuerst aus freiem Antriebe und eigenstem Entschlusse ein liberales Ministerium bildet, der die große, intelligente Mehrheit des Landes als maßgebend anerkennt und dem alten Dynasten-Vorurtheile entsagt, daß man auf dem Throne Alles besser wisse als in den unteren Sphären des Lebens. Mich freut es namentlich für meinen jungen Prinzen, daß er nicht unmittelbar aus dem früheren Regimente oder einem dem ähnlichen Reaktionsschlendrian zur Uebernahme der Regierung berufen wird. Wie schön löst nun der Prinz das Wort, das er mir Ostern sagte, er wolle seinem Sohne die Bahn ebnen und ein ehrliches Verfahren wieder in Preußens öffentliche Zustände einführen. Die Junker sind noch mächtig, die Rothen sind auch gleich wieder bei der Hand, und die auswärtigen Dinge sind auch nicht so leicht zu behandeln, wenn man Ehrgefühl hat, als wenn man Alles geschehen läßt — indeß es ist doch immer, was auch kommen mag, ein großer und schöner Umschwung der Dinge, ein Wiederauferstehen von Preußen.

An denselben.

23. December 1858.

Ich stehe noch der bei weitem größeren Hälfte meines zweiten Bandes gegenüber, und nur die beiden ersten Abschnitte bis zum Beginne der perikleischen Herrschaft liegen fertig da. Es wird mir ungeheuer schwer, die Fülle des Materials zu bewältigen und mir dabei zu genügen. Ueber eine Masse von einzelnen Thatsachen, über eine Menge von Persönlichkeiten, die sämmtlich von den verschiedensten Standpunkten aus behandelt und beurtheilt sind, soll ich meine Meinung aussprechen in kurzen Worten. Ich soll kurz und doch anschaulich, gelehrt und doch populär eine Geschichtsperiode behandeln, die an kulturgeschichtlichem Inhalte unvergleichlich reich ist. Welche Ansprüche treten mir da gegenüber, und wie wenig finde ich das deutsche Gelehrtenpublikum geneigt, das was ich nach meiner Individualität gebe, so gut wie ich es kann, günstig aufzunehmen. Gott gebe mir Kraft, das Werk zu fördern, dessen volle Schwierigkeit ich nicht ahnte, als ich mich dazu anheischig machte! Einstweilen wollen wir Weihnachten feiern und für diese Tage abschütteln, was von irdischen Sorgen uns anhängt!

An denselben.

28. December 1858.

. . . Ich bin nun eifrigst beschäftigt, alle Muße zusammenzuhalten, um das Ende des peloponnesischen Krieges fertig zu machen. Schon bin ich aus dem Bereiche des Thukydides heraus, dessen Aufhören neue Schwierigkeiten bereitet. Obwohl ich auch, unter uns gesagt, auf Thukydides oft sehr böse geworden bin. Es ist verkehrt, ihn als ein Muster der Historiographie hinzustellen. Wie viel Hauptsachen verschweigt er, während er ganz äußerliche Dinge auf das umständlichste vorträgt! Warum gibt er Nichts über den inneren Zusammenhang der Parteiumtriebe, über die politischen Ansichten z. B. eines Antiphon? Wie lehrreich wäre es, die Theorien der attischen Reaktionäre und Kreuzzeitungsritter kennen zu lernen!

Johannes Brandis war ein paar Tage hier. Er hat sehr wichtige Untersuchungen über das babylonische Münzgewicht gemacht, wodurch Boeckhs Metrologie wesentlich modificirt und zum Glück vereinfacht wird.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Berlin, 8. Januar 1859.

Mein lieber Curtius! Sie haben mir zu meinem Geburtstage einen Brief geschrieben, der, abgesehen von Ihren treuen Wünschen, so recht mir aus der Seele gesprochen alle die Gedanken berührte, welche gerade dieser 18. Oktober in mir wach gerufen hatte. Zum Beginn des verflossenen Monats im abgelaufenen guten alten Jahre erhielt ich wieder einen so lieben Brief von Ihnen, der recht in alter Weise und mit dem alten treuen Herzen in unsere ernste Situation einging und die Theilnahme an dem Geschicke meiner Familie, die Sie so oft schon dargelegt, von neuem recht aussprach. . . .

Die letzten acht Monate des alten Jahres, das wohl eines der wichtigsten, glücklichsten meines Lebens gewesen ist, reihten sich in merkwürdig ernster, inhaltsreicher Weise an so viele bereits durchgemachte unvergeßliche Erlebnisse. Hatte ich auch schon manchen ernsten Blick in das Leben thun können, bei welchem treu meinende Herzen und Rathschläge mich geleiteten, so war das Erleben der Ereignisse des Regentschaftsantritts meines theuren Vaters und alles das Ernste, Gewichtige, was jene Handlung einleitete und ihr folgte, von ganz anderer Art, an der Seite meiner heißgeliebten Gattin. Der Friede und die selige Beruhigung, die ich stets in meiner Häuslichkeit fand, wenn gewaltige Eindrücke von außen mich bewegten, sind Güter, die ich nicht schildern kann. Ferner empfand ich unendliches Glück in dem großen Vertrauen, mit welchem mein Vater sowohl während der Vorbereitungen zur Regentschaft als auch während der ganzen Zeit nachher und so unausgesetzt mich in alle Verhältnisse einweihte. Sonach hat denn meine Theilnahme an den Berathungen des Staatsministeriums für mich eine doppelt wichtige Bedeutung, und zeigt schon dieser Umstand, daß die Wege, die in einem geordneten Staatsleben gewandelt werden müssen, sogleich betreten wurden. Es freut mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie von der Ansprache meines Vaters an die Minister genaue Kenntniß haben, und jene Schrift ist wohl werth, recht bekannt zu werden, da sie mehr sagt, als hundert Zeitungsartikel zu definiren vermöchten. Uebrigens müssen Sie noch wissen, daß Niemand vorher jene Ansprache kannte und mein Vater sie

nicht vierundzwanzig Stunden vor jener Sitzung niederschrieb. Ich hatte schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum ersten Male bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht.

Die kuriose Aufregung bei uns, welche den Wahlen voranging, überraschte mich. Konnte man auch erwarten, daß die Veränderungen in den Verwaltungsprincipien viel günstiges Aufsehen machen würden, so dachte doch Niemand an so unsinnig ultraliberalistische Bewegungen, wie wir es gehört haben. Hoffen wir jedoch, daß nach nunmehr eingetretener Beruhigung der Mittwoch zu eröffnende Landtag durch seine Haltung beweisen wird, daß er weiß, wie angesichts des gespannt aufmerksamen Europas die Bahnen des Vaterlandes besonnen gewandelt werden müssen! Die Wahlen sind im allgemeinen dem Ministerium günstig, und Letzteres, einig und wahr in sich, ist voll Muth und Zuversicht. Der Fürst von Hohenzollern gibt dem deutschen Fürstenvolk ein Beispiel wie selten Jemand, und möge er bald viele Nachahmer finden, die einsehen, daß auch auf dem Gebiete der Verwaltung ein nachgeborener Fürst seinem Lande nützlich sein kann. Ueberhaupt bin ich stolz darauf, daß bei uns zwei Mitglieder unseres Hauses mit Beispielen vorangehen, wie sie nicht häufig in solchen schwierigen Verhältnissen vorgekommen sind, und gibt es gewiß keinen gut Denkenden, der nicht meinen Vater mit wahrer Befriedigung anblickt. Was meine Familie privatim betrifft, so geht es meiner Frau jetzt seit 14 Tagen so normalmäßig gut, wie es nur möglich ist, „unberufen". Die Aerzte sind bis jetzt mit Allem zufrieden, und steht die Entbindung vom 15. an zu erwarten!! Ich muß Ihnen eigentlich unglaublich vorkommen als angehender Vater. Uebrigens bitte ich Eines festzuhalten, daß ich Gott von Grund des Herzens danke, daß er Kindersegen in Aussicht stellt, und mir ein Sohn oder eine Tochter gleich lieb sind. Seine Sache ist es zu entscheiden, ob ein kleiner Stammhalter einst dem Lande nöthig ist oder nicht. Meine Mutter ist nur ziemlich wohl, aber gönnt sich wie gewöhnlich keine Ruhe oder Pflege. Doch geht es ihr jetzt wieder besser. Mein Vater sieht, Gott sei Dank, vortrefflich aus, und von meiner Schwester haben wir die besten Nachrichten. Meine Eltern, die sich sehr über Ihre Theilnahme freuten, senden Ihnen ihre Grüße wie auch meine Frau. Ihrer Gattin und den Kindern

meine besten Empfehlungen! Und nun nochmals tausend besten Dank für Ihre lieben Briefe von Ihrem aufrichtig treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, Januar 1859.

... Eine rechte Seelenweide habe ich an Schleiermachers Briefen. Es ist Manches darin, namentlich seiner Braut Briefe, das sich gedruckt nicht sonderlich ausnimmt. Aber es tritt Einem doch in diesen Briefen ein Menschenleben entgegen so frisch und tief bewegt, so gesund und hochstrebend, daß man daraus einen geistigen Anhauch verspürt, welcher die tiefste Seele erquickt. Die Principien, nach denen dieser Mann gelebt hat, treten Einem so lebendig und in ihrer Wahrheit und Berechtigung so überzeugend entgegen; man ist beschämt, aber zugleich erhoben. Das ist ein Leben in höchster Potenz. Ich lese viel mit Clara darin, es gibt zum Austausche so reichen Stoff. Wir wollen später auch Anderes von ihm lesen.

Alexander von Humboldt.

Berlin, 16. Februar 1859.

Ihr recht liebenswürdiger polyglotter Amerikaner und der freundliche Brief, den er mir von Ihnen brachte, mein theurer Freund, haben Beide herzliche Aufnahme gefunden.

Wie müssen Sie das Glück, das er sich geschaffen,*) mit ihm genießen! Sie werden uns einst ganz gehören, kommen Sie aber auch jetzt schon zu uns auf einige Wochen in das freie Neu-Berlin, wo Sie frischer athmen werden. Sie vereinigen alle geistige und moralische Anmuth. Meine Kräfte nehmen wieder etwas zu. ... Die Princeß Royal kann man nicht genug loben.

Ihr

Alexander von Humboldt.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 6. März 1859.

Endlich, mein theurer Georg, komme ich dazu, Dir zu antworten. Es weht schon eine anmuthige Ferienluft in die letzte Kollegienwoche herein, das letzte Examen ist abgemacht. Eine

*) Gemeint ist jedenfalls der Prinz Friedrich Wilhelm.

Societäts-Arbeit, die ich in aller Geschwindigkeit habe anfertigen müssen, weil unsere Societät sich an dem Jubiläum in München zu betheiligen wünschte, liegt hinter mir, und so will ich nicht säumen, Dir die Erstlinge der gewonnenen Muße darzubringen. Ich hatte eine Reihe böser Tage, in denen nervöse Kopfschmerzen mich heimsuchten, welche mich recht verzagt machten. Aber das ist bald überwunden worden, Gott sei Dank! Baum gibt mir jetzt Stahltropfen, und diese Eisenfresserei bekommt mir gut. Der schlaffe Winter ist im ganzen nicht heilsam; man hat den Mangel heller Frosttage verspürt, die uns nordischen Naturen doch nöthig sind. Sonst ist's in unserem Hause gut gegangen, und wir haben nur an dem mitzutragen, was über unseren ganzen Kreis Schweres verhängt ist. Dazu gehört vor allem der nun hoffnungslose Zustand von Dirichlet, der von seiner neunzigjährigen Mutter gepflegt wird, die alle ihre Kinder überlebt. . . . Ein anderes Ereigniß, das an sich freilich kein trauriges ist, aber dennoch uns Alle sehr beschäftigt, ist Warnstedts Abgang.*) Es ist für uns ein unersetzlicher Verlust, denn er war der gute Genius der Georgia Augusta. Seine Persönlichkeit gab unserer Stellung eine große Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, die nicht zu ersetzen ist, weil alle allgemeinen und speciellen Angelegenheiten durch ihn freundschaftlich behandelt werden konnten. Nun fehlt jedes Band der Art, es ist Niemand da, der ein Verständniß für die Dinge hat. Warnstedt geht, weil man ihn, nachdem er die Nachfolge von Johannes Schultze abgelehnt hatte, in Hannover unfreundlich behandelt hat. An inhaltsreicher Wirksamkeit und maßgebendem Einfluß büßt er ein. Denn das Kuratorium in Bonn ist mehr eine Sinecure als ein Amt, das eines kräftigen Mannes Zeit ausfüllt.

Der Druck meines zweiten Bandes hat nun begonnen. Die Ausarbeitung selbst habe ich in den letzten Wochen liegen lassen müssen, denke aber jetzt in acht Tagen mit voller Kraft und Lust den Faden wieder aufzunehmen und in den Ferien mich ganz dieser Aufgabe zu widmen. Hast Du die neue Bearbeitung von Grote durch Th. Fischer in Königsberg gesehen? Ist diese Apotheose von Grote nicht eine wahre Manie? Wie kann man dem trockenen Banquier eine „Gluth des Genius" zuschreiben? Mir

*) Sein damals befürchteter Austritt aus dem hannoverschen Dienste fand nicht statt.

steht dabei der Verstand still. Ich erkenne ja gern den ganzen Werth einer umsichtigen, nüchternen, gelehrten Behandlung des Stoffes an, wie sie Grote gegeben hat. Aber es fehlt doch einerseits die wahre Unbefangenheit des Historikers und anderseits wieder das eigentliche Verständniß des hellenischen Geistes! Und dann, welche Willkür und Einseitigkeit der Ueberlieferung gegenüber! Aber Fleiß und Ausführlichkeit und wortreiche Schaustellung aller Forschungen, das imponirt immer am meisten! Darüber vergißt man gern, daß kein einziger Charakter lebendig und persönlich uns entgegentritt und daß man niemals vom Standpunkte eines räsonnirenden Beobachters in den Zusammenhang der Dinge hineingezogen wird.

Ich wünsche Dir von Herzen fortdauernde Freude an Deinem Werke*) und ein mannigfach harmonisches Echo. Kränkungen, wie ich sie erfahren, verschmerzen sich doch nicht so leicht und lassen einen Stachel zurück, den man schwer los wird. Streit will ich mir gern gefallen lassen, aber — doch ich will nicht davon reden, sondern mich brüderlich freuen an Deinen Erfolgen, auch an dem der Grammatik, welche ihren Weltgang rüstig fortsetzt und auch jenseits der Alpen jetzt fester sitzt als das Scepter der Habsburger.

An denselben.

29. April 1859.

Von Berlin sind wir Dienstag zurückgekehrt. Wie unendlich wohlthuend ist das Leben hier im Vergleich mit Berlin, wo es mir diesmal recht unheimlich war. Was die inneren Angelegenheiten betrifft, nichts als Parteileidenschaft, und nach außen hin trostlose Unentschlossenheit und keine der Macht der Verhältnisse gewachsene Willenskraft oder Einsicht. Am meisten Freude hatte ich an dem Regenten, der mit dem edelsten Sinne den Dingen gegenübersteht, die er freilich auch nicht zu beherrschen im Stande ist. Auf seinem Tische lag ein Brief des Prinzen Albert, aus dem hervorging, daß England sich vor einer Landung der französischen Dampferflotte fürchtet und deshalb à tout prix Frieden mit Frankreich haben will. Das einzige Gute in Betreff der äußeren Angelegenheiten liegt darin, daß hier eine ziemliche Uebereinstimmung aller Preußen

*) Der Griechischen Etymologie.

herrscht, und namentlich ein allgemeines Vertrauen in die Ruhe und Besonnenheit des Regenten.

Die Geschichte der Perserkriege ist gedruckt, und ich habe die Freude gehabt, daß Lepsius, Abeken und Johannes Brandis damit zufrieden waren.

An Lepsius.

14. Mai 1859.

Mein theurer Lepsius! Was sagen Sie oder was denken Sie von mir, den Sie wochenlang als Ihren Hausgenossen beherbergt, gepflegt und mit Freundschaft verzogen haben, und der noch keinen Gruß seit seiner Abreise Ihnen zugesandt hat?

Es ist schön, wenn man sich überzeugt, daß die Trennung keine Macht hat und daß man bei jedem Wiedersehen in alter Freundschaft und ungestörtem Einvernehmen sich wiederfindet. Die Bendlerstraße war jeden Abend wie ein stiller Hafen, in welchen ich aus dem unheimlichen und ungewohnten Treiben der großen Stadt einlief, und wie gern dehnte ich, selbst auf Kosten Ihrer Studien, die ruhigen Morgenstunden aus, die wir mit einander verplauderten! Ich wollte, Sie brächten auch einmal ein paar Tage bei mir zu. Es würde Ihnen wohl sein in unserem Kreise, der klein und abgegrenzt ist und doch alle menschlichen Interessen lebhaft genug in sich bewegt.

Humboldts Abscheiden scheint den Abschluß stiller Friedenszeiten zu bezeichnen, deren Segen wir genossen, ohne immer dessen recht bewußt zu sein.

An den Bruder.

28. Juli 1859.

Meine Absicht ist, die Ferien ruhig hier zu bleiben. Denn ich muß einmal ein paar Wochen ganz daran setzen, um in voller Muße mein Buch zu fördern. Zehn Bogen sind gedruckt. Der dritte Abschnitt, die Perikleische Zeit, ist fast druckfertig. Ich muß zunächst diesen Abschnitt in voller Muße revidiren und dann die peloponnesische Kriegsgeschichte in Angriff nehmen.

Es war ein Sommer, der Leib und Seele mitnahm, die drückende Hitze von außen, von innen die quälende Sorge um die öffentlichen Dinge. Und wie gern man sich dem Gedanken hingeben möchte,

daß der Frieden von Villafranca den Höhepunkt der Napoleonischen Macht bildet, den sie nicht lange wird behaupten können, so kann man sich doch der Sorge nicht erwehren, daß Louis Napoleon für unser armes Vaterland noch eine schwere Zuchtruthe werden wird. Und nun mitten in der Bedrängniß und Gefahr von außen der gänzliche Bankerott im Innern und die völlige Aussichtslosigkeit auf Besserung der verworrenen Zustände! An allen bewegteren Plätzen treten die Patrioten zusammen, um über die Lage Deutschlands sich zu berathen, aber Alles bringt nur die Rathlosigkeit und die entsetzliche Meinungsverschiedenheit recht zu Tage. Ich habe natürlich das Meinige gethan, um Preußens Verhalten zu vertheidigen. Aber leider kenne ich doch die Verhältnisse genug, um mich über die Rathlosigkeit des Berliner Kabinetts nicht täuschen zu können. Das liberale Ministerium hat sich in der auswärtigen Politik nicht bewährt, es fehlt an Vertrauen zur eigenen Sache, an Vertrauen zum eigenen Heere. Hier sehen Viele einer vollständigen Auflösung des deutschen Volkes entgegen. So schwarz kann ich nicht sehen, aber große Noth steht uns bevor. Gott gebe uns Kraft, sie mit Ehren zu bestehen!

Ich habe mich in der heißen Zeit, wo man weniger zum Spazierengehen kam, wieder auf die Reitkunst geworfen. Wir haben einen ausgezeichneten Stallmeister und treffliche junge Pferde.

An denselben.

18. Oktober 1859.

. . . Unsere Wohnung*) ist, wie man sich eine wünschen mag, mitten in der Stadt und doch ländlich, zwischen Gärten und einem freundlichen, traubenreichen Hofe, geschützt und doch frei gelegen, geräumig und doch heimlich, Alles auf das netteste im Stande. Meine jetzige Wohnung ist mir auch deshalb so lieb, weil wir Euch, lieben Geschwister, jetzt die niedlichste und behaglichste Gaststube anbieten können, so gesund gelegen, daß sie als Kurort benutzt werden könnte.

An denselben.

2. December 1859.

Ich kann Gott nur von Herzen danken, daß ich mich immer frisch gefühlt habe, und niemals ist mir eine Ferienreise so gut

*) Nach dem Umzuge in das Haus des Weinhändlers Ulrich auf der Jüdenstraße (jetzt Universitätskuratorium).

bekommen, wie diesmal die ununterbrochen durchgearbeiteten Ferien. Eine besondere Freude machte es mir, daß es mir bei der Schiller-Feier gelang, wirklich das Organ der Universität zu sein. Es war für mich ganz unerwartet und recht beschämend, die Anerkennung zu sehen, welche Männer und Frauen mir zu erkennen gaben, und die Liebe, die sich dabei gegen mich aussprach. Unsere Aula-Versammlung war wie eine Gemeinde. Beurtheile den Eindruck des Ganzen nicht nach dem Wortlaute der kleinen Rede. Es war eine Stimmung, welche auf Gegenseitigkeit beruhte. Vor und nach der Schillerei kamen viele Besuche. Die Prinzeß von Preußen kam durch. Dann blieb Johannes Brandis drei Tage bei uns und weihte unser reizendes Fremdenstübchen ein. Frau Rathgen*) brachte einen Abend bei uns zu, an dem ihre ganze Liebenswürdigkeit sich entfaltete.

Unser neuer Magnificus**) betreibt seine Repräsentationspflichten mit einem Ernst und Eifer ohne Gleichen, und es steht ihm gut an. Denn er sieht ganz verklärt aus, wenn er seinen Saal voller Menschen hat, welche sich an der Kochkunst seiner Frau und seiner eigenen Liebenswürdigkeit erfreuen.

Meine Vorlesungen sind gut besucht, über Erwarten die Kunstgeschichte. Wir haben recht tüchtige und recht viel junge Philologen. Gestern hatten wir eine für Göttingen glänzende Aufführung der Schöpfung mit Sängern aus Köln und Frankfurt. Das Leben in unserem jetzigen Hause behagt uns sehr. Ich freue mich auf vierzehn ruhige Ferientage. Zu gymnastischen Uebungen ist jetzt auch ein Verein hier gebildet worden, der sich zweimal wöchentlich zu Voltigirübungen vereinigt, welche unser Fechtlehrer sehr geschickt leitet. Es muß dahin kommen, daß in allen Städten Männervereine dieser Art bestehen. Es sind einige Privatdocenten, Buchhändler, Aerzte dabei.

An denselben.

Ende December 1859.

. . . Eben komme ich von des alten, ehrwürdigen Hausmann***) Leichenbegängniß. In seinem Auditorium stand der Sarg. Ehrenfeuchter ist ein unübertrefflicher Meister in akademischen Gelegen-

*) Cornelia Rathgen, Niebuhrs Tochter.
**) Der Theologe Dorner.
***) Siehe die Anmerkung S. 88.

heitsreden. Er weiß jede Gelegenheit dieser Art für die Gemeinschaft der Universität auszubeuten und das religiöse Leben mit dem wissenschaftlichen in Einklang zu setzen. . . . Trotz der mannigfachen Lücken hat sich doch die Frequenz wieder über 700 gehoben, und unser jetziger Prorektor Dorner thut Alles, um rechten Gemeinsinn und freundschaftliches Zusammenleben zu pflegen.

An Jacob Bernays.

2. Januar 1860.

Lieber Bernays! Wie ein Schreck durchfuhr es mich, als ich gestern in einem Briefe unserer Breslauer Freunde die Andeutung fand, daß Sie sich über mich beschwert hätten. Im Ernste haben Sie es wohl nicht gethan, aber erschreckt hat es mich, und schleunig habe ich Ihnen gestern eine langstielige Recension geschickt als niederschlagendes Pulver. Ich habe so selten Etwas, wovon ich meine, daß es Ihrem gestrengen Blick genügen könne — und darum arbeite ich still an meiner Geschichte weiter und denke mir zuweilen dabei: was wird Bernays dazu sagen? Und beklage dann, daß ich von Ihnen Nichts habe, und daß Sie nur ein Herz für Heidelberg haben, aber keines für die Georgia Augusta, obwohl es doch eigentlich unglaublich ist, daß Jacob Bernays die Göttinger Bibliothek nicht kennt. Kommen Sie Ostern ein paar Tage her! Dann lesen Sie bei mir die gedruckte Hälfte meines zweiten Bandes durch und geben mir Anlaß, dies und jenes in den Schlußnoten des Bandes zu ergänzen, zu begründen oder zu berichtigen. Denn ich habe mich doch veranlaßt gefunden, einige Noten zu geben, um unserem kritischen Geschlechte zu genügen. Ob ich gut daran gethan habe, eine ganze Reihe meiner besten Jahre diesem Werke zu widmen, ist mir freilich nicht immer klar, aber ich arbeite in Gottes Namen immer weiter und habe doch die Genugthuung, daß mancherlei als Ketzerei und Phantom Verschrieenes allmählich als Wahrheit den Nachdenkenden einleuchtet. . . . Auch habe ich die größte Lust, für die historische Topographie von Athen neue Fundamente zu legen und das ganze Thema etwas sauberer und durchsichtiger zu behandeln, als bisher geschehen ist.

. . . Sie sehen, mein theurer Bernays, diese kleinen, unverschämten Fragen sind nur darauf berechnet, Ihnen ein Briefchen abzulocken. Denn, wenn Sie nicht antworten, sieht es ja aus, als

wüßten Sie es nicht, und das werden Sie doch nicht auf sich sitzen lassen!

von Bethmann-Hollweg.

Berlin, 8. Januar 1860.

Ew. Wohlgeboren bringe ich in Erwiderung der freundlichen Zeilen vom 29. November v. Js. erst so spät meinen Dank für die Zusendung Ihrer Schiller-Rede, weil ich es nicht in der gewöhnlichen, durch fremde Hand vermittelten, Form thun mochte. Ich habe darin Sie mit Allem, was mich Ihnen verbindet, wiedergefunden und unterschreibe die Wünsche und Gelübde am Schlusse aus vollem Herzen!

Böttticher hat Ihnen bereits gesagt, wie die Sache der Akropolis liegt. Die Kriegsgefahr im Sommer hat sie verzögert. Dann sollte Böckhs Gutachten ihr eine Unterlage und bestimmte Richtung geben. Diese zielt nun auf eine Untersuchung an Ort und Stelle. Glauben Sie, daß der Erfolg die Kosten lohnen wird? Gerhard spricht sehr warm dafür. Olympia hätte freilich eine ganz andere Ausbeute gegeben.

Grüßen Sie alle Freunde, besonders Dorner, und sagen Sie ihnen, sie sollen weder an mir irre noch für mich bange werden. Meine Aufgabe ist zwar schwieriger, als sie je für einen Unterrichtsminister war, doch verzweifle ich nicht an der guten Sache im Vertrauen auf Gott.

Prinz Friedrich Wilhelm.

Berlin, 18. Januar 1860.

Mein lieber Curtius! Sie müssen mit gewohnter Geduld diesen Brief erst jetzt ankommen sehen, der ursprünglich gleich nach meinem Geburtstage von England aus Ihnen für die theuren Worte danken sollte, mit denen Sie meinen Eintritt in das 29. Lebensjahr begrüßt hatten. Sie wissen, wie mich Ihre Briefe immer erfreuen, und wie gern ich die herzliche, warme Sprache derselben vernehme. Ferner danke ich auch noch nachträglich für Ihre Neujahrswünsche wie für die Uebersendung Ihrer schönen Rede zum Schiller-Feste, die zu manchen anderen werthen Schöpfungen Ihres litterarischen Fleißes in meine Bibliothek gesellt worden ist. Auch von Ihrem Bruder Georg erhielt ich eine Festrede, zum Geburtstag seines

Monarchen gehalten,*) in welcher er mit großem Geschick die Klippe umschiffte, welche für einen Deutschen in jenem Dienst sich aufthürmt, und sich im allgemeinen Monarchismus ergeht.

Uns Allen geht es, Gott sei Dank, gut. Meine Frau würde Ihnen in ihrem Aussehen gefallen und ebenso mein herziger Junge, der als Einjähriger mit jedem Tage neue Beweise der Entwickelung seines kleinen Verstandes gibt. Gar oft muß ich der Schilderungen gedenken, die Sie mir machten, als Ihr Kleiner sich zu entwickeln begann. Gottes Segen ruht auf meinem Hause, und sehen wir unter seinem Beistande im Sommer neuem Glück entgegen.

Meine Eltern ertragen die Lasten ihres Standes und ihrer Stellung wunderbar gut. Mama ist in ihrer Art ziemlich wohl, zehrt aber im Stillen noch immer an dem Verluste meiner unvergeßlichen Großmutter.**) Von meiner Schwester hören wir Vortreffliches, ja fast als ob die Leiden dieses Herbstes ihr zum Besseren verholfen hätten.

Meine Frau und ich verkehren viel mit Werder, diskutiren litterarische Themata und lassen uns Shakespeares Macbeth gerade jetzt vortragen. Sonst bleibt mir nicht viel freie Zeit des Tages über, besonders wenn die Ministersitzungen stattfinden. Neulich sah meine Frau zum ersten Male Lessings Nathan den Weisen, den wir unbeschreiblich genossen und den Döhring ganz vortrefflich gab. Viel gedachte ich Ihrer hierbei und unserer einstmaligen gemeinschaftlichen Lektüre, bei der ich mich eigentlich ungemein dumm benahm. Sie werden sich gewiß auch freuen, daß Kaulbach bestimmt als sechstes Gemälde für unser Museumstreppenhaus die religiöse Bewegung des XVI. Jahrhunderts behandeln soll, also die Reformation im Vereine mit Amerikas Entdeckung und den sonstigen großen Bewegungen darstellen wird. Den ersten Entwurf sah ich bereits, und finden meine Frau und ich ihn herrlich; es ist nichts Verletzendes für andere Konfessionen in demselben und doch der reformatorischen Bewegung in Wahrheit das schönste Licht gegeben.

Dergleichen Dinge thun wohl, wenn man sonst inmitten der politischen Bewegungen nichts wie Aerger und Spannung begegnet, zu denen leider Ihr gnädigster Herr auch sein reiches Scherflein

*) Die am 6. Oktober 1859 in Kiel gehaltene Festrede „über den König". Kleine Schriften von Georg Curtius Bd. I, S. 57.

**) Maria Paulowna, Wittwe des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, † 23. Juni 1859.

beiträgt. Doch kommen wird die Zeit, wo dergleichen kleine Häkeleien dem großen, edeln, vaterländischen Zwecke wie Wachs weichen müssen.

Unsere Landesvertretung fängt an sich zu besinnen, und die schroffen Gegner der Richtung von meines Vaters Regierung müssen schon seinen Räthen durchaus Lob und Achtung zollen, auch sich von der Lauterkeit und Ehrlichkeit seiner Absichten überzeugen. Und solche Erfolge sind stabile und bürgen für vernünftigen Fortschritt, wenn Besonnenheit und Vaterlandsliebe den Sieg über persönliche Leidenschaften erringen.

Dunkel wie 1859 beginnt auch dieses Jahr; mögen trübe Zeiten auch kommen, so werden diese mich nicht beugen, weil wir einer gerechten, heiligen Sache dienen, die schließlich die Oberhand gewinnen muß.

Leben Sie wohl, lieber Curtius, grüßen Sie bestens die Ihrigen und seien Sie der alten Treue und Anhänglichkeit versichert

Ihres aufrichtig ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 30. Januar 1860.

. . . Erst gestern konnte ich wieder zu meiner Geschichte zurückkehren, wo die nachperikleischen Zustände, die Trennung der Strategie von der Demokratie, die Opposition zwischen Aristokratie und Banausen, die ganze Umwandlung und Entartung des Demos mein ganzes Denken beschäftigt. Ich muß hier auf das direkteste Grote entgegentreten, welcher in Kleon und Konsorten die Interessen der Gewerbetreibenden à la Cobden vertreten glaubt. . . . Ich setze Alles daran, um bis zum Anfang der Ferien den Abschnitt bis zum Nikiasfrieden fertig zu bringen. In den Ferien hoffe ich dann mit Muße die unteritalisch-sicilischen Angelegenheiten verarbeiten zu können. Ein neues onus ist mir aufgelegt, indem ich durch Bethmann-Hollweg aufgefordert bin, in die Neunerkommission zur Ertheilung des dramatischen Preises einzutreten, und ich habe in den nächsten acht Tagen noch eine Anzahl dramatischer Produkte durchzusehen, um eine Liste mit kritischen Winken, wie gewünscht wird, nach Berlin einsenden zu können. Das Geschäft ist wenig erfreulich, die ganze Sache unersprießlich, aber ich konnte doch

nicht ablehnen. Bethmann-Hollweg hat mir mehrfach große Aufmerksamkeit erwiesen, und auch die Regentin hat mir, seit unserem Rendez-vous auf dem hiesigen Bahnhof, wieder mit neuer Lebhaftigkeit Zeichen ihrer Anhänglichkeit gegeben. Aus ihrem letzten Briefe kann ich Dir mittheilen, daß sie Deine Rede gelesen und sich „für die eigenthümliche und sinnreiche Behandlung des Themas sehr interessirt hat".

An Sophie Wattenbach.

Ostern 1860.

... Von unserem Leben kann ich nur Gutes melden. Wir wohnen jetzt sehr behaglich zwischen Hof und Garten. Die Kinder wachsen fröhlich heran. Clara ist so Göttingerin geworden, daß sie von keinem anderen Wohnsitze mehr hören will. Sie ist eine geborene Professorin, insofern sie keine größere Freude kennt, als Studenten um sich zu sehen, mit denen gelesen, gespielt und gewandert wird. Darum ist es in diesem Winter recht munter in unserem Hause gewesen. Ich wollte, Sie könnten einmal in unseren Göttinger Kreis hineinblicken, wie heimlich und behaglich es sich hier lebt, und wie reich und mannigfaltig bewegt doch die Interessen sind, in denen man sich bewegt.

Wir haben ein so schönes Osterfest. Alle Sträuche brechen auf einmal hervor. Zum ersten Male lauschen wir hier dem Frühling im eigenen Garten, der unter unseren Fenstern sich ausbreitet. Unser heutiger Universitätsgottesdienst war auch so ergreifend und erhebend. In Ehrenfeuchters Predigten ist eine seltene poetische Kraft, die mich sehr anzieht und mich immer, wenn ich kalt geworden bin, wieder hereinzieht in den vollen Segen des Christenglaubens, der doch unser Ein und Alles bleibt.

An den Bruder.

2. April 1860.

Bis dahin waren die Ferien so geartet, daß sie nur zum Büffeln benutzt werden konnten. Ich habe täglich mein Pensum auf der Bahn abgeritten und mich daher sehr gut befunden. Das köstliche Wohlbehagen, das man empfindet, wenn man sich nach einem gelinden Schwitzbade in der Stube umkleidet, ist der beste Beweis, wie wohlthätig es wirkt. Ich denke diesmal das Reiten ununterbrochen fortzusetzen, denn wenn man sich desselben längere Zeit

entwöhnt, muß man den Anfang immer durch einige kleine Leiden erkaufen. Diesmal freuen wir uns auf die aus den Ferien heimkehrenden Musensöhne und haben recht viele Wanderungen im Frühjahre vor. Die Zeiten sind so, daß man eigentlich auf Werthpapiere gar keinen Verlaß mehr haben kann; das Weiseste ist also, seine Ueberschüsse so anzulegen, daß sie Einem nicht abhanden kommen können, d. h. sie baldigst zu verthun, für sich und Andere.

An denselben.

16. Mai 1860.

Das Frühjahr ist so wunderbar schön eingetreten, daß man sich ärgert und schämt, ein Stubenhocker zu sein. Am liebsten streifte ich täglich im Walde umher. Wir sind aber noch zu keinem großen Unternehmen gekommen, und ich habe diesmal meine Juni-Rede so leichtsinnig lange hinausgeschoben, daß mir nun das Feuer auf den Nägeln brennt und ich wohl die Pfingsttage werde daran setzen müssen. Meine „Alte Länder- und Völkerkunde" mußte ich in eines der größeren Auditorien verlegen und trage sie daselbst mit Lust und Liebe vor.

Meine kleine Ferienreise war ganz interessant. Die mikrokosmischen Zustände in Bückeburg sind freilich für einen denkenden Menschen unerträglich, besonders weil sie mit so großem Selbstbehagen gehegt werden. Aber alte Freundschaft thut immer wohl, selbst in Bückeburg, und ich war in dem reizend gelegenen Hause von Alexander von Campe, der mit seinem Bruder unter einem Dache wohnt, sehr wohl aufgehoben. Die Brüder geleiteten mich bis zur Porta Westphalica, und ich besah mir dann noch auf eigene Hand das alterthümliche Osnabrück und daselbst das Elternhaus meines verstorbenen Freundes Abeken, besuchte in Münster, dessen Rathhaus und Kirchen ungemein sehenswerth sind, meinen alten Freund Smend, hörte dessen Melanchthon-Predigt und blieb dann noch etwas in Hannover, um die Kästnersche Sammlung zu sehen. Hier habe ich inzwischen an meiner Geschichte wacker fortgedruckt und fortgeschrieben, weiß aber noch immer nicht, ob ich den zweiten Band, wie ich möchte, bis an das Ende des peloponnesischen Krieges führen kann. Geschieht dies nicht, so wird es schwer, das ganze Werk in drei Bänden zu vollenden, was ich doch sehr wünschte.

Mit Sauppe wird mein Verhältniß immer näher und erfreulicher, und es war mir eine rechte Freude, daß er mich neulich

in sehr herzlicher Weise einlud, bei seinem jüngst geborenen Mädchen Gevatter zu stehen.

Unseren geselligen Pflichten nachzukommen, ist nicht ganz leicht. Denn eine Menge von Studiosen ist uns empfohlen, während man doch gern die einmal Bekannten hegt und pflegt und Scheu trägt vor ganz unfruchtbaren Beziehungen.

An denselben.

20. Juli 1860.

Meine Juniusrede*) wurde von Einzelnen als eine Tendenzrede aufgefaßt, aber von den Vernünftigeren nicht. Auch würde ich es mir nie verzeihen, wenn ich den Katheder der akademischen Aula zu einer politischen Tribüne machte und wohlfeilen Liberalismus triebe. Wenn aber die Thatsachen der Geschichte treffen, so ist kein Grund vorhanden, sie deshalb zu verschweigen oder ihre Schärfe abzustumpfen, weil sie Diesen oder Jenen verletzen können.

Mit Emanuel Geibel nach zehnjähriger Trennung wieder einige Tage vereinigt zu sein, war mir eine große Freude. Er war herzlicher, unveränderter, frischer, als ich erwartet hatte. Leider ist er aber doch im Grunde siech und muß fortwährend mediciniren. So sind seinem Pegasus die Flügel gebunden, und er kommt nicht leicht zur Ausführung größerer Werke, zu denen er vielversprechende Entwürfe gemacht hat. Die ungeheuere Leichtigkeit, mit der er Kleinigkeiten producirt, hindert ihn an Größerem, obgleich er auch in lyrischen Gedichten mitunter tief gegriffen hat. Ich suchte ihm recht deutlich zu machen, wie die Poesie, wenn sie eine Macht bleiben solle im Reiche der Geister, den Gedankenstoff, den die Wissenschaft ans Licht gefördert hat, kräftiger sich aneignen und nicht blos damit spielend und tändelnd darüber hingleiten dürfe. Wir haben ihn mehrmals in Gesellschaft bei uns gehabt mit jungem Volk.

Gestern hatte ich aus Wildbad einen Brief des Prinzregenten, der mir ganz außerordentlich gefallen hat. Er charakterisirt darin kurz sein ganzes Regierungsprogramm, spricht bescheiden aber zuversichtlich von dem „kleinen Siege, den er in Baden gewonnen“**) habe, obwohl bei dem bekannten Charakter des „momentanen Herr-

*) Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens. Alterthum und Gegenwart Bd. I, S. 301.

**) Im Juni 1860 hatte der Prinz-Regent in Baden-Baden den Besuch Napoleons empfangen.

schers in Frankreich" eine eigentliche Sicherheit nicht vorhanden sein könne.

von Bethmann-Hollweg.

Berlin, 22. Juli 1860.

Nehmen Sie in Erwiderung Ihrer gefälligen Zeilen vom 22. v. Mts. meinen herzlichen Dank für das schöne Geschenk Ihrer diesjährigen Preisvertheilungsrede, die mich ebensowohl durch ihren Inhalt wie als Zeichen Ihres freundlichen Andenkens erfreut hat. Sie sind ein doppelt glücklicher Mann, einmal weil Ihr Beruf Sie den Blick auf ideale, nur einmal in der Weltgeschichte dagewesene Zustände heften läßt, und sodann, weil Sie von jenem Zauberland ein Licht mitbringen, das auch die eiserne Gegenwart vergoldet. Uns andere armen Menschenkinder, die im täglichen Kampfe mit den kleinen Erbärmlichkeiten der Letzteren stehen, beschleicht leicht der Zweifel, ob denn nicht auch damals dergleichen gewaltet habe. Aber eben diese Betrachtung kann auch zu der Ueberzeugung führen, daß unserer Zeit das Ideale nicht fehle und daß es die Aufgabe sei, daran Auge und Herz immer von neuem zu erquicken, den Arm zur rastlosen Arbeit auf Hoffnung zu stärken. In der Gemeinschaft dieser Ueberzeugung und aufrichtiger Hochachtung Bethmann-Hollweg.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 19. August 1860.

... Ich bin in meiner Arbeit jetzt bis zum Hermokopiden-Skandale angelangt und suche die Masse des Stoffes, so gut es geht, zu bewältigen, um bis Mitte September den sicilischen Feldzug zu Ende zu haben. Dann bleibt nur noch der dekeleische Krieg übrig, und ich hoffe, daß ich bis Jahreswende mit dem bis gegen 50 Bogen anwachsenden Bande fertig werde. Für Berlin*) bin ich zum Delegirten der Universität erwählt.

An Johannes Brandis.

Berlin, 19. Oktober 1860.

Sehr bedauert habe ich, daß die Prinzessin von Preußen nicht hier war. Ich bitte Dich, ihr meine Ehrerbietung auszusprechen und ihr zugleich zu sagen, was ich ihr geschrieben haben würde,

*) Jubelfeier der Universität.

wenn ich nicht gefürchtet hätte, zudringlich zu erscheinen, daß die Betheiligung des Prinzregenten an dem Universitätsfeste von der Art gewesen sei, daß sie auf alle, namentlich auf die auswärtigen Festgäste nicht blos den günstigsten, sondern auch einen wahrhaft erhebenden und begeisternden Eindruck gemacht hat. Ich kann aus vollem Herzen bezeugen, daß die Anrede des Regenten an die Abgeordneten der deutschen Universitäten das Gelungenste von Allem war. Man hatte überhaupt den Eindruck von einem Staate, in welchem Fürst und Volk zusammenstehen und in welchem alle Bedingungen einer stetig wachsenden Größe vorhanden sind, einen Eindruck, wie er begreiflicher Weise in diesem Augenblick nur in Berlin gewonnen werden kann. Bitte, sage der Frau Prinzessin, daß ich dabei nicht aus alter Anhänglichkeit übertreibe.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm.

Berlin, 20. Oktober 1860.

Gestatten mir Ew. Königliche Hoheit, ehe ich Berlin verlasse, mich durch diese Zeilen bei Ihnen zu beurlauben und Ihnen dankend auszusprechen, wie glücklich es mich gemacht hat, an Ihrem diesjährigen Geburtstage Zeuge Ihres häuslichen Glückes zu sein und mich von Ihrer treuen Gesinnung aufs neue überzeugt zu haben. Gott erhalte Ew. Königlichen Hoheit, was Sie besitzen, und mehre durch seinen Segen Ihr Lebensglück und gebe Ihnen reichliche Kraft, um Ihrem hohen Berufe immer völliger entgegenzureifen! Ihrem durchlauchtigsten Vater habe ich durch die Bitte um Gewährung einer Audienz nicht lästig fallen wollen. Mein Wunsch war nur der, Ihm persönlich meinen Dank auszusprechen für den inhaltsreichen und gnädigen Brief, mit dem er mich geehrt hat, und für die Ansprache im Palais, welche auf alle Mitglieder hiesiger und auswärtiger Universitäten den tiefsten Eindruck gemacht hat. Seien Sie, ich bitte Ew. Königliche Hoheit angelegentlichst darum, Derjenige, welcher dem durchlauchtigsten Regenten meine Gefühle ausdrückt.

Zugleich ersuche ich Ew. Königliche Hoheit, mir gnädigst mittheilen zu lassen, ob der Prinz-Regent sich geneigt gefunden hat, jetzt oder vielmehr nach seiner Rückkehr von Warschau meinem unterthänigsten Wunsche wegen des Akropoliswerkes zu willfahren. Es handelt sich, wie gesagt, nur darum, daß Seine Königliche Hoheit

geruhen mögen, den Unterrichtsminister wissen zu lassen, daß er sich für das von dem Minister angeregte wissenschaftliche Werk interessire und von dessen glücklichem Fortgange bald in Kenntniß gesetzt zu werden wünsche. Die Sache besteht aber wesentlich in zwei Dingen, erstens in einer Reise nach Athen und zweitens in der Herausgabe des Kupferwerkes. Das Werk wird der Regierung des durchlauchtigsten Prinzen zur Ehre gereichen, und es muß bald ausgeführt werden, denn der Professor Böttticher ist schon in der Mitte der fünfziger Jahre. Er ist jetzt mit Zeichenstunden überhäuft, und es läßt sich nicht ermessen, wie lange er noch die Kraft haben wird, ein solches Werk auszuführen, zu dem er vor allen Anderen geeignet ist. Ich weiß, daß Ew. Königliche Hoheit sich keine Mühe verdrießen lassen, wo es sich um die Ehre des Staates und die Pflege der Wissenschaft und Kunst handelt. Darum darf ich auch nicht besorgen, Ihnen durch diese Angelegenheit lästig zu fallen.

Der Prinz-Regent wird sich erinnern, daß ich vor etwa fünf oder sechs Jahren die Ehre gehabt, ihm den Professor Böttticher als Künstler und Landwehrofficier vorzustellen, und daß er damals aus seiner Hand sein großes Werk über griechische Baukunst huldreich entgegennahm. Böttticher hat auch den badischen Feldzug unter Führung Sr. Königl. Hoheit mitgemacht.

An Lepsius.

Göttingen, 14. November 1860.

. . . Das Alltagsleben hat wieder sein volles Recht. Von dem, was neben den Hauptarbeiten abfällt, habe ich Ihnen neulich eine kleine Probe geschickt in der Recension über Ritters Kleinasien, wo ich die schwierige Aufgabe hatte, dem ehrwürdigen Manne seine volle Ehre zu geben und dabei doch zugleich hervorzuheben, was an seiner Methode mangelhaft ist, ein Punkt, über den man nicht im Klaren zu sein scheint, da man sich seit lange gewöhnt hat, Ritter unbedingt zu loben und zur Nachahmung zu empfehlen.

Ich weiß, daß Ihre Augen wie auch die meinigen in angstvoller Spannung nach Bonn gerichtet sind, wo ein großer, edler Geist sich von der Erde löst. Briefe von Camphausen schildern in höchst ergreifender Weise die Seelenruhe des schwer geprüften Mannes, welche die vielen Verdächtigungen seiner hämischen Feinde,

die ihn, nach ihren engherzigen und phariſäiſchen Chriſtenthumsbegriffen, nie als einen Chriſten gelten laſſen wollten, zu Schanden macht. Gott möge ihm ſeinen Abſchied von der Erde gnädig erleichtern!*)

Zu den amtlichen und wiſſenſchaftlichen Pflichten kommen dieſes Jahr mehr als ſonſt geſellige Leiſtungen, die auch Kraft in Anſpruch nehmen. Beſonderen Anlaß dazu geben die neuen Kollegen, welche nun in allen Häuſern die Runde machen, Helfferich, Hanſſens Nachfolger, und Wieſinger, unſer neuerwählter zweiter Univerſitätsprediger. Ihre gemeinſame gleichzeitige Ankunft hat dadurch eine ganz beſondere und ſeltene Bedeutung, daß die Frauen Schweſtern ſind, die nun hier an der Leine nach langer Trennung ſich wiederfinden. Es ſind Enkelinnen von Schubert und Nichten von Leopold Ranke, und dabei ungemein anmuthige, feingebildete Frauen, ſodaß die ganze Georgia Auguſta in Aufregung iſt und in vollem Huldigungseifer.

An Lepſius.

2. Januar 1861.

. . . Eben habe ich die Trauerkunde aus Sansſouci erhalten und flehe mit Ihnen zu Gott für das neue Regiment und den Mann, der in ſchwerer Stunde die Krone der Hohenzollern ſich aufs Haupt ſetzt.

Der Kronprinz.

Berlin, 3. Februar 1861.

Mein lieber Curtius! Für Ihren freundlichen Brief, der in ſo wunderbarer Vereinigung Jahres- und Thronwechſel für unſer Land glückwünſchend bedachte, kommt hier ein verſpäteter aber recht warmer Dank. Ihr Brief war der allererſte, welcher mir unter meinem neuen Titel überbracht wurde, und Sie werden es mir glauben, daß es mich freute, gerade von dem leitenden Freunde meiner Jugendjahre in ſolchem Augenblick die erſten theilnehmenden Worte zu vernehmen. Meine Eltern, denen ich Ihre Segenswünſche mittheilte, freuten ſich derſelben und beauftragten mich, Ihnen zu danken. Sollten Sie bereits inzwiſchen auf anderem Wege jenen Dank erhalten haben, ſo haben Sie mit mir in dieſem

*) Bunſen ſtarb am 28. November 1860.

bewegten Augenblick Nachsicht. Wir haben während der eben abgelaufenen vier Wochen eine solche Reihe von gewaltigen Erlebnissen durchgemacht, daß ich glauben möchte, eine Jahresfrist hinter mir zu haben. Trauer und Gemüthsbewegung wurden von so mannigfachen, wohlthuenden, aufrichtenden und großartigen Ereignissen unterbrochen, daß unwillkürlich diese Trauerzeit mir erscheint, als sei sie durch die hohe Wichtigkeit dieses an sich schon so ernsten Zeitabschnittes der europäischen Geschichte in den Hintergrund gedrängt.

Selten wohl haben sich so eigenthümliche Umstände um einen neuen König geschaart, als wir es jetzt sehen. Drei Jahre schon Regent des Landes, das trotz aller früheren Versehen engherziger und kurzsichtiger Parteimänner zu einer weltgeschichtlichen Stellung bestimmt ist, besaß mein Vater ein großes Maß von Vertrauen im engeren wie im weiteren Vaterlande. Dasselbe zu rechtfertigen, bot ihm der vergangene Sommer und Herbst hohe Gelegenheit, und im Inlande wie im Auslande hochgeehrt und geachtet, besteigt er einen Thron, auf welchem er in seinem reifen Mannesalter, geläutert durch eine wunderbare Reihe von Erfahrungen, nicht erst einer langen Schule von Versuchen und Prüfungen bedarf. Preußens Heer, durch ihn zu dem umgebildet, was es in Wahrheit sein muß und bisher nie vollständig genügend gewesen, kann getrost den sich heranthürmenden Kriegsgewittern entgegensehen, wiewohl ein langer Friede in seinen nachtheiligen Folgen gewiß zu empfinden sein wird. Rechtlichkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, nicht durch bloße Redensarten angekündigt, sondern durch jahrelange, mühevolle Versuche angestrebt, theilweise schon segenbringend eingeführt, beweisen seine Herrschertugenden, und Alles dies von Männern unterstützt, die zwar menschlich fehlen, wie wir Alle, aber das Gute, Rechte und Hohe wollen.

Diese Dinge scheinen mir Bürgen zu sein, daß wir, mögen auch gewaltige Prüfungen kommen, dennoch einer bedeutungsvollen Zukunft entgegensehen dürfen und sollen.

Halten Sie mich nicht für einen geblendeten Hellseher, der sich Illusionen macht. Ich verkenne keineswegs manche naheliegenden Fehler und Schäden, aber mit solchen Vorsätzen, wie sie jetzt das „Suum cuique“ umgeben, werden wir auch jener Herr werden. Mich also Ihnen gegenüber etwas gehen zu lassen, ist mir eine liebe, alte Gewohnheit, die ich heute ein bischen fortsetze, haben Sie also

alte Nachsicht mit mir! Meine neue Stellung hat mich von der Trauerstunde, die meinem Vater die Krone auf das Haupt drückte, so lebhaft an meine heiligen Verpflichtungen gemahnt, wie die früheren reichen Hinweisungen auf meine Aufgabe noch nie zuvor. Es ist die Wirklichkeit ein ganz anderer Gewissenswecker, als die bloße Aussicht auf das „Dereinst".

Gott möge mir beistehen, mich als der würdige Sohn eines solchen Vaters zu benehmen und ihn in mir die Stütze finden zu lassen, die ich ihm so gern sein will. Mir kommt's vor, als sei ich im letzten Vierteljahr gereifter, klarer, auch vorurtheilsfreier geworden. Möge es also fortschreitend bleiben!

Für heute leben Sie wohl und gedenken Sie meiner — unser Aller recht viel in alter Anhänglichkeit und Fürbitte.

Meine Frau grüßt Sie, und ich sende den Ihrigen und Ihren Kindern meine herzlichsten Empfehlungen als, mein lieber Curtius, Ihr in alter, unveränderlicher Hingebung treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Königin Augusta.

Berlin, 27. Februar 1861.

Wenn ich Ihnen erst heute für den Beweis Ihres treuen Mitgefühls beim ernsten Wendepunkt unseres Schicksals herzlich danke, so liegt diese Verzögerung daran, daß ich Ihnen selbst schreiben wollte, daher mitten unter aufreibenden Pflichten aller Art den günstigen Moment erspähen mußte, der sich erst jetzt darbietet.

Sie wissen, wie frei von Täuschung ich hinsichtlich irdischer Größe bin, wie ernst ich die Aufgaben betrachte, wie wenig Reiz eine veränderte Stellung für mich haben muß, zu der ich die ausreichenden Kräfte vermisse. Sie können mithin am besten die Stimmung ermessen, in welcher ich mich seit dem Jahres- und Thronwechsel befinde und die durch allerlei Veranlassungen wohl noch gedrückter ist, als sie es sonst sein sollte, sobald es sich um eine von Gott gegebene und nach seinem Willen zu erfüllende Stellung handelt. Aber Sie wissen auch, wie dankbar ich jede Wohlthat empfinde, und so muß ich vor allem die wahren Fortschritte meines Sohnes und sein häusliches Glück mit Freude Ihnen erwähnen und mich des Einflusses dankbar erinnern, den Sie auf seine Erziehung ausgeübt haben. Dann blicke ich mit großer Genug-

thuung auf so viele Vorzüge, deren in unserem allgemeinen Vaterlande Preußen speciell theilhaftig ist, und setze mein ganzes Vertrauen hinsichtlich seiner Zukunft auf Gott. Bevor ich Ihnen noch sage, wie wohlthuend Ihr Brief für mich war, will ich auch noch dafür danken, daß Sie mir einen so tüchtigen Mann wie Brandis empfohlen haben, dessen Werth mir jetzt doppelt fühlbar ist. Dann muß ich Ihnen auch von dem Wiedersehen mit Ihrem Bruder sprechen, das mich freute. Endlich aber liegt es mir am Herzen, Ihnen und den Ihrigen für das neu begonnene Jahr alles Gute zu wünschen, das Sie verdienen und an welchem ich stets aufrichtigen Theil nehme. Der König läßt Sie freundlich grüßen. Nun aber noch meinen Dank für die Zeilen, in denen sich die Tiefe Ihres Mitgefühls tröstend und ermuthigend aussprach und die ich in ernster Zeit mit wahrer Gemüthsbewegung gelesen habe. Gott helfe uns Allen jetzt und künftig! Meiner unwandelbaren Gesinnung halten Sie sich stets versichert!

Augusta.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 3. März 1861.

. . . Mir ist das Semester vorübergerauscht, da ich mit unserem Doppelseminar, mit einem neuen Kolleg über griechische Numismatik und meinen anderen Arbeiten so viel zu thun hatte, daß ich oft kaum durchzukommen wußte. Nun läuft man wieder in den Hafen der Ferien ein, und ich bin wenigstens so weit, daß ich in der ersten Hälfte derselben mein Buch fertig zu haben hoffen kann. Am liebsten hätte ich unmittelbar nach Vollendung der Arbeit einen größeren Ausflug gemacht. Das geht nun nicht. Ich will mich freuen, wenn ich im April noch Zeit gewinne, auf einige Tage nach Berlin zu kommen, wo ich allerlei zu thun habe. Der Kronprinz will Bethmann-Hollweg beistehen, das Geld für eine griechische Reise, an der Böttticher und ich Theil nehmen sollen, zu beschaffen. Bis dahin habe ich nicht gedrängt, weil ich erst hier meine Arbeit hinter mir haben wollte. Aber jetzt werde ich alle Mittel aufbieten, um den Zweck zu erreichen. Ich habe eine Reihe bestimmter Punkte zur Untersuchung vorbereitet.

Die angestrengten Semesterarbeiten unterbrach ein kleiner Fastnachtsscherz, der sehr glücklich abgelaufen ist. Vom Elternhause her gährt es immer in mir zu dieser Zeit, und da diesmal besonders

frische und talentvolle junge Leute da waren, so beschloß ich, diese zur Darstellung eines Originallustspiels zu verwenden. In fünf Tagen kam ohne Störung meiner Arbeiten zu meiner eigenen Ueberraschung das Lustspiel „Der Ruf" zu Stande, wurde in ebenso kurzer Zeit eingeübt und bei trefflicher Musikbegleitung unter Unterstützung des hiesigen Theaterdirektors, der die Kostüme lieferte, zur größten Ueberraschung des Publikums in unserem Saale mit bestem Erfolge aufgeführt. Es waren einige sechzig Personen als Zuschauer da, und Alle sagten, so etwas wäre in Göttingen noch nicht dagewesen. Salamanca und Göttingen spielten von Anfang bis zu Ende durch einander; hiesige Lächerlichkeiten waren auf spanischen Boden verpflanzt, und eine ernstgehaltene parabasenartige Ansprache an das Publikum machte den Schluß. Die jungen Leute spielten vortrefflich.

An den Kronprinzen.

20. Mai 1861.

Ew. Königlichen Hoheit lege ich hierbei den zweiten Theil meiner griechischen Geschichte ehrfurchtsvoll zu Füßen und ersuche Sie, denselben huldvoll entgegennehmen zu wollen. Wenn Sie einen Blick hineinwerfen, so erinnert Ew. Königl. Hoheit vielleicht Manches an vergangene Zeiten, da ich das Glück hatte, in Ihrer Nähe zu weilen. Es ist aber auch der Inhalt an sich kein veralteter, und für unsere deutschen Verhältnisse liegt mehr als eine ernste Lehre in der griechischen. . . .

An den Bruder.

23. Mai 1861.

. . . Meine alte Geschichte wird mit großem Eifer gehört, und mein Exegeticum über Juvenal und Persius ist ganz voll; es ist dies also doch ein Kolleg, das gelesen werden muß, und ich werde mich in den Satirikern heimisch zu machen suchen, nachdem ich mich jetzt mit jugendlichem Leichtsinn ganz unvorbereitet hineingestürzt habe und von der Hand in den Mund lebe. Persius ist doch über die Gebühr herabgewürdigt, da ein wirklich poetisches ingenium in ihm war, wenn auch nur ein bescheidener Funke zwischen viel todtem Aschenschutte, Juvenal aber ist eine kräftige Volkskernnatur, in dessen Donnerworten eine große Erhabenheit liegt.

Der alte Siebold,*) der Herausgeber und Ueberſetzer des Juvenal, humpelt in jede meiner Vorleſungen, ſchreibt emſig nach, arbeitet ein Heft zu Hauſe aus und theilt mir jedes Bedenken mit. . . .

Mein zweiter Band iſt nun in dieſer Woche ausgegeben worden; über die Hälfte der Doppel-Auflage iſt, wie mir der Geſchäftsführer der Weidmannſchen Buchhandlung ſchreibt, gleich feſt beſtellt worden. Ein gutes Stück meines Lebens iſt damit abgeſchloſſen. Gott gebe, daß ich nicht vergeblich gearbeitet habe! Ich bin ſchon mit dem dritten Bande in meinen Gedanken viel beſchäftigt, namentlich mit Sokrates und Platon, die im Anfange deſſelben ihren Platz finden müſſen. Dann wird Demoſthenes, wie ein zweiter Perikles, den Mittelpunkt des Bandes bilden.

An Sophie Wattenbach.

16. Juni 1861.

. . . Göttingen iſt mir ſo lieb geworden, daß ich zittere vor dem Gedanken, es verlaſſen zu müſſen. Es iſt ja auch hier vieles Kleinliche und Verkümmerte. Aber das Leben reicht doch heran an das, was man ſich von einem Menſchenleben denkt. Man lebt in der Luft goldenſter Freiheit, findet Verſtändniß und Anregung bei gleichgeſinnten Männern, braucht nicht mehr, als unerläßlich iſt, an die Lumpereien der Alltagswelt zu denken, ſteht mit allen Gauen des Vaterlandes in perſönlicher Berührung und findet in ländlicher Umgebung ein Gegengewicht gegen die Federfuchſerei. Die Kinder gedeihen. Ausgezeichnete junge Leute ſchließen ſich warm und herzlich an — alſo was kann man anders thun, als Gott Morgens und Abends anflehen, daß es ſo bleibe und die Kraft nicht verſage!

Der Kronprinz.

London, 2. Juli 1861.

Mein lieber Curtius! Zwei Zeilen nur zunächſt des innigen Dankes für Ihr an uns Beide geſendetes neueſtes Werk, in welches zu blicken uns leider vor unſerer Abreiſe keine Zeit vergönnt war.

Sodann aber ſollen Sie aus dem anbei folgenden Schreiben**)

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 473.

**) Ein an den Kronprinzen gerichtetes Schreiben des Miniſters von Bethmann-Hollweg, in welchem mitgetheilt wird, daß die Mittel für Unterſuchungen Böttichers auf der Akropolis und für die Herausgabe eines Werkes darüber aus dem Dispoſitionsfonds bewilligt ſind.

ersehen, daß endlich unsere Akropolis-Unternehmung zur Welt gebracht und dotirt worden ist. Hoffentlich erwächst hieraus baldigst eine wichtige Zuthat zu den neueren archäologischen Forschungen, und ein Scherflein mit beigetragen zu haben, gereicht zur wahren Freude

Ihrem treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 3. November 1861.

... Wir haben nun schon zwei volle Wochen gelesen, und meine Vorlesungen sind in gutem Zuge, namentlich wird meine Kunstgeschichte mit rechtem Eifer gehört. Im Seminar lese ich die Iphigenia Taurica, die mich selbst recht interessirt. Für den Stiftungstag der Societät, der im November gefeiert wird, habe ich eine Arbeit über die Weihgeschenke der Griechen nach den Perserkriegen gemacht und stecke jetzt wieder in der griechischen Geschichte, wo ich die Symptome des Verfalls im Drama und in der bildenden Kunst behandele und, nachdem ich die Wirkungen der Sophistik verfolgt habe, den Kampf des Sokrates gegen diese darstelle. Ich suche bis Jahresschluß hier noch so viel wie möglich zu schaffen; denn mit Beginn des neuen Jahres wird wohl die griechische Reise schon meine Gedanken und meine Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Der Anklang, den meine Vorträge über Kunstgeschichte finden, erweckt in mir ein besonders lebhaftes Interesse für dies Gebiet der Alterthumswissenschaft. Da soll mir, so Gott will, die Frühlingsreise rechten Nutzen gewähren.

An Clara Curtius.

Zum Geburtstage, 7. December 1861.

Nach der gemeinsamen Beschäftigung mit Shakespeares Sonetten.

Du hörtest jüngst die herrlichen Sonette
Aus jenes großen Dichterfürsten Munde,
Mit welchem alle Kräfte steh'n im Bunde,
Dem alle Geister dienen um die Wette.

Denn wie ein Strom aus tiefem Felsenbette,
So quillt sein Lied und sendet uns die Kunde
Von seines Herzens Grund und dessen Wunde,
Denn auch ein Herkules trägt seine Kette.

Die besten Lieder sind des Schmerzes Söhne,
Der kranken Muschel ist die Perle eigen,
Daß sich darin ihr stilles Weh verschöne.

Drum hab' ich nicht Sonette Dir zu zeigen,
Sei dessen froh, es sind nicht Friedenstöne,
Dem stillen Glück geziemet Dank und Schweigen.

An den Bruder.

13. Januar 1862.

... Der Aufenthalt in Berlin war im ganzen nicht sehr erbaulich und behaglich. Doch habe ich Manches gelernt, die griechischen Pläne festgestellt, den General von Moltke zur Beigabe eines Generalstabsofficiers veranlaßt, und habe also meine Zeit nicht verloren. In öffentlichen Dingen gewöhne ich mich allmählich, Nichts mehr zu hoffen und Nichts zu fürchten, am wenigsten kann man in diesem Augenblick voraussagen, was kommen wird. Der König sagt, daß ihm nach den rothen Republikanern keine Leute so verhaßt seien wie die Kreuzzeitungsleute, aber dennoch macht er durch seine Angst vor Konzessionen den Ministern das Regieren fast unmöglich. Die Minister selbst sind unter sich zerfallen. Bethmann-Hollweg war begeistert über den Ausfall der Wahlen, schalt über die servile Nachgiebigkeit Patows in der Militärfrage, und dabei gilt er selbst wieder für einen Reaktionär unter seinen Kollegen. Ich war zweimal des Abends bei Hofe und sah dort Bernstorff, Schleinitz, Auerswald, Patow u. A. Der Kronprinz sieht die Dinge vollkommen klar an und beklagte nur, daß der König selbst die Situation so furchtbar schwer mache. Ueberall ist Verwirrung und Schwanken, nur die demokratische Partei handelt klug und planmäßig, sie ist entschlossen, sehr gemäßigt aufzutreten, um so Terrain zu gewinnen.

Ich bin jetzt sehr in Anspruch genommen, um erstens einen Abschnitt meines dritten Bandes, den ich einmal in Angriff genommen, fertig zu machen, einige kleinere Arbeiten zu absolviren, und dann zur Reise Alles fertig zu machen. Am 20. Februar denken wir in Wien zusammenzutreffen, außer Böttticher und Strack noch zwei oder drei Architekten, dann der Major von Strantz, der sich mir gestern in einem sehr freundlichen Schreiben zur Disposition stellte, und Vischer aus Basel.*)

*) Wilhelm Vischer (1808—1874), Professor der griechischen Sprache und Litteratur und Ratsherr zu Basel.

Einen sehr netten Abend habe ich bei dem alten Böckh zugebracht, der an seinem Werke über das Sonnenjahr drucken läßt und sich über meine Beurtheilung des sogenannten platäischen Weihgeschenkes eingehend und beifällig aussprach.

An den Bruder.

Athen, 12. April 1862.

Ich bin nun schon seit Wochen in Athen, in denen ich viel erlebt habe. Anfangs glaubten wir noch immer an die Möglichkeit, durch die nach Athen vorrückende Insurrektion verdrängt zu werden, und hielten unsere Bündel geschnürt. Indessen hat die jetzige Regierung mit Energie die an vielen Orten ausbrechende Gährung gebändigt; sie hält sich, ohne einen Sieg erfochten zu haben, der Ehre und Gewinn brächte. Unsere Gesellschaft wohnt in zwei Hôtels, die größere Zahl hier im Hôtel de Byzance: Böttticher und ich, drei junge Architekten, mein theurer Julius Schubring,*) der Major von Strantz vom Generalstabe, dem sich wiederum ein junger Officier angeschlossen hat, Herr von Ende. Im anderen Hôtel wohnen Strack, Vischer und ein junger Architekt. Gropius ist schon abgereist. Böttticher hat sein Studium vorzugsweise der Burg zugewendet. Das Erechtheion ist bis auf den Felsboden ausgegraben, die Erechtheis freilich noch nicht gefunden, aber manches Räthsel ist gelöst. Im Parthenon ist der ganze Fußboden zum ersten Male genau untersucht. Die innere Säulenstellung, die Einfassung des Goldelfenbeinbildes, die Begrenzung der verschiedenen Räume innerhalb der Cella, die Thüren des Opisthodoms sind wesentlich klarer geworden; ebenso die Aufstellung des Kranztisches mit dem für die Athlotheten bestimmten Stufenbau. Der durch die Apsis der christlichen Kirche verbaute Eingang des Parthenon ist zum ersten Male wieder freigelegt, und heute sind wir über die alte Schwelle feierlich in den Tempel eingezogen. Der ganze Fußboden der Akropolis wird auf das genaueste aufgenommen, alle bedeutenderen Reliefs werden abgeformt. In der Unterstadt hat Strack im Theater gegraben und eine wohl zusammenhängende Reihe alter Stufen gefunden in der Nähe der Orchestra. Auf den vorderen Stufen hatte sich an Ort und Stelle ein Marmorsitz erhalten, ein Doppelsessel, ein Ehrenplatz, dem sich

*) Jetzt Direktor des Catharineums in Lübeck.

vermuthlich andere anschließen. Ich habe meinerseits erstens die Terrassenmauer der sogenannten Pnyx aufgedeckt, dann die ganze Terrasse selbst durch Gräben näher erforscht, sodaß hoffentlich über die Bedeutung dieses merkwürdigsten und ältesten aller Bauwerke Athens neues Licht sich verbreiten wird. Zweitens habe ich den kühnen Gedanken gefaßt, den wirklichen Volksversammlungsplatz der Athener nachzuweisen, und habe zu diesem Zweck am Hügel des Museion verschiedene Gräben gezogen, die noch kein bestimmtes Resultat gegeben haben. Doch haben sie mich in meiner Annahme im allgemeinen auf eine sehr entschiedene Weise bestärkt. Drittens lasse ich einen unterirdischen Gang an der Munichia, den ich in meiner Dissertation zuerst beschrieben habe, eröffnen, um hier einem der größten Werke dieser Art auf die Spur zu kommen. Meine Hauptarbeit aber war die Untersuchung der Mauern, und da hat mir denn mein trefflicher und liebenswürdiger Major so gute Dienste geleistet, daß nun auf einem wesentlich verbesserten Plane von Athen das ganze System der Befestigung verzeichnet ist, Athen, lange Mauern und Häfen. Auch die Zahlenverhältnisse sind so wie sie sein sollen, sodaß in dieser Beziehung eine Menge Unsinn beseitigt und eine Reihe von Problemen hoffentlich definitiv erledigt ist. Außerdem ist das ganze Terrain von Athen wesentlich revidirt und wird ein ganz anderes Bild der alten Stadt gegeben werden können. Gleichzeitig habe ich eine Reihe von topographischen Fragen hier ernstlich vorgenommen und glaube mit wichtigen Punkten ins Klare gekommen zu sein.

Das sind unsere Hauptarbeiten. Daneben gibt es natürlich an einzelnen Kunstwerken, Inschriften, Münzen viel zu thun und zu lernen, und ich habe wohl in keiner Ferienzeit weniger Ferienmuße gehabt als in diesen Osterferien. Ausflüge habe ich bisher nur innerhalb Attika gemacht. Besonders interessant war der Ausflug nach Dekeleia, wovon wir zuerst eine Aufnahme mitbringen.

An den Bruder.

Göttingen, 25. Juni 1862.

... Ich lese meine alte Geographie achtstündig, dazu zum ersten Male Properz. Dazu kommt das doppelte Seminar mit Exegese des Quinctilian und des Hippolytos, sodaß ich die meisten Vormittage drei Stunden vortrage. Dergleichen greift mich körper-

lich nicht im mindesten an. Aber es bleiben meine eigenen Studien liegen, und ich bin noch gar nicht zur Verarbeitung meines Reisestoffes gekommen. Ich gehe jetzt daran, die Hauptergebnisse topographischer Art in einer Societätsabhandlung zusammenzustellen und dann ein kleines Heft attischer Karten zur Herausgabe vorzubereiten.

An denselben.

Göttingen, 30. September 1862.

... Wir zogen über Augsburg und Füssen nach Hohenschwangau, wo wir uns einmietheten, um daselbst längere Zeit zu bleiben. Zwei Tage waren wundervoll. Wir machten kleine Fußwege bis in Tirol hinein. Dann trat Nebel und Regen ein und trieb uns aus den Bergen heraus. Wir brachten vier Tage in München zu, schwelgten in den Sammlungen, genossen eine herrliche Aufführung des „Fidelio" und traten dann eine zweite Gebirgsreise an, über Salzburg, Berchtesgaden, Ramsau, Reichenhall, Traunstein, eine Reise, die wir beim herrlichsten Wetter im offenen Wagen und auf kleinen Wanderungen mit größtem Genusse zurücklegten. Es ist wohl kaum möglich, in wenigen Tagen so viel Herrliches zu sehen, wie in diesem Berglande. Auch die Salzwerke haben wir befahren und über und unter der Erde reichen Genuß gehabt. In München brachten wir dann noch fünf Tage zu, verkehrten mit Kaulbachs, Louis Ascher und anderen Künstlern, suchten uns die Schätze der Glyptothek und Pinakothek recht anzueignen, fuhren dann nach Regensburg, wo der Dom sowohl wie die Walhalla meine Erwartungen weit überstiegen. Dann besahen wir uns noch Nürnberg und Coburg und kehrten gestern von Eisenach hierher zurück.

An denselben.

14. Oktober 1862.

... Höchst interessant waren mir Deine Mittheilungen aus Berlin. Du kannst denken, daß mir die Dinge durch den Kopf gehen!

Du scheinst mir die Verhältnisse in sehr rosigem Lichte zu sehen, indem Du nach den Eindrücken, die Du im Abgeordnetenhause erhalten hast, annimmst, daß der Widerstand gegen die Forderungen

der zweiten Kammer bald gebrochen, das Ministerium Bismarck beseitigt und die Ausgleichung zwischen Krone und Parlament erreicht sein würde. Ich kann daran nicht glauben. Zu gewaltige Mächte stehen einem loyalen Konstitutionalismus entgegen. Da kann nur eine allmähliche und gelinde Ausgleichung stattfinden, oder es gibt furchtbare Kämpfe. Die Kammer hat das Hohenzollernsche Königthum an seiner empfindlichsten Stelle, in seiner kriegsherrlichen Eigenschaft, zu beugen versucht. Das konnte nicht gelingen. Darüber konnte Niemand, der die faktischen Verhältnisse einigermaßen kennt, im Zweifel sein. Die Kammer hat die leidige Erbschaft ihrer Vorgängerin, das unselige Kompromiß mit seinen nothwendigen Konsequenzen, nicht übernehmen wollen. Sie war vollkommen im Rechte, aber dieser rücksichtslose Formalismus bringt die ganze Entwickelung Preußens auf lange Zeit, wie ich fürchte, in die bedenklichste Stockung, verleidet dem König seinen ehrlich gemeinten Anlauf zu verfassungstreuer Haltung, bringt den Gegensatz von Heer und Volk zur gefährlichsten Spannung, ruft bei Vielen, auch Unbefangenen, eine Abneigung gegen den Konstitutionalismus hervor und zwingt die Regierung in die gefährlichsten Bahnen hinein. Denn daß eine Rücknahme der neuen Organisation unmöglich sei, konnte Niemand verkennen. Eine in finanzieller Beziehung bessere Organisation wäre gewiß allmählich zu erzielen. Aber sich die zweijährige Dienstzeit von Wortführern der Kammer oktroyiren zu lassen — dazu läßt sich ein preußischer König nun einmal nicht bereit finden, und so lange die Person des Königs der Hauptfaktor im Staatsleben ist, muß man diese, wie sie ist, mit in die Rechnung hereinziehen, die Forcen benutzen, die Schwächen schonen, um für das Ganze ein Resultat zu gewinnen. Nun ist für lange Zeit viel verdorben. . . .

Der Kronprinz.

Im Hafen von Genua, 7. December 1862.

Auf Ihren Brief zu meinem Geburtstag, den ich in Messina Anfang November erhielt, komme ich heute, lieber Curtius, Ihnen herzlich für Alles zu danken, was Sie mir sagten, und ebenso auch für die Art, mit welcher Sie der Gegenwart gedachten. Ich habe auf Ihre Betrachtungen Nichts zu erwidern, weil ich denen Nichts hinzuzufügen weiß.

Unsere schöne, in jeglicher Beziehung genußreiche und gelungene Reise wird für unser ganzes Leben ein Freudenstrahl erster Größe bleiben. Für die ernste Gegenwart wird sie aber aufheiternd auf unsere sonst wahrlich sehr bekümmerten Gemüther wirken. Auch wird der bevorstehende Winter sicherlich manche Stunde bringen, wo wir Zerstreuung in Erinnerungen an Tunis, Malta, Neapel, Rom und Florenz suchen werden.

Sie schreiben, daß Sie gern sich überzeugt hätten, wie die Ereignisse der letzten Zeit auf mein Gemüth gewirkt haben. Ich kann aber nur einfach sagen, daß ich strebe, klar die Verhältnisse anzuschauen, vorurtheilsfrei selbige zu beurtheilen und frei von Parteileidenschaft meiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Zurückhaltend im äußeren und auch im inneren Leben, werde ich mehr schweigen müssen, als früher, außer, wenn ich Gefahren erblicke, die dadurch erwachsen, daß man sie mit falschen Mitteln zu verscheuchen sucht, wodurch selbige erst geboren werden.

Sie werden mich wohl in diesem scheinbaren Satzlabyrinthe verstehen, welches ich auf diesem Wege nicht durch eingehende Fäden zu erschließen wage. Man fehlt aber so vielfach bei uns unter den besten Beamten in dem ungeschickten Unternehmen einer wichtigen Sache, daß ich auch für die Zukunft auf keine andere Praxis rechne.

Von Ihren Bekannten und Kollegen sah ich in Rom Henzen, Brunn, Rossi und den Sohn des „kleinen" Pindter. Neu war für mich in der ewigen Stadt die großartige Anlage der französischen Regierung in der Ausgrabung der Cäsarenpaläste, wo der Architekt Rosa sich große Verdienste um die Archäologie zu erwerben im Begriffe steht. Ferner interessirten uns die seit zwei Jahren erst an der Via Latina entdeckten jüdischen Katakomben und eine ganz alte christliche Kirche großartigen Basilikastils, tief unter S. Clemente in der Erde stehend, ohnweit S. Giovanni in Laterano. Hierdurch ist S. Clemente verjüngt, welches sonst als älteste Basilika verehrt wurde. Von dem Entzücken, die alten Bekannten in allen Städten und Gegenden Italiens wiederzusehen und namentlich dieselben meiner Frau zeigen zu können, sage ich hier Nichts; wir müssen uns darüber sprechen! Nun leben Sie wohl, lieber Curtius, mit herzlichen Grüßen von meiner Frau, wie immer Ihr aufrichtig treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an Richard Lepsius.

21. December 1862.

... Ich habe viel Noth, die Früchte unserer Frühjahrsexpedition, so weit sie in mein Gebiet einschlagen, einzuführen. Doch wird es gelingen, einiges Dauernde zu Stande zu bringen, und nächstens hoffe ich, Ihnen die Erstlinge einsenden zu können. Die Abgüsse aus Athen müssen längst alle in Berlin sein. ...

Der jetzige Enthusiasmus der Griechen für England ist doch eine der fabelhaftesten Erscheinungen. Denn keine Regierung hat den Griechen immer solche Verachtung und Mißgunst gezeigt, wie die englische, keine hat sie so bestohlen. Jetzt wieder um den Löwen von Chaironeia, wenn die Zeitungen nicht lügen. Der jetzigen „Großmuth" wird es auch nicht an Hintergedanken fehlen, welche bald zu Tage treten werden. Ich habe bis dahin einen stillen und trüben Winter verlebt, da meine Frau seit zwei Monaten leidend ist. ... Lasse Gott Ihnen und uns Allen ein helleres Neujahr tagen, auf daß wir wieder freier aufathmen können und fröhlicher in die Zukunft blicken mögen!

An denselben.

17. Januar 1863.

... Ihre freundschaftlichen Andeutungen wegen meiner Rückkehr nach Berlin machen in diesem Augenblick einen eigenthümlichen Eindruck. Wer möchte jetzt, wenn er nicht zum Handeln berufen ist, einen neutralen und so heimlichen Boden, wie unser Göttingen ist, mit Berlin vertauschen! Als Professor kann man wirklich nirgends besser sein, denn Göttingen ist doch einmal, nach menschlichem Maßstabe, ein kräftiges, blühendes und gesundes Ganzes, und es ist eine tägliche Freude, sich als Glied desselben zu fühlen. Das stärkt und erhebt auch. Es ist also nicht bloßer Eigennutz, wenn man nicht weg will. Stille, arbeitsame Semester und anregende Ferienreisen, das ist die Losung eines gesegneten Professorenlebens. Was mich, von meinen Freunden abgesehen, am meisten nach Berlin ziehen würde, das wäre das Museum und die Hoffnung, in Verbindung mit diesem etwas dafür thun zu können, daß in Preußen für eine würdige Pflege der Kunst mehr geschehe. In Ihren Andeutungen erkenne ich aber einen neuen Beweis Ihrer alten, treuen, unveränderten Freundschaft, die mein Stolz und meine Freude ist.

An den Bruder.

3. April 1863.

Es war mir ein brüderliches Bedürfniß, Dich in Deiner neuen Heimath*) zu sehen, und ich kann Gott nicht genug dafür danken, daß ich Dich so gefunden habe, so rüstig und kräftig, und in einer im ganzen so günstigen Lage. Gott erhalte es so! Es war mir so wohlthuend, in Dein ganzes Treiben wieder einmal einen Blick zu thun und die Umgebung von Häusern und Menschen kennen zu lernen, zwischen denen Du lebst. Das ist doch, Gott sei Dank, noch immer der beste Trost, den man sich verschaffen kann, wenn man am Vaterlande zagt, daß man hinausgeht und Land und Leute sich ansieht und sich von dem geistigen Leben, das noch vorhanden ist, überzeugt. Auf den grauen Zeitungsbögen erhält man immer ein verzerrtes Bild der Gegenwart. Da erscheinen augenblickliche Uebelstände in unverhältnißmäßiger Bedeutung, da erscheinen alle Skandale vereinigt, und nur die Mißtöne machen sich hörbar. So habe ich mich auch in Leipzig von dem vielen Guten, von dem für gewöhnlich nicht die Rede ist, und das doch das Grundkapital des Vaterlandes ist, wieder überzeugt. Gegen Berlin war der Leipziger Aufenthalt ein ländliches Idyll. Wider meinen Willen wurde ich gleich in die höfischen Geburtstagsfeierlichkeiten hineingezogen. Es war eine Zeit voll Strapazen. Mehrmals kam ich erst um 2 Uhr nach der Bendlerstraße wieder heraus. Ich habe hier erst ordentlich wieder ausgeschlafen.

Du kannst Dir denken, daß ich Menschen und Dinge beobachtet habe. Merkwürdig, wie man in Berlin selbst unwillkürlich ruhiger wird. Man sieht, wie die Minister und Geheimräthe sich ihres Lebens freuen, und anderseits auch die Abgeordneten, welche am nächsten Tage den Untergang des Staates in Aussicht stellen. Ich war mit Sybel zusammen und mit Graf Eulenburg. In unserer Graeca saßen Georg von Bunsen, der eifrige Fortschrittsmann, und Bismarcks Generalsekretär, Herr von Thile, neben einander und interpretirten Aeschylos' Eumeniden. Der König ließ sich die parlamentarischen Einrichtungen der Pnyx auseinandersetzen, während der Kronprinz mir die vergeblichen Bemühungen Bismarcks und Eulenburgs schilderte, seiner Zustimmung gewiß zu werden, weil,

*) Leipzig.

wie sie sagten, ihr Werk keine Aufgabe weniger Monde sei, sondern u. s. w.

So habe ich mitten im Treiben der Geschichte gestanden, und da gewinnt man als unparteiischer Beobachter doch die Ueberzeugung, daß die Grundfesten des Staates noch nicht erschüttert sind.

An denselben.

19. Mai 1863.

Meine Kollegien machen mir Freude. Die Satiriker, die ich zum zweiten Male lese, ziehen, wie es scheint, die Leute an. Die alte Geschichte hat mir in ihrem orientalischen Theile wieder viel Mühe gemacht. Nach Pfingsten komme ich zu Griechenland, und da will ich denn diesmal die makedonische Zeit besonders vornehmen. Denn ich bin in der Ausarbeitung des 3. Bandes gerade bis zur Schlacht von Mantinea gekommen und werde mich nun mit ganzem Eifer der Demosthenischen Zeit hingeben. Ich hoffe bis Ostern das Schlachtfeld von Chaironeia zu erreichen. Dann ist die Hauptsache fertig. Besonders schwierig ist die Behandlung des kulturhistorischen und litterarhistorischen Stoffes, welcher immer mehr Beachtung verlangt, je mehr das eigentliche politische Leben an Interesse verliert. Der trübe Eindruck des politischen Zerfalles kann nur dadurch gemildert werden, daß man das unsterbliche Theil, welches sich aus der zerbrechenden Form des äußeren Lebens frei macht, recht zur Geltung kommen läßt. Aber wie schwer ist es z. B., Plato auf wenig Seiten so zu behandeln, daß man nicht im Allgemeinsten und Abgedroschensten hängen bleibt. Nun, auf jeden Fall gewährt dieser Theil der Arbeit einen reichen Genuß, und ich denke gleich an Plato und die gleichzeitigen geistigen Bewegungen heranzugehen und dann erst Demosthenes vorzunehmen, damit seine ethische Größe recht hervortrete. Die anderen großen Geister geben den Staat auf und leben den Idealen. Er hat den heroischen Muth, es noch einmal mit den Athenern zu versuchen. Das Urtheil über ihn recht festzustellen, ist noch immer eine dringende Aufgabe. Man muß nur lesen, wie Sprengel neuerdings wieder den großen Mann abgekanzelt und ihn als einen kurzsichtigen Kleinstädter charakterisirt hat.

Ich bin ganz erfüllt von Hebbels poetischer Größe, die uns in seinen Nibelungen entgegentritt. Man kennt die alten Sagen alle, und doch tritt einem Alles neu entgegen. Es ist die Sprache

der Gegenwart, und doch lebt die heroische Vorzeit vor Einem auf. Es ist etwas Aeschyleisches in dieser Behandlung des epischen Stoffes.

Der Kronprinz.

Putbus, 26. Juli 1863.

Meinen besten Dank für die vor wenigen Tagen erhaltene neueste Schöpfung Ihrer eloquentia*) sende ich Ihnen aus einem Insularlandestheile Preußens, den Sie mit mir zusammen kennen lernten, als ich 1845 die See zum ersten Male sah und mir auch Ihre hanseatische Heimath bekannt wurde. Wie harmonisch lag damals die Welt vor meinen Augen, und welch einen Gegensatz bietet in diesem Augenblick meine Stellung zu derjenigen, die ich noch inne hatte, als Sie zu Ostern mich besuchten.

Von Ihrer Theilnahme bin ich nach wie vor überzeugt und hoffe auch, daß Sie verstehen werden, wie weit es — wenigstens nach meiner Auffassung der Dinge — kommen mußte, ehe ich handelnd redete, wie ich es vor vier Wochen gethan.**) Ich habe mir nun einmal meinen Standpunkt in unserer parlamentarischen Zeit klar zu machen gesucht, und wiewohl ich der Letzte bin, der schablonenmäßig die Verhältnisse anderer Staaten auf den unserigen übertragen will, ohne seine Eigenthümlichkeit gelten zu lassen, so gibt es doch gewisse allgemeine, gleichgeltende Grundsätze, von denen nicht abgewichen werden darf. So finde ich, daß unsere Verfassung leicht zu verstehen ist und keiner Paragraphen-Umschreibung oder Deutung bedarf, um der Regierung Macht und Würde zu belassen. Klugheit und rechtzeitiges Verständniß, um durch zeitgemäßes Nachgeben große Lebensfragen durchzuführen, ist das, was unseren Staatsmännern fehlt. Sähe mein Herr Vater sich mit Männern umgeben, die ihn von diesem Standpunkt aus beriethen und ihm die Dinge vorhielten, wie sie bei uns wirklich stehen, so würde Alles leichter und besser gehen. Aber jetzt ist das Losungswort „revolutionäre Umsturzzeit", und „Demokrat" heißt ziemlich Jeder, der nicht lobt, was die Regierung thut. Wohin das uns führt, weiß Gott allein, mir steht der Verstand still. Doch

*) Die Rede über „Die Freundschaft im Alterthume". Alterthum und Gegenwart Bd. I, S. 183.

**) Bei der Begrüßung durch die städtischen Behörden in Danzig am 5. Mai 1863. Siehe Margarethe von Poschinger. Kaiser Friedrich Bd. II, S. 17ff.

haben bei uns stets die Zeiten ernster Prüfungen den Staat geläutert und unser Vaterland alsdann zu einer besonderen nationalen Glanzperiode gebracht. Gott gebe, daß dem auch jetzt so sei!

In diesem Sinne deutet der Schlußsatz Ihrer Freundschaftsrede schwungvoll und wahr auf die Zeitverhältnisse hin und gefällt mir ebenso gut wie auch die Hinweisung auf die Luft der Freiheit, der Gemeinsamkeit und des Wetteifers, der nach althelleniſcher Weise unsere Hochschulen beleben soll. Innigen Dank für diese Worte in dieser Zeit! Leben Sie herzlichst wohl und seien Sie der alten Anhänglichkeit und Freundschaft versichert

Ihres treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

An den Bruder.

Lübeck, 20. September 1863.

... Ueber vier Wochen haben wir auf der Nordseeinsel*) gesessen, mehr als wünschenswerth von Regen und Sturm umtost, aber doch fast täglich erquickt durch Bad und Luft. Wyk ist ein ungemein behaglicher Aufenthalt, man hat die Nordsee mit ihrem ganzen Salzgehalt, aber ohne ihr volles Ungestüm, und daher kann man so unmittelbar und vertraulich an ihr wohnen. Zugleich hat man ein prächtiges Inselland mit stattlichen Dörfern und Kirchen, ausgestattet mit allen Schätzen eines gesegneten Binnenlandes, mit Bäumen und Gärten, und bewohnt von einem schönen und wackeren Menschenstamme, der in seiner Sauberkeit sehr an die Holländer erinnert, ohne deren langweiliges Phlegma zu besitzen. Wir hatten ein paar sehr behagliche Stuben, und ich habe täglich mein Stückchen gearbeitet, sodaß meine geschichtliche Arbeit in dieser Zeit, da ich mich ihr ganz hingeben konnte, doch gefördert worden ist. Im ganzen war unser Leben dort wie es sein sollte, still und gleichförmig. Die interessanteste Unterbrechung war ein Besuch der Hallig Langennees, wo ich in wenig Stunden viel Merkwürdiges gesehen und erlebt habe. Merkwürdig ist schon die Art der Ankunft, wenn man, noch mitten im Meere befindlich, ersucht wird, auszusteigen, und man dann die Stiefel unter die Achseln nimmt, die Hosen bis über die Kniee aufkrempelt und so erst durch Meereswellen, dann über den Schlick dem grünen Insel-

*) Föhr.

ſtrande zupilgert, wo man ſich niederläßt, um Toilette zu machen, während die neugierigen Inſulaner die fremden Ankömmlinge beſchauen.

Der Kronprinz.

Inveraray, 1. November 1863.

Mein Dank für die letzten Briefe, die ich von Ihnen, mein lieber Curtius, erhielt, lautete immer ernſt und mit der Gegenwart ſehr beſchäftigt. Auch dieſes Mal komme ich in keiner heiteren Stimmung zu Ihnen, für Ihre guten Wünſche zu meinem Geburtstage zu danken und aus voller Ueberzeugung mich Ihren Anſchauungen über Preußens Lage anzuſchließen.

Seit Abgang Ihres Briefes haben die Wahlergebniſſe bei uns ein neues politiſches Stadium gebildet, das wohl Niemand eine Ueberraſchung ſein konnte. Faſt das Schlimmſte des Schlimmen iſt das perſönliche Eintreten des Königs in den Wahlkampf und der glänzende Beweis des Mißlingens dieſer nicht einmal zur Manteuffelſchen Blüthezeit erdachten Maßregel.

Bismarck hat mir in Gaſtein geſagt, falls ein neu zu wählendes Abgeordnetenhaus nicht beſſer als das aufzulöſende würde, ſei der Zeitpunkt gekommen, zu entſcheiden, ob in Preußen parlamentariſche Zuſtände überhaupt beizubehalten wären, was nach ſeiner Ueberzeugung unmöglich ſei. Was wird nun geſchehen? Ich weiß es nicht und ſuche mich zu verkriechen, wie ich nur kann, weil ich mit Bismarck Nichts zu thun haben will und doch Alles vermeiden muß, ſo lange es irgend geht, einen offenen Bruch mit der Regierung officiell darzuthun! Der König wird ſeinen Eid nie brechen, aber es werden ihm wohl Maßregeln anempfohlen werden, die, wie die Preßverordnungen, dem Scheine nach nicht wider die Verfaſſung laufen, und da können wir Hübſches erleben. Dennoch kann Preußen nur aufgehalten werden, nicht aber von der Bahn ganz abtreten, zu der es von der Vorſehung beſtimmt iſt, als Vorkämpfer des liberalen Princips Deutſchlands Schickſale dereinſt zu leiten. Das iſt meine Ueberzeugung.

Wir haben uns hier durch einen höchſt angenehmen Aufenthalt in den ſchönen Hochlanden zerſtreut und reiſen noch in denſelben herum. Ich ſchreibe vom Schloſſe des Duke of Argyll, nahe der Weſtküſte, nicht ſehr weit von Glasgow entfernt.

Wahrscheinlich werde ich nächster Tage nach Berlin citirt, um, falls Se. Majestät persönlich den Landtag eröffnet, anwesend sein zu müssen. Der Winter wird heiter werden.

Meine Frau grüßt Sie, und ich bleibe mit unveränderter, alter Anhänglichkeit

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 3. November 1863.

... Meine Vorlesungen sind in gutem Gange: von 8—9 römische Staatsalterthümer, 12—1 Kunstgeschichte, Statius' Sylven im Seminar und dann noch Euripides im Proseminar. Dabei arbeite ich, was ich kann, an meiner Geschichte, laborire an leidigen Recensionen für die „Gelehrten Anzeigen" u. s. w. Bei alledem habe ich noch Sauppes Silberhochzeit nach Kräften verherrlicht. Gestern war der Polterabend. Ich habe ein Lustspiel „Der Kommers in Eleusis" in Scene gesetzt, das gestern in der Krone vor 100 Zuschauern aufgeführt wurde. Die Epheben-Inschriften sind dazu ausgebeutet worden, Herodes Atticus und Gellius spielen darin. Ich habe bei solchen Gelegenheiten an den Studenten Freude, an ihrem frischen Sinn und ihrer Bildsamkeit. Die Aufführung gelang wirklich über Erwarten.

Der Kronprinz.

Berlin, 10. December 1863.

Sie haben mir aus der Seele geredet, mein lieber Curtius, und von ganzem Herzen danke ich Ihnen, daß Sie mir der alten willkommenen Gewohnheit gemäß auch in diesem gewichtigen Augenblick geschrieben haben.

Bereits sehe ich den ersten, günstigen Zeitabschnitt als verloren an, indem Wochen vergingen, ehe man handelte. Die jetzt beschlossene Exekution wird schließlich, fürchte ich, mit der Einsetzung Christians IX. in den Herzogthümern enden, denn jenes Verfahren ist gegründet auf das scheußliche Londoner Protokoll, dessen Beibehaltungsverpflichtung Herr von Bismarck verkündet hat. Letzterer haßt die Augustenburger und kann von seinem Parteistandpunkte aus in dem lebhaft erwachten Nationalbewußtsein Deutschlands nur gefährliche revolutionäre Symptome wittern, die

man beschwichtigen muß. Deshalb sind wir langsam im Handeln und werden so viel Zeit verlieren, bis die Großmächte in Kopenhagen zu gewissen Scheinkonceſſionen es bringen. Dann wird man uns um des Friedens willen, aus Rücksicht für den lauernden Napoleon, befehlen, daß dies genügt, und wir kehren in die lieblichen Verhältnisse vor dem Tode Friedrichs VII. zurück. Nichts ist dann erreicht, die Herzogthümer bleiben ein Heerd künftiger Unruhen in der Politik, weil Christian IX. des Pöbels von Kopenhagen wegen nie wird den Herzogthümern in deutscher Weise gerecht werden können, und wenn dann eine neue Gelegenheit zur Hülfe dereinst wieder auftaucht, so wird diese sich unter den verwickeltsten und blutigsten Verhältnissen nur durchführen lassen.

Ich habe meine Ansichten schriftlich nach Berlin wiederholentlich gesendet. Zu Weihnachten bin ich selber dort, aber Schrift und Wort vermögen Nichts, und deshalb bin ich in England geblieben, trotzdem Viele mich nach Berlin wünschten, weil ich eben Nichts zu entscheiden habe. Höchstens hätte man meiner eventuellen Anwesenheit in Berlin noch den schädlichen Einfluß zu Ungunsten des Augustenburgers nachgesagt. So stehen die Dinge nun einmal!

Gott gebe, daß ich mich irre! Ich werde der Erste sein, der sich als falscher Rechner bekennt. Vorläufig haben wir abzuwarten und die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es besser werde, als wir's vermuthen!

Ich lese die officiöse Norddeutsche Allgemeine, ferner die Volkszeitung und die Kreuzzeitung und die Kölner. Wenn die Berliner Allgemeine Interessantes enthält, schickt Duncker mir dieselbe. Ihre Empfehlung hinsichtlich der Weserzeitung will ich beherzigen. Nun leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Frau und die Kinder und verzagen Sie ebenso wenig wie

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 16. December 1863.

... Wer mag jetzt viel schreiben, da Einem das Herz so voll ist und die Ereignisse sich drängen. Man fühlt, daß man an einem Wendepunkte deutscher Geschichte steht. Es kann und wird noch viel gesündigt werden, aber schmählich verlaufen kann doch diese mächtige Bewegung nicht mehr. Das hoffe und glaube ich, und darum

erfreut mich diese Zeit, man freut sich wieder einmal, ein Deutscher zu sein, und so dunkel es jetzt noch ist, so wittert man doch Morgenluft, die Morgenluft eines neuen Tages, da es keinen Bundestag mehr gibt.

An den Bruder.

24. Januar 1864.

Ich suche dieses Quartal nach Kräften auszubeuten und arbeite, so rasch es geht, an meiner Geschichte fort, sodaß ich hoffe, mit Benutzung der nächsten Ferien Ostern einen wichtigen Abschnitt zurückgelegt zu haben. Das erste Durcharbeiten des Stoffes hat den Reiz, daß man dabei Vielerlei lernt und kursorisch durchliest, die zweite Durcharbeitung dagegen ist die eigentliche Gestaltung, und darin liegt für mich immer der größte Reiz, nachdem man den Gegenstand beherrscht, ihm nunmehr diejenige Gestalt abzugewinnen, in welcher er bleiben soll.

Vorgestern zogen die 180 Holsteiner an unserer Stadt vorüber. Halb Göttingen war auf dem Perron. Es wurden Reden gehalten, Toaste ausgebracht und dann brauste die Schaar weiter, die mit ihren kräftigen Gestalten, vollen Gesichtern und stattlichen Pelzen von nordalbingischem Wohlstande ein sehr günstiges Zeugniß ablegten. Wozu diese Monstredemonstration, das begreift man nicht. Alles um eine Audienz bei Herrn von Kübeck, der Nichts thun kann und will! Viel wichtiger wäre gewesen eine aus den konservativsten Elementen bestehende Deputation nach Berlin, um vor dem Könige persönlich Zeugniß abzulegen, daß die Bewegung keine demokratische sei. „Ach Gott vom Himmel, sieh' darein" — das muß man wirklich alle Stunden beten, es ist eine so grauenhafte Verwirrung, daß man gar nicht sieht, wie sich menschliche Klugheit hindurchfinden soll. Ich muß dabei immer an den Kronprinzen denken. Welche Aufgaben hat er, wenn er seinem wahren königlichen Berufe genügen und diese Parteien beschwichtigen soll!

An denselben.

Anfang April 1864.

Ich arbeite jetzt die philippische Zeit zum zweiten Male durch und besorge die Reinschrift. Damit werde ich hoffentlich in diesem Semester fertig und hoffe dann im nächsten den Druck zu beginnen.

Zugleich habe ich mir meine Junirede disponirt. Dann habe ich auch schon den zweiten Theil meiner attischen Studien in Angriff genommen und muß auch den Text für die attischen Karten schreiben. Ein solches Vielerlei neben den Arbeiten für die Vorlesungen, Recensionen u. A. quält mich sehr, aber es sind lauter Pflichten, denen ich mich nicht entziehen kann, und Gott wird mir allmählich durchhelfen, daß ich noch einmal in meinem Leben zum Genusse ruhigerer Muße gelange. Ich habe das viele Schreiben eigentlich herzlich satt.

An denselben.

24. August 1864.

Ich arbeite still an meiner Geschichte fort und fülle jetzt die Lücke aus, welche ich noch zwischen der Zeit des Epaminondas und der des Demosthenes gelassen hatte. Es ist nicht leicht, diese Zeiten zu behandeln. Es ist ein solches Gekrümel von kleinen Thatsachen, die an sich keine historische Bedeutung haben. Sie müssen nur zusammen ein Bild geben, um den Hintergrund zu erkennen für die Thaten des Demosthenes. Nebenbei lese ich in behaglicher Muße Mancherlei und beschäftige mich viel mit Scherzers Darstellungen aus Oceanien, dem merkwürdigen Untergange der Autochthonen in Neuseeland, mit Sybels geistvollen Vorträgen, mit Paul Flemmings lateinischen Gedichten, die ein wunderbares Spiegelbild seines abenteuernden Wanderlebens geben, mit Burckhardts „Kultur der Renaissance", welche, wie alle Burckhardtschen Sachen, mir zu modern gepfeffert ist, aber in hohem Grade anregend und lehrreich.

Göttingen ist todtenstill. Die halbe Stadt ist krank, die andere in der Genesung, d. h. in Wochen. Denn hier ist Alles so aufs Semester eingeschult, daß die Frauen, um die Kollegien ihrer Männer nicht zu stören, in den Ferien Kindbett halten. . . . Mir ist so ein stilles Ferienleben himmlisch. Es ist der feinste Luxus, den man treiben kann, wenn man in absoluter Freiheit (wie man sie nie auf Reisen hat, wo man fast immer von Menschen der untergeordnetsten Art abhängig ist) sich nur mit dem beschäftigt, wozu man Lust hat, und in stiller Sammlung des Geistes mit Befriedigung in sich aufnimmt und wiederum gestaltet. Indessen darf man sich nicht zu sehr verwöhnen. Es gibt so Manches, was man in Göttingen nicht sehen, nicht kennen lernen kann. Und da

die wissenschaftliche Indolenz so groß ist, daß die Franzosen z. B. gar nicht daran denken, von ihren reichen Erwerbungen alter Denkmäler auch nur ein Verzeichniß zu veröffentlichen, so ist es eine Pflicht, wenn man jedes Jahr Kunstgeschichte liest, nach Paris zu gehen, um sich zu überzeugen von dem, was da eingebracht worden ist.

An denselben.

9. November 1864.

In Hannover*) fand ich manchen lieben Freund, namentlich Bernays und Classen, und es war im ganzen so vieles Interessante da, namentlich Brunn mit reichen Mappen, daß ich gern mich hätte halten lassen. Doch trieb es mich weiter, und noch in der Nacht nach dem Festmahle stieg ich in den Bahnzug, kam früh nach Köln, sah dort Dom und Museum und aß bei Kruse, der beim Gereon ein Haus gekauft hat. Den Abend kam ich nach Bonn, wo ich fünf schöne Tage verlebte. Ritschl war ungemein frisch und liebenswürdig. Bei Jahn lernte ich auch Wachsmuth kennen. Am meisten Freude hatte ich an dem alten Brandis, welchen ich geistig unverändert fand. Zweimal war ich bei dem alten Welcker und plauderte sehr gemüthlich mit ihm. Er diktirt jetzt seine Memoiren und lebt ganz in den Erinnerungen seiner Jugend. Dann reiste ich mit Johannes und Bernhard Brandis nach Belgien, wo wir Lüttich besahen und in Namur einen halben Tag zubrachten, indem wir die schönen Maasufer bewanderten. Auf dem Bahnhofe trennten wir uns, und ich fuhr an demselben Abend schon durch das leuchtende Paris in mein Hôtel am linken Ufer, dem Louvre gegenüber mit herrlicher Aussicht auf halb Paris. Fünfzehn Tage habe ich dort zugebracht und geschwelgt in den Schätzen der alten Kunst. Vischer aus Basel kam gleich nach mir an, wir wohnten zusammen und konnten uns Mancherlei gegenseitig erleichtern.

Ein Ausflug nach Paris ist für einen deutschen Stubengelehrten eine sehr ersprießliche Unterbrechung seines gewöhnlichen Lebens. Das Wetter war so köstlich, daß die Pariser Exkursionen wie die wohlthätigste Fußwanderung wirkten, und abgesehen von dem Studium der Antiken gewährte mir der Verkehr mit den dortigen Gelehrten, bei denen ich durch einige Göttinger Schüler auch in die Häuser eingeführt war, so namentlich mit Paulin Paris, Egger,

*) Bei der Philologenversammlung.

Beulé, Brunet de Presle, Maury, Longperier u. A., ein großes Interesse. Die jungen Gelehrten, deren topographische Arbeiten ich bekannt zu machen gesucht hatte, waren sehr aufmerksam, und ich mußte mir schließlich einen neuen Koffer anschaffen, um alle litterarischen Geschenke mitzuführen. Dann suchte ich auch die Stätten der evangelischen Mission auf und verkehrte mehrfach mit den trefflichen Männern, die an deren Spitze stehen, und so habe ich viele bleibende Eindrücke in mich aufgenommen, die mir wichtig sind. Man lebt so leicht, angenehm und gesund in Paris. . . .

Meine Kunstgeschichte wird wiederum auch von Theologen und Juristen gehört. Ich muß sie jetzt alle Winter lesen. Die griechischen Staatsalterthümer lese ich jetzt als Verfassungsgeschichte und habe darin, ich weiß nicht, ob dieser Metonomasie wegen, ungefähr die doppelte Zahl wie sonst. Soviel kann ich ganz zufrieden sein und habe nur darüber zu klagen, daß meine Arbeiten so langsam vorwärts schreiten. Ich muß Alles daran setzen, meine Arbeit über die Agora bis December fertig zu bringen und dann wieder für die Geschichte freie Hand zu haben.

Friedrich Gottlieb Welcker.

Bonn, 15. November 1864.

Mein theurer Freund! Ihnen zu schreiben hatte ich vor, als Sie mir für die letzten „Alten Denkmäler", obgleich sie ohne Brief zu Ihnen gelangt waren, gegen die hergebrachte Gewohnheit schriftlich gedankt und damit die herzlichsten Aeußerungen verbunden hatten. Ich kam in den nächsten Tagen nicht dazu, und wenn Hinausschieben eines Briefes, einer Arbeit bei mir immer gefährlich war, so ist es dies in meinem jetzigen Zustande doppelt, da mein Tag nur 4—5 Stunden hat, in denen alle Geschäfte, wovon schon die Zeitungen und die umlaufenden Zeitschriften einen guten Theil wegnehmen, zusammengedrängt werden müssen. Jetzt fühle ich einen neuen Drang, Ihnen zu schreiben. Es ist die Freude an dem 2. Theil Ihrer griechischen Geschichte, den ich noch nicht gelesen hatte, wie gar vieles Neue in den letzten mehr als dritthalb Jahren, das mich reizen mußte. Selten hat mich ein Buch so sehr befriedigt, als dieses schöne Werk. Ich fing an mit der Perikleischen Zeit, welche so einzig dazu geeignet ist, zu zeigen, wie sehr viel durch die Verknüpfung der politischen und der Kunst- und

Kulturgeschichte im Geiste des Forschers gewonnen werden kann. Die, welche gegen diese Anschauung eiferten und behaupteten, daß man über citirte Textesstellen und eine hausbackene Logik nicht hinausgehen dürfe, Idee und Phantasie perhorrescirten, hätten durch ein so scharf gezeichnetes, kunstreiches Gemälde, das doch auf allen Punkten von anerkannter Wahrheit durchdrungen ist, praktisch überzeugt werden müssen von ihrem theoretischen Irrthum. Die Charakteristik der größten und so vieler auch nicht mittelmäßiger Männer scheint mir überall tief erfaßt und glücklich in kurzem Ausdruck anschaulich geschildert. Durch den Kontrast im Großen, z. B. des ionischen Geistes und des attischen, der ionischen Philosophen und des alten Glaubens und der religiösen Dichter, wie im Kleinen und Einzelnen wird sehr viel gewonnen. So viele Züge, welche die Geschichte der Künste wie die der poetischen Arten und Individualitäten aufnehmen wird, haben mich gar sehr erfreut. Als ich zu den Perserkriegen übergegangen war, wo ich weniger innerliche Theilnahme mir glaubte versprechen zu dürfen, fand ich mich nicht weniger erbaut durch die eindringlichen politischen Studien und Zusammenhang, Ordnung und Kombination. Ich kann Ihnen nicht weiter auseinandersetzen, wie sehr ich das Meisterliche und Belehrende dieses zeitgemäßen Buches im ersten Lesen zu erkennen und zu schätzen gelernt zu haben vermeine, zu dem ich auch noch zurückzukehren hoffe, obgleich die neue Reform, die sich in der evangelischen Theologie vorbereitet und womit sich Ideen über Uranfänge der Geisteskultur und die Sokratische und Kantische Philosophie so leicht verknüpfen, mich zu mehr Büchern, als denen ich gewachsen bin, hinzieht.

Ich hoffe, daß Ihr Aufenthalt in Paris und Ihre ganze Reise recht angenehm und fruchtbringend gewesen ist.

Leben Sie recht wohl und freuen Sie sich Ihrer Kräfte des Geistes und des Gemüths. Der Ihrige

F. G. Welcker.

Ernst Curtius an den Bruder.

Göttingen, 14. Januar 1865.

Ich blieb von Sonntag zu Sonntag in Berlin und mußte dann schleunigst heim. Ich machte mit Strack einen Plan der Agora von Athen, der jetzt gestochen wird. Ich war viel unter Leuten. Ich habe mit Mommsen, der besonders liebenswürdig war, mehr

als sonst verkehrt, auch mit Hercher, Kirchhoff, Gerhard u. A. Der Hof nahm mich sehr in Anspruch. Ich war drei Abende nach einander beim Könige, den ich niemals so heiter, milde und liebenswürdig fand. Der Kronprinz lud mich zu Tische ein, da er mich aber fragte, ob ich nichts Anderes vorhätte, und ich ihm darauf sagte, ich wäre bei Mommsen eingeladen, bat er mich, dieser Einladung zu folgen und nahm mich zur Kronprinzessin hinüber, mit welcher und dem Prinzen Alfred wir dann eine Stunde ruhig beim Frühstück saßen und in aller Gemüthlichkeit uns unterhielten. . . . Er ist der annexionslustigen Volksstimmung gegenüber durchaus fest und erkennt es als das Ziel preußischer Politik, auf dem Rechtsboden zu bleiben.

Es ist ein ganz anderes Leben in Berlin. Man fühlt, daß dort der ganze Schwerpunkt deutscher Geschichte liegt, welche nach langer Stagnation wieder vorwärts geht. Hier wird gehandelt, hier werden große Ziele verfolgt, während überall sonst nur raisonnirt und protestirt wird. Alle, auch die Exminister, auch die Mitglieder der Opposition, erkennen den ungeheueren Fortschritt an, daß Preußen wieder Macht hat und Machtbewußtsein. Es wird sich zeigen, wie nun der innere Kampf verläuft. Die Opposition wird nicht fortfahren, das zu verlangen, was rein unmöglich ist, oder sie wird sich selbst und die Verfassung ruiniren. So dunkel noch der Ausgang dieser Verwickelungen ist, so glaubt doch Alles an die Zukunft Preußens, und dies Gefühl geht wie ein Lebenshauch durch das Land und erfrischt Jeden, der in diese Athmosphäre tritt. Die Freiheiten können zeitweilig verkümmert werden, eine dauernde Einbuße auf diesem Gebiete ist nicht zu besorgen; aber die Gelegenheiten, Macht zu gewinnen, gehen oft rasch und unwiderbringlich vorüber. In wie seltenen Momenten der Geschichte ist Beides gleichzeitig in Blüthe gewesen, innere Freiheit und Macht nach außen! Unter Perikles waren alle Volksrechte faktisch suspendirt, und im freien England herrscht der Geldbeutel. Freuen wir uns, daß wenigstens das Eine jetzt gewonnen ist, und die deutsche Geschichte aus träger Stagnation, aus einer unerträglichen Misere kleinstaatlicher Eifersüchtelei in neue Bahnen gelenkt ist. Es wäre Verblendung einer einseitigen Stimmungspolitik, die eminenten Verdienste dieses Ministeriums in Abrede zu stellen. Es wird mit einer Energie gearbeitet, es werden bestimmte Ziele mit einer Geschicklichkeit und Zähigkeit verfolgt, welche die höchste An-

erkennung verlangen. Es wird immer, wenn auch nicht im nationalvereinlichen Sinne, deutsche Politik getrieben. Ich habe mit den verschiedensten Oppositionsleuten gesprochen, sie müssen der Wahrheit die Ehre geben, die Erfolge anerkennen, gegen welche alle früheren Minister beschämt zurücktreten müssen, und den mächtigen Aufschwung, den der Staat in seinen auswärtigen Beziehungen, Handel, Finanzen genommen hat.

Jetzt stecke ich wieder tief in meinen Universitätsarbeiten und lasse an meinen attischen Studien drucken. Es kommt mir vor, als wäre ich aus der Metropolis wieder auf das Land zurückgekehrt.

An Frau Ewald in Göttingen.

März 1865.

Mit Geibels Gedichten.

Von des Freundes Hand geführet
Tritt der Dichter bei Dir ein,
Laß ihn Dir willkommen sein,
Der schon oft Dein Herz gerühret.

Einer lieben Stadt entsprossen,
Nachbarkinder, früh gepaart,
Haben wir nach Knabenart
Unsre Jugend frisch genossen.

Und dann trug uns Kameraden
Eine Barke fern vom Haus
In das Mittelmeer hinaus
Zu Homeros' Felsgestaden.

Und in unvergess'nen Stunden
Haben wir bei Säulenpracht
Alter Zeiten Geistesmacht
Beide tief und ernst empfunden.

Aber während ich mich plage
Mit dem Schutt, der hoch und breit
Deckt die alte Herrlichkeit,
Und mit halbverklung'ner Sage,

Hat es ihm ein Gott gegeben,
Wie ein rechter Musensohn
Auf des Dichters Flügelthron
Ueber Stoff und Staub zu schweben.

Und so laß ich den Poeten,
Der seit früher Kinderzeit
Mir zu jedem Dienst bereit,
Heute mich bei Dir vertreten,

Der vom Engen und vom Kleinen,
Das die Menschenwelt bewegt,
Die befreite Seele trägt
Zu dem Schönen, Großen, Reinen.

Und wenn jemals mit Entzücken
Er Dir hold das Herz erweicht,
Denk' auch Dessen, welcher schweigt
Hinter seines Freundes Rücken.

Wiesbaden.*)

August 1865.

1.

Laß Deine warmen Ströme quellen,
O Mutter Erde, groß und gut,
Nimm mich mit Gunst in Deine Wellen,
Sieh! flehend nah' ich Deiner Fluth.

*) Nach einem Podagraanfalle im April 1865 brauchte Ernst Curtius in den Universitätsferien die Kur in Wiesbaden.

Umhülle gnädig meine Glieder
Und gib durch Deine Wunderkraft
Mir zwei gesunde Beine wieder
Und frisch gebor'ne Lebenskraft.

Ich möcht' noch gern ein bischen reisen
Auf dieser schönen Gotteswelt,
Und Weib und Kind die Wunder weisen,
Die Gott hat um uns aufgestellt.

Noch möcht' ich edle Rosse tummeln,
Wie ich bis dahin gern gethan,
Und ein'ge Wochen harmlos bummeln,
Sobald die Ferien gehen an.

Auch brauch' ich noch zu manchem Werke,
Das ich begonnen, frischen Muth,
Drum gib die alte Jugendstärke,
Das nöth'ge Salz und rothes Blut.

Und endlich — sei mir nur nicht böse —
So schön die Berge mit dem Rhein,
Einmal genügt mir, drum erlöse
Mich gleich von aller meiner Pein.

Dann mach' ich's wie die alten Heiden
Und schicke Dir als Weihegruß —
Du sollst Dich an der Gabe weiden —
Von Marmor einen Vorderfuß.

Er wird hier jährlich abgeladen,
Sobald die Frühlingslüfte weh'n,
Und staunend zeigt man in Wiesbaden
Den neuen Weg: „der großen Zeh'n".

2.

Ach, wie rennen diese Leute
Durch einander nach Genuß,
Gestern dies und And'res heute,
Zu entgeh'n dem Ueberdruß.

Bieten Gold, um Glück zu kaufen,
Bieten ihre Seelenruh,
Jagen irren Blicks und laufen
Dem ersehnten Ziele zu.

Aber nicht wie Schmetterlinge,
Die um uns im Sonnenschein
Auf und ab mit bunter Schwinge
Gaukeln, hascht man Freude ein.

Freude ist die zarte Blüthe,
Die aus dunkeln Grunde sprießt,
Wenn sich tief in das Gemüthe
Gottes Gnadenstrom ergießt.

Freud' ist Friede, die dem armen
Menschenherzen Ruhe schenkt,
Freud' ist himmlisches Erbarmen,
Das sich in die Seele senkt,

Wenn sie durch die Wolkenmassen
Zu den Sonnen aufwärts steigt,
Erd' und Himmel sich umfassen,
Gott und Mensch zusammenneigt.

Dann ist neu der Bund besiegelt
Und das kranke Herz gesund,
Und die ew'ge Liebe spiegelt
Sich in seinem tiefsten Grund.

An Christian August Brandis.

Göttingen, 23. November 1865.

... Ich lese römische Verfassungsgeschichte, in der ich die Gedanken Niebuhrs, welche durch Mommsen u. A. immer unerbittlicher ausgefegt werden, soweit sie auf einer tiefen Auffassung der staatlichen Dinge beruhen, festzuhalten und mir und Anderen neu zu begründen versuche. In meiner alten Kunstgeschichte habe ich die Freude, immer mehr auch Studenten anderer Fakultäten unter meinen Zuhörern zu sehen, und darum lese ich sie jetzt auch jeden Winter. Daneben arbeite ich in vollem Zuge am 3. Bande meiner Geschichte, der doch wohl in zwei Hälften erscheinen wird. Außerdem bin ich mit Vorbereitung der Herausgabe eines Atlas von Athen beschäftigt, die mir viele Noth macht, weil mich namentlich die Künstler, deren ich dabei bedarf, im Stiche lassen und ich hier in Göttingen mich in dieser Hinsicht sehr rathlos fühle. Gewiß treibt man immer zu Vielerlei, das fühle ich jahraus, jahrein, aber wie soll man das ändern!

An den Bruder.

15. December 1865.

Wir lesen jetzt Abend für Abend in aller Stille mit einander. Mit wahrer Wonne lesen wir die Odyssee in Jacobs' Uebersetzung; mich überrascht diesmal mehr als je der eigenthümliche Charakter, den das Gedicht annimmt von der Ankunft auf Ithaka an. Da beginnt eine ganz andere Durcharbeitung, feinere Charakteristik, genauere Motivirung und eine dramatische Bewegung, welche auf einen Zielpunkt hingeht, ganz verschieden von jener lockeren Abenteuerreihe, wo ohne Nachtheil einige Geschichten mehr oder weniger stehen könnten.

An den Kronprinzen.

3. Januar 1866.

Ew. Königliche Hoheit haben mich durch das gnädige Schreiben aus Windsor vom 20. November in hohem Grade beglückt. Ich denke in der That nie daran, auf eine Beantwortung meiner Briefe, die ich nach alter und lieber Gewohnheit an Ew. Königliche Hoheit zu schreiben pflege, irgend welchen Anspruch zu machen. Um so dankbarer erkenne ich Ihre Güte an, wenn ich ein sichtbares Zeichen von Ew. Königlichen Hoheit anhänglicher Gesinnung empfange.

Dieser letzte Brief ist mir aber ganz besonders theuer, weil ich darin die hohe, feste und edele Gesinnung erkenne, welche Ew. Königliche Hoheit beseelt, unbeirrt von der Stimmung der Umgebung und vom scheinbaren Glanze der Gegenwart. Auf Preußen ruht die ganze Zukunft des Vaterlandes. Preußen hat noch heute Alles in seiner Hand, aber es muß in sich einig sein, es muß innen und außen Recht und Gerechtigkeit gegen Unrecht und Willkür vertreten, es muß, wie des Königs Mund so wahr gesagt hat, moralische Eroberungen machen. Das ist ja Preußens unvergleichlich schöne Lage, daß es nicht wie Oesterreich auf eine selbstsüchtige Staatspolitik angewiesen ist, sondern daß es alle edelsten Güter des deutschen Volkes zu vertreten hat und dadurch selbst groß und stark wird. Trotz allen Waffenruhmes bleibt Preußen dennoch schwach und gefährdet, wenn es von einer Partei regiert wird, welcher das Recht gleichgültig und die zu Recht bestehende Ordnung verhaßt ist.

Gott erhalte Ew. Königlichen Hoheit den frohen und festen Muth allen Schwierigkeiten gegenüber! „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen", das sei Ihr Panier!

Können Ew. Königliche Hoheit Etwas thun, um die, wie es scheint, etwas faule „Nymphe" im Piräus zu wissenschaftlicher Thätigkeit anzutreiben, so würden mit mir viele Alterthumsfreunde dafür die größte Dankbarkeit empfinden. Ich denke doch, daß es Preußen wohl geziemte, auch seine Marine für wissenschaftliche Zwecke zu verwerthen. England und Frankreich sind unablässig thätig in dieser Beziehung. Der jetzige Kriegs- und Marine-Minister, der selbst ein gelehrter Geograph ist, sollte doch dafür Interesse haben.

An den Bruder.

23. Juni 1866.

Seit gestern sind wir wieder mit der übrigen Welt in Verbindung.

König Georg hatte am 14. abstimmen lassen, ohne daran zu denken, daß Preußen diesen Beschluß übelnehmen könnte. Am 15. Abends kamen hier schon die Truppen und der König an. Die Koncentration der Armee ist hier vollzogen worden. Hier war Alles mit Truppen überladen, wir waren mit ihnen im Belagerungszustande, es drohte schon eine Theuerung auszubrechen.

Plötzlich beschloß man einen Rückzug über das Eichsfeld nach Thüringen. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie der blinde König in der Mitte seiner Truppen Donnerstag früh die abenteuerliche Anabasis ins preußische Gebiet antrat. Donnerstag war Alles still. Am Freitag rückte das erste Husarenregiment ein und ging weiter, dann Artillerie und zwei Infanterie-Regimenter. Die Truppen hatten hier heute Rasttag. Göben hat hier sein Hauptquartier. Zucht und Ordnung sind vortrefflich. Die Universität ist allerdings in zwei Parteien zerklüftet, aber es ist Alles noch friedlich hergegangen, und nur gestern, da die Preußen gerade einzogen, habe ich meine Vorlesung ausgesetzt.

Drei Ansichten finde ich vertreten: 1. Preußen muß gründlich entkräftet werden, damit Deutschland Ruhe habe, 2. das Bismarcksche Preußen muß büßen für seine Gewaltthätigkeit, 3. jetzt handelt es sich nicht mehr um Bismarck, sondern um Preußen, den einzigen deutschen Großstaat, dessen Niederlage das größte Unglück für Deutschland wäre. Durch den Koalitionsbeschluß vom 14. ist Preußen in den Stand der Nothwehr gedrängt, er hat den eigentlichen Krieg von Deutschen gegen Deutsche entfacht, dadurch ist alles frühere Unrecht absorbirt. So denken sehr Viele bei uns. Eine freiheitsfeindliche Regierung kann in Preußen unmöglich von Bestand sein, die Macht Preußens ist aber nie wiederherzustellen, wenn sie zertrümmert wird.

An den Bruder.

3. August 1866.

Wir haben böse Zeiten durchzumachen. Man sieht schon die Männer zu Märtyrern des Rechts sich vorbereiten, und die Frauen laufen mit Gesichtern herum, die von der Furie der Leidenschaft entstellt sind. Die Parteiansichten stehen sich gegenüber wie zwei Konfessionen. Es sind gemüthliche Anschauungen, von Jugend an eingesogen, von denen sich die Menschen nicht frei machen können. Das Disputiren führt gar nicht zum Ziele. Wer in der jetzigen Wendung der Dinge nicht etwas Providentielles sieht, wer den bisherigen Zustand für leidlich gut ansah, mit dem läßt sich gar keine Verständigung erzielen. Dem erscheint Alles, was geschehen ist, wie frevelhafte Laune und verbrecherischer Ehrgeiz. Mich erfreut die Thatsache, daß ich auf der nationalen Seite im ganzen überall Ruhe, Besonnenheit, Klarheit, Mäßigung finde, während

auf der anderen Seite die unsterblichen Motive, die instinktartigen, blinden Triebe des Hasses u. s. w. vorherrschen.

Die Königin schickte mir einen Brief ihres Sohnes vom 4. Juli. Man kann sich wirklich kein sprechenderes Zeugniß für einen edelen, wahrhaft fürstlichen und daher demüthigen Sinn denken als diesen Brief unmittelbar nach dem kolossalen Siege, den er selbst mit entscheiden half. Er ist der Gegenstand allgemeiner Liebe! Gott erhalte sein theures Leben! Er ist prädestinirt, um nach den Wunden und den rauhen Handgriffen des Krieges die Menschenherzen zu versöhnen.

Der Kronprinz.

Berlin, 8. December 1866.

Mein lieber Curtius! Sie sind mir mit Ihrer treuen Theilnahme auf den verschiedenen Bahnen gefolgt, die ich im Laufe dieses Jahres betreten habe. Es bedarf wohl keiner Versicherung, wie hoch mich jedes Wort Ihrer Briefe erfreute, die mir sowohl während des Feldzuges bis einschließlich meines Geburtstages zugegangen sind.

In Gedanken knüpfte ich gar häufig Gespräche mit Ihnen an und konnte mir auch ziemlich klar denken, wie sonderbar Ihnen zu Muthe gewesen sein muß, als unser theures, großes deutsches Vaterland sich zerfleischte, und schließlich nach den blutigen Siegen unserer Waffen ein Halbwerk zu Stande kam. Wie oft haben wir in gemeinschaftlichen Gesprächen der Zukunft Deutschlands gedacht, ja wie oft redeten Sie zu mir von diesem Kapitel zu einer Zeit, als ich in der lebendigen Regung der deutschen Gemüther nichts weiter als Aufstandsnahrung finden wollte. Jetzt hat die Vorsehung Preußen plötzlich beim Schopfe erfaßt und es um ein so Bedeutendes weiter geschleudert, als seine Lenker es je erstreben konnten, daß hier in Berlin mehr oder minder immer noch Unklarheit, Zaghaftigkeit herrschen. Niemand trachtete, ein Ziel zu erreichen wie dasjenige, welches unser Waffenglück und der gesunde, kernige Sinn unserer Bevölkerung uns zu erlangen ermöglichten. Zwar wird Bismarck wie ein Halbgott angestaunt, der das Alles vorher berechnet, aber mir werden so leicht keine Blender bereitet, und ich harre immer noch der wirklichen Lösung der deutschen Frage, die durch Preußens gegenwärtiges Verhalten wahrlich nicht erreicht werden wird. Man hört hier an maßgebender Stelle

weit mehr die Befriedigung über die Macht- und Gebietsvergrößerung Preußens rühmen, als daß ein ernstliches Streben nach baldigster Aufnahme der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund sich kundgäbe. Die Einverleibung der wirklich feindlich gesinnten Nachbarstaaten war eine traurige Nothwendigkeit nach stattgehabtem Blutvergießen und nach der ausharrenden Weigerung, uns gegenüber wenigstens neutral zu bleiben. Ich bin nie ein Freund des Annexionsprincips gewesen, aber nach den einmal vollendeten Thatsachen konnte ich keinen Widerspruch gegen dieselben erheben. Unter vollendeten Thatsachen verstehe ich die faktische Besiegung unserer verbündeten Gegner. Daß dieser Krieg aber seit langer Zeit eine angelegte Absicht Bismarcks war, ja daß die ganze Schärfung des inneren Konfliktes bei uns in einer solchen Lösung nur ihren Ausgang finden sollte, das war mir leider schon im Laufe des Winters klar geworden, und ich dächte, daß ich mich in ähnlichem Sinne auch zu Ihnen ausgesprochen hätte. Wir trieben und trieben einer gewaltsamen Katastrophe entgegen, die mein Vater mit allen seinen persönlichen Mitteln zu verhindern trachtete, ohne zu sehen, daß Andere anders wollten und es auch erreichten.

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehre", so schrieb mein Großvater, Friedrich Wilhelm III., nach Beendigung der Freiheitskriege. Dasselbe sagten sich mein Vater und ich, als uns die Erfolge klar waren. Dieser Gedanke muß Einem beseelen, wenn man bedenkt, was Alles auf dem Spiele stand, wenn wir nicht siegten. Aber eine glühende Begeisterung muß sich eines jeden Deutschen bemächtigen, wenn er bedenkt, was für tüchtiges Mark in den Gliedern unserer Landsleute, was für eine wirkliche Intelligenz in denen haftet, die mit ihrer Zeit gehen und die Augen offen haben. Selbst die Deutschen, die gegen uns fochten, stellten ihren Mann, nur ihren Führern verdanken wir die schnellen Siege am Main. Solch ein Volk muß eine hehre Zukunft vor sich haben, ja es muß sich sagen, daß, wenn es endlich eins ist, seine Ansehen gebietende Bedeutung den Nachbaren saure Stunden bereiten wird, falls einer derselben Lust empfände, uns anzugreifen.

In wenigen Tagen werden die Vertrauensmänner des norddeutschen Bundes in Berlin die dem Reichstage vorzulegende Verfassung berathen und dürften dann im Februar die Verhandlungen des Reichstages selbst beginnen. Begierig warte ich auf die Redak-

tion gedachter Verfassung wie auch auf den Grad der Vollmachten, die man der Nationalvertretung einräumen wird. Ich traue dem ganzen Unternehmen noch nicht recht. Alles ist eben möglich, wenn die gegenwärtigen Minister es thun, viele Dinge nur gethan werden, weil sie gebieterisch von Zeit und Verhältnissen gefordert werden, nirgends aber offen und ehrlich zugestanden wird, daß man mit der Zeit Hand in Hand als Leiter des geistigen Entwickelungsganges gehen muß. So auch sind die seltsamen Worte nur erklärlich, die in jüngster Zeit vom Ministertische gefallen sind. Was könnte man thun, wenn angesehene, offene Charaktere jetzt am Ruder wären. Bismarck selbst tadelt auf das schärfste und laut seine sämmtlichen Kollegen, aber es wird doch nicht anders, und er behält dieselben um sich.

Die Zustände in Hannover sind recht betrübender Art. Ich rechne es den Hannoveranern hoch an, daß sie an ihrer vertriebenen Dynastie festhalten („quand même", muß man sagen), allein alle Demonstrationen werden die unglückliche königliche Familie nicht wieder einzusetzen vermögen und können vielmehr dem Lande nur großen Schaden bereiten. Eben erfahre ich, daß man zu Verhaftungen höherer Officiere hat schreiten müssen, wonach die Gerüchte von geschürten Aufständen, angeleitet durch ehemalige Officiere, ihre Bestätigung finden dürften. Das ist noch trauriger und erst recht erfolglos, zum mindesten gesagt.

Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie in alter Vertraulichkeit mir Winke über die Mißgriffe unserer Beamten zukommen ließen. Alles, was geschehen kann, um wenigstens auf vernünftigem, rechtlichem Wege jenen einverleibten Landestheilen Wohlthaten, auch Vortheile zufließen zu lassen, werde ich gewiß nicht unterlassen, nach Kräften zu fördern. Aber Sie wissen ja selbst aus Erfahrung, wie gewöhnlich unsere in manchen Dingen so tüchtigen Beamten Mißgriffe begehen, denen vorgebeugt werden kann, die aber der Gewohnheit nach zu unserem norddeutschen Spießbürgerthum gehören.

Ich rechne also auf Ihre freundschaftlichen Winke.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Es geht ihr wieder gut, so viel eben ein tiefgebeugtes Mutterherz nach dem Verluste eines so hoffnungsvollen Kindes, wie mein kleiner Siegismund es war, sich nach einem halben Jahre zu erholen vermag. Es war ihrem so tief fühlenden Gemüthe wohl eine der schwersten Prüfungen in

diesem Jahre auferlegt: inmitten der Sorge und Angst um den Gatten in solch einem Kriege auch noch ein Kind zu begraben, ohne den Mann wiedersehen zu können.

Meine Frau und ich werden uns so bald an diese tiefe Lücke, die der Tod in unseren so glücklichen Familienkreis gerissen, nicht gewöhnen können. Die Zeit lindert freilich die herbsten Wunden und hilft den Schmerz ertragen. Wo aber der Tod einmal seine grausige Hand hineingethan hat, da kann ein Elternherz nie wieder seine frühere, frohe Gelassenheit erlangen. Das Andenken an ein verklärtes Kind bleibt ein beständiger Begleiter durch alle Wechselfälle des Lebens in Freude wie im Leid und weckt den Wunsch, bald wieder mit ihm vereint zu sein, täglich von neuem auf.

Mitten in den gewaltigen Entscheidungen dieses Krieges schwebte mir das Bild jenes lieben, kleinen Wesens vor der Seele, und der Gedanke an dasselbe war niemals mächtiger als in den Augenblicken, wo ich meines Sieges gewiß war. Hätte ich nur meiner armen Frau etwas von dem Zwange abgeben können, den meine Verantwortlichkeit mir auferlegte: meinen Schmerz zu verscheuchen, um die Gedanken auf das Wohl des Vaterlandes zu lenken. Man vergißt ja nicht den Schmerz, aber er muß der Pflicht weichen, und das war mir geboten, während meine Frau allein ihrem Kummer und der Sorge lebte.

Mittlerweile ist es Januar 1867 geworden, mein zwanzigmal unterbrochener Brief fängt an, mir förmlich widerlich zu werden wegen seines unzusammenhängenden Charakters. Zudem ist inzwischen abermals ein gar freundlicher Brief von Ihnen zum Jahreswechsel eingelaufen, für den ich aufrichtig danke. Meine Frau grüßt Sie aufs beste und würde sich mit mir freuen, wenn wir Sie bald einmal wieder zu sehen bekämen.

Ihren Bruder*) hier zu sehen, ist uns eine rechte Freude. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe war, in dem hanseatischen Geschäftsträger unseren wohlbekannten Dr. Krüger wiederzufinden und noch dazu mit Orden behaftet!

Nun aber leben Sie wohl! Behalten Sie meine Gedankenspähne ja für sich, denn Sie wissen, daß ich mich Ihnen gegenüber immer gehen lasse, wie es vor der Menge nicht möglich ist. Grüßen

*) Theodor Curtius, der als Vertreter Lübecks an den Verhandlungen über die Verfassung Theil nahm.

Sie Gattin und Kinder tausendmal von mir und üben Sie Nachsicht wegen des langen Schweigens und seltsamen Geschreibsels

Ihres aufrichtig treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Berlin, 18. Januar 1867.

Ernst Curtius an Jacob Bernays.

Göttingen, 27. December 1866.

... Freilich hat dies Jahr das Gewicht von einem halben Dutzend Gemeinjahren, aber es hat auch Den, der es verstehen konnte, freier, klarer, selbstständiger gemacht, zumal, wenn man in Göttingen lebte und sich entschließen mußte, eine Menge liebgewordener Verhältnisse und Gewohnheiten dranzugeben, um sich selbst treu zu sein.

An den Bruder.

15. März 1867.

In vierzehn Tagen hoffe ich mit dem ganzen Band fertig zu sein. Dann denke ich etwas nach Berlin zu gehen, um mich aus der alten in die neueste Geschichte zu stürzen und der Größe des Mannes zu huldigen, welcher die deutsche Geschichte vor dem Ausgang der griechischen bewahrt hat.

An denselben.

2. Juni 1867.

Ich habe meine Festrede machen müssen, auf deren Erfolg ich diesmal mehr als sonst gespannt bin, da ich doch nicht umhin konnte, über solche Dinge zu reden, auf deren Betrachtungen die letzten Zeiten hingeführt haben. Es scheint mir die Aufgabe solcher Gelegenheitsreden, Tagesfragen von allgemeinerem und höherem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Solche Betrachtungen können dann auch am ehesten eine Verständigung und Ausgleichung herbeiführen. So kam ich darauf, Wesen und Wirkung der Parteiung in alter und neuer Zeit ins Auge zu fassen. Dienstag um 3 Uhr wird die Rede gehalten.

Gestern hielt ich eine kleine Gedächtnißrede auf Gerhard in unserer Societät. Ich war mehrfach noch an seinem Sterbelager, er war nie liebenswürdiger.

An denselben.

26. Juli 1867.

Der Tod des alten Brandis hat mich sehr ergriffen. Ich war gerade in den letzten Jahren so viel und so gern in seinem Hause gewesen, es war mir wie ein zweites Vaterhaus; noch um Pfingsten schrieb er mir, meine Stube erwarte mich, ich schob es auf die großen Ferien auf, nun ist es zu spät.

An denselben.

18. Oktober 1867.

Vorgestern forderte mich ein Telegramm des Kronprinzen auf, ihn von Göttingen nach Guntershausen zu begleiten. Er hielt hier um 3 Uhr, stieg aus und unterhielt sich mit Clara und den Kindern. Dann fuhr ich mit ihm und unterhielt mich mit ihm und seiner Frau sehr gut. Ich fand ihn sehr verständig, ernst, liebenswürdig und mittheilend. Wir haben alle öffentliche Dinge auf das offenste besprochen. In Guntershausen wurde dinirt, nach 9 Uhr verabschiedete ich mich und war um 12 Uhr wieder hier. Es war eine Begegnung, die mir große Freude gemacht hat. Der Göttinger Bahnhof war das erste Stück Hannover, das der Kronprinz als Landesthronfolger betrat. Es war mir lieb, daß dies mit mir geschehen ist und ohne daß ein Officier, Soldat oder Polizist zur Stelle war. Der Perron war voll von allerlei Volk, und es fielen auch in der Stille allerlei unehrerbietige Aeußerungen. Aber er stand mit solcher Ruhe, Würde und Güte mitten unter den rothen Mützen, nicht nur an Größe hervorragend, sondern an edlem Anstande, daß unwillkürlich Alles grüßte. Das will bei den Studenten viel sagen. Als wir abfuhren, dachte ich daran, wie leicht ein Mißton hätte eintreten können, und wie peinlich wäre das für mich gewesen, da ich sein Heraustreten veranlaßt hatte.

An Lepsius.

26. November 1867.

Theurer Freund! Mein Herz jubelte, als ich Ihre Schriftzüge nach langer Zeit wieder sah und Ihre Treue aus jedem Worte entgegenleuchtete. Die Freude darüber drängte alle anderen Empfindungen zurück, welche Ihr Brief in mir anregte. Aber auch das ist mir eine Freude gewesen, daß, so wie es hieß, daß Jahn von Bonn fortgehen würde, vom dortigen Kuratorium eine Anfrage an mich erging, ob ich geneigt wäre, nach Bonn zu kommen,

und daß man jetzt wieder in Berlin an mich denkt, wo in der That Alles darauf ankommt, daß endlich einmal die alte Kunstgeschichte an der Universität in geeigneter Weise vertreten wird. Mich plagt kein unruhiger Ehrgeiz. Ich möchte auch nicht das Mindeste thun, um eine Versetzung zu veranlassen. Aber ich müßte ein Stock sein, wenn es mich nicht freute, daß man von Seiten der Fakultät an mich denkt, und wenn dies in Betreff einer vorzugsweise archäologischen Professur geschieht, so würde ich darin eine Bestätigung meiner Auffassung sehen, daß die Archäologie als Zweig des Universitätsunterrichts nur fruchtbar sein kann, wenn sie mit Philologie, Geschichte und Erdkunde in lebendigem Zusammenhange erhalten wird. Wie könnte ich mich mit Brunn vergleichen, wenn es archäologische Routine und ausgebreitete Denkmälerkunde gilt! Ich fühle nur zu deutlich, daß ich auf eine specifisch archäologische Professur in der deutschen Metropole keinen Anspruch machen kann, und glaube daher auch nicht, daß die Fakultät so beschließen wird, wie Ihre Freundschaft es wünscht. Daß ich, wenn wirklich ein Ruf nach Berlin an mich ergehen sollte, sehr ernste Bedenken zu überwinden haben würde, können Sie sich vielleicht denken. Manche persönlichen Beziehungen würden mir dort das Leben erschweren, während ich hier, wenn auch die alte Harmonie, wie es scheint, auf immer, vernichtet ist, doch in einem wohlbegründeten Wirkungskreise mich glücklich und befriedigt fühlen darf. Das sagte ich auch meinem geliebten Zöglinge, als er mich neulich hier abholte, und erklärte ihm offen, daß meine Wünsche nur auf das Eine noch gerichtet seien, dazu beizutragen, daß Preußen in seiner neuen Stellung sich auch auf dem Gebiete der Pflege von Kunst und Wissenschaft durch wohlgeleitete Unternehmungen bewähre, und er versprach mir, die neu anzuregende Expedition nach Olympia kräftig zu befürworten.

An denselben.

6. Januar 1868.

Bald nach Ihrem Brief erhielt ich das amtliche Berufungsschreiben. Wenn die Professur der Archäologie in Berlin ein Aequivalent sein soll für meine Stellung hier, wo ich im Direktorium des philologischen Seminars und in der wissenschaftlichen Prüfungskommission bin, so kann dies nur durch eine angemessene Stellung am Museum erreicht werden. Wenn man auf mein

kommen Gewicht legt, so werden die Differenzen, welche noch übrig sind, wohl noch ihre Erledigung finden.

An denselben.

15. Januar 1868.

... Ich habe nun am Sonntag an den Minister meine Antwort abgeschickt. Ich stellte als ersten Punkt hin, daß ich im Interesse der Sache darauf bestehen müsse, daß das amtliche Verhältniß zwischen dem Museum und der Professur der Archäologie, wie es unter Tölcken, Gerhard, Panofka bestanden habe, nicht aufgelöst werde. Der rechte Segen der wissenschaftlichen Institute der Hauptstadt beruhe auf ihrer Verbindung unter einander. Da es jetzt drei Antikensammlungen gebe, Skulpturen, Gypse und Antiquarium, so hoffte ich, daß mein Verlangen befriedigt werden könne, ohne berechtigte Ansprüche älterer Beamten zu beeinträchtigen.

Nun möchte ich Sie dringend bitten, Ihren ganzen Einfluß darauf zu richten, daß die Verhandlungen wegen des Museums in einer geschickten Weise gemacht werden. Vor allem möchte ich nicht, daß es aussähe, als intriguire ich gegen Böttticher hinter seinem Rücken. Ich habe von keinem Lebenden so viel gelernt wie von Böttticher. Ich kenne seine Schrullen besser als irgend ein Anderer, aber er ist der produktivste Kopf auf dem Gebiete der alten Kunstwissenschaft, den wir seit lange gehabt haben. Ich will um keinen Preis etwas von Ehren und Einkünften auf seine Kosten erlangen. Er muß Direktor der Skulpturen werden, um diese Sammlung hat er sich schon viel Verdienst erworben. Der vernünftigste Ausweg schiene mir immer der zu sein, daß man mir das Antiquarium gäbe. Hier ist am meisten Material für gelehrte Archäologie, und hier kann ich am wenigsten von Anderen abhängig sein.

An den Bruder.

13. Februar 1868.

Wir leben sehr still. Ich revidire jetzt den ersten Band, dessen Anfänge mir natürlich viele Mühe gemacht haben. Erwünscht waren mir in hohem Grade die neu gewonnenen Urkunden aus Aegypten, welche zum ersten Male zweifellos griechische Seestämme, mit den Libyern verbündet, als Feinde der Pharaonen aufführen, namentlich die Tyrrhener und Dardaner, auch die Lykier und, wie

es scheint, die Achäer. Dadurch werden die ersten festen Anhaltspunkte gewonnen. Nach 1400 sind diese Stämme schon in das Nilthal eingedrungen. Mein Kollege Brugsch ist mir durch allerlei Nachweisungen sehr förderlich, er ist von der verbindlichsten Gefälligkeit. Er hat eine glänzende Gewandtheit im salonmäßigen Vortrage und eine erstaunenswürdige Arbeitskraft. Wenn ich mit Gottes Hülfe dies arbeitsvolle Semester glücklich hinter mir habe, muß ich etwas hinaus, und da ich mich nun doch nothwendig auf die archäologische Professur noch etwas vorbereiten muß, so habe ich große Lust, gegen Mitte März nach Rom zu gehen.

Morgen Abend soll ich einen Vortrag vor gemischtem Publikum im Museum halten. Ich werde das Modell der Akropolis, wie es Launitz in Gyps gemacht hat, aufstellen und daran eine Geschichte der Stadt Athen anknüpfen.

An den Bruder.

Rom, Ostersonntag 1868.

Ich habe reiche Wochen durchlebt, vom 17. bis 21. März in Florenz, seitdem in Rom,*) wo wir glücklicher Weise noch auf dem Kapitol Stuben gefunden haben. Schloezer empfing uns am Bahnhofe und ist seitdem täglich mit unverwüstlichem Eifer uns zur Hand gegangen. Er kennt Rom seit vier Jahren und hat die Stadt gründlich durchstudirt. Die Vormittagsstunden bringe ich in den Sammlungen zu, des Nachmittags werden Kirchen besucht und Ausflüge gemacht. Abends gegen 7 kommen wir gewöhnlich zum Essen in größerem oder kleinerem Kreise zusammen. Wir essen zuweilen in einer Zahl von 25 Landsleuten, meistens jungen Philologen, und mit Stolz und Freude sieht man sie hier arbeiten und schaffen.

Für mich war eine Erneuerung meiner fast verblichenen Erinnerungen ganz nothwendig. Ich habe eine Menge unbekannter Dinge gesehen, den jetzigen Stand der hiesigen Forschungen kennen gelernt. Eine neue Welt des Alterthums ist aus dem Schutte des Palatinus hervorgestiegen, eine andere in den Katakomben wieder aufgefunden. Die Ausgrabungen, welche auf Kosten der Königin Augusta im Haine der fratres arvales gemacht werden, haben sehr günstige Erfolge gehabt.

*) Die Reise wurde mit Sauppe gemacht.

An denselben.

Göttingen, Sonntag Exaudi 1868.

Gestern habe ich endlich definitiven Bescheid von Mühler erhalten. Mir ist nun neben der Professur auch die Stelle eines „Archäologen am Königlichen Museum und Mitglieds der Museumskommission" angetragen. Auf jeden Fall komme ich nun in eine ehrenvolle und geschäftlich sehr wenig belastete Stellung an der Anstalt, welche mir in Berlin von jeher besonders am Herzen gelegen hat, und je weniger ich selbst meinen Ruf nach Berlin betrieben habe, je freier ich mich von jedem unruhigen Ehrgeiz fühle, umsomehr gebe ich mich der Hoffnung hin, daß es mir beschieden sein möge, durch Verbindung von Museum und Universität, von Künstlern und Gelehrten, von Archäologie und Geschichte auf dem neuen Terrain, dem ich ja nie fremd geworden bin, etwas Gutes zu wirken und zur Förderung der idealen Interessen in der Hauptstadt Etwas leisten zu können. Gott gebe, daß ich mich nicht täusche und auch nicht das Vertrauen meiner Freunde!

Fünftes Kapitel.

Berlin 1868—1896.

An den Bruder.

Berlin, Oktober 1868.

Ich habe überall eine sehr warme Aufnahme gefunden. Es ist in der Gelehrtenwelt hier doch mehr gemüthlicher Zusammenhang als man glaubt. Gott gebe nur, daß ich wieder einen recht akademischen Wirkungskreis finde und daß es mir gelinge, hier die hellenische Alterthumskunde etwas in Schwung zu bringen! Die zwölf Göttinger Jahre waren gut, um mich als Lehrer auszubilden und meine größere geschichtliche Arbeit zur Reife zu bringen. Nun kann ich mich freier bewegen und einzelnen Lieblingsaufgaben mit vollerer Muße zuwenden.

An denselben.

22. November 1868.

Gesund ist das Leben hier kolossal, denn bei den täglichen Märschen holt man sich einen Appetit und einen Schlaf, wie ich ihn seit Jahrzehnten nicht gekannt hatte. Zum ruhigen Arbeiten bin ich aber noch wenig gekommen, dagegen habe ich meine Vorlesung mit gutem Erfolg in Gang gebracht.

Großartig war das Schleiermacher-Fest, in seltener Weise zugleich ein wissenschaftliches und ein nationales, ein Universitäts- fest und ein städtisches. Es ist durch alle Schichten eine heilsame Erschütterung gegangen und das Bewußtsein der Berliner ist gehoben, indem sie auf Schleiermacher als einen einheimischen Heros stolz zu sein gelernt haben.

An denselben.

23. December 1868.

An meinem ersten Bande habe ich von meiner Rückkehr aus Rom bis in die ersten Monate meines hiesigen Aufenthaltes unausgesetzt gearbeitet, und es ist etwas Anderes daraus geworden. Bei allen Geschichtsanfängen beruht so viel auf einer gewissen intuitiven Anschauung der Dinge, daß man sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln darf, sie den Anderen, namentlich den Mitforschern einzureden. Indessen hoffe ich auf steigende Zustimmung und betrachte die dritte Auflage dieses Bandes, des so schnöde verketzerten, als einen kleinen Triumph.

An denselben.

9. Februar 1869.

Obgleich ich hier weniger Amtspflichten habe als in Göttingen, so stürmt die Zeit doch ungleich rascher dahin. Ich habe nur die Morgenstunden, die ich mit einiger Sicherheit mein nennen kann. Um 12 Uhr gehe ich in das Museum, dann in die Universität. Nach Tische ist man infolge der vielen Bewegung in der Regel zu geistiger Anstrengung wenig aufgelegt, und des Abends ist in dieser Karnevalszeit auch wenig auf Ruhe zu rechnen. Dazu kommen noch die Kommissionssitzungen im Museum, zweimal wöchentlich die Akademie, die Fakultätssitzungen u. A. Man muß seine Zeit zusammenhalten, um in der Wissenschaft vorwärts zu kommen. Ich habe bis jetzt nur Kleinigkeiten gemacht.

Gestern habe ich zuerst in der archäologischen Gesellschaft den Vorsitz geführt, welche sehr zahlreich und stattlich ist. Ich hielt einen einleitenden Vortrag über die Wirksamkeit des Duc de Luynes und über Welcker, daran schloß ich einen Ueberblick dessen, was während Welckers Lebenszeit und zum großen Theil durch ihn aus der Archäologie geworden sei. Ich hoffe, daß es mir gelingt, die Gesellschaft neu zu heben und zu einem Centrum der auf alte Kunst gerichteten Interessen zu machen. Im ganzen läßt sich nicht leugnen, daß Berlin in socialer Beziehung sehr vorwärts gekommen ist. Es herrscht ein zwangloser Verkehr der verschiedenen Stände. Die krassen Vorurtheile sind auch im Hofadel und Militär überwunden, und die jetzige Gefahr ist nur, daß die Macht des Geldes alle anderen Mächte überwindet. . . .

Programm eines wüsten Tages in Berlin: Donnerstag 1 Uhr

Museum, 2 Uhr Periegese im Museum, 3 Uhr Kolleg, 4 Uhr Diner beim Grafen Schwerin (Schleiermachers Schwiegersohn), 1/2 7 Uhr Fakultät, 9—1 Uhr Ball beim Könige.

An denselben.

19. Februar 1869.

Ich bin in einem Staunen über das, was hier gearbeitet wird, und wenn ich wohl Stunden hatte und habe, in denen ich an meinem Entschlusse der Uebersiedelung irre wurde, so richte ich mich immer daran wieder zurecht, daß ich der höheren Ansprüche, die hier an mich gemacht werden, inne werde. Wenn also noch eine Steigerung meiner Leistungsfähigkeit in meinen Jahren möglich ist, so geschieht es hier. Von Natur bin ich gar nicht für Großstädte geschaffen, und ich ertappe mich zuweilen auf dem Gedanken, wohin man sich nach 6—8 Jahren zurückziehen könnte. Einstweilen will ich sehen, was ich hier leisten kann.

An denselben.

6. Oktober 1869.

Ich habe eine ungemein reiche Ferienzeit durchlebt. Erst 12 Tage in London, dann über drei Wochen in der Umgegend von Newcastle, wo wir in einem Fischerdorfe unweit der Tyne-Mündung badeten, von wo ich durch ganz Northumberland schöne Ausflüge machte und auch das schöne Edinburg besuchte. Dann mit Clara nach London, wo wir uns unweit des British Museum einquartierten und inmitten der Weltstadt im ganzen sehr still und behaglich lebten.

An den Kronprinzen.

30. Oktober 1869.

. . . Wenn Ew. Königl. Hoheit diesmal auch nur so flüchtig den Boden von Griechenland*) betreten haben, so wird es doch genügen, Ihnen einen Begriff zu geben von der Weihe, welche auf diesem Boden ruht, um Ihre persönliche Theilnahme für alle diesem Lande zugewandten Studien neu zu beleben. Der von Ihnen so huldvoll geförderte Plan einer Ausgrabung von Olympia ist in ein neues Stadium getreten und die von Sr. Majestät berufene Kommission hat schon zu günstigen Aussichten geführt.

*) Auf der Reise nach dem Orient bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals.

An den Bruder.

Februar 1870.

... Wir haben hier manches Ernste erlebt. Trendelenburg wurde plötzlich mitten in vollem Wirken von einer Lähmung betroffen, die ihm das Sprechen schwer machte. Er war schon im Begriffe, ins Kolleg zu gehen und fragte seine Frau, ob seine Zuhörer ihn wohl verstehen würden. Er hat sich scheinbar rasch erholt, aber er fühlt sich verändert, und sein Wesen hat etwas Umflortes, er ist weich und wehmüthig. Ich mußte für ihn in der Akademie eintreten.

An denselben.

4. April 1870.

... Ich habe in letzter Zeit unendlich viel an mannigfaltigen Arbeiten und Erlebnissen durchgemacht. Gott sei Dank bin ich aus diesem Winter unversehrt in den Ferienhafen eingelaufen, obgleich die Dekanssorgen unausgesetzt fortdauern. Ueber unsere Universität sind viele schwere Wolken aufgezogen. Trendelenburg reist heute ab, er hat Urlaub für das ganze Sommersemester. Gott weiß, ob er je wieder der Alte sein wird! Gustav Magnus ist hoffnungslos. Beide sind vorzugsweise die Träger der akademischen Tradition und fehlen mir ungemein.

Die Olympiaangelegenheit ist jetzt wieder auf ihrem abenteuerlichen Zuge durch alle Ministerien zum Könige zurückgelangt, und bald wird sich entscheiden, ob eine Unternehmung von so idealem Charakter, wie die Aufdeckung eines Tempelbezirks, ohne alle egoistischen Nebenabsichten durchgesetzt werden kann oder nicht. Ich hoffe, es ist nur eine Zeitfrage von wenigen Monaten. Zu zusammenhängenden Arbeiten bin ich natürlich wenig gekommen. Ich habe in diesem Semester ein ganz neues Kolleg über Archäologie der Kunst ausgearbeitet. Im Sommer will ich nur ein Privatum, ganz im Museum, halten in der Stunde vor Oeffnung des Museums und dort ambulando Kunstmythologie vortragen. Es ist nach Form und Inhalt ein erster Versuch, den ich mache. Religionsgeschichtliche Forschungen nehmen mich jetzt besonders in Anspruch, und ich will sehen, wie weit es möglich ist, eine genetische Entwickelung des hellenischen Olymps zu geben, das allmähliche Aufsprossen des Göttergeschlechts, eine wissenschaftliche Theogonie.

An denselben.

31. Juli 1870.

... Jetzt harrt Alles der ersten Ereignisse, welche über den muthmaßlichen Gang des Krieges ein Urtheil möglich machen sollen. Bis dahin steht Alles gut, ist Alles unendlich viel besser gegangen, als man hoffen durfte.

Hier ist man in den leitenden Kreisen sehr ruhig, und namentlich Moltke soll sich mit einer großen Zuversicht aussprechen. Mein Kolleg habe ich gestern geschlossen. Im Museum docire ich noch fort, weil ich dort noch einen Kreis von Zwölf um mich habe.

Es ist heute unheimlich still in den Straßen.

An denselben.

21. August 1870.

... Man lebt schnell in diesen Tagen, wo Einem täglich ein Extrakt von Weltgeschichte kredenzt wird, und man mag gar nicht über das Neueste schreiben, weil es beim Empfange des Briefes schon veraltet ist. Ich habe mich gezwungen, viel zu arbeiten, obwohl man eigentlich die Bücherstube unleidlich findet und den Schauplätzen der Geschichte näher sein möchte. Hier hat man wenigstens die Nachrichten aus erster Hand, und es ist mir eine besondere Freude, des Kronprinzen Briefe zu lesen, von dem ich aus der lautersten Quelle weiß, daß er sich als Feldherr ganz vortrefflich benimmt, und dessen einfache Briefe davon zeugen, daß er seine militärische Aufgabe in ächt menschlicher Weise auffaßt und keinen Augenblick etwas Anderes sucht als den Frieden.

Des Königs Auszug.

August 1870.

Wie zog der König an den Rhein?
Lockt ihn der Schlachten Feuerschein?
Zog er hinaus zu Kampf und Blut
Mit hartem Sinn und wildem Muth?
O nein, ich sah sein Auge naß,
Das war nicht Kampfbegier und Haß.
Er dacht' an jedes Landeskind,
Des rothes Blut zur Erde rinnt.
Ihm ging schon durch sein ahnend Herz
Der Gattinnen, der Mütter Schmerz.
Die Kranken sah er matt und blaß,
Drum war des Königs Auge naß.

Wie zog der König in den Krieg?
Wähnt' er so leicht den blut'gen Sieg?
Verließ er sich auf Mann und Roß
Und seines Donnerrohrs Geschoß?
O nein, er baute nicht allein
Auf sich und seiner Krieger Reih'n,
Er beugte wohl sein greises Haupt,
Von frischem Lorbeer dicht umlaubt,
Von allem Uebermuthe fern
Demüthig vor dem Herrn der Herrn
Und wollte nur aus seiner Hand
Den Sieg für unser Vaterland.

So zog der König aus Berlin,
Drum hat ihm Gott den Sieg verlieh'n,
Und seiner Feinde stolze Macht
Vor seinem Schwert zu Fall gebracht.
Und wie er ging, kehr' er zurück,
Sein thränenreiches Siegesglück
Verknüpfe neu mit heil'gem Band
Den König und das Vaterland!
So kehr' er aus dem blut'gen Feld,
Von Gott beschützt, der theure Held,
Wenn er sein Werk vollendet hat,
Zurück in seine treue Stadt!

Metz.

August 1870.

O Metz, bei Deinem Namen schauern
Die Herzen all' im deutschen Land,
Und mit der Siegslust geht das Trauern
Um die Gefall'nen Hand in Hand.

Wie fröhlich zogen sie doch Alle
Hinaus in der Begeist'rung Gluth,
Bei Hörnerklang und Liederschalle
Mit frischem, vollem Lebensmuth!

Des deutschen Volkes Jugendblüthe,
Sein Stolz und Hort, sein Blut und Saft,
O, welch ein Schatz von Treu und Güte,
Von Wahrheitsdrang und Heldenkraft!

Gepflegt, ach! unter wie viel Sorgen
Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr,
Mit Angst behütet und geborgen,
Wo nur ein Leid zu fürchten war!

Und nun so schnell in dichten Garben
Am Felsenrande hingestreckt —
Wer sagt uns, wo und wie sie starben,
Und welcher Hügel Jeden deckt!

Euch ist es wohl. Im vollen Drange
Der Liebe für das Vaterland
Seid Ihr mit jugendheißer Wange
Gefallen auf dem rechten Stand!

Denn höhern Preis kann's nimmer geben
Für den, der nach dem Höchsten ringt,
Als daß er frei und froh das Leben
Als Opfer für die Seinen bringt.

Drum segnen wir die fernen Hügel,
Wo Ihr nun ruht am Felsenhang,
Indeß der Geist auf lichtem Flügel
Durch alle Nebelhüllen drang.

Denn alle dunkeln Erdenstunden
Und eine kurze Todesnoth
Habt Ihr nun selig überwunden
Und schaut in neues Morgenroth.

Eh' Euch des Lebens Last beschweret,
Des Lebens Sorge Euch entweiht,
Seid Ihr als Jünglinge verkläret
Ins Land der ew'gen Jugendzeit.

Doch bleibt Ihr unser. Ein Vermächtniß
Ist Euer Tod für Jedermann,
Und Eure Thaten im Gedächtniß
Wächst unser deutsches Volk heran.

Es schwöret bei dem theuren Blute,
Mit dem Ihr uns den Sieg erwarbt,
Daß es mit felsenhartem Muthe
Einsteht, wofür Ihr kämpfend starbt,

Daß Deutschland, neu durch Euch geworden,
Geweiht durch Eures Blutes Zoll,
Sich nimmermehr in Süd und Norden
Feindselig wieder trennen soll.

Wir wollen treu und wahrhaft immer
Abschwören jedem falschen Schein,
Und Euer Heldentod soll nimmer
Vergessen noch verwirket sein.

An den Kronprinzen nach Versailles zum 18. Oktober.

Mit einer Zeichnung von Strack: Eiche und Lorbeer.

An einem Siegestag geboren,
Bist Du zum Siegen auserkoren,
Und hast mit Deiner festen Hand
Gerettet unser Vaterland.
Nun sei Dir auch von Gott beschieden,
Daß uns durch Dich der edle Frieden,
Des schwer erkauften Sieges Weihe
Zu vollem Segensglück gedeihe,
Daß Nord und Süd in Wohl und Wehe
Auf immer treu zusammenstehe,
Daß jedes fest am Ganzen halte,
Sich jede edle Kraft entfalte,
So wachs' empor, der Eiche gleich,
Das neue deutsche Kaiserreich!

Weihnacht 1870.

Wie der Hirsch mit dürrer Kehle
Auf dem Feld nach Wasser schreit,
Also schmachtet unsre Seele
Auch in dieser bangen Zeit.

Unser Volk, das schwer gekränket
Sich zum Kampf gegürtet hat,
Stehet nun, das Haupt gesenket,
Lorbeermüde, kampfessatt.

Und von jener Himmelskunde,
Welche still von Ort zu Ort
Macht aufs neue ihre Runde,
Hört man nur dies eine Wort:

„Friede, Friede sei auf Erden!"
Ach, wo weilt der Engel Fuß?
Wann soll endlich Wahrheit werden
Der geliebte Weihnachtsgruß?

Und so bleibt am heil'gen Tage
Matt das Herz und unerfreut,
Und das Sehnen und die Klage
Widerstrebt dem Festgeläut?

Nein, das wär' ein schwer Vergehen
An dem theuren Heldenblut.
Weihnacht heißt uns aufwärts sehen,
Weihnachtssinn ist hoher Muth!

Und wir fühlen es lebendig,
Daß nur dem die Palme weht,
Welcher ausharrt und beständig
Siegesmuthig vorwärts geht.

Drum, wenn auch aus Nacht und Morgen
Immer neu der Tag sich dehnt,
Und des Königs Haupt in Sorgen
Auf die Hand sich niederlehnt,

Dennoch steh'n wir ihm zur Seite
Unverdrossen Tag und Nacht,
Im Gebete wie im Streite
Eine unsichtbare Macht.

Mose gleich, der seine Hände
Aufhob wider Amalek,
Also harren wir aufs Ende
Sonder Bangen, sonder Schreck.

Endlich macht sich durch die Wolke
Doch der Sonnenhimmel frei,
Und verkündet wird dem Volke,
Daß die Heimkehr nahe sei.

Wie der Thau die Fluren tränket
Ungeseh'n mit nächt'gem Gruß,
Hat der Friede sich gesenket
Niederwärts mit leisem Fuß.

Wenn die Wunden heilen werden,
Trocknen auch die Thränen sacht,
Friede, Friede herrscht auf Erden
Und der Liebe sel'ge Macht.

An den Bruder.

19. Januar 1871.

... Gestern Abend haben wir unsere alte Graeca neu begründet. Mommsen, Brandis und ich nahmen die Sache in die Hand. Außer Lepsius haben sich Bunsen, Thile, Grimm, Krüger angeschlossen. Gestern lasen wir Kant: über das Schöne und Erhabene. Für das Weitere wurde Aristoteles' Politik gewünscht und bestimmt.

An denselben.

18. März 1871.

... Den Kaiser durfte ich gestern gleich im Palais begrüßen. Es ist rührend, den Alten zu sehen, wie er von seinem Siegesglück

ſelbſt ergriffen iſt. Selten wirkt das Glänzende in ſo ethiſcher Weiſe wie bei ihm. Die Begeiſterung iſt ungeheuer und einſtimmig. Es iſt Einem zu Muthe, als wenn ewig Sonntag wäre. Du ſiehſt wenigſtens, daß ich in der rechten Stimmung bin, um Feſtreden zu halten. Ich fürchte nur, ich werde in einen zu dithyrambiſchen Ton verfallen. Denn in voller Ruhe ein Thema abkapiteln, iſt jetzt nicht möglich.

Des Königs Heimkehr.

Mit Ruhm und Preis gekrönet
Kommſt Du aus blut'gem Feld,
Vom Jubelruf umtönet,
Geliebter Fürſt und Held!

Du bringſt uns, was hienieden
Das Beſte allezeit,
Du bringeſt Sieg und Frieden
Nach hartem Völkerſtreit.

Du zogeſt nicht um Ehre
Und Waffenruhm hinaus,
Du trateſt nur zur Wehre
Für unſer Land und Haus.

Und doch, mit welcher Beute,
Wie reich an Siegesglück
Kommſt Du, o König, heute
Zu Deinem Volk zurück!

Was unterging in Schanden
Iſt nun durch Deine Hand
In Ehren auferſtanden,
Ein einig Vaterland!

Was wir im Traum geſchauet,
Dem ewig Fernen gleich,
Du haſt es aufgebauet:
Des deutſchen Volkes Reich.

Die abgeriſſ'nen Glieder
An jenem Strand des Rheins,
Sie wachſen endlich wieder
Mit unſerm Volk in eins.

Wir ſehen ohne Schämen,
Des Münſters hohen Dom,
Und manches alte Grämen
Verſinkt in ſeinem Strom.

Ja, nach ſo vielen Sorgen
Steigt aus dem Nebelflor
Ein goldner Frühlingsmorgen,
Ein neuer Tag empor.

Die Luft iſt nun gereinigt
Vom alten Habergeiſt,
Nord iſt mit Süd geeinigt
Und Frieden allermeiſt.

Mit fröhlichem Vertrauen
Rührt ſich des Bürgers Hand,
Zu ſchaffen und zu bauen
Im neuen Vaterland.

Und ſicher allerwegen
Gedeiht der Fluren Saat.
Wer wagt es, Hand zu legen
An Deinen Kaiſerſtaat?

Die Friedensglocken ſchallen
Die deutſchen Thäler lang,
Und durch die Kirchenhallen
Brauſt voller Lobgeſang.

Denn in des Feindes Landen
Und in der Schlachten Grau'n
Hat Gott zu Dir geſtanden,
Er half das Reich erbau'n.

Das Reich, in Kampf geboren,
Geweiht durch ſo viel Blut,
Es ſei uns unverloren
Das höchſte Erdengut!

Der Tapferen Vermächtniß
Aus dieſem Heldenkrieg,
Ein ewiges Gedächtniß
An Kaiſer Wilhelms Sieg!

An den Bruder.

24. Mai 1871.

... Ich stecke jetzt tief im Arbeiten, indem ich endlich Hand daran gelegt habe, das Manuskript für meinen „Weg- und Wasserbau der Hellenen" auszuarbeiten. Darüber habe ich im Laufe von zwanzig Jahren so viel Material angesammelt, daß ich es für meine Pflicht halte, dieses zu produciren. Ich habe auch Freude daran, aber eine viel größere Mühe, als ich erwartet hatte. Ich gehe mit vollem Dampfe vorwärts, um die Hauptarbeit in diesem Semester abzumachen. Denn im Herbst muß ich andere Sachen machen. Von der „Geschichte" müssen Band 3 und dann wieder Band 1 neu aufgelegt werden, und dann ziehen mich eigentlich die mit religionsgeschichtlichen Forschungen verbundenen numismatischen Studien von Allem am meisten an. ... Meine Vorlesungen machen mir diesmal besondere Freude. Meine „Archäologie", die ich theils in der Universität, theils im Museum vortrage, ist trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse und trotz der massenhaften Konkurrenz, welche ich von 12 bis 1 Uhr habe, recht gut besucht, und es gelingt mir bei kleinem auch hier wieder, daß Nichtphilologen, namentlich Juristen, sich mit alter Kunst als einem Humanitätsfache beschäftigen. Der Stock der Philologen ist freilich hier, schon der Armuth wegen, banausischer, als anderswo, und es hören fast nur die Wohlhabenden solche Dinge. Mein Juvenal ist überfüllt. Am Museum kann ich doch auch hie und da Gutes anregen und fördern. So habe ich auch die Dürer-Ausstellung zu Stande gebracht, welche recht guten Anklang findet. Ich hielt es umsomehr für meine Pflicht, den Leuten das Wesen deutscher Kunst vor Augen stellen zu lassen, da ich mit Entsetzen sehen mußte, wie man einem Werke wie der Abundantia hier huldigt.

An denselben.

2. August 1871.

In mein Leben ist inzwischen ein neues Ereigniß eingeschlagen. Am Montag ist die Majorität der Stimmen bei der Ersatzwahl für Trendelenburg*) auf mich gefallen. ...

Meine Gesundheit und meine körperlichen Kräfte sind der Art, daß immer nur angestrengtes Studium ihnen gefährlich wird. Dagegen ist ja, was man Geschäfte nennt, Erholung.

*) Der sein Amt als Sekretär der Akademie niedergelegt hatte.

An Clara Curtius.

Wien, Auguſt 1871.

Ich lerne zum erſten Male Wien kennen, und zwar in der angenehmſten Weiſe. Das hieſige Kunſtleben hat für mich ein großes Intereſſe und ebenſo das ganze geſellige Treiben. Die Menſchen leben hier leicht und angenehm und haben für ihre Papierlappen viel mehr Lebensgenuß, als wir für unſere ſchweren Thaler. Alles, was man ißt und trinkt, iſt vortrefflich und durchaus nicht theuer, Natur- und Kunſtgenuß bieten ſich überall die Hand, und man hat gar keine Ahnung von den Schätzen, die hier aufgeſpeichert ſind. Ueberall tritt Einem entgegen, was dieſe Stadt für eine Geſchichte hat, für eine Fülle von Traditionen im Gegenſatze zu der neuen Kaiſerſtadt an der Spree. Aber freilich, durch das leichtlebige Weſen der hieſigen Menſchen bricht eine tiefe Verſtimmung bei allen ernſteren Leuten durch, es gährt gewaltig in dem ganzen deutſch redenden Reiche. Für mich war es körperlich und geiſtig gut, einmal wieder in die Welt hinauszuſchauen und neue Eindrücke aus Gegenwart und Alterthum auf mich wirken zu laſſen. Angenehmer kann dies nicht geſchehen als hier, wo die von Kunſt und Wiſſenſchaft ermattete Seele Nachmittags in Gottes ſchöner Natur auf die Weide geführt wird und ſich an Wald und Fluß erfreut.

An dieſelbe.*)

Bujukdere, 25. Auguſt 1871.

... Der „Orient", auf dem wir fuhren, iſt ein Prachtſchiff von enormer Größe, wo man vollſtändig und luxuriös beköſtigt wird und in den ſchönſten Hängebetten ſchläft. Stark hat ſich uns angeſchloſſen und ein höchſt liebenswürdiger Florentiner, Profeſſor Marchi. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus rumäniſchen Familien, die aus den Bädern nach Bukareſt heimkehrten. Wir machten einige intereſſante Bekanntſchaften und fanden bei Oeſterreichern und Rumänen einen feurigen Enthuſiasmus für Deutſchland. Rechts und links die breiteſten, fruchtbarſten Landſtrecken ohne Menſchen! Was ſind hier noch für Kulturaufgaben zu löſen!

*) Ernſt Curtius unternahm die Reiſe nach Kleinaſien in Begleitung des Majors im Großen Generalſtabe Regely, des Geheimraths Adler, des Profeſſors Stark aus Heidelberg und ſeiner Schüler Heinrich Gelzer (jetzt Profeſſor in Jena) und Guſtav Hirſchfeld († 1895 als Profeſſor in Königsberg).

Um 11 Uhr Mittwochs kamen wir nach Ruſtſchuk, wo die Donau nach Norden umbiegt. Wir landeten am Ruſtſchuk-Bahnhofe und wurden nun auf die türkiſche Eiſenbahn geſetzt, auf der wir bei Schumla vorüber durch größtentheils unbebautes Terrain nach Varna fuhren. Hier kamen wir nach eingebrochener Dunkelheit am Strande des Schwarzen Meeres an, ſtiegen unter Angſtgeſchrei der Frauen in ein ſchaukelndes Boot hinunter und wurden durch die trotz aller Windſtille wogende See zu dem Dampfſchiffe „Trebizonde" hinausgefahren, das uns gleich mit einem opulenten Abendeſſen bewillkommnete. . . . Um 7 Uhr des anderen Morgens begrüßte ich beim ſchönſten Wetter die Küſten; um 8 Uhr fuhren wir durch die Symplegaden, und nun war auf einmal Alles verändert. Keine Welle, ſondern glattes Fahrwaſſer, eine Maſſe von Segel- und Dampfſchiffen, beide Küſten mit Villen beſät. Endlich tauchte die Hagia Sophia und der Serail auf, und wir fuhren in das Goldene Horn ein. Ich hatte ſchon mit dem Kommiſſionär des Hôtel de Byzance accordirt, als der Kawaß der deutſchen Geſandtſchaft, mit breitem Goldgürtel geſchmückt, mir einen Brief reichte, in welchem der Geſchäftsträger, Graf Limburg-Stirum, mich bittet, mit Gelzer bei ihm in Bujukdere unſeren Aufenthalt zu nehmen. . . . Wir ließen einen Theil unſeres Gepäckes zurück und fuhren dann, überall von dem Geſandtſchaftstürken begleitet, auf einem der zahlloſen Dampfſchiffe in dreiviertel Stunden nach Bujukdere, wo der Geſchäftsträger uns am Strande bewillkommnete. Wir haben zwei reizende Stuben, die trefflichſte Bedienung, angenehmſte Unterhaltung. Der Graf iſt ein ächter Edelmann, voll Liebe zur Kunſt, natürlich und ungezwungen im Verkehr. Herr Teſta, der zweite Dragoman, lebt auch hier, und ein Schleſier Dr. Müller, der jüngſte Dragoman. Heute bleiben wir ganz ſtille hier. Um 12 Uhr wird gefrühſtückt, um $^1/_2$8 gegeſſen, vorher Seefahrt und Seebad. Morgen fahren wir in die Stadt, um die Beſichtigung derſelben zu beginnen. . . . Eine himmliſchere Ferienmuße kann man nicht genießen, als an dieſem gottgeſegneten Strande des Bosporus. . . .

An dieſelbe.

Bujukdere, Sonntag, 27. Auguſt 1871.

. . . Um $^1/_2$5 Uhr wurden wir an den Quai gerufen. Zwei Kaïks (Gondeln) lagen dort, die eine des Geſandten, die andere

des ersten Dragomans, jede mit drei Türken bemannt, welche die deutschen Farben trugen. Ich saß mit dem Grafen und Gelzer in der ersten; Testa und Graf Bray, der Gesandtschaftssekretär, folgten uns.

Wir fuhren mit schnellem Ruderschlage dem Schwarzen Meere zu, bogen dann links ab zu einer kleinen Bucht, wo die Fischer im Wasser Holzthürme erbaut haben, um die Züge der Fische zu beobachten. So muß man sich die von Strabo geschilderten Thunfischwarten denken. Dort legten wir unsere Kleider auf den Felsen ab und stiegen in die Fluth hinein. Es war ein entzückendes Bad, das mich ganz an die Piräusbäder meiner Jugend erinnerte. Wir fuhren in der Abenddämmerung heim. Nach Tisch wurden wir noch einmal gefahren, um den Bosporus in Mondscheinbeleuchtung kennen zu lernen. Gestern (Sonnabend) machten wir uns früh auf, bestiegen das Dampfschiff, das dicht bei unserer Wohnung seinen Landungsplatz hat, und landeten um 7 Uhr bei der Brücke von Pera. Dort trafen uns verabredetermaßen der Dolmetscher der Gesandtschaft, ein sehr geschickter Armenier, Michran Lazarian, und mit ihm Stark und Hirschfeld. Wir nahmen Pferde und ritten nun über die große Schiffbrücke nach dem eigentlichen Konstantinopel, dem alten Byzanz, hinein. Auf der Höhe der Halbinsel liegt über dem Meere der Serail, daher die „Hohe Pforte" genannt, von mehrfachen Mauerringen umgeben. Wir ritten durch kleine Waldungen, welche die Abhänge bedecken, um den Serail herum auf die Höhe des alten Hippodroms, welche aus der Zeit des Septimius Severus her immer ein freier Platz geblieben ist, — einst der Schauplatz der Cirkusspiele und der blutigen Bürgerkämpfe, welche sich aus den Cirkusparteien entwickelten —, und noch durch das Monument des Theodosius ausgezeichnet ist, sowie durch das bronzene Schlangengewinde, das man als einen Ueberrest des Siegesdenkmals von Plataiai ansieht. Du weißt, daß ich gegen diese Annahme protestirt habe, aber bis jetzt noch sehr allein stehe. Der Anblick des Originals war mir sehr interessant, weil die Technik des Erzgusses viel besser ist, als man nach dem Gypsabdrucke anzunehmen geneigt ist, indessen ist das Erz dunkler, als man es bei hellenischen Werken findet, und dann scheinen mir auch die Inschriften nicht vom klassischen Stile zu zeugen. Die vielgerühmte Gleichartigkeit der Schriftzüge bewährte sich nicht, und Gelzer machte die sehr richtige Bemerkung, daß die oberen

Linien schlechter geschrieben seien, die unteren besser. Es wurde eine zweite Besichtigung in der Morgenfrühe verabredet. In der Nähe ist das merkwürdigste aller antiken Monumente, das große Wasserreservoir, ein ungeheures unterirdisches Gewölbe, von Hunderten von Pfeilern getragen, in welchem jetzt Seidenarbeiter ihr Gewerbe betreiben. Die Hallen sind von verschiedener Breite und machen den Eindruck eines verschütteten Riesendomes. Auf der Höhe der ganzen Halbinsel breitet sich der Platz aus, auf welchem sich jetzt vor dem großen, ganz modernen Ministerialgebäude der Seraskierthurm erhebt. Von ihm hat man die großartigste Rundschau. Man sieht auf das Marmarameer, den Schnee des mysischen Olympos, und zu den Füßen das ganze Gewimmel der bunten Weltstadt, welche sich an den beiden Meeren ausbreitet und auf zwei Kontinente. Wir ließen unsere Pferde beim Thurm und gingen in die engen Straßen hinein, wo uns Lazarian in eine armenische Restauration führte und uns mit gebratenen Hühnern und Pilav traktirte.

Dann setzten wir unseren Ritt fort nach der Küste des Marmarameeres, wo die Mauern des alten Byzanz die Küste erreichen und wo noch sieben Thürme von der Befestigung des Konstantinus in mächtigen Ueberresten erhalten sind, welche ein besonderes Fort bildeten und auch als Staatsgefängniß dienten. Wir ritten an der ganzen Außenseite der Mauern entlang, die zum Theil dreifach sind; die alten Thore sind mit den Brücken noch erhalten. Am inneren Rande der Mauern liegen dorfartige Ansiedelungen der Türken, welche Vorstädte von Stambul bilden; außen vor den Mauern breiten sich unabsehliche Friedhöfe aus mit zum Theil umgestürzten Grabsäulen. Es wird wenig Sorgfalt auf dieselben verwendet, und nur der Schmuck von Bäumen und Gartenanlagen ist es, der das Auge erfreut. In den horizontalen Grabsteinen läßt der Türke ein ovales Loch, woraus Pflanzen aufsprießen. Man zeigt das Grab eines gelehrten Mufti, aus dessen Brust ein Lorbeer aufgewachsen ist. Wir machten einen Abstecher in die Stadt hinein, um eine griechische Kapelle zu betrachten, in deren Vorhalle zwei Mosaikkuppeln vollkommen gut erhalten sind; in der Mitte der einen das Brustbild der Mutter Gottes von Bildern der Könige Judas umgeben, in der anderen das Brustbild Christi, darum herum die Bilder der Apostel. Ueber der Eingangsthür überreicht der Stifter knieend das Modell der Kirche der Jungfrau.

Die Türken haben Alles unberührt gelassen. Rings umher die kümmerlichsten, aus Brettern zusammengenagelten Buden, welche das willkommenste Brennmaterial bilden. Auch reitet man überall über ausgebreitete Brandstätten, die noch wüste liegen und wo nur schmutzige, herrenlose Hunde sich herumtreiben. Dann aber auch wieder anmuthige Stadt- oder Gartenhäuser, und in den neuen Quartieren moderne Steinbauten in aller Pracht ausgeführt. Man kann sich keine Stadt denken, welche ein so buntes Gemisch von Barbarei und raffinirtem Luxus darbietet. Türken, Armenier, Juden, Griechen, Zigeuner, Franken — Alles wogt durch einander; man hört in jedem Augenblick die verschiedensten Sprachen sprechen, und die auffallendsten Trachten erregen kein Befremden. Der Familiensinn und der Sinn für Natur ist bei den Türken sehr groß, und überall begegnet man den bis an die Nase verbundenen Frauen, die, in lange bunte Tücher bis an die Füße verhüllt, mit ihren Kindern an der Hand zu Wagen und zu Schiff hinauspilgern und sich am Bosporus ganz hart am Wasser reihenweise hinsetzen.

Nachdem wir die ganze Länge der Mauern abgeritten und auch noch das schreckliche Geheul einer Anzahl von Derwischen angehört hatten, ritten wir zu den süßen Wassern von Europa, wo der Sultan ein Lustschloß hat. Wir ritten an dem Fluß entlang, der in die Seebucht des Goldenen Horns einmündet, und kamen endlich in Pera an, nachdem wir von 7 Uhr Morgens bis 1/2 6 Uhr fortwährend im Gange gewesen waren. Wir kamen eben noch zur rechten Zeit, um das letzte Dampfschiff zu erreichen, welches nach Bujukdere führt.

An dieselbe.

Konstantinopel, 29. August 1871.

Gestern, am Montag, umfuhren wir die alte Stadt zu Wasser, um die Lage derselben vom Marmarameer aus genau kennen zu lernen. Die Byzantiner haben ihre Mauern auf die der Griechen, die Türken wieder auf die der Byzantiner gebaut; jetzt werden sie zum Theil niedergerissen, um Platz zu machen für die Eisenbahn, welche von Adrianopel direkt an das Meer führen soll. Wir sahen, wie die alten Marmorlöwen, welche die Balkone der byzantinischen Kaiser schmückten, auf den Sand gesetzt wurden. Wir fuhren bis zu den „Sieben Thürmen", die unmittelbar aus dem Meer auf-

steigen, das alte Staatsgefängniß der Osmanen, wo die Gesandten Venedigs zu Zeiten eingesperrt wurden und ihre Langeweile durch Kritzeleien an der Wand milderten, wie die Studenten im Karzer. Wir besahen die sogenannte kleine Hagia Sophia, auch eine übertünchte griechische Kirche, wie der Dom von Aachen gebaut. Gestern Nachmittag fuhren wir nach Bujukdere zurück; das Wetter hatte sich ganz verändert; es stürmte und regnete. Deshalb wurde auch der Ritt, den der Graf für heute früh vorgeschlagen hatte, abgesagt, und ich fuhr wieder gegen 6 Uhr mit Gelzer zur Stadt, besonders um den Ingenieur Humann aufzusuchen, welcher in Bergama wohnt und uns für den Anfang unserer Reise mit Logis, Pferden und Anderem versehen will. Er baut Straßen in der alten Landschaft Aeolis und soll dort wie ein Pascha gebieten. Er wird uns geleiten und mit den neu entdeckten Alterthümern bekannt machen.

An dieselbe.

Bujukdere, Donnerstag, 31. August 1871.

Dienstag um 4 Uhr fuhren wir nach dem Marmarameer, um die Prinzeninseln kennen zu lernen, welche einen kleinen Archipelagus vor der asiatischen Küste bilden. Diese Inseln sind gleichsam Vorstädte von Konstantinopel und erscheinen mit anmuthigen Villen angefüllt, deren Terrassen vom Meere aufsteigen. Es wohnen hier lauter Griechen. Wir brachten die Nacht in einem Wohnhause zu, dessen Garten zum Meere hinabreicht. Wir badeten und schliefen dann in einem sehr luftigen Zimmer, das der Wind durchpfiff. Denn es hatte sich plötzlich das Wetter verändert. Wolken, Sturm und Regen tobten die ganze Nacht. Bei besserem Wetter fuhren wir um 8 Uhr ab und waren schon um ½10 Uhr an der Brücke von Pera. Dort erwarteten uns der Graf und Testa, die uns einen Erlaubnißschein für die Sehenswürdigkeiten verschafft hatten. Wir gingen nun in die Hagia Sophia, den Prachtbau Justinians, dessen ungeheueres Kuppelgewölbe einen mächtigen Eindruck macht, wenn es auch durch die sieben Kalifenschilder verunziert ist. Die Mosaiken sind übermalt, nur hie und da schaut ein Muttergottesbild hindurch. Die Kreuze sind sämmtlich ausgemeißelt, aber die prachtvollen Marmortafeln sind alle noch an der alten Stelle. Wir besahen das schöne Brunnengebäude und das Museum von Alter-

thümern, welches jetzt in der alten Irenenkirche eingerichtet ist; darunter ein Fragment vom Friese des Mausoleum, ein sehr merkwürdiger Sarkophag mit der Geschichte der Phädra und ein Relief mit Hygieia und Asklepios, der einen Baum in der Linken hält. Ich hoffe Abgüsse und Photographien zu erhalten. Dann durchwanderten wir die großen Höfe des Serail, das der Sultan lange verlassen hat, nachdem sein Palast abgebrannt ist, obgleich hier der schönste Raum und die köstlichste Luft ist.

Wir sahen den sogenannten Thronsessel Justinians, die Bibliothek, den von Edelsteinen überfüllten Kronschatz und endlich die Moschee des Achmed, wo wir eine türkische Predigt anhörten, die vor einem Halbkreis niederkauernder Frauen von einer Kanzel gehalten wurde. Vom vielen Sehen müde, fuhren wir um 5 Uhr nach Bujukdere hinaus.

An dieselbe.

Chanak Kalessi, 5. September 1871.

Donnerstag nahmen wir Abschied von unserem liebenswürdigen Wirthe und dem schönen Bujukdere und stiegen in Pera im Hôtel de Byzance ab, machten mit dem Dampfschiffe noch eine Fahrt durch das Goldene Horn, hin und zurück, aßen in unserem Hôtel und kamen nach Tisch mit den Deutschen in „Stadt Pest" zusammen. Freitag Mittag machten Gelzer, Hirschfeld und ich mit unserem Armenier eine herrliche Fahrt nach Skutari hinüber. Dort nahmen wir Pferde und ritten die Höhen hinauf zu einer prächtigen Aussichtsstelle, wo man Stambul mit allen seinen Seevorstädten und Seestraßen überschaut, dann hinunter nach Chalkedon. Freitag Nachmittag bestiegen wir vier mit Lazarian das französische Schiff, das nach Salonichi geht. Wir waren dort sehr gut aufgehoben, aber der Kapitän zog sich von der Mittagstafel zurück, als er merkte, daß wir Deutsche waren. Wir kreuzten das Marmarameer, fuhren mit der Frühe in die Dardanellen ein und legten um 10 Uhr an dem Hauptorte, Chanak Kalessi, an, wo die Dardanellenkonsuln residiren. Wir besuchten den Amerikaner Calvert, der hier mit mehreren Brüdern lebt, Haus, Landbesitz und eine sehr merkwürdige Sammlung hat. Nachmittags nahmen wir uns ein Boot und segelten aus den Dardanellen heraus, wo sich der herrlichste Blick auf Samothrake und Imbros öffnete, nach dem Vorgebirge

Sigeion, dem heutigen Kumkale. Dort nahmen wir einen Esel für unser Gepäck und wanderten in der Abendstunde an den „Grabhügeln des Achilleus und Patroklos" vorüber, nach Jenischehr, das dicht bei der alten Stadt Sigeion liegt, um welche sich die Athener und Lesbier vor Zeiten stritten. Wir schliefen auf dem Boden eines Khans, auf engem Raum neben einander auf der Erde; der Wind pfiff durch alle Wände, wir aber standen munter und frisch auf und wanderten mit unserem Packesel durch das Skamandrosthal aufwärts nach dem Türkendorf Bunarbaschi, ruhten dann die Mittagsstunden und wanderten Nachmittags mit gespannten Erwartungen auf die Höhen außerhalb des Dorfes, um die Burg des Priamos aufzusuchen. Der Burghügel zeichnet sich aus der Entfernung gar nicht aus, aber wir erstaunten, als wir die mächtigen Mauern fanden, die Herr von Hahn ausgegraben hat, darunter auch die von ihm so genannte Curtiusstufenmauer. Die Umwanderung der Burg machte uns die höchste Freude. Die Aussicht ist unvergleichlich. Nach hinten das obere Skamandrosthal, von grünen Matten umgeben, zwischen den Vorhöhen des Ida, eine Tiroler Thallandschaft, nach dem Meere zu der herrlichste Blick auf die Inseln. Man sieht, wie das Hirtenvolk der Dardaner diesen Berg besetzte und seitdem in die unruhige und blutige Geschichte der Küstenvölker hereingezogen wurde. Die Mauern sind zum Theil gewaltig, aber so verschiedener Art, daß hier viel mehr Geschichte vorauszusetzen ist, als die Ueberlieferung sagt. Mit einbrechender Dunkelheit gingen wir hochbefriedigt heim und aßen eine Hühnersuppe, welche uns Lazarian gekocht hatte. Wir schliefen in einem Khane neben rauchenden Türken, welche mit dummer Neugier die Fremden beim Niederlegen und Schlafen anstarrten. Montag früh gingen wir zu den Quellen, wo die Troerinnen ihre Kleider wuschen. Man sieht noch die in Form eines Waschtroges ausgearbeiteten Felsen. Rings umher sprudeln die Quellen aus dem Boden wie in der Göttinger Papiermühle; grüner Rasenteppich und eine Menge von Bäumen umher — ein entzückender Platz und ein Hauptbeweis, daß hier auch die bedeutendste Niederlassung in alter Zeit gewesen ist. Dann gingen wir wieder zu Fuß neben unserem Esel in das Skamandrosthal hinunter, um nun die andere Thalseite, die östliche, zu besuchen. Hier lag auf einem vorspringenden breiten Erdhügel das neue Ilion, das unter den Makedoniern und Römern blühte. Massen von Ruinen bedecken

die Höhen. Man sieht ein Stadium und ein riesiges Amphitheater. Hier hat Schliemann Mauern aufdecken lassen, in denen er die Grundfesten vom Palaste des Priamos erkennen will. Auch die ganze Familie Calvert ficht für diese Ansicht, welche uns unglaublich erscheint. Wir nahmen uns Pferde und ritten auf die Höhen, welche nach den Dardanellen die Ebene begrenzen. Es sind zwei Ketten, zwischen ihnen das Thymbriosthal, in welchem der Apollotempel lag, wo Kassandra Priesterin war, und Achilleus fiel. Ueber die zweite steigend, hatten wir wieder den ganzen Hellespont vor uns, an den wir hinabstiegen. Ein Malteser ship-chandler unterhält am Strande ein Magazin, aus dem man die Schiffe versorgt, in der Nähe ein englisches Hospital. Der Malteser, eine urkomische Figur, würdig, von Dickens beschrieben zu werden, lud uns in sein Haus und hielt uns so lange zurück, daß wir erst in tiefem Dunkel durch unüberbrückte Gewässer nach Chanak Kalessi gelangten. Hier konnten wir wieder einmal auf Stühlen sitzen, an Tischen essen und in Betten schlafen. Heute halten wir hier Ruhetag. Wir wohnen sehr behaglich am Meere; unablässig rauschen die Wellen des Hellesponts. Darüber sehen wir die Berge von Abydos, wo man vor einigen Jahren einen Marmorsessel gefunden hat, den Herr Calvert für den des Xerxes hält. Er ist in Konstantinopel spurlos verschwunden.

An dieselbe.

Smyrna, 15. September 1871.

... Wir waren an Bord eines sehr schönen türkischen Schiffes sehr gut logirt und hatten das herrlichste Wetter. Der erste Platz ist immer nur schwach besetzt, und man hat viel Raum. Das Verdeck ist mit Menschen aller Nationen überladen. Ein Theil wird mit Vorhängen abgesondert, wo die Frauen ihre Lagerstätte aufschlagen. Auf dem übrigen Terrain hausen die Männer, bunt durch einander auf Teppichen gelagert, halten dort ihre Mahlzeiten, machen ihre Toiletten, singen, spielen, und mitten dazwischen hat ein frommer Muselmann seinen in bestimmte Falten eingetheilten Gebetsteppich ausgebreitet und macht seine tiefen Kniebeugungen gen Mekka. Noch einmal weidete ich meine Augen an der Stadt, welche, sowie man aus ihren schmutzigen Gassen heraus ist, ein Gesammtbild von überwältigender Schönheit bietet mit ihren Kuppeln und Cypressenhainen, ihren Meerbuchten und

Meerstraßen, ihrem Wald von Schiffen, zwischen denen unzählige Gondeln, alle mit bunten Menschen gefüllt, kreuzen. Jede Abfahrt erfolgt unter unermeßlichem Toben und Schreien; man glaubt immer, daß ein Dutzend Menschenleben zu Grunde gehen, es handelt sich aber nur um zu kurz bemessene Trinkgelder, und am Ende gleitet das Schiff still und ruhig hinaus in die dunkelblaue See, welche mit göttlicher Herrlichkeit nach wie vor das Land und seine verkommenen Bewohner umfaßt. Das Marmarameer, das ich zum drittenmal befuhr, war spiegelglatt. Wir sahen den mysischen Olymp mit seinem wolkentragenden Gipfel und die hohe Marmorinsel Prokonnesos und schliefen friedlich in unseren Betten, bis die Sonne über dem Idagebirge aufging. Wir lenkten nun in den Kanal von Mytilene, sahen die Stadt des Arion, dessen Delphine unser Schiff begleiteten, so lange es ihre Lungen gestatteten, legten vor dem Hafen von Mytilene an und fuhren um 3 Uhr in den tiefen Golf von Smyrna ein. Nun begann wieder ein Höllenlärm. Die Barkenführer kletterten einer über den anderen weg, um sich die zu prellenden Fremden abzujagen. Wir wären beinahe in ihre Hände gefallen, da zeigte sich eine Gondel mit der deutschen Trikolore und nahm uns in ihrem Schooße auf. Im Wirthshause bei einem Schweizer, Peter Müller, fanden wir auch unsere drei Gefährten, welche eben von der „Niobe" heimkehrten; wir besuchten Abends noch den Konsul, der sich kürzlich mit einer Wienerin verheirathet hat, Dr. Lührsen aus Hamburg, und ruhten dann von unserer Reise aus, so gut es die Mücken erlaubten. Donnerstag früh besuchten wir die Sammlung des Konsuls Gonzenbach.

Um 12 Uhr holte uns der Konsul in seinem Wagen ab, und wir hatten Audienz beim Pascha. Die Wache trat ins Gewehr, als wir eintraten, der Konsul stellte Regely, Adler und mich vor, und ich hielt eine kurze französische Anrede, welche sich um die Begriffe hommage — haute protection — recherches scientifiques bewegte. Der mitgenommene Dragoman erwies sich als überflüssig, denn Said Pascha, ein Mann von kaum fünfzig Jahren, einst ein gewöhnlicher Schreiber, der schon mehrmals Minister gewesen ist und jetzt im Vorschlag zur Großvezierwürde stand, sprach besser als wir französisch, und unterhielt sich lebhaft über den Eindruck, welchen Pompeji auf ihn gemacht habe. Es wurden uns Pfeifen und Mokka gereicht und alle Erleichterungen versprochen. Nach

Tisch (hier wird um 1 Uhr gegessen) machten wir einen Spaziergang auf den Festungsberg oberhalb Smyrna, den Pagos, wo Alexander schlummernd die Weisung erhielt, das neue Smyrna zu gründen. Wir untersuchten die alten Ringmauern, das Stadium u. s. w. Bald war aber Alles vergessen über der unglaublichen Schönheit eines Sonnenunterganges, welcher den Golf, die Berge und Inseln verklärte.

Um 1/2 8 Uhr war Diner beim Konsul, sehr fein und behaglich. Den Abend kam noch, vom Pascha gesendet, der vortragende Rath desselben, Aristarchi, der Neffe des Gesandten in Berlin, und brachte uns ein Empfehlungsschreiben. Er blieb den Abend und schickte nach Hause, um ein Kästchen holen zu lassen, in welchem sich geschnittene Steine von auserlesener Schönheit fanden. Auch der Konsul hatte eine Reihe von kleinen Antiquitäten, und so kamen wir erst gegen 12 Uhr nach Hause.

Heute (Freitag) nahmen wir eine Barke und fuhren über den Golf nach der gegenüberliegenden Seite, wo das alte Smyrna gelegen hat. Hier münden zwei Bäche, welche beide auf den Ruhm Anspruch machen, der Meles zu sein, der des Homeros Vater genannt wurde. Wir fuhren in den einen hinein und zwischen seinen Schilfrohren aufwärts bis nahe zu seinem Ursprunge, wo er aus dem Fuße des Berges auftaucht und einen großen Mühlteich bildet. Hier sind neuerdings Skulpturen gefunden, die wir besahen. Dann gingen wir zu Fuß nach dem anderen Flusse und rasteten bei der sogenannten Karawanenbrücke, über welche ohne Unterlaß lange Züge von Kameelen wandeln, jeder von einem kleinen Esel geführt, denn das Kameel geht nie von selbst vorwärts. Den Hintergrund dieses bunten Treibens bilden die dichten Cypressengruppen des anliegenden Kirchhofes. Aber das hiesige geschäftliche Leben bildet nur noch einen schwachen Abglanz der Handelsblüthe vor dreißig Jahren, ehe die Dampferlinien Beirut zum Emporium Syriens und des Ostens erhoben und den größten Theil des Handels der Smyrnioten lahm legten. Damals lagerten ebenso viele Tausende, als jetzt Hunderte von Kameelen an der Brücke. Die Konsuln der Großmächte wie der Kleinstaaten, meist aus den levantinischen oder griechischen Großkaufleuten genommen, bildeten eine vielbeneidete Macht. „Du mögest Konsul werden", war der Wunsch, welchen man bei der Taufe dem neugeborenen Söhnchen der griechischen Handelsherren zurief. „Konsul" war

für diese Leute der Inbegriff irdischer Glückseligkeit. Doch von diesem alten Glanze der Handelsmetropole ist Smyrna längst hinabgestiegen.

An dieselbe.

Kassaba, 19. September 1871.

. . . Sonnabend Mittag fuhren wir zusammen auf der Eisenbahn nach Ephesos. Ein Engländer, Mr. Siney, hält dort ein refreshment room with accomodation for the night. Wir beritten das große Ruinenfeld und sahen vor Sonnenuntergang noch die Stätte, wo Mr. Wood nach mehr als sechsjährigem Graben endlich die erste Säule des Artemistempels an ihrer Stelle gefunden hat. Ja, wir sahen auch die ersten Skulpturen des Tempels, die Mr. Wood selbst noch nicht gesehen hatte, der erst in diesen Tagen zurückgekehrt ist, um seine Ausgrabungen fortzusetzen.

Am Sonntag sammelten wir uns auf dem Berge, wo die Sage von den Siebenschläfern zu Hause ist. Der Major stellte seine Instrumente auf, um die neu gefundenen Alterthümer zu fixiren. Dann zerstreuten wir uns nach den verschiedenen Seiten, um die alle Erwartung übersteigende Fülle von Alterthümern auszubeuten. Den Nachmittag wollten wir nach Smyrna zurück, da kam die Kunde von den neu gefundenen Reliefs zu unseren Ohren. Adler, Stark und ich blieben also noch eine Nacht, stiegen am anderen Morgen auf die Höhe des heiligen Lukas, machten uns dort die ganze Geschichte der Stadt Ephesos möglichst klar und fuhren um 11 Uhr nach Smyrna zurück.

Heute um 2 Uhr sind wir nun auf der anderen Eisenbahn gefahren, die in das Hermosthal hinüberführt. Die Eisenbahnen sind beide vorzüglich dazu gebaut, um die Fruchternten des westlichen Asiens nach Smyrna zu bringen, namentlich Feigen und Baumwolle. Wir fuhren ganz um den Meerbusen von Smyrna herum, bogen um den Fuß des Gebirges Sipylos und erreichten an der Nordseite desselben das schön gelegene Magnesia, das heutige Manissa. Senkrecht über demselben erhebt sich der Sipylos mit seinen ausgezackten Felsgipfeln, wie etwa der Jura sie hat. Weiterhin sahen wir rechts am Felsen die geebnete Felsnische, in welcher die Mutter Niobe thront, über deren eigentliche Haltung auch etwas Bestimmteres ermittelt werden konnte.

Der Sipylos bildet die Grenze zwischen Aeolien und Lydien,

zwischen Griechenland und Barbarenland. Die Ebene wird breiter und breiter. Man begreift, daß die lydische Waffenmacht vorzugsweise eine Reitermacht war. Die Ebene ist baumreich und sehr wasserreich. An den Fontänen sieht man, daß hier seit Jahrtausenden derselbe Weg in das Binnenland führt. Darauf deuten auch die zahlreichen Hügelgräber am Wege, denen man zum Theil noch die alte kreisförmige Ummauerung ansieht.

Wir waren an den Chef der Eisenbahnstation empfohlen, einen Dalmatier Fiorewitsch, der uns in den Kaffeegarten von Kassaba führte, uns in glänzender Weise bewirthete und keinerlei Entschädigung annehmen wollte. Er schwärmt so sehr für Deutschland, daß er selbst dem österreichischen Admiral, der neulich hier war, ein Fähnchen mit unseren Farben auf die Torte steckte.

In Kassaba ist die Bahn fürs erste zu Ende. Heute, Mittwoch, früh nach 6 Uhr stiegen wir zu Pferde. Zwei bewaffnete Kawassen sprengten voran, dann der Tatarenwagen mit dem Gepäck, dann unsere Gesellschaft, ein Dragoman und Diener und endlich ein Bursche für die Pferde.

So zogen wir das Hermosthal weiter hinauf und kamen um 1/2 12 Uhr an den Paß der berühmten Felsburg von Sardes, wo jetzt ein so elendes Dorf Namens Sard liegt, daß es unmöglich schien, dort zu bleiben. Wir ritten also noch ein Stück weiter nach Tschiflik, wo ein Kaufmannshaus in Smyrna ein Haus hat, in welchem ein Kommissionär wohnt, der für die Baumwollenernten in der Umgegend sorgt. Hier sind wir freundlich aufgenommen und haben eine saubere Stube. Aber das Unglück ist, daß der Ort so weit von den Ruinen liegt, daß damit viel Zeit verloren geht. Wir müssen sehen, was wir zu Stande bringen. Der Major hat wenigstens den ernsten Willen, und wir Anderen sind bereit, ihn zu unterstützen. Gestern und heute haben wir Regengüsse gehabt; aber es wird immer wieder heiter und ist heute nicht heiß.

Smyrna, Sonnabend.

Ich wollte unterwegs weiterschreiben, aber wir hatten die zwei Tage eine abscheuliche Existenz und waren immerfort in Bewegung. Unser Quartier war äußerlich erträglich, aber wir hatten von Ungeziefer und Anderem zu leiden. Freitag ritten wir in aller Frühe zu den Ruinen, besuchten die Trümmer des Kybeletempels in dem platanenreichen Paktolosthale und erklommen

dann im Schweiße unſeres Angeſichts die Burg. Wir hatten lydiſche Hitze. Man merkt, daß man von der See entfernt iſt. Ein ſchneidenderer Gegenſatz von Einſt und Jetzt iſt nicht zu denken. Denn hier iſt auch der Berg ſelbſt, welcher einſt die Wohnſtätte der größten menſchlichen Herrlichkeit war, von Erdbeben zerriſſen und von Regengüſſen abgeſpült, und der Reſt bröckelt alle Tage weiter nach. Das Einzige, was ſich erhalten hat, ſind die zahlloſen Hügelgräber, und wie die Wahrzeichen des Landes ragt in der Mitte der ganzen Ebene das Rieſengrab des Königs Alyattes, ein großartiges memento mori. Der Major machte oben die erſten genauen Beſtimmungen, da die ganze Stadtlage noch niemals aufgenommen worden iſt. Wir kamen erſt gegen 2 Uhr herunter, wo neben dem Khan unſer Diener unter einer großen Eiche ein Mahl bereitet hatte, das aus einem gebratenen Huhn, Früchten und dergleichen beſtand. Neugierige Türken umlagerten uns. Nach dem Eſſen beſuchten wir noch einige Ruinenplätze und ritten im Mondſchein durch die verſumpfte Ebene nach unſerem von Moräſten umringten Quartier zurück. Die ganze Ebene iſt reich an Quellen, und überall ſieht man die Ueberreſte der alten Berieſelungskanäle; aber ſie ſind zerfallen, das Waſſer ſtockt und verpeſtet die Luft. Die geſegnetſte Ebene der Welt iſt größtentheils wüſt, und nur wo ein fließendes Waſſer iſt, da ſproßt eine üppige Vegetation. Schon von ferne erkennt man dieſe Oaſen, wo die Reiſenden raſten. Man glaubt in Afrika zu ſein.

Freitag war in aller Frühe unſere Karawane ſchon beritten. Der Major ſtellte diesmal ſeine Inſtrumente unten auf und trug die wichtigſten Punkte ein, Hirſchfeld iſt unſchätzbar in ſeiner geſchickten Dienſtfertigkeit. Adler und ich maßen und zeichneten zuſammen. Stark und Gelzer betheiligten ſich in ſehr wirkſamer Weiſe, und ſo gelang es in der kurzen Zeit von $1^1/_2$ Tagen, die wichtigſten Punkte des alten Sardes feſtzuſtellen. Der Major iſt ſehr liebenswürdig, und die ganze Geſellſchaft iſt vortrefflich komponirt. Nachdem wir bis Mittag gearbeitet hatten, frühſtückten wir wieder an unſerem alten Platze und ſtiegen dann zu Pferde.

Nach ſechsſtündigem ſcharfen Ritt kamen wir todtmüde in Kaſſaba an. Hier empfing uns unſer alter Gaſtfreund. Wir wurden wieder glänzend bewirthet und ſchliefen in den ſchönſten Betten. Von ſolchen Kontraſten des Luxus und der völligſten Barbarei hat

man keinen Begriff. Heute (Sonnabend) früh um 6 Uhr ging der Zug ab, und wir fuhren aus der heißen lydischen Ebene, in der es seit dem Frühjahr noch nicht geregnet hat, in die Küstenlandschaft zurück. Am hiesigen Bahnhof hatte der schwedische Konsul Spiegelthal schon für einen Wagen gesorgt, und wir sind jetzt wieder im Hôtel Müller einquartiert.

An dieselbe.

Smyrna, 26. September 1871.

... Vorgestern erlebte ich den ersten ächten Sonntag auf unserer Reise. Um 1/2 9 Uhr gingen wir, das heißt Adler und ich, zur Kirche, einer Kapelle, die den Holländern gehört. Wir waren beinahe die einzigen Männer, die dem Gottesdienste beiwohnten, den unser Freund Reineck hielt. ... Nachher gingen wir in das Diakonissenheim, und dieser Besuch war der erbaulichste Theil der Sonntagsfeier. Die Direktorin, Schwester Minna, zeigte uns Alles; es ist ein großes Quadrat von Wohnungen und Hofräumen mit Garten, Alles sauber gehalten, zweckmäßig angelegt, in bestem Stande, luftig, wo vierhundert Kinder unterrichtet werden und zweihundert Pensionäre wohnen. Mit sechzehn Thalern kam die Vorsteherin hier an, Friedrich Wilhelm IV. schenkte zehntausend Thaler zum Ankauf des Grundstückes. Jetzt erhält sich die ganze Anstalt vollständig, wird von allen Seiten anerkannt, leistet sehr viel und steht nur nominell unter Kaiserswerth. Aus dem Reinertrag der Anstalt wird noch ein Waisenhaus erhalten, wo ungefähr zwanzig Kinder aller Nationen, darunter zwei getaufte türkische Geschwister, die besten von Allen, als eine kleine evangelische Gemeinde erzogen werden. Nach Tisch holten Reinecks uns ab, wir bestiegen Esel und machten einen herrlichen Ritt rechts von der Karawanenbrücke, das Melesthal hinauf, zu den großen Wasserleitungen, welche in zwei- und dreifacher Bogenstellung das tief eingeschnittene Thal überschreiten. Wir aßen bei Reinecks mit drei Schwestern zu Abend.

Gestern, am Montag, fuhren wir früh um 1/2 7 Uhr mit einer Barke über den Golf nach Alt-Smyrna, wo auf jetzt öden Trümmerhügeln sehr merkwürdige Ueberreste einer alten Niederlassung vorhanden sind. Da wir sahen, daß die bisherigen Darstellungen ganz ungenügend sind, so beschlossen wir, eine neue Aufnahme zu machen. Zu diesem Zweck blieben der Major und Hirschfeld hier.

Wir rekognoscirten das ganze Terrain bis 2 Uhr, ohne Schatten, über steile Höhen, die mit stechendem Dorngestrüpp bedeckt waren und mit Steingerölle, auf und nieder, bis wir endlich die Küste wieder erreichten und heimfuhren, wo das Mittagessen unser wartete. Um 4 Uhr waren Adler und ich zum Kaffee bei Schwester Minna, dann wurde bei Gonzenbach um Alterthümer vergeblich gehandelt. Um 7 Uhr holte ich Reineck zu Xanthopulos, welcher uns ein sehr üppiges Abendessen vorsetzte, zu welchem auch der Redakteur der hiesigen Zeitung, Samiotakis, und ein Gymnasiallehrer, Protodikos, zwei recht liebenswürdige Männer, eingeladen waren. Frau Xanthopulos ist aus Trapezunt; er hat zwei Knaben, Timotheos und Homeros, und ein kleines Mädchen. Die gebildeten Griechen sind alle für die deutsche Sache begeistert, besonders deshalb, weil sie die Franzosen als Katholiken und Vertreter der römischen Kirche in der Levante hassen.

Heute wurde uns ein schöner Marmorkopf zum Kauf in das Haus gebracht, der Kopf einer vornehmen Römerin aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., ein wohlerhaltener und interessanter Porträtkopf, von dem ich mir eine Photographie ausbat. Dann nahm ich mit Reineck hinter seinem Hause ein Seebad. Er ist von außerordentlicher Dienstfertigkeit und Freundlichkeit.

Smyrna, 6. Oktober 1871.

Am Abend des 26. gingen Adler, Gelzer und ich mit einem kleinen Dampfer nach Dikeli in der Bucht von Mytilene. Der Major, der mit Hirschfeld wunderbar sympathisirt, blieb hier zur Vollendung einer Aufnahme zurück. Am Mittwoch holte uns der Architekt Humann mit seinen Pferden ab, und wir kamen spät Abends, durch die langen Straßen unsere Pferde bergauf hinter uns herziehend, vor seinem Hause an, wo uns eine ächt deutsche Lampe über einem gastlichen Abendtische entgegenleuchtete. Sein Gehülfe Huck, ein Mechaniker, ist verheirathet, und die Frau hält Haus. Der Sohn geht in eine türkische und in eine griechische Schule. Humann baut Landstraßen und ist ein sehr geachteter Mann. Der Gouverneur ritt uns entgegen zur Bewillkommnung.

Wir erklommen am Donnerstag die steile Burg der pergamenischen Könige, die so überreich an Marmorwerken ist, daß lange Zeit vier bis fünf Oefen fortwährend in Arbeit waren, um die Statuenreste in Kalk zu verwandeln. Wir holten verschiedene

Skulpturen aus der Mauer heraus, denn Humann ist wie ein Pascha, der immer über ein Dutzend Menschen und Pferde kommandirt. In Pergamon ist die reinste Bergluft und keine Spur von Mücken. Wir waren wie im Himmel und alle Wunden heilten. Die Stadt ist überfüllt mit Alterthümern, fast kein Haus ohne Antiken. Unterirdische Bogengänge, viel stattlicher als die Cloaca maxima von Rom, ziehen sich unter der Stadt hin. Das Ueberraschendste aber war, daß wir Ueberreste uralter Ansiedelungen, deren Felsspuren ich in Athen besonders nachgewiesen habe, an verschiedenen Stellen auffanden. Adlers Adlerauge kommt mir immer trefflich zu statten und macht mir die Reise unendlich ergiebig. Am Freitag untersuchten wir die Unterstadt. Vor der Stadt liegt ein ungeheuerer Tumulus, ein Grabhügel, dessen Umfang 486 Fuß beträgt. Zu demselben führt ein gemauerter Gang. Wahrscheinlich gab es deren vier. Humann hat den einen aufgraben lassen und wollte, wir sollten bleiben, bis das Centrum, das eigentliche Grab, gefunden sei. Der Bau ist wahrscheinlich ein Bau der Attaliden, ein stolzer Königsbau, in dem Stile, den wir hier erst recht kennen gelernt haben. Mir sind mancherlei Alterthümer für das Museum geschenkt, andere für Gegengeschenke versprochen. Die Griechen sind alle für unseren Kaiser enthusiasmirt. Sonnabend Vormittag schlossen wir unsere pergamenischen Studien, aßen noch einmal an dem reich besetzten Tisch der Frau Huck und stiegen auf die trefflichen Pferde von Humann, der uns selbst begleitete, sein bewaffneter Kawaß voran. Wir ritten durch die untere Kaïkosebene nach einem türkischen Dorfe am Meerbusen von Elaia und rückten daselbst noch am Abend in die Wohnung eines türkischen Bauern, um eine griechische Inschrift abzuklatschen. Es zeigte sich aber am anderen Morgen, daß der Abdruck mißlungen, weil der Stein ganz abgetreten ist. Also beschlossen Gelzer und ich zu bleiben, und den ganzen Sonntag, von 1/2 7 Uhr Morgens bis 1/2 5 Uhr Abends, lagen wir Beide auf dem Bauche, über der im Hofe eingemauerten Platte. Ich merkte, daß meine Nerven sich gestärkt hatten, sonst hätte ich das nicht ausgehalten. Um 6 Uhr aßen wir bei einem Griechen, schliefen dann bis 12 Uhr; um 1 Uhr waren wir zu Pferde. Wir ritten in einem Zuge bis 9 Uhr, zum Theil in scharfem Trab, um eine Station der Kassaba-Eisenbahn zu erreichen. Wir mußten durch den Hermos waten. Mein Pferd trat in ein Loch — ich wurde bis über die Kniee

naß — aber diese Sonne trocknet in fünf Minuten. Wir kamen um 1/2 10 Uhr auf den Bahnhof gesprengt und waren um 11 Uhr in Smyrna.

Am Dienstag ließ der Konsul Spiegelthal uns zu Ehren zwei Gräber in Alt-Smyrna öffnen, wo Regely und Hirschfeld schöne Arbeiten ausgeführt und sehr hübsche Entdeckungen gemacht haben. Um unsere Zeit möglichst auszunutzen, beschlossen wir noch eine zweitägige Tour nach Ephesos, weil ein zuverlässiger Situationsplan noch fehlt. Humann begleitete uns, und so gelang es, in dem unermeßlichen Ruinenfelde Etwas zu Stande zu bringen, was zu Hause umsomehr willkommen sein wird, da wir zum ersten Male die Stelle des Artemistempels eintragen können. Mr. Wood hat neuerdings auch die mit Skulpturen umgebenen Tempelsäulen aufgefunden. Wir haben gestern den ganzen Tag und heute fünf Stunden tüchtig gearbeitet, und der Schweiß der Edeln ist nicht vergeblich geflossen. Seit heute Mittag sind wir wieder hier und rüsten jetzt zur Abreise.

An den Bruder.

Berlin, 3. Januar 1872.

... Ich habe in diesen Ferien von Morgens bis Abends an einer Abhandlung über die Alterthümer und Geschichte von Ephesos gearbeitet und sie erst heute im ersten Entwurfe fertig gemacht. Am 18. Januar ist meine Reihe, um in der Akademie einen Vortrag zu halten. Ich hatte gleich nach meiner Rückkehr den Vorsitz übernehmen müssen und war auch dadurch recht beschäftigt. Auf jeden Fall hat man den Vortheil, durch dieses Amt der Körperschaft voller anzugehören und an allen Arbeiten persönlichen Antheil zu nehmen.

An denselben.

27. Februar 1872.

... Aus Deinen Briefen weht mich immer die Luft stiller, gelehrter Muße an, nach welcher ich mich stets vergeblich sehne. Täglich nehme ich mir vor, äußerlich und innerlich ruhiger zu leben, und ich lerne auch etwas von dieser Kunst, aber die ruhigen Stunden müssen so für die Arbeit zusammengehalten werden, daß das anmuthige Vergnügen des Briefschreibens sehr zu kurz kommt. Die längeren Tage sind jetzt, da ich früh und Abends bei Licht zu

arbeiten vorsichtig sein muß,*) eine Freude, wie ich es früher nie empfunden habe.

Am Museum habe ich jetzt die Direktion des Antiquariums übernommen und dadurch nicht wenig neue Mühe. Denn ich habe nun die Vasen, Terrakotten, Glas, Bronce und Gemmen zu überwachen. Man wünscht, daß ich die Stelle definitiv übernehme, was ich natürlich nur thun werde, wenn ich mir einen passenden Assistenten wählen kann. Früher war ich oben mit Böttticher zusammen. Jetzt ist es für mich eine sehr angenehme Verbesserung, unten ein sehr behagliches Arbeitszimmer zu haben inmitten der Antikenräume, welche mir immer besonders werth gewesen sind. Jetzt sind in meiner Stube die von mir angekauften großen attischen Lekythen, auf denen reiche, farbige Darstellungen nach Art von Wandgemälden ausgeführt sind. Zu meiner Freude werden sie als ungemein wichtige Erwerbungen allgemein anerkannt und bewundert. Der Kronprinz**) kommt häufig und gedenkt dann mit großer Zärtlichkeit Alles dessen, was er von mir in diesen Räumen zuerst gelernt hat. Der neue Minister geht energisch vor. Neuer Muth durchströmt die Kreise der Wissenschaft und Kunst. Aber es drohen auch bedenkliche Abwege. Man kennt an gewissen Stellen kein höheres Ziel, als Prinz Albert zu kopiren, man schwärmt für Weltausstellungen, ergeht sich in ungeregeltem Dilettantismus, bespöttelt Schinkel, verleugnet den sittlichen Kern der Kunst und treibt mit dem Strome des Modegeschmackes. Die beliebtesten Rathgeber sind Leute von halber Bildung, auf deren Gedanken man eingehen kann, ohne aus dem Schlendrian des Lebens sich loszumachen. Ich glaube dadurch nur umsomehr berufen zu sein, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg die Gesichtspunkte festzuhalten, welche mir die höchsten sind. Ich habe jetzt auch die Gründung eines archäologischen Institutes in Athen in Anregung gebracht, die Sache ist in vollem Gange.

Unter den neu aufgetretenen Persönlichkeiten ist Odo Russel eine der interessantesten, ein Kosmopolit von seltenster Virtuosität. Neulich hatte Brandis Helmholtz, Mommsen, Grimm, Lazarus, Lasker und mich mit ihm vereinigt. Es war ein ächtes Symposion, wo alle Fragen der Politik und Bildung verhandelt wurden. Ich horchte und lernte mit begierigem Ohre, fühlte mich aber doch

*) Wegen des beginnenden Augenleidens.

**) Welcher 1871 zum Protektor der Museen ernannt war.

einsam. Die beiden Juden waren mir entschieden am meisten sympathisch, weil sie viel mehr als alle Anderen religiöse Bildung als einen wesentlichen Faktor des Volkswohles und der Menschenbildung anerkannten.

An denselben.

15. April 1872.

Ich wurde aus meiner Ferienmuße plötzlich herausgerissen, indem der Minister mich bat, einen Versuch zu machen, Jacob Burckhardt in Basel für Berlin zu gewinnen. Ich hatte von Anfang an wenig Hoffnung und konnte auch den in seiner Vaterstadt festgewachsenen Mann durch keine Beredsamkeit lösen, obwohl er in jüngeren Jahren große Lust gehabt hätte, nach Berlin zu kommen. An sich war der Verkehr mit dem originellen Manne nicht unerfreulich. Ich mußte seine Gründe ehren, und wir schieden als die besten Freunde. Auf der Rückreise besuchte ich Straßburg und verlebte dort mit Roggenbach und den neuen Professoren, die schon angekommen waren, Köhler, Baumgarten u. A., sehr genußreiche Stunden. Auch in dem neuen Lyceum, welches fröhlich gedeiht, verkehrte ich mit den Lehrern, welche in sehr gehobener Stimmung sind. Auf den Straßen wogte das Leben einer deutschen Stadt fröhlich und ungezwungen, und ich hatte von Allem, was ich hier sah, den erfreulichsten Eindruck.

Hier setze ich alle Segel ein, um den kleinen Rest der Ferien für meine Arbeiten auszubeuten. Meine Beiträge zur Geschichte und Topographie von Kleinasien sind im Druck. In der nächsten Klassensitzung habe ich einen Vortrag zu halten, in welchem ich die Alterthümer von Pergamon behandeln werde. Ich muß alle Kraft geistiger Koncentration anwenden, um gegen die von außen anstürmende Unruhe des Lebens und die mannigfachen Konflikte, denen auch das friedsamste Gemüth nicht entgehen kann, stark zu sein und ruhig zu bleiben. Mir ist das Leben nie so schwer vorgekommen wie in dem Winterquartal, welches der schönen Südfahrt folgte. Aber ich hoffe, jede Prüfung so zu bestehen, daß des Wesens Kern geläuterter hervorgehe. Das moderne Gründungsfieber hat auch mich so ergriffen, daß ich alle Kraft daran gesetzt habe, den Plan zum archäologischen Institut in Athen anzuregen und fertig zu bringen. In dieser Woche geht schon der ausgearbeitete Antrag an das Ministerium ab.

An denselben.

Juli 1872.

Meine asiatische Sendung wirst Du richtig erhalten haben.*) Die Herstellung des opusculum hat mir viel zu schaffen gemacht, aber ich hoffe, es zeugt doch davon, was in wenig Wochen geschafft werden kann, wenn man sich rührt. In dem Artikel über Ephesos habe ich meine Ansichten über den Kampf geistlicher und weltlicher Gewalt, der auch in der griechischen Geschichte seine Rolle gespielt hat, etwas ausführlicher behandelt. Erkennt man sie als zutreffend an, so ist das für andere Verhältnisse nicht unwichtig.

Der heiße Sommer war nicht leicht, und ich fühlte mich daher ganz befriedigt, als mich die akademische Wahl zum Deputirten nach München**) traf, welche mich zwingt, Ende des Monats zu schließen.

An denselben.

Glarus, 25. August 1872.

. . . Die Münchener Tage waren reich an mannigfachen Lebenserfahrungen. Sie ließen mich einen Einblick thun in die gewaltige Gährung, in welcher Südbayern begriffen ist. Es hat ein vollständiger Umschwung stattgefunden. Namentlich das von der Gemeinde veranstaltete Fest gab Zeugniß, wie die ganze Bürgerschaft sich in einer Krisis befindet. Der Abfall von Rom ist ein allgemeiner, aber man kann sich auch darüber nicht täuschen, es ist die Manifestation eines religiösen Liberalismus, welcher ebensowenig wie der politische Liberalismus Süddeutschlands im Stande ist, Positives zu schaffen. Döllingers Persönlichkeit zu studiren, war mir sehr interessant. Ich muß seine formale Gewandtheit, seine Gelehrsamkeit, seine ganz sachlich gehaltene, jeden Anflug von Pathos verschmähende Beredsamkeit bewundern. Er ist seiner Natur nach nichts weniger als ein Mann des Volkes. Aber das Volk will eben einen Fahnenträger, und dazu ist er natürlich ungemein geeignet. Sehr anmuthige Episoden im Münchener Leben bildeten die mit der Kaulbachschen Familie verlebten Tage, in welcher auch Louis Asher Jahr aus Jahr ein seine hergebrachte Rolle spielte. Wir waren mit ihnen am Starnberger See, dessen

*) „Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens" in den Abhandlungen der Akademie 1872.

**) Jubiläum der Münchener Universität.

Anmuth ich zum erstenmal kennen lernte. Acht Tage saßen wir dann in Schachen bei Lindau, das anmuthige Seegestade durchwandernd, badend, lesend und im ganzen vom schönsten Wetter begünstigt. Ich wurde bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kronprinzen in Lindau vom Großherzog nach der Mainau eingeladen und brachte daselbst anderthalb sehr schöne Tage zu, in denen ich unter Leitung des liebenswürdigsten Fürstenpaares auch Konstanz und Arenaberg besuchte.

An denselben.

Berlin, 13. December 1872.

... Du weißt, es liegt mir viel auf und häuft sich immer mehr. Bis dahin geht es ja noch mit der körperlichen Widerstandskraft, und ich würde das Vielerlei meiner Arbeiten viel schmerzlicher empfinden, wenn ich nicht deutlich fühlte, daß der Wechsel der Beschäftigungen und die mit dem hiesigen Leben verbundene tägliche Unruhe mich gesund und frisch erhält. Was mich angreift, ist immer nur eine Reihe ununterbrochener Arbeitsstunden.

In diesen Monaten habe ich meist archäologisch gearbeitet, indem ich attische Terrakotten und die neuen Funde von Tempelskulpturen in Ilion und Ephesos für unsere Zeitung bearbeitet habe. Nebenbei habe ich den dritten Band meiner griechischen Geschichte für den neuen Abdruck revidirt. Ueber Band 2 zieht jetzt bei Teubner eine Wetterwolke auf. Nach der Ankündigung unter der „künftig erscheinenden" Teubneriana muß das ein wüthender Angriff werden. Je wüthender, desto besser für mich natürlich. Aber es kann Einem doch wehe thun, daß jetzt bei uns aller Orten das Gezänke der Gelehrten wieder in voller Blüthe steht. Es ist der Aerger über die in Deutschland nicht durchgedrungenen Ansichten Grotes, der sich bei einer Gruppe junger Gelehrten Luft macht. Zum Glück muß man auch des Thukydides Autorität anfechten, um mich zu widerlegen und mich einer „leichtfertigen Verunglimpfung des atheniſchen Volkscharakters" zu überführen. ... An der Universität sind noch immer gegen dreihundert Philologen, aber es herrscht unter ihnen eine sehr banausische Richtung. In Göttingen war schließlich kaum ein einziger der dort studirenden Philologen, welcher nicht eine Vorlesung über Kunstgeschichte hörte. Hier vielleicht kaum der sechste Theil. Und dann ist das Schlimme, daß die mit alter Kunst sich Befassenden

wieder der Philologie gern den Rücken kehren. Die schöne Verbindung zwischen Archäologie, Geschichte und Philologie, wie ich sie bei einer Reihe meiner Göttinger Schüler sich hatte entwickeln sehen, gelingt hier fast nie.

Unsere kleinen Gelehrtenkreise sind recht im Gange und machen mir viel Freude. Zum Mittwoch Abend sind Nitzsch und Adler beigetreten. Nitzsch ist mir ein sehr lieber Freund, er ist immer frisch und heiter. An der Graeca nehmen Zeller und Schöne Theil. Zeller hat mich ganz überrascht durch seine geistige Lebendigkeit. Er ist von ungemein wachem Geist, überall zu Hause und höchst mittheilsam. Schöne ist frisch und sehr thätig. Er scheint zum Geschäftsmann eine natürliche Befähigung zu haben und jetzt schon mit den Aktenbündeln in einem zärtlichen Verhältnisse zu stehen, so behaglich lagert er in ihrer Mitte. Lord Russel ist jetzt auch der Graeca beigetreten, in der die Acharner gelesen werden.

Am 1. November bin ich zum Direktor der Sammlungen des Antiquariums ernannt worden.

Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Wiesbaden,*) 2. Januar 1873.

Mein lieber Curtius! Eben treffen Ihre freundlichen Zeilen aus Anlaß des Jahreswechsels ein, und komme ich gleich, für dieselben wie auch für den Brief zu danken, mit welchem Sie Justis Winkelmann begleiteten.

Zunächst Ihnen und den Ihrigen Glück und Zufriedenheit im neuen Jahre von ganzem Herzen, zugleich im Namen meiner Frau. Sodann die Hoffnung, daß Ihnen Ihre Stellung als Vorsteher unseres Antiquariums behagen wird. Ich gestehe, daß ich mir dieselbe schon lange für Sie wünschte und nicht wenig glücklich bin, Sie in denselben Räumen walten zu sehen, in welchen Sie mich als Knaben anlernten und belehrten. Hoffentlich gelingt es mit der Zeit, die Sammlung aus der Kellerwirthschaft in das richtige Tageslicht zu befördern. Doch wird es auch meinem Streben nur allmählich gelingen, weil wir erst Räume für Unterbringung so mancher Gegenstände, z. B. Kunstgewerbe und Ethnographie, schaffen müssen, die nicht in dieses Museum gehören.

*) Wo der Kronprinz zur Kur verweilte nach der Erkrankung in Karlsruhe im November 1872.

Was meine Person betrifft, so kann ich ohne Scheu mich als Rekonvalescenten bezeichnen, der sich in der Nachkur befindet. Ich fühle keine Beschwerden, und der Arzt findet nichts Anstößiges beim Untersuchen. Dennoch muß ich noch längere Zeit mich gänzlich ruhig verhalten, vor Allem also fern vom Berliner Getriebe bleiben, namentlich so lange man sich des Karnevals „erfreut".

Ich denke, etwa in den zwanziger Tagen des Februar wieder auf der Berliner Schaubühne aufzutreten, begierig, wie sich dann Kanzler, Ministerpräsidenten, Abgeordnete und Gesetzesvorlagen ausnehmen werden.

Meine Krankheit hätte gefährlich werden können, wenn das Uebel nicht sofort richtig erkannt und erfaßt wurde. So ist Vielem vorgebeugt worden, und hoffe ich nach meinen hiesigen Bädern wieder gestärkt als der Alte mich Ihnen vorzustellen.

Ich habe schon Manches in Justi gelesen, fühle mich lebhaft durch dieses Buch angeregt und namentlich durch die kunstgeschichtlichen Abschnitte angezogen. Freilich haben Sie Recht, daß Winkelmann häufig in den Hintergrund tritt, aber dafür sind doch die von ihm handelnden Stellen für Laien höchst belehrend und interessant.

Außer jenem Lesen beschäftige ich mich, so gut ich's kann, mit den socialen Fragen und den darauf bezüglichen Schriften.

Leben Sie wohl, lieber Curtius, in alter Anhänglichkeit

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

An den Bruder.

Berlin, 26. März 1873.

Meine Königsrede*) habe ich am Sonnabend glücklich losgelassen und habe diesmal noch mehr als sonst eine freudige und erfreuende Zustimmung gewonnen. Der Tag wurde hier in der That mit großartiger Begeisterung gefeiert. Die Pietät für den Kaiser, die Liebe für den Sohn, das sind wirklich tiefgehende Empfindungen, welche die Masse durchdringen und sie erheben. Der Monsterfackelzug war ganz großartig. Der Kronprinz ist äußerlich schmaler und älter, innerlich ernster und reifer geworden. Ich habe rechte Freude an ihm gehabt. Bei einem Mittagessen

*) Ueber den Gruß. Alterthum und Gegenwart Bd. I, S. 237.

von 160 Personen bewegte er sich mit voller Freiheit und Frische zwischen den Leuten umher, und Sonntag sah ich ihn ganz im Kreise der Seinen, da die Kinder zur Nachfeier ein Stück aufführten, und zwar den Goetheschen Bürgergeneral, bei dessen Einübung Werder als Regisseur vortrefflich gewirkt hatte. Die beiden Kaiserenkel spielten mit großer Frische und geistigem Verständniß, und es war nicht uninteressant, den deutschen Thronerben mit der Jacobinermütze zu sehen und mit größter Zungenfertigkeit die Theorien von 1789 vortragen zu hören.

Mit Brandis bin ich sehr in wissenschaftlicher Gemeinschaft. Er hat in letzter Woche das kyprische Alphabet fast vollständig entziffert und läßt seine Untersuchung jetzt drucken. Erfreulich ist mir die in vollem Zuge begriffene Gründung des Instituts in Athen.

An denselben.

9. Mai 1873.

Am Ferienschlusse machte ich noch einen kleinen Ausflug nach Lübeck, um einen lange versprochenen Besuch bei Theodor auszuführen. Die Einkehr im brüderlichen Hause hat mir sehr wohl gethan. Ich machte wieder, wie sonst, die Frühgänge um und durch die Stadt mit Theodor, der ohne Nomenclator jeden Begegnenden mit Namen begrüßen kann und Amtswürde mit republikanischer Kordialität in vortrefflicher Weise zu verbinden versteht. Die Stadt ist wie eine alte Eiche, die auf einmal wieder frische Zweige treibt. Die Vorstädte breiten sich mit ihren Villen in das Umland aus, die Schiffe drängen sich im Hafen. Die altersgrauen Bauten putzen sich und säubern sich, um die neue Aera anzuschauen. Die schiefen Thürme werden gerade gezogen, die alten Eingänge erneuert. Diese von innen herauskommende Neugestaltung, die ruhig und harmonisch fortschreitet, macht einen sehr wohlthuenden Eindruck, und man fühlt doppelt schwer, was Einem hier fehlt, wo Alles so chaotisch ist und so unendlich schwer sich gestaltet.

An denselben.

18. Juli 1873.

Johannes Brandis*) habe ich seit seinem 4. Jahre unausgesetzt geistig oder auch körperlich, vor Augen gehabt. Als Student schloß

*) † am 8. Juli 1873.

er sich von neuem an mich an, erst in Bonn, dann in Berlin. Seitdem hat seine Stellung bei Hofe, die ich ihm so zurechtlegen konnte, daß er der Wissenschaft erhalten blieb, uns auch in nahe Berührung gebracht, und seine Liebe, seine Treue, seine Wärme waren mir gegenüber immer dieselbe. Was Anderen an ihm steif und förmlich erschien, hing mit seiner Kränklichkeit zusammen, deren Gefühl ihn nie ganz verließ. Auch fehlte ihm bei seinen vielen Gaben die Gabe, sich mündlich und schriftlich leicht mittheilen zu können. Daher erkannte ich früh, daß er zum Katheder nicht geschaffen sei. Er war aber ein forschender Kopf ersten Ranges. Er hatte Alles, was mir fehlt, und das will viel sagen. Ich hatte immer auf die Zeit gehofft, wo er freier sein würde. Er hat große Arbeiten unvollendet gelassen, die Niemand fortsetzen kann. Sein erstes Manuskript über die Entzifferung der kyprischen Inschriften liegt in meinen Händen, und ich muß es nun zum Drucke besorgen ohne seine nachbessernde Hand. Ich hatte auch für sein gemüthliches Leben so viel von seinem höheren Lebensalter erwartet. Es ging eine gewisse Disharmonie durch sein inneres Leben. Als Knabe einer gewissen weichen Religiosität zugewandt, war er dann in das Gegentheil umgeschlagen und in eine nicht indifferente, sondern sogar feindliche Stimmung gegen alles Christliche gerathen. . . . Sein geistiger Zustand beschäftigte mich ununterbrochen, und aus diesem und vielen anderen Gründen war mein Verhältniß zu ihm ein ganz besonders inhaltreiches, auch abgesehen von dem wissenschaftlichen Austausche, der immer lebhafter geworden ist. So ist ein ganzes Stück meines Lebens mit ihm ins Grab gegangen. Wir waren uns gegenseitig unentbehrlich, und ich fühle mich schmerzlich verwaist.

An denselben.

Oktober 1873.

Wir haben eine von allem Segen der Gestirne begleitete Reise gemacht über den Gotthard ins Tessinthal, dessen Schönheit mich überraschte. Lugano, Bellaggio, Mailand wurden in aller Muße genossen. In Brescia fesselte uns der volle Reiz einer vom Fremdengetümmel weniger berührten ächt italienischen Stadt, die trotz ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit so viel Paläste und Kunstschätze enthält. Von Verona konnten wir dem Reize nicht widerstehen, Venedig zu besuchen, wo wir vier himmlische Tage ver-

brachten. Dann ging es über Innsbruck, Nürnberg, Bamberg heim. Gott sei Dank! Alles gelang nach Wunsch, und wir haben eine rechte Erquickung gehabt.

Hier lebe ich natürlich wieder in der ganzen Unruhe eines vielbeschäftigten Daseins. Meine Hauptthätigkeit koncentrirt sich um die Vollendung des ersten Bandes der griechischen Geschichte und um die Lebensskizze von Johannes Brandis,*) die ich vor dem Beginn der Vorlesungen vollenden möchte. Viel fremde Professoren zogen durch Berlin, namentlich die zur Vereinbarung über die Redaktion der Monumenta historiae Germanica berufene Kommission. Ich war namentlich mit Waitz, Sickel, Bluhme viel zusammen und freute mich an ihnen und an dem Gelingen des schwierigen Werkes der Verständigung. Unsere Akademie wird nun wirklich das Centrum für die weitere Fortführung des Werkes unter Betheiligung der Wiener und Münchener. Hier ist also wieder ein Stück Großdeutschland gerettet.

Die Organisation des Instituts in Athen nimmt mich jetzt in Anspruch. . . . Anders als mit Kampf und Mühe geht es nun einmal nicht. Vielleicht gelingt es mir noch in meinen alten Tagen, die Ruhe zu gewinnen, welche man hier nöthig hat, um ohne unnöthige Selbstverzehrung sein Tagewerk zu bestellen.

An denselben.

8. Februar 1874.

Heute ist der erste Tag, wo ich von eiligen Arbeiten, die auf Tag und Stunde fertig sein mußten, aufathmen kann. Dein letzter Brief hat mir so große Freude gemacht, und ganz besonders lieb war es mir, daß Dich meine Lebensskizze von Brandis so angesprochen hat, wie Du es aussprichst. Es ist mir in der That eine große Befriedigung gewesen, daß die kleine Schrift in den verschiedensten Kreisen wirksam gewesen ist. Seitdem habe ich die kyzikenischen Inschriften bearbeitet,**) dann am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen in der Akademie geredet und endlich gestern meinen Vortrag über Ephesos in der Singakademie***) gehalten — und unter welchen Eindrücken habe ich die letzte Arbeit vollendet! Haupt†) hat mich durch sein barsches Wesen oft verletzt. Aber

*) Alterthum und Gegenwart Bd. I, S. 278.
**) Monatsberichte der A. d. W. 1874 S. 1—20.
***) Alterthum und Gegenwart Bd. II, S. 98.
†) † am 5. Februar 1874.

durch seine rauhe Außenseite brach doch immer der Zug eines edeln, selbstlosen Charakters hindurch. Er konnte auch mir gegenüber warm und herzlich sein. Diese Sonnenblicke waren für mich um so erquickender, da in ihnen die Wärme des Gemüths unwillkürlich zum Ausdruck kam, und es bleibt mir eine theure Erinnerung, daß er, als wir zusammen aus der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie kamen, mir ein Zeichen seiner Befriedigung gab, wie es selten genug war. Seitdem sah ich ihn nicht wieder. Mit Haupt ist nicht nur ein Mann dahin gegangen, wie er nicht wieder zu finden ist, sondern ein ganzes Geschlecht. Diese kolossale Litteraturkenntniß mit virtuoser Meisterschaft in verschiedenen, weit entlegenen Fächern, die geniale Geistesgegenwart, mit der er über sein Wissen verfügte, die schneidige Schärfe seines Urtheils und seines Ausdruckes in Wort und Schrift — dabei freilich wieder eine Einseitigkeit und Befangenheit in der Würdigung von Richtungen, die ihm fremd waren, und ein unbeugsamer Eigensinn, der ihn oft ungerecht machte.

In Sachen der Akademie fallen nun wieder neue Arbeiten auf mein Haupt. Haupt war das lebendige Gedächtniß der Akademie, und er hatte einen rastlosen Eifer und eine umfassende Kenntniß der Geschäfte im großen und kleinen. Jetzt weiß ich gar nicht, wie es werden soll, da ich mich vorläufig bereit erklärt habe, wenn die Olympia-Angelegenheit es erfordert, im Frühjahr nach Athen zu gehen.

An denselben.

24. März 1874.

Morgen Nachmittag reise ich über Görlitz nach Wien, wo ich Donnerstag noch die samothrakischen Alterthümer sehen will, Freitag nach Triest, Sonnabend um 2 Uhr nach Corfu, von da mit dem griechischen Dampfer nach Patras.

Ich freue mich, der Träger eines Auftrages zu sein, der die erste Regung idealer Bestrebungen des Deutschen Reiches auf dem Gebiete der Wissenschaft ist. Der Kronprinz ist ganz begeistert für die Sache. Gott gebe, daß das Werk gelinge! Adler geht mit mir.

An Clara Curtius.

Palmsonntag, 29. März 1874.

An Bord der „Galathea". Unsere schlanke „Galathea" gleitet so sacht über die sonnige Fluth, als wenn man auf der Havel

führe. Nur die Delphine, welche ihre krummen Rücken sonnen, mahnen daran, daß man auf anderen Gewässern fährt, und ebenso die fernen Gestade, die bald von der dalmatischen Küste, bald an der italienischen Seite am Rande des Horizonts auftauchen. Gestern Abend umschwärmten uns italienische Fischer, die mehrere kleine Geschwader bildeten, Fischer von Chioggia, die weit hinunter das Meer befahren, um die Fische aufzujagen, welche sich aus der Nähe der Städte flüchten und im weiten Meere ihres Lebens sicher zu sein glauben. Sowie man auf der Mittelmeerroute ist, sind alle Gedanken und Gespräche dem Orient zugewendet. Es wird nur von Smyrna, Konstantinopel, Athen gesprochen, von Türken und Griechen.

Montag früh.

Ich habe in meiner Koje sanft geschlafen, und wie ich aufs Verdeck stieg, lagen die Schneeberge von Albanien vor uns, auf die wir von der italienischen Seite zufuhren. Die alten Akrokeraunia, die Heimath der Epiroten, in neuerer Zeit einer der berüchtigsten Klephthensitze, die Schlupfwinkel der Chimarioten, welche mit ihren kleinen Barken auf die Vorüberfahrenden losstürzten und die Schiffe plünderten. Jetzt fahren wir harmlos an den stillen, menschenleeren Bergen vorüber, die mit ihren weißen Kuppen und Schluchten aus dem blauen Wasser aufsteigen, wie die Alpen aus dem Vierwaldstätter See. Eine solche Reise ist ein himmlisches Ausruhen. Wie dankbar bin ich für diese stillen, heiteren Frühlingstage!

Athen, Osterabend 1874.

Dienstag früh machten wir mit dem englischen Konsul in Corfu eine Seefahrt auf seiner Dampfjacht. Um 5 Uhr fuhren wir ab. In der Nacht langten wir in Argostoli an. Den Morgen früh lagen wir vor Zante. Die Stadt ist wie ein kleines Neapel an der Bucht gelagert. Die Bootsleute von Zante stürmten wie die Piraten von allen Seiten auf das Schiff und brachten große Blumensträuße mit den prachtvollsten Rosen. Man sieht am Ufer neu angelegte Fabriken zum Auspressen der Oliven, ein Zeichen des Fortschrittes. Sonst wird's den Zantioten langweilig auf ihrer Insel und sie wandern viel nach Patras aus. Um 2 Uhr waren wir in Patras. Die Stadt hat sich mächtig vergrößert, ein großer Damm geht ins Meer hinaus, eine Anzahl von Dampf-

schiffen lag auf der Rhede. Wir suchten unseren Konsul auf und machten dann eine Wanderung durch die Stadt, um nach Alterthümern zu forschen. Ich begegnete durch Zufall einem Lehrer des Gymnasiums, bald hatte sich ein ganzer Zug von Patranern angeschlossen, und wir sahen einige merkwürdige Sachen, namentlich einen neu ausgegrabenen Sarkophag mit ungewöhnlichen Darstellungen. Um 6 aßen wir in unserem Hôtel, nach 7 gingen wir zu unserem Konsul, der uns in seine Familie einführte. Gegen 11 Uhr ließen wir uns an das Schiff rudern, am anderen Morgen um 5 Uhr ankerten wir vor Korinth. Um 7 Uhr fuhren wir über den Isthmos, und um 10 Uhr ging die „Iris" von Kalamaki in See. Das Wetter war unverändert schön. Bald zeigte sich die Spitze von Aegina und dann allmählich die Berge von Athen. Um 2 Uhr fuhren wir in den Piräus ein. Wir fuhren im Wagen hinauf und staunten über die Menge neuer Gebäude vor Athen und in Athen. Wir gingen zum Gesandten und aßen dann im Hôtel. Es war Vollmond, und wir gingen auf die Burg und durchwanderten die ganze Ruinenstätte in aller Muße mit höchstem Genuß.

Gestern, am Charfreitag, gingen wir um 10 Uhr in die Schloßkapelle. Nach dem Frühstück machte ich mit dem Gesandten Besuch bei dem Minister des Auswärtigen, Herrn Delyannis. Das war ein sehr peinlicher, langer Besuch. Denn derselbe erklärte, daß zu einer Konvention kaiserliche Vollmachten nöthig seien, die weder Wagner noch ich hatten. Also muß wieder von neuem nach Berlin telegraphirt werden. Ich thue aber Alles, damit keine Verzögerung eintrete.

Es wird entsetzlich viel gebaut, und der Charakter des Ursprünglichen mehr und mehr entstellt, namentlich an der Ilissosseite, die früher einen unberührten, ländlichen Charakter hatte. Aber Luft und Himmel sind unzerstörbar, und die Säulen der Tempel stehen noch unverrückt. Wie lange, wer weiß es? Denn die Zerstörung schreitet unaufhaltsam vorwärts, und wo einst hochgesinnte, schöne Menschen wandelten, treiben jetzt Geldjuden ihr schmutziges Gewerbe.

Athen, 11. April 1874.

Da wir den Abend mit dem Kommandanten des „Meteor" bei Wagner speisten, entschlossen wir uns rasch, von seiner Auf-

forderung Gebrauch zu machen und mit dem Schiffe nach Sunion zu fahren. Um 11 Uhr fuhren wir nach dem Piräus, eine Schaluppe erwartete uns, und um 12 Uhr dampften wir in die weite See hinaus. Ich schlief sehr gut in der Kajüte des Kapitäns, die Anderen sind alle seekrank gewesen, denn das Schiff schaukelte sehr, und mir segelte die ganze Tasse Kaffee, die der Bursche auf den Tisch gestellt hatte, unter das Kopfkissen. In aller Frühe stiegen wir bei Kap Sunion aus, studirten vier Stunden lang die Ruinen des Tempels, frühstückten unten an der Bucht und fuhren sodann in den Kanal zwischen Attika und der Insel Helena hinein. Dort nahmen wir Abschied von unseren liebenswürdigen Officieren und landeten in der kleinen Uferstadt Ergastiri, welche jetzt das Centrum des neu eingeführten Bergwerksbetriebes ist. Als wir mit der deutschen Flagge dort vor Anker gingen, war Alles in Aufregung und flaggte. Wir wurden bei dem Betriebsdirektor in sein Haus aufgenommen. Ein deutscher Chemiker besorgte uns Wagen und Pferde zur Besichtigung des nahe gelegenen Thorikos und seiner Ruinen. Ich machte den ersten schönen Ritt. Nachmittags fuhren wir auf der Eisenbahn ins Gebirge hinauf. Es sind von Pinus maritima schön bewachsene Höhen, wo wir die alten Schachte sahen, in denen die Sklaven einst herumkrochen (man sieht noch die blankgescheuerten Wände des silberhaltigen Gesteins), die großen Schlackenhaufen, aus denen jetzt das Blei gewonnen wird, und die wohl erhaltenen Kanäle, in welchen die alten Athener die Erze auswuschen. Heute früh um 5 Uhr machten wir uns auf und fuhren in acht Stunden nach Athen.

Am Ostersonntage waren wir in der Kirche, und später hatte ich mit dem Gesandten Audienz bei dem Könige. Montag machten wir eine Tour nach dem Südende des Hymettos, wo eine tiefe Felsgrotte eine Reihe alter Heiligthümer und Inschriften unverletzt aufbewahrt. Auch die benachbarten Gräber aus alter Zeit wurden für den Atlas gemessen und gezeichnet. Die Angelegenheit Olympia hat, wie sich erwarten ließ, mancherlei Verzögerungen erfahren, erstens durch das griechische Osterfest, an dem heute zu Ehren unseres Heilandes zahllose Flintenschüsse erschallen, und durch die Abwesenheit eines Theiles der Minister, die aufs Land gegangen sind, zweitens dadurch, daß das Ministerium die Grundbesitzer in Olympia aufgefordert hat, sich schriftlich darüber zu erklären, ob sie bereit sind, sich für eine

bestimmte Entschädigung ihres Terrains zu entäußern. Diese Erklärung wird in den nächsten Tagen erwartet. Anfangs der nächsten Woche soll nun, wenn der Ministerconseil wieder vollzählig ist, die officielle Unterzeichnung des Vertrages stattfinden, welche nach Aussage der maßgebenden Beamten keinerlei wesentliche Schwierigkeiten mehr darbietet.

Athen, 18. April 1874.

Dienstag wurden wir eingeladen, mit König und Königin nach ihrem neuen Landsitz bei Dekeleia zu fahren. Es war ein unvergleichlich schöner Tag, oben Wald- und Bergluft und die herrlichsten Blicke bis über die See. Der König schafft daselbst mit allem Ernste eine gute Landwirthschaft, dabei gräbt er Alterthümer aus und weiß in der ganzen Gegend sehr gut Bescheid.

Wegen unseres Vertrages haben wir neulich die entscheidende Sitzung gehabt und sind über alles Wesentliche übereingekommen, sodaß voraussichtlich am Montag die Unterzeichnung stattfinden kann. Morgen hat uns das Ministerium eingeladen, eine Lustfahrt nach Aegina zu machen auf einem hellenischen Dampfboote. Man will uns dort auf dem Gute des jetzigen Ministerpräsidenten bewirthen und uns des Abends wieder zurückbringen. Man läßt es an keiner Aufmerksamkeit fehlen, und die Stimmung, daß Griechenland am Deutschen Reiche seine beste Stütze habe, ist die allgemein verbreitete. Welch ein Land ist dies gewesen! Aber ich muß, trotz Herrn Staatsrath Hehn, immer darauf zurückkommen, daß sich das Klima wesentlich verändert hat. Auf diesem trockenen Boden, in dieser trockenen Sonnengluth hätten die alten Athener nicht so viel arbeiten können! In Tatoi spürt man, wie das Klima einmal gewesen sein muß. Attika ist so wunderbar reich organisirt, daß es in seiner Ebene selbst ein eigenes, kleines Oberland besitzt mit allen Reizen einer Gebirgsathmosphäre und Gebirgsvegetation. Dort geht man im Schatten dichter Pinien; es ist die Pinus maritima, welche nicht so hoch und stattlich ist wie die italienische Pinie, aber ein wunderbares, saftiges Grün hat und einen herrlichen Duft aushaucht, welcher auch die Bienen um die Stämme sammelt. An Alterthümern ist der Boden so reich, daß einzelne Männer, wie z. B. der russische Gesandte, innerhalb $^3/_4$ Jahren ein ganzes Museum neu entdeckter Skulpturen und Terrakotten haben bilden können.

Athen, 25. April 1874.

Endlich heute soll unterzeichnet werden. Ich hatte in Berlin vergeblich darauf hinzuwirken versucht beim Kronprinzen, daß Bismarck meine Instruktionen unterzeichne. Die athenischen Kleinstädter hatten sich dadurch zurückgesetzt gefühlt, daß Bülow gezeichnet hatte, und hatten schon den Vertrag so mundiren lassen, daß anstatt ihres Ministers des Auswärtigen der Unterstaatssekretär unterzeichnen sollte. Dagegen wurde energisch Protest erhoben. Alles mußte von neuem umgeschrieben werden, und so soll der feierliche Akt erst heute um 1/4 Uhr vor sich gehen. Vorher soll noch Verabschiedung bei Hofe stattfinden, nachher Diner bei Wagner.

Am Sonntag um 6 Uhr hielt der Wagen vor unserer Thüre, der uns zu der vom Ministerium veranstalteten Lustfahrt abholen sollte. Um 7 erwartete uns am Quai des Piräus der Minister Nikolopulos mit dem ehrwürdigen Philosophen Philippos Joannes. Eine Schaluppe führte uns an Bord des königlichen Kriegsdampfers Paralos, und an dem herrlichsten Sonntagsmorgen fuhren wir über die Spiegelfläche des saronischen Golfs auf Aegina zu. Wir landeten in der Bucht zu Füßen des Tempels, kletterten die Höhe hinauf und verweilten drei Stunden unter den Säulen der Athena. Es kann Einem in keiner Kirche feierlicher zu Muthe sein, als uns auf diesen alten Tempelresten war. Bei heller Morgenluft sahen wir die attische Küste und die Akropolis deutlich vor Augen. Welch eine Fülle von Geschichte hat sich an diesem Golf entwickelt! Seit meinem ersten Aufenthalte in Griechenland hatte ich den Tempel nicht wiedergesehen. Der Vergleich mit den attischen Gebäuden war mir, namentlich in Gemeinschaft mit Adler, ungemein lehrreich. Wir suchten alle Kennzeichen zusammen, um über das Alter des Gebäudes und die Bestimmung seiner Räumlichkeiten ein Urtheil zu gewinnen, und die Entstehung des Tempels in der Zeit vor den Perserkriegen wurde uns immer wahrscheinlicher. Wir fuhren dann zwischen Aegina und der peloponnesischen Küste hindurch und legten vor dem heutigen Städtchen vor Anker. Wir schifften uns aus und besuchten die Villa des Ministerpräsidenten Bulgaris, des Schwiegervaters von Nikolopulos. Sein Sohn machte dort den Wirth, da der Alte verhindert war, mitzukommen. Wir hielten Siesta und besuchten dann die Anlagen. Das Terrain ist dem alten Bulgaris von den Aegineten geschenkt worden, weil er

sich um Verbesserung ihrer Lage verdient gemacht hat. Er ist ein Hydriot und hat noch eine Stellung wie eine Art Häuptling durch seinen Wohlstand und seinen Familienzusammenhang. Er hat die Absetzung des Königs Otto vorzugsweise betrieben und ist auch jetzt noch immer von Zeit zu Zeit Präsident des Ministeriums, ohne sich lange behaupten zu können. Er trägt noch immer das griechische Insulanerkostüm mit dem langen Kaftan, ein moderner Jonier. Seine kleine Villa hat eine wundervolle Lage am Meere. Man sieht auf der einen Seite deutlich bis Korinth, auf der anderen nach Kalauria und Hydra. Nachmittags gingen wir zu Fuß in die nahe Stadt, wo eine Paneghris zu Ehren des heiligen Thomas war und am Hafen Reigentänze aufgeführt wurden. Wir besuchten die Gebäude aus Kapodistrias' Zeit, wo Aegina die Hauptstadt des Reiches war. In dem großen Schulgebäude sind jetzt flüchtige Kreter angesiedelt, deren Frauen und Kinder traurig auf den Thürstufen saßen. Wie wir durch das Städtchen gingen, schlossen sich allmählich alle Honoratioren an, Demarch und Hafeninspektor und Schullehrer. Wir besahen die Ueberreste des Aphrodite-Tempels und die Dämme des Hafens, hinter denen einst die Aegineten den Athenern trotzten. An der Spitze des einen Molo liegt eine nur zu Schiffe zugängliche Nikolaoskapelle. Es war unter dem harmlosen Inselvölkchen ganz behaglich, und unser Philosoph meinte, hierher müsse man sich aus dem bunten Leben zurückziehen, um in stillem Frieden seine Tage zu beschließen. Die Schaluppe holte uns zum Schiffe ab. Wir wurden daselbst auf das stattlichste bewirthet und glitten in der herrlichsten Mondnacht über die See hin, bis uns der Piräus in seinen Armen aufnahm. Unter dem Glanze bengalischer Flammen, die das Schiff bekränzten, wurden wir entlassen. Die Officiere wie die Mannschaften machten einen vortrefflichen Eindruck, und die ganze Exkursion war in der That ein vorzüglicher Beweis öffentlicher Gastfreundschaft.

An Bord des „Syros", 27. April 1874.

Gestern Abend kamen wir erst um 10 Uhr auf der Rhede von Patras an. Kaum hatten wir Anker geworfen, so meldete sich ein Matrose des vor Patras stationirten Kanonenbootes und fragte, wann wir den anderen Tag fahren wollten. Auch der Sohn des deutschen Konsuls kam an Bord und besorgte uns eine große Barke. Wir bilden jetzt eine kleine Kolonie. Wir haben einen Feldmesser

aus Dalmatien, einen Reisecourier in Fez und Fustanella, Namens Dimitrios Anemojannis, der in Olympia für Betten, Kost u. s. w. zu sorgen hat, und der hat wieder einen Koch in seinem Dienst. In Patras waren wir ganz gut logirt und schliefen herrlich. Wie ich Morgens meine Fenster öffnete, lag der ganze Hafen im Morgenlicht vor mir mit den Bergen Aetoliens im Hintergrunde. Zum Frühstück kam Konsul Hamburger und ein Bauunternehmer, mit dem wir wegen des Baues eines Hauses in Olympia unterhandeln mußten. Dann machten wir noch Einkäufe für die Wildniß, in die wir uns begeben, und Punkt 9 Uhr holte uns die Barke an Bord des Kriegsschiffes, das für diese Woche uns zur Verfügung gestellt ist. Ich muß gestehen, daß wir in dieser Beziehung mit einer Zuvorkommenheit behandelt sind, welche Alles überbietet, was wir zu hoffen berechtigt waren. Der Kapitän begrüßte uns auf seinem sehr sauberen Schiffe und stellte uns seine Kajüte zur Verfügung, wo wir ihn zum Frühstück einluden. Es war eine köstliche Fahrt um Kap Glarenka herum. Dann wurde die See bewegter, weil die Strömung von Kephallenia in den Kanal von Zante hineindrängt. Dann wurde es wieder ganz still. Dabei ist die Luft sehr frisch, und man erholt sich hier köstlich von dem Staub und der Hitze der Hauptstadt. Die Fahrt ist übrigens beinahe noch einmal so lang, als wir gedacht hatten. Wir kamen erst um 1/2 8 in dem Hafen von Katakolo an, wohin wir uns schon zu 4 Uhr Pferde von Pyrgos bestellt hatten. Wir werden also erst spät in Pyrgos ankommen, von wo wir morgen früh Olympia erreichen werden. Das Schiff bleibt in Katakolo und wartet auf uns, um uns Ende der Woche in Zante abzusetzen. Unser Kapitän ist ein alter Hydriot, ein schlichter, biederer Mann, die Mannschaft ist in bester Ordnung. Wenn man vor den Griechen Respekt haben will, muß man sie auf ihren Kriegsschiffen sehen.

Druwa bei Olympia, 29. April 1874.

Gestern Mittag kamen wir mit einer Karawane von zwölf Pferden hier an. Druwa ist ein Dorf, das erst vor 30 Jahren sich hier angesiedelt hat auf einer Höhe über dem Alpheiosthale. Man sieht von hier das ganze Alpheiosthal. Auf steilen Wegen steigt man hinunter. Gestern Nachmittag haben wir zum ersten Male die Gegend durchmustert, heute den ganzen Tag unten gearbeitet. Die ganze Gegend ist in Aufregung und erwartet eine neue Aera

des Ruhmes und Wohlstandes. Wir lassen einige Gräben ziehen und zur Probe kleine Grabungen machen.

Heute haben wir Sturm und Regen, ein ächt deutsches Aprilwetter, welches zu der Landschaft, die an Thüringen erinnert, vortrefflich paßt.

Corfu, 5. Mai 1874.

Am Sonnabend um 12 Uhr setzte sich in strömendem Regen unsere Karawane in Bewegung, eine Ehrenwache holte uns aus Pyrgos ab, ein Reiter von Druwa begleitete uns, die Kosten für dies Ehrengeleite finden wir aber nachher immer auf unseren Rechnungen. Am Sonntag fuhren wir nach dem Hafen Katakolo, wo unser Kanonenboot auf uns wartete. Wir fuhren in drei Stunden nach Zante. In Zante besuchten wir die nächste Umgegend der Stadt, besahen eine Antikensammlung, sahen auf dem Markte eine Volksbelustigung an, die sogenannte Tombola, eine Lotterie nach italienischem Muster, dann fuhren wir auf unseren „Syros" zurück, speisten dort mit den liebenswürdigen Officieren und schliefen auf dem Schiffe. Morgens um 5 Uhr kam der hellenische Postdampfer von Patras. Nun nahmen wir Abschied von unseren Officieren und entließen unser Gefolge, das wir für Olympia mitgenommen hatten. Um 11 Uhr ankerten wir in Corfu.

Neapel, 10. Mai 1874.

Welch ein Wetter! Den dritten Tag in Neapel und noch Nichts vom Vesuv gesehen! Diese Nacht pfiff mir der Sturm ins Bett um die Ohren, und heute früh trieft es wieder ganz munter.

Vorgestern gingen wir in Pompeji mit unseren Regenschirmen durch die sauberen Straßen. Die Trottoirs und Schrittsteine, die über den Damm gehen, leisteten die besten Dienste, und wenn es zu toll wurde, traten wir bei Cornelius Rufus oder einem anderen wackeren Bürger ein, der uns alle seine Räume öffnete. Ein Haus, welches ausnahmsweise seine Decke behalten hat, hat der treffliche Fiorelli wiederherstellen lassen. Die verkohlten Balken sind durch neue ersetzt, und ein kleines Erkerzimmer im oberen Stockwerk ist hergestellt, wo die gute Hausfrau wohnte, während der Mann unten das Verkaufsmagazin besorgte. Wir musterten die neu aufgegrabenen Theile, die Hauptstraße mit ihren eleganten Häusern, das Geheimrathsviertel von Pompeji, und die Nebenstraßen mit

ihren unglaublich kleinen Löchern. Aber auch hier welcher Komfort! Immer ein kleiner Springbrunnen im Hofe und dabei fünf wohlerhaltene Hähne zur Vertheilung des Wassers in alle Stuben. Ein großes Bad ist neu entdeckt mit allen Einrichtungen für warme und kalte Bäder. Alle Nischen sind erhalten, die bestimmt waren, in zweckmäßiger Höhe und Größe, zur Ablegung der Kleider zu dienen. Die Frauenbäder waren aber, in einer sehr wenig galanten Weise, gegen die der anderen Seite sehr vernachlässigt. Die reizendsten Wandgemälde gehen dort rettungslos zu Grunde. Man hat deren so viel in Neapel, daß man gar nicht darauf achtet. Man kann im Museum von dem Kopf der Medea und den Augen der Juno gar nicht loskommen.

Von Pompeji kamen wir nach Salerno. Dort sahen wir das Grab Gregors VII., der hier endlich Ruhe fand, und die herrlichen Arbeiten aus der Zeit des Robert Guiscard. Bei Fackellicht besahen wir die Reliefs am Altare, die römischen Sarkophage, die Mosaiken, die Bronzethüre aus Konstantinopel mit Figuren in Silber.

Das Meer stürmte wild an die Felsufer von Salerno, wo wir den anderen Tag um 6 Uhr den Wagen bestiegen, in Decken eingehüllt, um die Küste entlang nach Süden zu fahren, nach der Stadt des Poseidon, wo einst die Rosen zweimal im Jahre blühten. Jetzt ragen drei mächtige dorische Tempel aus der sumpfigen Wildniß, welche ein salziger Bach, wie ihn Poseidon liebte, durchfließt. Hinten erhebt sich die steile Wand der samnitischen Berge, über welche die Landstraße nach der Mutterstadt Sybaris führte, vorn das weite, jetzt hafenlose Meer, einst eine der besuchtesten Rheden der Welt. Gerade wie wir uns näherten, brach die Sonne durch und bestrahlte die gigantischen Trümmer, welche dem vorzüglichen Travertingestein ihre wunderbare Erhaltung danken. Es sieht Alles etwas bäuerisch aus, wenn man von den Marmortempeln Athens kommt, aber der Eindruck des Wuchtigen, des strengen, männlichen Ernstes ist hier noch größer. Ich habe viel an den Tempeln gelernt, und ein hervorragender Platz der alten Geschichte ist mir zum ersten Male deutlich geworden. Um 3 Uhr verließen wir den Platz, wo jetzt nur Kunstfreunde und Büffel mit Vorliebe weiden, und jagten der nächsten Eisenbahnstation, Battapaglia, zu. Von dort kamen wir über Salerno gestern Abend heim, um uns an einem späten Mittagsmahl und herrlichem Falerner

von den Anstrengungen und der Kälte eines neapolitanischen Maitages zu erholen.

An den Bruder

Berlin, 17. Juni 1874.

Heute schöpfe ich etwas freier Athem, seit die mit Zeichnungen ausgestattete Denkschrift über Olympia nebst Kostenanschlag fertig geworden ist. Sie geht nun an den Bundesrath, und es ist noch meine Absicht, im Oktober die Ausgrabungen anfangen zu lassen. Mit dem zweiten Bande der griechischen Geschichte bin ich jetzt bis in die Mitte gekommen. Endlich wird zum ersten Male, mit einem Gesammtregister versehen, das ganze Buch, so Gott will, zum Herbst fertig, mein armes, viel gescholtenes Buch, von dem ich aber doch schwach genug bin, zu glauben, daß es eine gute Aussaat ist, die weithin ihre Früchte trägt.

Ich habe in Athen farbige Terrakotten gekauft, die Alles übertreffen, was wir von anmuthigen Werken aus dem griechischen Alterthum besitzen, so frisch und unverletzt, als wenn sie eben aus dem Atelier kämen. Die stillen Räume des Museums sind meine tägliche Freude.

Jetzt suche ich meine Abhandlung über den Wappengebrauch und Wappenstil*) bei den Griechen fertig zu machen, für die ich lange gesammelt habe. Es knüpft sich dies auch an eine Arbeit von Brandis an, der auf gewissen Münzzeichen griechischer Städte Privatwappen nachgewiesen hat, die, wo sie vorkommen, auf aristokratische Institutionen schließen lassen und so auch ein geschichtliches Interesse darbieten. Meine periegetischen Morgenvorträge im Museum, die ich im Sommer zu halten pflege, schlagen mehr und mehr an. Es ist eigentlich die einzige Art, dem banausischen Brodstudium der Philologen etwas entgegenzuwirken.

An Clara Curtius.

Chiusi, 25. September 1874.**)

Gestern um 4 Uhr fuhr ich nach Orvieto, wo wir um 10 Uhr ankamen. Heute früh um 6 Uhr war ich schon mit den ersten Meßbesuchern im Dom und brachte dort zwei unvergleichliche

*) In den Abhandlungen der K. A. d. W. Phil.-hist. Klasse 1874, S. 179.

**) Von einer im Interesse des Museums unternommenen Reise, zur Bestellung von Gypsabgüssen in den Museen kleinerer italienischer Städte.

Stunden zu. Die Kapelle, von Signorelli und Fra Angelico ausgemalt, ist etwas Einziges und geht mir in vieler Beziehung noch über die Sistina. Alles vortrefflich erhalten, Alles aus einem Gusse, großartig gedacht, kühn und klar dargestellt. Die Zeichen des nahenden Gerichts, die Plagen und Aengste des Menschengeschlechts, die Erscheinung des Antichrists, die Auferstehung der Gerechten und der Verdammten, der Sturz des Antichrists, die Verklärung der Seligen — dabei immer die Hinweisung auf die große, göttliche Weltordnung durch Sibyllen und Propheten, und unten auch die Dichter des Alterthums, von Scenen ihrer Werke umgeben, auch sie in Beziehung zu den letzten Tagen, namentlich Hesiodos begierig hinaufschauend zu den Dingen, die sich oben begeben. Was waren das für Menschen, die solche Gedanken (die Michel Angelo nachher aufgenommen) denken und ausführen konnten! Die großen dramatischen Scenen von Signorelli und oben auf Goldgrund die seligen Friedensgestalten von Fiesole! Ich habe nie etwas Ergreifenderes gesehen als die Verklärung der Seligen, wo die Engel kommen und den langgequälten Menschenkindern die Stirn streicheln und sie hinaufgeleiten in die ewige Harmonie!

Um 8 Uhr hatte ich mir einen Wagen bestellt, um die neu entdeckten Grotten auf dem gegenüberliegenden Berge zu sehen, und lernte bei dieser Gelegenheit die ganze Umgegend dieser wunderbaren Stadt kennen, die wie eine große Akropolis auf einem einsamen Tuffhügel liegt. Um 2 Uhr kam ich in Chiusi an. Ich besuchte das Museum, dann das unterirdische Labyrinth der Stadt, die alte Burg, von der man den See von Clusium und den Trasimenus sehen kann, sah mehrere Sammlungen und umwanderte im Mondschein die etruskischen Mauern der alten Königsstadt des Porsenna.

La Spezia, 27. September 1874.

Am Sonnabend Morgen machte ich mit dem besten der scavatori von Chiusi einen Rundgang um die alte Stadt. Einzelne Berge sind ganz ausgehöhlt und enthalten in drei Ringen über einander Reihen von Gräbern, in denen sich noch der alte Stuck mit den Gemälden vortrefflich erhalten hat. Eines gilt für das Familiengrab des Porsenna. Eines heißt das „Sepolcro della scimia", weil ein affenartiges Thier, das Sinnbild des bösen Geistes, an eine

Kette gebunden zu sehen ist. Auch die Stadt selbst ist von unterirdischen Gängen durchzogen, die ein Labyrinth bilden und jetzt den Bürgern als Keller dienen, in denen sie ihre geschlachteten Thiere aufhängen, mit denen der herumtappende Antiquarius oft in unangenehme Berührung kommt.

Um 1/2 5 Uhr war ich in Siena, wo ich noch in der Werkstätte des Domes die Antiken sah, namentlich die drei Grazien, die Raphael nachgeahmt hat. Gestern Morgen fuhr ich in der Richtung auf Florenz bis Poggibonsi. Dort nahm ich einen Einspänner und fuhr in vier Stunden nach Volterra, einer der ältesten und größten der etruskischen zwölf Städte, 1600 Fuß über dem Meere. Da wohnen noch heute innerhalb der alt-etruskischen Mauern die Volterraner in engen Straßen und Höfen und kastellartigen Häusern zusammen, eine kräftige, schöne Bürgergemeinde, stolz auf ihren alten Ruhm und auf ihre frische Bergluft. Die einheimischen Patricier, die einst den Freistaat regierten, suchen jetzt ihren Ruhm darin, die Alterthümer der Stadt zu beschreiben, Ausgrabungen zu machen und das Museum zu beschenken. Es ist außerordentlich reich und merkwürdig. Ein großes Familiengrab ist auf Veranstaltung des trefflichen Inghirami mit seinem ganzen Inventar vollständig erhalten, 42 Aschenurnen in zwei Reihen über einander mit lauter Reliefs aus der griechischen Heldensage. Die Gräber selbst, in Tuff ausgehauen, haben keine Gemälde, auch keine griechischen Vasen. Bei Mondschein betrachteten wir noch die ungeheueren etruskischen Mauern. Die ganze Bürgerschaft wandelte auf den Terrassen der Bergstadt umher, von denen man das Meer weithin überblickt mit Corsica und Elba.

Heute früh mußte ich um 3 Uhr aufstehen, denn um 3 1/2 Uhr geht die diligenza nach Cecina hinunter, dem alten Hafenplatz der Volterraner, jetzt Eisenbahnstation auf der Maremmenbahn, welche Livorno und Civitavecchia verbindet. Mittags war ich zwei Stunden ganz still in dem unvergleichlichen Campo Santo von Pisa und in dem herrlichen Dom, dann bei furchtbarer Hitze weiter nach Massa Carrara und Spezia.

Mein Herz jubelte wie ein altes Griechenherz, als ich die herrliche Meeresbucht vor mir hatte. Von meiner Stube im Hôtel Milano übersehe ich die ganze Bucht, von Bergen und Vorgebirgen halbmondförmig eingeschlossen, ein Meerbusen wie der von Neapel, aber viel stiller, behaglicher. Ich nahm mir eine Barke und fuhr

zu einem der Bäder. Mein Barkenführer war ein prächtiger Mensch, mit dem ich gleich verabredete, morgen früh um 5 Uhr quer über die Bucht nach Porto Venere zu fahren und der Insel Palmaria. Ihr kennt doch mein Platensches Lieblingsgedicht? Der Ort ist aber auch für alte Geschichte sehr wichtig, wie mir hier erst deutlich geworden ist.

Es sind merkwürdig wenig Fremde hier. Ein wundervoll harmloses Leben! Alles plaudert mit einander, singt, spielt. Keiner scheint Sorgen zu haben oder Arbeit, die ihn quält. Dabei die Natur so wunderbar groß, die Luft so klar und still. Ich habe mir eigentlich vorgenommen, mich auf Naturgenuß gar nicht einzulassen, weil ich mich dann immer schäme, allein zu sein — aber zuweilen wird es Einem doch recht schwer, die schöne Gotteswelt nicht zu genießen.

La Spezia.

Denkst Du des Golfs, so stolz und prächtig,
Geschmieget in des Landes Schooß,
So traulich still und doch so mächtig,
So nah umgrenzt und doch so groß?

Um ihn die Höh'n mit sieben Buchten,
Im Hintergrund die Marmorwand,
Wohin Du siehst, in allen Schluchten
Da trieft von Wein und Oel das Land.

Hier lockt Dich Lericis Gestade
Mit seinen Grotten an der See,
Und dort mit seinem Klippenpfade
Das alte Porto Venere!

Auf glattem Spiegel fliegt behende
Von Ort zu Ort der leichte Kahn —
Und draußen, ohne Ziel und Ende,
Dehnt sich der weite Ocean.

Wer faßt es ganz? Wer mag es schildern,
Was hier sich an einander reiht,
Dies Wechselspiel von Bild und Bildern,
Die Fluth von Mannigfaltigkeit?

Und doch — die Luft am bunten Glanze
Ist's nicht, die Dich so tief durchdringt,
Die Harmonie ist's, die das Ganze
Aus Vielem hold zusammenschlingt,

Die Ruhe, die dem Golf beschieden,
Des klare Fluth kein Sturm erregt,
Ja, dieser sel'ge Gottesfrieden,
Der über Land und Meer sich legt.

So sei das Leben eng umgrenzet,
Bewegt, doch in der Tiefe still
Von Liebessegen mild umkränzet,
So klein, so groß, wie Gott es will.

Doch jenseits dieser engen Schranken
Da dehnt sich über Raum und Zeit
Das Endziel unserer Gedanken,
Die Geisterwelt der Ewigkeit.

So sei es uns von Gott beschieden,
Daß, ist das Tagewerk gethan,
Auch unser Leben so in Frieden
Ausströmen kann zum Ocean.

An den Bruder.

Berlin, 13. December 1874.

... Eine schwere Sorge hat mir die Erkrankung von Professor Matz*) verursacht, der mein Kollege und Nachbar ist, und im Begriffe war, die Redaktion der archäologischen Zeitung zu übernehmen. Durch seine Nähe sowie durch meinen Assistenten Dr. Treu war meine Stellung hier außerordentlich viel angenehmer und leichter geworden, sodaß ich mit Sorge daran denke, den einen der treuen Genossen wieder entbehren zu sollen.

Der Vertrag über Olympia ist hier mit Glanz durchgegangen. Die ersten Anordnungen für die vorzunehmenden Bauten sind schon getroffen. Mit dem hiesigen Gesandten Rizo Rhangabé komme ich viel zusammen. Er studirt jetzt kyprisch und ist auch Mitglied unserer Graeca, in der wir Oedipus auf Kolonos lesen. An der Universität geht es im ganzen vorwärts, wenigstens gewinne ich mit meiner Kunstgeschichte an Boden. Im Museum wird jetzt mächtig angekauft.

An denselben.

19. Februar 1875.

Ich bin zum Abgeordneten unserer Universität nach Leyden**) bestimmt, wohin ich Sonnabend abreisen werde. Ich bin begierig, bei der Gelegenheit die Stadt Scaligers und Ruhnkens zu sehen.

*) Friedrich Matz, geboren 1843 in Lübeck, seit Sommer 1874 Professor in Berlin, † am 30. December 1874.

**) Jubiläum der Universität.

Kronprinz Friedrich Wilhelm.

16. März 1875.

Herzlichsten Dank, mein lieber Curtius, für die Uebersendung der 4. Auflage Ihrer griechischen Geschichte nebst den die Bücher begleitenden freundlichen Zeilen.

Alles, was aus Ihrer Feder stammt, ist mir willkommen, das wissen Sie, namentlich freut es mich aber, wenn eine Reihe von Auflagen desselben Werkes Zeugniß dafür gibt, daß Ihre wissenschaftlichen Leistungen die richtige Würdigung finden.

Was im besonderen nun die griechische Geschichte betrifft, so will ich Ihnen beichten, daß ich bei Nennung derselben niemals das Gefühl bösen Gewissens Ihnen gegenüber ganz verwinden kann. Grund dazu ist die Empfindung, daß ich während meiner Knabenjahre, gerade als Sie mich mit jenem Thema vertraut zu machen bestrebt waren, Ihnen besonders schwere Stunden bereitete! Ein Anderes ist es freilich, wenn Sie von dem klassisch Schönen und Erhabenen sprechen wollen, auf welches, und zwar Sie ganz allein, mich während meiner Jugendzeit aufmerksam zu machen verstanden. In der Erinnerung an jenen Theil griechischer Anleitung empfinde ich keine Bedrückung, ja im Gegentheil, nach meinen schwachen Kräften bin ich sogar bewußt, mit Ihnen einen Strang zu ziehen — möge es mir nur gelingen, behülflich zu werden, und mich ihrer Lehren würdig zu erweisen! In alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

1. Mai 1875.

Gott sei Dank, daß Du aus Berlin einen guten Eindruck heimgebracht hast. Man hat hier doch das Gefühl, daß Alles vorwärts geht. Ich lerne täglich mehr, mich des Guten zu freuen, das das Leben bietet, ohne mich durch die vielen Unvollkommenheiten stören zu lassen. Meine Vorlesungen sind diesmal trotz des Sommers besser im Gange als früher. Die ideale Sphäre, in welche mich das Museum versetzt, empfinde ich täglich als ein Glück, und meine kleinen Arbeiten erfreuen mich, weil ich dabei selbst an Erkenntniß wachse und in stiller Hoffnung lebe, daß die Anschauungen griechischer Geistesgeschichte, die sich mir bilden, allmählich doch sich

Bahn brechen werden, wenn auch viel Abneigung gegen das Verständniß geschichtlicher Zusammenhänge bei den Philologen vorhanden ist, deren Mehrzahl Mikrologen sind.

An denselben.

Chateau d'Oex, 12. September 1875.

Ich hatte viel schöne Muße. Am Achensee habe ich einen Aufsatz über die griechische Kunst in Indien im Dienste des Buddhismus*) redigirt und hier für die „International Review" in Amerika auf Wunsch der Redaktion einen Aufsatz über Olympia geschrieben. Jetzt suche ich eine Arbeit abzurunden, welche ich am 12. Oktober in der Akademie vortragen muß, über die Plastik der Griechen an Brunnen und Quellen.**) Ich hoffe, daß mir das noch gelingt, trotz aller Reiseunruhe, die noch zu bestehen ist.

An denselben.

29. December 1875.

Es ist ein unaussprechliches Glück für mich, daß so früh die Funde auf dem Boden beginnen,***) dessen Ausbeutung ich seit einem Menschenalter als unabweisliche Pflicht gefordert hatte. Jetzt sind alle Sorgen geschwunden und alle Schwierigkeiten gehoben. Man sieht, daß nach dem durch Erdbeben herbeigeführten Tempelsturze die Marmorwerke liegen geblieben sind, wie sie fielen. Sie sind weder zu Kalk verbrannt noch verbaut und, ohne daß Menschen dazu gekommen sind, haben die Herbstregen ungestört die Erde der entwaldeten Höhen heruntergespült und damit die Trümmer in einen Mantel gehüllt, dessen 12—15 Fuß dicke Masse wir jetzt zuerst gelüftet haben. Der letzte Brief vom 16. brachte schon Meldung von Skulpturenfunden, wie die Skizze eines prachtvollen Torso. Dann am 20. der Fund der messenischen Nike des Paionios, das erste urkundlich bezeugte Werk eines Meisters des 5. Jahrhunderts, und am 24. schon die ersten Giebelstatuen von der Ost- und Westseite. Ueber den Fund des 20. kann ich schon Sonntag den näheren Bericht haben.

Wenn man die Nike und den Kladeos sofort erkannte, kann die

*) Gesammelte Abhandlungen Bd. II, S. 235.
**) Abh. der A. d. W. Phil.-hist. Klasse 1876, Abth. 1, S. 139.
***) Die Ausgrabungen waren im Herbst 1875 begonnen worden.

Zerstörung, welche der Sturz verursachte, nicht so gar schlimm sein, und hoffentlich findet man die disjecta membra nach und nach zusammen.

Schon jetzt kann man sagen, daß seit der Auffindung von Herculanum keine ähnliche Epoche der Denkmälerkunde dagewesen ist, und hier handelt es sich um eine andere Kunstwelt als die vom Vesuv begrabene.

Der Kaiser ließ mich schon am 2. Weihnachtstage rufen, um ihm von allem Bericht zu erstatten, und zeigte die freudigste Theilnahme, wie sie mir auch von allen Seiten entgegenströmt.

So geht es in der Welt!

Das Glück wird immer als das größte Verdienst anerkannt; nach dem, was man durch stille, entsagungsvolle Arbeit zu Stande bringt, fragen Wenige.

An denselben.

21. Mai 1876.

... Mein Atlas von Athen ist in voller Ausarbeitung begriffen. Auch sind vom Ministerium Mk. 20000 bewilligt, um die Fortsetzung der Triangulation und Aufnahme von Attika zu ermöglichen. Das ist mir eine große Befriedigung. Wenn nur Griechenland ruhig bleibt, sodaß unsere Arbeiten an keiner Stelle gestört werden.

An denselben.

25. Juli 1876.

Meine Absicht ist, für den Winter Urlaub zu nehmen, um in Ruhe meine topographischen Arbeiten über Athen zu vollenden und zugleich Olympia selbst in die Hand zu nehmen. Natürlich hängt Alles von der politischen Lage des Orients ab.

An denselben.

Pyrgos, 27. December 1876.

Nachdem ich erst Mykene besucht hatte, fuhr ich am 14. über Patras hierher, wo mich Hirschfeld und die Architekten abholten. In der Altis wurde ich sehr festlich aufgenommen und von dem griechischen Kommissar feierlich angeredet. An demselben Tage wurden zwei sehr merkwürdige Köpfe gefunden, einer vom öst-

lichen und einer vom westlichen Giebel. Es war ein köstlicher Tag für mich.

... Ich wollte heute Abend schon zur See in Patras eintreffen, aber die See war für das Kanonenboot, das von Zante herüberkam, mich zu holen, zu bewegt, und so muß ich zu Pferde zwei Tagereisen nach Patras machen, um mich dort einzuschiffen und, so Gott will, Sonntag, den 31., in Athen bei den Meinigen zu sein. Das ist das Schlimmste in Griechenland, daß man so sehr von dem Wetter abhängig ist. Ist es gut, so ist das Reisen eine reine Freude, im umgekehrten Sinne eine starke Strapaze. Ich habe schon viele Stunden im Regen auf dem Pferde zubringen müssen.

An Clara Curtius.

Zum Geburtstag in Athen, 7. December 1876.

Hab' ich heute leere Hände,
Kann ich doch vor Dir besteh'n,
Denn ich bring' als Festesspende
Einen Winter in Athen.

Lange hab' ich wohl gesäumet,
Niemals schien es rechte Zeit,
Endlich ist, was kühn geträumet,
Eine volle Wirklichkeit.

Und wir wandeln nun zusammen
Wo ich, fern vom Vaterland,
Einst erglüht in Jugendflammen
Meine zweite Heimath fand.

Um uns her in ernstem Zuge
Zieh'n sich Berg' und Inseln hin,
Jedes Bild zu höherm Fluge
Wecket es den innern Sinn.

Hier, so ruft es uns entgegen,
Ist ein jeder Schritt geweiht,
Und es grüßen allerwegen
Geister der Vergangenheit.

Hier, hier können wir es ahnen,
Was der Mensch erreichen kann,
Wenn sein Geist auf lichten Bahnen,
Frei von winterlichem Bann,

In das hohe Reich des Schönen,
Das uns fern zu Häupten schwebt,
Kräftig sich kann eingewöhnen
Und sich heimisch eingelebt.

Und so segne Gott in Gnaden,
Der durch Meer und Sturmesweh'n
Uns geführt auf sichern Pfaden,
Diesen Winter in Athen!

Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Berlin, 21. Februar 1877.

Mein lieber Curtius! Sie haben mich durch Ihre freundlichen Zeilen aus Anlaß des glücklich bestandenen Abiturientenexamens meines ältesten Sohnes sehr erfreut, und danke ich Ihnen aufrichtig, daß Sie inmitten der Herrlichkeit, die Hellas Ihnen darbietet, auch der väterlichen Freuden Ihres ehemaligen Zöglings gedachten.

Lange hat mich Nichts so glücklich gemacht als die Nachricht, daß mein Sohn sich das Zeugniß der Reife als Gymnasiast erworben und nun gleich allen Söhnen von Gebildeten befähigt erscheint, seinen selbständigen Gang durchs Leben zu unternehmen. Möchte diese erste Leistung des Jünglings, der fortan mehr und mehr der väterlichen Gewalt entwächst, die erste Stufe zu einem würdigen Leben werden, das durch Pflichttreue und ächte hingebende Vaterlandsliebe sich auszeichnet und ihn als sittlich bewährten Mann erkennen läßt. Ich muß dabei an die Worte denken, welche Sie einst für die Uebersendung einer meiner letzten schriftlichen Aufsätze an meine Mutter aufsetzten, ehe ich der Schule im Hause entwuchs, und welche „wenn sich die ersten Blüthen zeigen am Baume, den wir treu gepflegt" anfingen, weil ich nun in der Lage bin, ein Gleiches an meiner eigenen Pflanze wahrzunehmen, obgleich Wilhelm leichter als ich lernte und es mit achtzehn Jahren viel weiter brachte, als ich in jenem Alter vermochte. Heinrich erlangte die Reife zur Obersekunda und somit die Eintrittsbefähigung für die Marine, deren Mitglied er Ende April wird, sodaß ich auf einmal zwei Söhne aus dem Hause gebe und fast gleichzeitig zwei Kinder, Charlotte und Heinrich, einsegnen lasse.

Mein mehrfach unterbrochener Brief läuft Gefahr, antiquirt zu werden, ich rechne aber auf Ihre Nachsicht, wenn ich den Schluß dieser Zeilen verschob. Mittlerweile theilten Sie uns im Norden Weilenden wieder viel Erfreuliches über neue Ergebnisse Ihrer olympischen Forschungen mit, zu deren Ausgrabung ich herzlich Glück wünsche, denn jedes noch so geringe Bruchstück, welches Zeugniß für die zutreffenden Berechnungen unserer Archäologen gibt, heiße ich willkommen.

Von hier habe ich zunächst aus dem Museumsbereich Nichts zu erzählen, außer daß die Arbeiten zu einem zweiten Oberlichtsaal der Gemäldegallerie im Gange sind.

. . . Die Akademie der Künste sieht ihre Hoffnung auf einen Neubau auf der Museumsinsel völlig scheitern, weil die technische Baudeputation sich gegen die Orthschen schönen Pläne aussprach, auf Deutsch: weil kabalirt und intriguirt ward!

Im Reiche mehren sich die Anzeichen kühner, partikularistischer Sondergelüste, während der Orient sein Fragezeichen aufrecht erhält. Ich hoffe, wir kommen um die Kriegsgefahr herum. Denn

wenn auch Deutschland nicht an russisch-türkischen Kämpfen sich zu betheiligen hat, kann man doch nie wissen, ob ein entbrannter Kampf lokalisirt bleibt.

Sie sind der Quelle näher als wir, hören aber wohl weniger als die außerhalb der südöstlichen Halbinsel Europas Wohnenden, wofür wir Sie beneiden.

Möchte es Ihnen und den Ihrigen fortdauernd gut gehen und Sie Alle körperlich und geistig erfrischt und gestärkt in die Heimath zurückkehren.

Meine Frau grüßt Sie bestens, und ich bin in alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit

Ihr aufrichtig ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Athen, 4. März 1877.

Die gemeinsame Arbeit mit Kaupert*) ist für mich eine sehr genußreiche. Wir gehen gewöhnlich vor 10 Uhr schon ins Freie und rekognosciren das Terrain. An einem geeigneten Platze, meist im Freien, wird gefrühstückt und erst nach 5 Uhr in die Stadt zurückgekehrt, wo um 6 Uhr die Mahlzeit gehalten wird. Leider ist das Wetter in den letzten Tagen wieder sehr unfreundlich. Gestern haben wir sogar unseren ganzen Marsch im Schneegestöber gemacht, zusammen mit dem Hofgartendirektor Schmidt, der uns die ilisischen Wasserleitungen zeigen wollte. Heute, Sonntag früh, strahlt die Sonne wieder in voller Herrlichkeit, und ich hoffe, daß wir nun endlich vollen Frühling haben werden.

Mein Atlas von Athen schwillt allmählich zu einem ganz ansehnlichen Hefte an, das, so Gott will, im Sommer erscheinen soll. In Verbindung damit wird das Handbuch der Topographie und Alterthümer von Athen vorbereitet, in welchem ich alle meine attischen Studien zusammenfassen will.

An denselben.

Berlin, 9. Juni 1877.

Ich habe mich durch Hitze und Kälte glücklich durchgeschlagen und habe an dem Umgang mit Männern der Wissenschaft und

*) Johann August Kaupert, Geheimer Kriegsrath im Großen Generalstab, geboren den 9. Mai 1822 in Kassel, gestorben den 11. Februar 1899 in Berlin.

Kunst wie an der Freude am Verkehr mit der Jugend für vieles, das ich entbehre, reichen Ersatz gefunden. Wahrhaft überwältigend war mir der warme, festliche Empfang, der dem Heimkehrenden zu Theil wurde. Alle Räthe unseres Ministeriums nahmen daran Theil. In Bezug auf Olympia hat der Artikel vom Reichstag einen Umschwung hervorgebracht, so sind die Deutschen!

Sommer 1871.

Babelsberg.

An die Kaiserin Augusta nach einem Besuche auf Schloß Babelsberg.

Mit stiller Lust begrüß' ich wieder
Dein liebes Wald- und Wiesengrün:
Ich hör' im Busch die alten Lieder,
Ich sehe Deine Blumen blüh'n.

Und zwischen milden Hügelrücken
Dehnt sich wie sonst die blaue Fluth,
Mit ihren Kähnen, ihren Brücken,
So frisch bei voller Sommergluth.

Ich sah im Laub die Thürme ragen,
Weit herrschend über Flur und Land,
Und unten, wie in alten Tagen,
Das stille Haus am Havelstrand.

Im Zwinger tauscht nach alter Sitte
Das Reh mit seiner Herrin Gruß,
Es setzt der Pfau mit Feierschritte
Bis in den Saal den kecken Fuß.

Wohl eilt das Leben so geschwinde,
Wie auf dem Meer die Welle treibt,
Das feste Wort fliegt in die Winde,
Was ist's, das unser Eigen bleibt?

Hier denk' ich immer an das Eine,
Das keinem Wechsel unterliegt,
Das frei von allem eitlen Scheine
Im Kampf besteht und endlich siegt.

Die alte Huld ist stets die neue,
Ein reiner Ton, der nie verklingt,
Das ist das schöne Band der Treue,
Das Einst und Jetzt zusammenschlingt.

An den Bruder.

Harzburg, 21. September 1877.

Gleich nach meiner Heimkehr wird die Aufstellung der Gypsabgüsse bewerkstelligt werden. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe, von der ich noch nicht weiß, ob sie gelingen wird. Aber sie muß versucht werden. Ich habe es durchgesetzt, daß der große Raum vor der Nordwand des Campo Santo am Dom dazu hergegeben wird.

An denselben.

Berlin, 7. Oktober 1877.

Ich hatte acht herrliche Tage am Rhein. Das Getümmel*) war so groß, daß ich der Einzelnen nicht recht froh wurde. Mich erfreute das Wiedersehen mit vielen wackeren Männern, die sich mir als Schüler vorstellten, und ich hatte in der That von dem Treiben und Streben der deutschen Gymnasiallehrer einen wohlthuenden Eindruck. Der Aufbau der olympischen Skulpturen macht viel Arbeit, aber auch große Freude.

An denselben.

25. Oktober 1877.

Wir haben jetzt ein ganzes kyprisches Museum aufgestellt. Ich bin seit 14 Tagen ganz davon in Anspruch genommen, die Olympia-Ausstellung fertig zu stellen. Morgen wird sie dem Publikum geöffnet.

Der Atlas von Athen ist nun auch fertig. Keines meiner Kinder hat mir so viel Freude gemacht. Zehn Jahre Arbeit stecken darin. Jetzt gehen drei Officiere nach Athen, um die Aufnahme der Ebene zu vollenden.

An denselben.

1. Januar 1878.

Wir erleben Beide, jeder in seiner Weise, daß gewisse Richtungen und Strömungen sich geltend machen, mit denen wir uns nicht mehr im Einklang fühlen. Darum ist aber das, was wir vertreten, nicht veraltet, und ich lege meinerseits frisch die Hand an das Werk, um mit stetiger Anstrengung das durchzuführen, wozu ich glaube, berufen zu sein. Es gilt jetzt durchaus für wahre Wissenschaft, Stoff zu sammeln, einzelne Fakta festzustellen, den

*) Bei der Philologen-Versammlung in Wiesbaden.

Blick auf lauter besondere Probleme zu beschränken, unbekümmert um den Zusammenhang der Dinge, welchen man mit heimlicher Freude preisgibt. Das ist ein gewisser materialistischer Zug in der Wissenschaft, dessen demoralisirender Einfluß nicht zu verkennen ist. Er raubt unseren Studien den Charakter der ächten Humanität. Ich halte es für meine Pflicht, so lange die Kraft vorhält, diesem aphoristischen Arbeiten gegenüber die ächte Synthesis zu vertreten, die immer vom Einzelnen zum Ganzen strebt. Das ist einmal meine Natur, und ich denke, dies Streben hat auch sein unveräußerliches Recht.

Die Photographie vom Praxiteles war unsere schönste Weihnachtsfreude. Sie ist leider nicht gut genug, um als solche verbreitet werden zu können, aber sie genügt, um die Originalität zweifellos zu erweisen, und insofern ist dieser Fund die Blüthe und Krone aller Funde in Olympia. Denn das Werk ist fortan das einzige bezeugte Werk eines der größten Meister des Alterthums, und zwar in einem seltenen Zustand der Erhaltung. Vorgestern legte ich das Bild dem Kaiser und der Kaiserin vor, die sich herzlich daran freuten.

An den Kronprinzen.

Mit der ersten Photographie des Hermes.

Mein Name war in aller Munde,
Wo man die Kunst in Ehren hält,
Doch ging nur eine dunkle Kunde
Von meinem Schaffen durch die Welt.

Die Formen, die mein Geist gefunden,
Die Schönheit, die mein Blick erfaßt,
Was ich erstrebte, war verschwunden,
Zu einem Schattenbild erblaßt.

Nun aber ist, was lang verloren,
Aus tiefer Grabesnacht befreit,
Mein Hermes stehet neugeboren
Vor Euch in Jugendherrlichkeit.

Nun seht Ihr, wie ich warmes Leben
In kalte Marmoradern trug,
Wie ich den Augen Licht gegeben,
Der Brust den tiefen Athemzug.

Und habt Ihr nun die Kunstgedanken
In meinem Marmor aufgespürt,
So tretet mit mir in die Schranken
Und zeigt, wie Ihr den Meißel führt.

So wirkt, was lang im Grab geborgen,
Neu glänzt des Lebens Sonne mir,
Und diesen Auferstehungsmorgen,
Dies neue Leben dank' ich Dir.

An den Bruder.

20. Mai 1878.

In Olympia schreiten die topographischen Entdeckungen sehr glücklich vorwärts, die zu Ende gehende dritte Campagne braucht sich nicht zu schämen, wenn auch große Skulpturenfunde und umfänglichere Inschriften schmerzlich vermißt werden.

Gestern hatten wir rechte Freude an dem „Prinzen von Homburg". Es ist gar nicht zu sagen, wie mächtig das Stück wirkt! Ein Stück ohne alle Intrigue, ohne alle Schlechtigkeiten und doch so spannend bis ans Ende für das größte Publikum.

An denselben.

Juli 1878.

. . . Gestern Abend war zum ersten Male wieder*) Theeabend bei der Großherzogin. Die Kaiserin dankte im Namen des Kaisers für die in der Akademie gesprochenen Worte. Der geringe Zuwachs an Kräften wird bemerkt und macht immer Sorge. Schön ist, wie Vater und Sohn jetzt einander so nahe stehen. Früher hatte Letzterer immer die Sorge, sich nur mit Nichts zu kompromittiren, ganz intakt zu bleiben, um mit voller Freiheit eintreten zu können. Jetzt steht er auf einmal mitten darin. Rührend ist zu sehen, wie jetzt die Familie zusammenhält. Die Tochter ließ vorgestern Tannenzweige aus ihrem Schwarzwalde kommen, um in die Krankenstube bessere Luft und frischen Waldhauch einzuführen. Wahnsinnig ist das Gebahren der Hochkonservativen, die Verlästerung Aller, die nur etwas nach Liberalismus schmecken, die Großherzogin war auch sehr unzufrieden damit. Der Kronprinz ist sehr ernst geworden, er machte aber einen sehr guten Eindruck.

*) Nach dem Attentat.

An denselben.

10. December 1878.

... Die Heimkehr*) ist über alles Erwarten glücklich von Statten gegangen. Gestern Abend war wieder ein kleiner Thee, und heute haben wir von Seiten der Universität und der Akademie gratulirt. Der Kaiser ist ganz wunderbar frisch und läßt im Gespräch auch keine Spur von Mattigkeit und Vergeßlichkeit erkennen. Gott sei Dank, ist auch der Empfang so gut gelungen wie denkbar. Meine Kollegien sind voller denn je, selbst ein abgelegenes Privatum, wie Quellenkunde der griechischen Geschichte.

An denselben.

9. April 1879.

Jetzt nimmt mich ganz die Vollendung des Atlas von Athen in Anspruch mit den unzähligen Kleinigkeiten, die dabei zu beobachten sind. Die treue Genossenschaft meines guten Kaupert ist mir eine wahre Freude, der bis dahin ganz in Militärkarten aufgegangen ist und sich der alten Topographie mit wahrem Enthusiasmus hingibt. Er ergänzt mein Können und Wissen in so vollkommener Weise, daß ich nie glücklicher gearbeitet habe. Das Werk soll ein Zeugniß ablegen, wie Generalstab und Akademie zusammen schaffen können. Der alte Moltke spricht auch immer davon, wenn ich ihm beim Kaiser begegne.

An denselben.

1. August 1879.

Der neue Grundriß von Olympia ist schon gezeichnet und macht einen sehr befriedigenden Eindruck. Die ganze Altis liegt vor Augen. Eine Reihe vorzüglicher Köpfe ist gefunden, einige Gestalten, wie die des Kladeos, sind jetzt vollständig lebendig geworden. Aber zur Wiederherstellung der Giebel fehlt leider noch viel, und es ist eine ungemein schwierige Aufgabe, die letzte Rate so zu verwenden, daß der Hauptzweck noch möglichst erreicht wird. Ich muß natürlich nächstes Frühjahr hin, um an Ort und Stelle das Facit zu ziehen von fünfjähriger Arbeit. Nach den Ferien gebe ich auf Wunsch von Hertz meine Vorträge über Olympia zusammen heraus und werde die Gelegenheit benutzen, über den jetzigen Stand des Unternehmens mich auszusprechen. Dann werde

*) Kaiser Wilhelms.

ich mich, so Gott will, ganz der Topographie von Attika hingeben. Das Buch möchte ich gern noch machen, weil ich das Gefühl habe, daß es so, wie ich es jetzt mit Hülfe von Kaupert machen kann, nicht leicht zu Stande kommen wird. Zum Feierabend kommt man nun einmal nicht, und warum soll man der Lust des Schaffens und Wirkens entsagen, solange Einem Gott die Kraft erhält?

An denselben.

Schönfels ob Zug, 26. August 1879.

Seit drei Tagen sitzen wir auf dem Zugerberg und schauen auf die Bergseen zu unseren Füßen und die Alpengipfel jenseits der Seen. Der Aufenthalt zeichnet sich dadurch aus, daß man neben Nah- und Fernsichten, wie sie der Rigi bietet, einen landschaftlich angenehmen Ort bewohnt mit Wäldern und vielen schönen Wegen.

Ich fördere nach Kräften den Druck des 2. Bandes meiner Geschichte, dessen Korrekturbogen wöchentlich in zwei Sendungen einlaufen. Andere kleinere Arbeiten bereite ich vor, namentlich stecke ich wieder in den mythologischen Dingen. . . . Wie kann man Sprache und Mythen in gleicher Weise behandeln! Der Bau der Sprache erhält sich bei den verwandten Völkern, und keine Kulturentwickelung vermag das überlieferte Material wesentlich umzuändern. Aber die religiösen Vorstellungen — wie entwickeln und verändern sie sich mit den verschiedenen Kulturstufen und unter den Einwirkungen des Auslandes! Von ihrer Sprache würden die Hellenen nie gesagt haben, daß sie dieselbe von anderen Völkern hätten, die Heimath ihrer Götter ist — mit Ausnahme des Zeus — immer ausländisch. Die olympischen Götter sind in ihren Persönlichkeiten Bilder der entwickelten Nationalität. Wie viel Stufen sind durchlaufen worden, bis der olympische Götterstaat fertig war! . . . In jedem Olympier steckt erstens ein Kern von Göttlichkeit, eine göttliche Substanz, die angebetet wurde, und zweitens eine bunte Hülle von poetischer Zuthat. Jeder Olympier ist einmal ein ganzer Gott gewesen, denn nur zu einem Gotte, der für allmächtig gehalten wird, können die Völker beten. Es gab in Thrakien Stämme, bei denen Hermes der einzige, der Hauptgott war. Die thrakischen Könige leiteten ihr Geschlecht von Hermes ab. Was hat dieser Urhermes, der die Erde und die Heerden fruchtbar macht, mit den Winden zu thun? Aus solchen elementaren

Kräften entstehen Dämonen wie die Boreaden, die Kentauren, ein Aiolos u. A., aber kein Olympier. Kein Gott ist seinem ursprünglichen Wesen nach ein Diener. Das sind Funktionen, welche dem verjüngten Hermes angedichtet sind, den man allmählich zu einem Ebenbilde des hellenischen Volkes in seinen Tugenden und Schwächen machte.

Die Leute haben meistens gar keine Vorstellung von dem, was Religion ist, von dem Unterschiede zwischen Religion und Poesie, von dem allmählichen Werden der Götter und der verhältnißmäßig späten Zeit, in welcher die Dodekarchie eingerichtet ist, deren System dazu führte, Jedem besondere Funktionen anzudichten. Wie spielt schon Homer mit den Götterpuppen und galt den ernsteren Hellenen für einen Verderber der väterlichen Religion.

An denselben.

Vevey, 21. September 1879.

. . . Es fällt mir nicht ein, das gemeinsame Erbtheil der arischen Völker auf Zeus zu beschränken. Der Nymphendienst ist uralt. Auch viel Natursymbolisches ist zweifellos. Aber das Natürliche ist nie die Substanz des Religiösen. Die Dichterphantasie macht die Olympier zu Spiegelbildern des Volkscharakters. Das Unterscheiden des religiösen Kernes und der poetischen Ausstattung ist die Hauptaufgabe der Wissenschaft.

An Heinrich Kruse.

Vevey, 23. September 1879.

Wir leben hier in der schönen Seelandschaft, in welcher Du einst, nach abgeschütteltem Schulmeisterstaube, Deine Freiheit wiederfandest und Deine Geistesflügel regtest. Alle Reize von Gebirge und Ebene, von Fels und Wasser, vom Süden mit seiner Vegetation, seinem Himmel und seinem Formenreichthum, und vom Norden mit seinen grünen Matten sind hier verbunden. Wir haben geschwelgt in der Fülle des Schönen und reißen uns mit Schmerzen los. Dazu kommen so viele Anregungen von Freunden und neuen Bekanntschaften neben der größten Stille, in der ich meine Arbeiten fortgeführt habe. Wir machen noch ein paar Besuche bei Freunden in Genf und Basel, und dann geht es heim an die Arbeit. Ach, so viel wartet auf mich!! Wie lange werden noch die Kräfte reichen! Dann werden auch zwei alte Freunde wieder zusammenkommen,

der eine mit Seesalz*) aufgefrischt, der andere mit Schweizer Bergluft, und werden sich wieder die Hand reichen, um in alter Treue mit einander weiter zu pilgern durch dieses bunte Menschenleben, so lange es Gott gewährt.

An den Bruder.

Berlin, 31. December 1879.

Pergamon ist jetzt in Aller Munde. Man schwelgt in dieser unabsehlichen Masse von Originalen und fühlt sich auf einmal London ebenbürtig. Ein ganzes Stück alter Kunstgeschichte ist neu erobert. Es ist nicht mehr der alte Glaube, nicht mehr die Poesie und das edle Maß in diesen Werken, es ist die Rhetorik der alexandrinischen Periode — aber es ist eine Kühnheit, eine Bravour der Technik, die man bewundern muß.

In Olympia geht leider der Anfang der Winter-Campagne fast immer unter Regenwetter zum größten Theile ganz verloren. Doch sind schon mehrere Giebelstatuen wesentlich ergänzt worden und die Untersuchung des Heratempels liefert für die Kunstgeschichte wichtige Resultate. Man kann hier an den verschiedenen Säulen die Entstehungsgeschichte des Tempels nachweisen, welcher der älteste Mittelpunkt des Kultus im Alpheiosthale war.

Du hast aus Band II meiner Geschichte vielleicht gesehen, daß ich stark daran gearbeitet habe. Das Zeitalter des Perikles hat doch hoffentlich an Deutlichkeit gewonnen.

An denselben.

2. Februar 1880.

Die kurze Fahrt**) hat mich recht erfrischt, nachdem sich zuletzt die Arbeiten etwas gehäuft hatten. Dazu kamen vielerlei Gemüthsbewegungen.

Der Reichskanzler hat plötzlich den Antrag auf einen Supplementar-Kredit von 90000 Mark, welcher schon angenommen war und dem Bundesrathe vorlag, kassirt. Nun haben wir Nichts und müssen im April—Mai abbrechen. Ich thue natürlich, was möglich ist. Aber auch der Kronprinz hat vergeblich bei Bismarck petitionirt: „Es sei sehr schwierig zu machen," während gar keine

*) Heinrich Kruse brauchte Seebäder auf Sylt.
**) Ein Ausflug nach Dresden.

Schwierigkeiten vorliegen. Es scheint ihm auf einmal eingefallen zu sein — angesichts der Pergamener — daß unser Vertrag ein zu ungünstiger sei und dergl. Nun hat in der That keiner der Räthe den Muth, mit ihm darüber zu sprechen. . . . Ich hoffe auf einige glückliche Funde. Jetzt hacken wir das Centrum der Altis auf und finden wunderbare alte Thonbilder der Hera u. s. w., aber das hilft uns nicht dem großen Publikum gegenüber. Ich denke Ende März mit Adler zu reisen und den April über in Olympia zu bleiben.

Am Donnerstag*) habe ich preußische und athenische Geschichte verglichen in einer so überfüllten Zuhörerschaft, daß die chinesische Gesandtschaft unter den Akademikern Platz nehmen mußte. Die Kaiserin saß vorne an und war von dem, was ich über Aristoteles' Staatsidee sagte, so überrascht, daß sie mich bat, ihr die Aristotelische Definition vom Staat in einem Excerpte mitzutheilen.

In Olympia sind jetzt so alte Hera-Idole gefunden, daß hier Hera von Aphrodite gar nicht zu unterscheiden ist. So zeigen jetzt auch die Denkmäler, daß die weiblichen Gottheiten ursprünglich Eines waren und nur allmählich durch Lokalisirung differenzirt und individualisiert sind. Wir haben jetzt auch aus Athen Athena-Bilder, welche noch durchaus keines der späteren Athena-Attribute haben. Es ist die himmlische, d. i. kosmische Gottheit, die von den semitischen Völkern herüber gekommen ist als weibliches Wesen zu dem arischen Manngotte Zeus.

An denselben.

12. März 1880.

Ich bin in angestrengter Anspannung und sehne mich nach der Ruhe des Waggons und Dampfschiffes. Der Kaiser hat, ohne daß ich ein Gesuch an ihn gerichtet, proprio motu entschieden, daß man Olympia nicht fallen lassen dürfe. Er hat am Ende noch 80000 Mark für dieses Jahr herausgeschlagen.

Aus der Festrede in der Universität am 22. März 1880.**)

In diesem Frühjahr geht die Frist zu Ende, welche das Deutsche Reich für die Durchforschung des Bodens von Olympia gesetzt hat,

*) In der öffentlichen Sitzung der Akademie vom 29. Januar 1880 zur Feier des Jahrestages Friedrichs II.: „Die Entwickelung des preußischen Staates nach den Analogien der griechischen Geschichte." Alterthum und Gegenwart Bd. II, S. 209.

**) Alterthum und Gegenwart Bd. II, S. 185.

und das große Werk, zu welchem der Kronprinz in Erinnerung einer jugendlichen Anregung den Anstoß gab, hat Kaiser Wilhelm nicht nur von Anfang mit lebendigstem Antheil begleitet, sondern er hat auch in diesen Tagen, da ein vorzeitiger Abbruch den Erfolg jahrelanger Arbeiten zu beeinträchtigen drohte, ohne von Bittgesuchen gedrängt zu werden, aus eigenster Selbstbestimmung beschlossen, das Werk nicht fallen zu lassen. Was im Namen des Staates begonnen ist, so dachte er in königlichem Sinne, muß auch mit deutscher Ausdauer einem würdigen Ziele entgegengeführt werden. Der sieggekrönte Fürst hat auch diese bescheidenen Erfolge für des Reiches Ehre nicht gering geschätzt. Seiner Spende verdanken wir es, daß die Kaiserfahne heute noch fröhlich auf dem deutschen Hause am Alpheios flattert, und daß wir, statt das Zeichen zum Rückzug zu geben, mit gesteigerten Kräften die Arbeit abschließen können.

An Clara Curtius.

Ostersonntag (28. März 1880) früh, an Bord des „Mars", Höhe von Durazzo.

Mir ist es wunderbar gut gegangen, und ich habe nur zu danken aus vollem Herzen. Auf glatter Spiegelfläche sind wir von Triest bis heute gefahren auf einem ausgezeichneten Schiffe in kleiner Gesellschaft. Wir sind aus der Adria heraus und schneiden jetzt die Linie, auf welcher die Römer von Brindisi nach Dyrrhachium übersetzten. Links erheben sich hinter den Küsteninseln die mächtigen Schneeberge des Pindos, des Gebirgskammes der griechischen Halbinsel. Von Stunde zu Stunde wird die Luft heiterer und wärmer. Um 4 Uhr kommen wir nach Corfu. . . .

An dieselbe.

Olympia, 3. April 1880.

Wir hatten von Zante eine herrliche Fahrt in offenem Segelschiff. In vier Stunden kamen wir nach Katakolo. Wir blieben die Nacht in Pyrgos. Gestern früh bei herrlichstem Wetter nach Olympia. Unterwegs empfingen uns die jungen Leute, in Olympia Treu und Frau nebst Mr. Newton. Charalampos stieg auf den Tisch und hielt eine Rede. 450 Arbeiter donnerten auf das Wohl

des Kaisers, das ich mit einem Dank und Hoch auf König Georg erwiderte.

Olympia, 22. April 1880.

Gott sei Dank ist Alles gut gegangen. Das Wetter ist herrlich, jeder Athemzug Wonne. Der Frühling zieht endlich ein. Die Platanenblätter und Feigenblätter kommen schüchtern heraus, der Ginster bedeckt die Höhen mit gelbem Schimmer, und auch die Oleanderblüthen melden sich an. Zartes Weinlaub grüßt auf allen Höhen, die überall urbar gemacht werden, und die immergrünen Pinien sehen so frisch aus, als ob sie eben herausgekommen wären.

Die altberühmte Rennbahn ist jetzt vor allem Anderen, was mein Interesse in Spannung hält. Es sind die Steine an Ort und Stelle wieder frei gelegt, von denen die Läufer ausliefen und wohin sie schweißbedeckt anlangten. Zwanzig in einer Reihe konnten zusammen laufen. Man sieht noch die Löcher, in denen die Pfeiler standen, welche die vier Fuß breiten Standplätze von einander trennten.

Heute machten wir einen Spaziergang in das Kladeosthal. Dr. Martin, der Arzt, der viel auf den Dörfern herumgeht, führte uns. Unterwegs begegnete uns ein Ehepaar mit einem kranken Kinde. Martin verordnete einen Trank. Dann führten uns die Leute in ihr Haus, ein verhältnißmäßig großes Haus, aber natürlich ohne Stuhl und Tisch. Einige bemalte Holzkisten und auf einander gehäufte, selbstgewirkte Teppiche, die zu einer künftigen Aussteuer dienen, waren der einzige Schmuck.

24. April 1880.

Ich richte mich so ein, daß ich Morgens nach dem Kaffee gleich hinabsteige, vor 7 Uhr, und dann um 11 Uhr hinaufreite. Nach dem Frühstück wird Siesta gehalten und dann geschrieben und gelesen, bis ich zwischen 3 und 4 Uhr von neuem hinuntersteige und mit Dunkelwerden wieder hinauf und immer zu Fuß. Unten gibt es immer neue Gegenstände zu beobachten, obgleich seit acht Tagen große Ebbe herrscht trotz der 500 Arbeiter. Freilich geht kein Tag verloren. Denn unser Grundriß von Olympia vervollständigt sich ununterbrochen. Ein kleiner Erdaltar fesselt jetzt meine Aufmerksamkeit. Er ist wenigstens ein Dutzend Mal mit einer dünnen Stuckschicht neu überzogen, und jede Schicht trägt an drei Seiten Blätterornament und auf der Vorderseite die

Dedikation an einen Heros. Da die Blätter Lorbeerblätter sind, so muß es der Altar eines Heros der Weissagung sein, und ich erkenne darin den Ahnherrn der Jamiden, Jamos. Wir ziehen nun eine Schicht nach der anderen ab. Heute kamen wir auf die vierte. Da waren die Blätter schon besser gemalt, und zwischen den Blättern war eine große Rose, die Grabesrose, die Ihr auf den attischen Grabsteinen kennt. Die Heroen wurden als Verstorbene angesehen und verehrt.

An dieselbe.

Patras, 9. Mai 1880.

So bin ich wieder hier, wo ich am 7. März 1837 zum ersten Mal griechischen Boden betreten habe. Donnerstag Abend fanden wir noch den Kopf der Hippodameia, und am Abend gaben uns die jungen Leute ein Zauberfest mit bunten Lampen in der Gartenlaube. Mein Herz ist voll von Freude und Dank. Die letzten Ausgrabungen waren an Einzelfunden nicht reich, aber ich habe die frohe Ueberzeugung gewonnen, daß wir würdig abschließen können. Dazu werden Zeit und Mittel noch ausreichen. Die jungen Leute haben Alle ihre volle Pflicht gethan, und wir können mit gerechtem Stolze auf das Geleistete sehen. Es wird von allen Sachverständigen in der ganzen Welt anerkannt werden als ein Werk, das den Deutschen Ehre macht und Licht schafft nach allen Seiten. Ich selbst habe in der täglichen Berührung mit den Alterthümern von Olympia viel gelernt und ganz neue Anschauungen gewonnen. Ich bin in stillem Herzen dankbar für das Gelingen unseres Werkes und weiß, daß ein reicher Segen darauf ruht, der sich immer mehr geltend machen wird. Mancher Lücken ungeachtet habe ich das sichere Gefühl, daß wir jetzt abschließen müßten, wenn wir auch noch Tausende haben könnten.

An den Bruder.

Berlin, 30. Mai 1880.

Gestern sah ich das Standbild von K. O. Müller vollendet im Atelier. Es soll in der Halle des Museums aufgestellt werden. Ich habe seinerzeit für die Aufstellung dieser Statue gewirkt. Ich denke, der Mann verdient es, wenn auch jetzt im ganzen mißgünstig über ihn geurtheilt wird. Die ideale Auffassung der klassischen Alterthumskunde repräsentirt er doch in seltener Weise.

Einen wahrhaft bedeutenden Eindruck macht die Feuerbach-Ausstellung. Man hat den Inhalt eines ganzen Künstlerlebens vor Augen, eines auf das Höchste gerichteten, wenn es auch nur in einzelnen Lichtblicken zu voller Schönheit entfaltet vorliegt.

An denselben.

19. Juni 1880.

Meinen alten Freund Strack*) vermisse ich schmerzlich, mit dem ich so viel in innigster Gemeinschaft geforscht und gearbeitet habe. Das sind meine schönsten Erinnerungen, wie ich mit ihm zusammen für den „Peloponnes" die alten Städte, Märkte und Tempel aufbaute.

Clara Curtius an Heinrich Kruse.

Berlin, 20. Juli 1880.

... Wir haben gestern eine kurze, aber köstliche Feier gehabt. Um 9 Uhr wurde in der herrlichen Vorhalle des Museums Otfried Müllers Standbild geweiht. Es war still auf dem Platze. Die Sonne leuchtete goldig durch die Säulen, und das weiße Marmorbild sah so ideal und hehr aus, als dürfe es gar nicht in Berlin stehen. Ernst sprach herrlich, so warm und ergriffen, denn dieser sein hochgestellter Lehrer vertritt die einzig wahre Richtung des Kunststudiums, die jetzt so oft herabgezogen wird, weil die Menschen nicht die geistige Kraft haben, ihr zu folgen. Ich hätte Sie herbeigewünscht.

Ernst Curtius an den Bruder.

Ragaz,**) 3. September 1880.

Das Bad ist sehr schön. Man liegt im strömenden Wasser und fühlt sich unmittelbar unter dem Einflusse einer heilsamen Naturkraft, deren Wirksamkeit sich dem lauernden Blicke der chemischen Analyse vollkommen entzieht. Nach manchen Regentagen ist es auch hier sonnenhell geworden, und wir wandern fleißig auf den waldigen Höhen, die das Rheinthal beherrschen.

*) Johann Heinrich Strack, Hofbaurath, Professor der Akademie der Künste, Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, gest. Juni 1880.

**) Wo nach einem Anfall von Podagra eine Kur gemacht wurde.

An denselben.

Berlin, 23. December 1880.

Wir rüsteten uns schon zum schleunigen Abmarsch aus Olympia, als unvermuthet eine hiesige Dame mir 20000 Mark in das Haus schickte, damit wir nicht von Geldmangel gedrängt und zu vorzeitigem Abschluß genöthigt wären. Jetzt können wir noch zwei Monate mit frischen Kräften arbeiten. Es kommen fast jeden Sonnabend neue Funde oder wissenschaftliche Ermittelungen zu Tage, die von großem Interesse sind. Die bauliche Einrichtung des inneren Zeustempels ist erst jetzt klar geworden.

An Jacob Bernays.

20. April 1881.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre treue Gesinnung! Es war mir, als wenn keine Wochen vergangen wären seit unserem letzten Beisammensein, und doch lagen Jahre dazwischen, und welche Jahre!

Das ganze Drama von Olympia hat sich seitdem abgespielt. Der Reiz der Neuheit der Ueberraschungen ist jetzt vorüber; es beginnt die ernstere, schwierigere Aufgabe, das Gewonnene zu verwerthen, den Schatz zu verarbeiten und auszumünzen. Noch ahnen nur Wenige, welche neuen Einblicke in die alte Kulturwelt geöffnet sind. Athen steigt in seiner Einzigartigkeit immer mehr, aber ein wichtiges Stück Athen lernen wir in der Altis kennen.

Daß meine Geschichte fünf sehr starke Auflagen erlebt hat und sich immer mehr auch bei den mißgünstigen Romanen Bahn bricht, ist ein Erfolg, den ich dankbar anerkenne und der mich dafür tröstet, daß die zünftigen Gelehrten naserümpfend an ihr vorübergehen. Denn der gute deutsche Gelehrte zuckt die Achseln, wenn ein Buch lesbar ist und dem Verfasser nicht die Schweißtropfen auf der Stirne perlen. Ich bin mir bewußt, keine Mühe gescheut zu haben, aber ich habe es für eine würdige Aufgabe gehalten, die Arbeit nicht zur Schau zu stellen. So ist doch einmal wieder ein Werk da, das alle wahrhaft Gebildeten von Anfang bis zu Ende durchlesen. Die stete Kluft zwischen Gelehrten und Laien ist ein arges Stück Barbarei.

Es ist mir eine wahre Freude gewesen, Sie so frisch und gesund zu sehen und Ihre Bibliothek in einer so glänzenden

Metamorphose. Ich hoffe jetzt öfters an den Rhein zu kommen, da ich in Olympia nicht mehr als Renner aufzutreten brauche. Ich werde mich bei Ihnen trösten über das mir entrückte Griechenland.

An den Bruder.

10. Mai 1881.

Ich bin jetzt damit beschäftigt, an die Ausarbeitung der Topographie von Athen Hand anzulegen. Ich habe das Gefühl, daß ich diese Arbeit, wenn es mir vergönnt ist, noch zu erledigen suchen muß. Der junge Dr. Milchhöfer ist mein Assistent dabei, er ist unter den Jüngeren der Einzige, der sich ernster mit Topographie beschäftigt hat.

An denselben.

Nach einem Aufenthalt in Blankenberghe.

Paris, Hôtel du Louvre, 20. September 1881.

Wir hatten an der See sehr wechselndes Wetter, aber der Aufenthalt hat uns doch sehr wohlgethan. Ich habe mich tapfer mit der Brandung herumgeschlagen. Wir sahen Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel. Antwerpen lernte ich erst jetzt kennen und erfreute mich aufrichtig an diesem norddeutschen Venedig, an seiner Kathedrale, seinem herrlichen Museum, wo man Rubens erst in seiner Größe kennen lernt, und an seinen Ueberresten des Mittelalters. Hier bin ich zum ersten Male in einem Monstrehôtel. Es interessirt mich, den ganzen Mechanismus kennen zu lernen. Es ist eine kleine Stadt für sich, und in unserer Stube kann ich bei so vollkommener Ruhe arbeiten, daß man in einem Kloster zu sein glaubt.

An Clara Curtius.

Mit einem Reliefbilde von Athen, am 7. December 1881.

Der Boden, den wir Beide lieben,
Athenas vielgeliebtes Land,
Ist tief in unsre Brust geschrieben,
Ein still verborgnes, theures Pfand.

Wohl ist's in nebelgraue Ferne
Jetzt weit von uns hinweggerückt;
Uns glänzen nicht die goldnen Sterne,
Nicht Berg und Meer, die uns entzückt.

Doch wie der Aar auf sicherm Flügel
Hoch über dem Gebirge schwebt,
Tief unter sich die duft'gen Hügel
Und was auf Erden lebt und webt,

So liegt auch hier zu Deinen Füßen
Das vielgeliebte Griechenland,
Und bringt zu Dir mit stillem Grüßen,
So oft Du naheſt, unverwandt.

An den Bruder.

Berlin, 23. December 1881.

Ich bin jetzt in der That ein rastlos geplagter Mann. Denn es kommt viel und Unliebsames zusammen, an der Universität*) wie in der Akademie und auf dem Museum. Das Parteitreiben ist wieder aufgewacht, der dumme Gegensatz von „Antisemiten" und ihren Gegnern ist in voller Blüthe.

Zweimal habe ich dem Kaiser über Olympia Vortrag halten müssen des Abends beim Thee. Das waren wirklich einzige Stunden wegen des gemüthlichen Eingehens des alten Herrn auf den Gegenstand. Ich muß jetzt wöchentlich wenigstens einmal des Abends da sein, da Kaiser und Kaiserin Beide sich schonen und nur mit ganz bekannten Personen zusammen zu seien lieben. So bin ich von früh bis spät Abends eigentlich nie meiner selbst Herr. Körperlich bekommt mir diese Unruhe ganz gut, aber ich empfinde oft eine tiefe Sehnsucht nach größerer Ruhe und Sammlung.

An denselben.

1. März 1882.

Du mußt dieses Jahr schon etwas Geduld mit uns haben und mir nicht zürnen, wenn ich seit Weihnachten nicht geschrieben habe. Jetzt ist das Schlimmste vorüber, und ich danke Gott, daß ich bis dahin glücklich durchgekommen bin. Es ist mir gelungen, allerlei Uebelstände unseres Universitätslebens einigermaßen zu mildern und manche innere Konflikte zu beseitigen. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Gegensätze der Parteien unter den Professoren viel erbitterter sind als in der Jugend, deren Wortführer sich vernünftig und versöhnlich gezeigt haben.

Vorigen Sonntag haben wir auch unser Rektoratsdiner glücklich abgemacht, an dem Goßler, Friedberg, Lucanus, Rhangabé, Krüger

*) Während des Rektorats.

und dreißig Kollegen Theil nahmen. Die Vorlesungen gehen zu Ende, und die Rede am 22. hat Weizsäcker für mich übernommen. Nun kann ich schon etwas freier aufathmen. Auch die Angelegenheiten von Olympia sind in gutem Gange. Unsere Eingabe wegen Herstellung des definitiven Werkes ist abgegangen und wird, von dem Unterrichtsministerium befürwortet, dem Reichskanzler unterbreitet. Unsere Karten und Pläne von Olympia erscheinen als besondere Ausgabe in nächster Zeit. Die plastische Rekonstruktion der Giebelfelder schreitet vorwärts.

An denselben.

17. Oktober 1882.

Hierbei ein Brief meines Zöglings, für den ich, ohne es Jemand zu sagen, in Gedanken meine letzte Rede*) komponirt habe.

Der Kronprinz.

Potsdam, 14. Oktober 1882.

Nur wer wie Sie, mein lieber Curtius, die Plagen und Leiden einer Prinzenerziehung mit allen dazu gehörigen Widerwärtigkeiten kennen lernen mußte, vermag die Stellung des Fürsten zu den Leistungen der Wissenschaft milde und zugleich anerkennend zu beurtheilen.

Deshalb war ich nicht wenig erbaut, aus Ihrer am 3. August gehaltenen Festrede die Anerkennung zu entnehmen, daß es für fürstliche Laien keine Kleinigkeit ist, den Anforderungen der Gelehrten gerecht zu werden, ihr Verdienst richtig zu würdigen und dementsprechend hülfreich und förderlich sein zu können.

Eine officielle Antwort geht an den Rektor ab, ich aber danke Ihnen auf diesem Wege nicht allein für die meinen Vorfahren gezollte Anerkennung, sondern auch dafür, daß Sie die Schöpfung meines Großvaters als den aus der Blüthe klassischer Vergangenheit stammenden nicht nachstehend bezeichneten.

Des Königs nicht leicht zu schildernde Persönlichkeit ließ in Zeiten der Noth das Walten großer Geister unter seinen Zeit-

*) „Der Beruf des Fürsten." Rede am 3. August 1882. Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 68.

genossen gewähren. Das einmal Geschaffene konnte späteren Strömungen standhaft widerstehen, welche heute kaum mehr beachtet werden. Somit blieb das Große und Gute erhalten und knüpfte sich fest an den Namen des Stifters.

Höher noch erachte ich die in ruhigen Zeiten aus eigenster Liebe zur Sache gethanen Schöpfungen, welche dem Zwecke zu dienen berufen sind.

Auf Wiedersehen in einigen Tagen; ich konnte aber mich nicht enthalten, unter dem unmittelbaren Eindruck des Durchlesens den Empfindungen Ausdruck zu geben, welche Ihre Rede hervorrief bei Ihrem unwandelbar, dankbar und treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Bruder.

Berlin, Januar 1883.

In der ersten Neujahrswoche mußte ich ein Versprechen erfüllen, das ich vor Zeiten gegeben habe. Ich fuhr Mittwoch nach Barmen, hielt dort einen Vortrag, bei dem ich die beiden Giebel von Olympia aufstellte, und am Freitag erklärte ich den Elberfeldern die Stadtgeschichte Athens an ihren Denkmälern. Ich habe in sehr merkwürdige Lebenskreise einen Einblick gethan, viel Freundlichkeit erfahren und die Freude gehabt, daß in beiden Städten sofort Männer sich fanden, welche die Abgüsse der Giebelstatuen für ihre Städte bestellten. Es herrscht dort ein ganz republikanisches Leben. Bürgersinn schafft Alles, und man geht nicht wie bei uns mit jeder Kleinigkeit an das Ministerium.

Ich habe jetzt die Ausarbeitung der Topographie von Athen begonnen. Gott gebe, daß ich das Werk noch ausführe!

An denselben.

18. Februar 1883.

Der Kronprinz, dem ich nur einen sehr bescheidenen Festgruß zugesandt hatte, ließ mich am 25.*) noch spät Abends zu sich bitten, wo er mich mit den Seinigen empfing und mir sagte, er habe den Tag nicht beschließen können, ohne mir die Hand zu geben. An demselben Tage erhielt ich einen Brief des Hofpianoforte-Fabrikanten Duysen, der sich (in so liebenswürdiger Weise, daß man

*) Silberne Hochzeit des Kronprinzen.

nicht ablehnen konnte) ausbat, mir ein Instrument verehren zu dürfen, da er an diesem Tage das Bedürfniß fühle, in irgend einer Weise seine Theilnahme an dem Feste bethätigen zu können.

An denselben.

10. Juni 1883.

Ich war in Lübeck und Hamburg. Es that mir wohl, die Pfingsttage im brüderlichen Hause zuzubringen und alle Bilder der Vergangenheit wieder einmal auf mich einwirken zu lassen. Es waren die ersten Frühlingstage, und wir erfreuten uns wieder zusammen an Travemündes Wellenschlag und an dem Waldesrauschen von Israelsdorf und Schwartau.

Hier theilt sich meine wissenschaftliche Arbeit zwischen Olympia und Athen. Die glücklich fortschreitende Restaurationsarbeit des Giebels gewährt mir eine große Befriedigung. Das abschließende Gesammtwerk wird nun organisirt.

An Heinrich Kruse.

Sommer 1883.

... Es arbeitet sich schlecht bei der unaufhörlichen Hitze, und doch muß ich, so gut es geht, von Morgen bis Abend mein Metier treiben. Es kommt mir zuweilen eine Lust, Feierabend zu machen und den Rest der Erdentage dem eigenen Genius zu leben. Aber wer weiß, ob es gut ist? Der Mensch weiß ja niemals, was ihm frommt, und so lange die Jugend kommt, darf man sich ihr doch nicht selbstsüchtig entziehen.

An den Bruder.

September 1883.*)

Es waren drei schöne Wochen, die wir am Oeresunde in Wald- und Uferlandschaft zubrachten. Ich machte schöne Streifzüge nach Frederiksborg und Frederiksborg sowie am Ufer des Sundes. Der 86jährige Madvig, den ich dort im Kreise der Seinen fand, ist ein großartiger Mann von unerschütterter Kraft, wenn auch sein Auge geschwächt ist. In Kopenhagen wurde ich durch den Direktor der Kunstakademie, Melbahl, sehr freundlich empfangen. Er führte mich nach Carlsberg zu dem reichen Bierbrauer Jacobsen, welcher

*) Nach einem Aufenthalte in Hellebaek bei Kopenhagen.

der Kunstmäcen in Dänemark ist. Er hat in seiner Villa einen glasbedeckten Hof mit lauter Originalskulpturen aus Marmor, darunter auch einige Antiken von erstem Range. Nicht ohne Bewunderung habe ich die Energie der Männer kennen gelernt, welche unter den ungünstigsten Verhältnissen die idealsten Bestrebungen durchführen, und auf das dankbarste mußte ich die Gastfreundschaft anerkennen, die mir erwiesen wurde.

An denselben.

22. December 1883.

Vielleicht hast Du nicht ungern gelesen, was ich über Böckh und Otfried Müller in den Herbstferien geschrieben habe.*) Ein solcher stetiger Gedankenaustausch zwischen zwei so verschieden gearteten Männern ist doch sehr merkwürdig und für die jetzige Generation beschämend.

Am Winckelmannstage entwickelte ich in meinem Festvortrage, wie das stille Eleusis die Ergänzung von Athen gewesen sei, ein kleiner, ganz alterthümlicher Geschlechterstaat, in dessen Heiligthümern eine innerliche Religiosität ihre Nahrung fand, wie sie sich in neu aufgefundenen Inschriften bezeugt, ein merkwürdiger Gegensatz gegen den zerfahrenen Polytheismus. Und nun die Anwendung, die Perikles von den eleusinischen Heiligthümern macht! Diese Urkunde wirft ein ganz neues Licht auf seine Politik. Ich habe Wochen lang ganz in Eleusis gelebt.**) Die Vorlesungen machen mir rechte Freude. Dreimal wird in diesem Semester die griechische Kunstgeschichte gelesen, und doch habe ich nie so viel Studenten gehabt. Es ist jetzt ein Zug zu den Alterthümern.

An denselben.

Baden-Baden, 16. April 1884.

Urplötzlich brach die Gürtelrose bei mir aus, welche sehr gelinde auftrat, aber doch beschwerlich war, zumal da gleichzeitig die Sitzungen der Centraldirektion des archäologischen Instituts meine Anwesenheit verlangten. Nun sitze ich hier am Abhange des Schwarzwaldes, da der Arzt eine Zeit der Erholung wünschte und auch die hiesigen Bäder für günstig hielt, um die Unbequemlichkeiten zu beseitigen, welche sich an die Rose anschließen.

*) Alterthum und Gegenwart. Bd. III, S. 156.

**) Denselben Gegenstand behandelte die Rede am 22. März 1884: Athen und Eleusis. Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 110.

Emanuel Geibels Tod hat mich natürlich tief ergriffen. Ich wäre gern nach Lübeck gegangen, aber der Arzt verbot es entschieden. Die allgemeine Theilnahme hat mich überrascht und erfreut. Es ist ein Zeugniß des idealen Zuges, der noch im Volke ist. Es lebte das Bewußtsein davon wieder auf, was ein Dichter seinem Volke sein kann, und wenn Geibel dies auch nicht im vollsten und höchsten Sinne gewesen ist, so ist doch seine Popularität so groß, so ungetrübt und unbestritten, wie bei keinem anderen der lebenden Poeten. Seine Poesie ist doch mit dem Besten, was im deutschen Volke lebt, mit Religion und Vaterlandsliebe, verschmolzen, und er hat seine Gaben niemals herabgewürdigt, den Moderichtungen der Gegenwart zu fröhnen. Ich habe, da ich ihn mehr als Andere von Kindheit auf beobachten konnte, höhere Ansprüche an ihn gestellt als Andere, ja als er selbst. Ich hatte immer das Gefühl, daß er noch Höheres hätte leisten können. Denn er hatte bei aller Lebendigkeit und Tiefe des Gemüthes doch eine große Bequemlichkeit und ein gewisses Phlegma. Er bewegte sich gern in den Geleisen, die ihm geläufig waren, und scheute solche Ermannung, wie sie z. B. die Vollendung der Albigenser erfordert hätte — aber wer will da richten! Das Uebermaß von Muße ist ihm schädlich geworden, und dann hat ja auch frühzeitig ein Keim von Krankheit in ihm gelegen, welcher die Frische seiner Produktion beeinträchtigte.

Ein geborener Dichter ist er gewesen, und auch auf seinem Ende hat noch ein Segen geruht, in der tiefen Trauer, die so aus innerem Zuge die Besten des Volkes an seinem Grabe vereinigt.

Der Kronprinz.

Berlin, 25. April 1884.

Mein lieber Curtius! An demselben Tage, an welchem Sie Berlin verließen und mir Ihre Abreise durch einen freundlichen Brief mittheilten, war es meine Absicht gewesen, Sie aufzusuchen, um tief bewegt, wie ich durch Geibels Heimgang gestimmt bin, über diesen Verlust zu reden. Meine aufrichtige Verehrung für unseren ächten deutschen, patriotischen Dichter kennen Sie seit vielen Jahrzehnten, verdanke ich doch gerade Ihnen die Bekanntschaft mit dem theuren Manne, deshalb wissen Sie auch, daß ich seinen Tod von ganzem Herzen beklage.

Meinem Geschmack nach haben Wenige gleich ihm es ver-

ſtanden, das Harren, die ſehnliche Erwartung deſſen, was 1870/71 uns brachte, in dichteriſche Weiſen zu faſſen. Vollends aber gebührt ihm der Ruhm, als ächter Herold des Reiches die Wiederherſtellung deſſelben und des Kaiſerthums würdig beſungen zu haben. Geibels Dichtungen waren ſtets meine Begleiter, ſeitdem Sie mich mit denſelben vertraut machten. Jetzt aber, wo im vorgerückten Alter ich gern zurückſchaue auf Zeiten, die harmloſe und freudige Stunden enthielten, wird die Erinnerung an den Dichter, der ſogar unſeren Jugendkreis anzuregen nicht ſcheute, mir von beſonderem Werth zeitlebens bleiben.

Da ich ſelbſt verreiſe, ſchiebe ich dieſe Zeilen nicht länger auf, füge aber die beſten Wünſche für einen guten Erfolg Ihrer Badener Kur hinzu als Ihr aufrichtig treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Ernſt Curtius an den Bruder.

25. Juli 1884.

Es waren ſchwere Wochen, die hinter mir liegen, das lange Sterbelager von Richard Lepſius, der wie ein Held mit dem Tode rang und ohne Klage mit ruhiger Faſſung hinübergegangen iſt.*) Mit Lepſius iſt einer von denen hingegangen, die mit den größten Zeiten ächter Gelehrſamkeit zuſammenhingen. Er faßte Alles von einem hohen Standpunkte auf, deshalb kam man gehoben von jedem Geſpräch.

Der Kaiſer hat uns aus dem preußiſchen Dispoſitionsfonds 15000 Mark gegeben zur Reſtauration der olympiſchen Gypſe. Jetzt iſt der Former, der die Pergamener zuſammengeſetzt hat, beſchäftigt, auch kleine Stücke am richtigen Ort anzubringen. Er hat ſchon Gutes geleiſtet. Ich ſehe mit ſtiller Wonne die Glieder wachſen. Wenn keine Stücke mehr vorhanden ſind, werden nach und nach einige größere Reſtaurationen vorgenommen, um ſo die Giebelfelder allmählich etwas mundgerechter zu machen. Zugleich iſt es nöthig, Reſtaurationen zu verſuchen, um ſich durch den Augenſchein über gewiſſe Motive der Figuren klar zu werden.

An denſelben.

Glion, 20. September 1884.

In Saßnitz wurde das Feſt**) in kleinem Kreiſe gefeiert. Das

*) Richard Lepſius ſtarb am 10. Juli 1884.

**) Der 70. Geburtstag.

Sammelbuch war mir natürlich eine große Freude. Im Oktober wird eine Art Uebergabe der Büste an mich beabsichtigt. Vergeblich habe ich unter der Hand dagegen operirt. Du kannst Dir denken, wie peinlich mir der Gedanke ist, Mittelpunkt eines solchen demonstrativen Aktes zu sein. Nun, wer weiß, was noch dazwischen kommt.

Den Siebenundzwanzig.*)

Wehmuthsvoll durchdacht' ich den Lauf der entschwundenen Jahre,
Dachte des Maßes von Kraft, welches dem Menschen gesetzt,
Fragte mich still, wie lang' wirst Du Dein Feld noch bestellen,
Bis auch Dir vom Pflug sinkt die ermattende Hand?
Da kam Euer Geschenk. Am Klippengestade der Ostsee
Bracht es der Herold mir, welchem die Botschaft vertraut.
Und es entschwand, wie Nebel zerrinnt im sonnigen Lichte,
Was bei der Wende des Jahrs meine Gedanken getrübt.
Mein Werk endet ja nicht mit dem, so fühlt' ich lebendig,
Was ich schüchtern begann, als ich den Samen gestreut.
Dichtere Saat als der Kühnste geahnt, steht wogend im Felde,
Hundertfältig vermehrt gab es der Boden zurück.
Siehe, wie Hand in Hand sich reih'n die Glieder der Kette,
Welche der Tiefe des Borns lauteres Wasser enthebt.
Und die Fackel des Lichts — sie wird vom Nachbar dem Nachbar
Brennend gereicht, taghell leuchtet der himmlische Schein.
Lieblicher konntet Ihr nicht die Stirne des Freundes bekränzen,
Konntet erquickender nicht heben des Zweifelnden Muth.
Treten die Jüngeren so im Chor an die Seite der Alten,
Zieht ein Leben sich voll durch das Vergängliche hin,
Blüht unsterbliches Wesen, wo sonst nur des Todes Gewalt herrscht,
Und das Vereinzelte schließt sich zum unendlichen Ring.

Aus dem Dank an die Spender der Marmorbüste.

Berlin, 26. Oktober 1884.

... In dem zerfahrenen Menschenleben voll Unruhe und Streit sind ja das die köstlichsten Sonnenblicke, wenn einmal über alle trennenden Räume, über die Scheidewände von Stand und Nationalität hinweg aus innerem Triebe eine geistige Gemeinschaft sich offenbart, eine volle Harmonie, ein einträchtiges Streben nach den höchsten Gütern menschlicher Gesittung und Bildung.

Indem ich mich inmitten einer solchen Gemeinschaft fühlen darf, hat mein Leben eine höhere Weihe empfangen, und die herzliche Anerkennung meines Strebens aus nahen und fernen Kreisen

*) Welche einen Sammelband historischer und philologischer Aufsätze zur Feier des 2. September 1884 herausgegeben hatten.

ist mir, was den Hellenen der Olympische Kranz war, der schönste Lohn meiner wissenschaftlichen Arbeit.

An den Bruder.

1. Januar 1885.

Wie unsicher unser Menschenleben sei, daran bin ich ernst gemahnt worden. Wohlgemuth eilte ich über die Französische Straße und hatte schon meinen rechten Fuß auf das Trottoir der Markgrafenstraße gesetzt, als mich eine plötzlich umbiegende Droschke in die Flanke faßte und umwarf. Wie durch ein Wunder bin ich vor einem Schenkelbruch bewahrt worden. Ich saß noch zwei Stunden nachher in der Fakultät, dann erst merkte ich die Folgen. Ich muß mich selbst darüber wundern, wie wenig erschrocken ich in jener unangenehmen Lage war. Nachdem die Vorderräder meine Füße überfahren hatten, dachte ich ganz ruhig darüber nach, wie es wohl mit den Hinterrädern sein werde! Ich hoffe in der nächsten Woche meine Schuldigkeit wieder thun zu können. An Besuchen und Freundschaftsbezeugungen hat es nicht gefehlt. Berlin ist wirklich kein solches Häuserchaos, wie man gewöhnlich annimmt, sondern es gehen doch die unsichtbaren Fäden der Sympathie von Heerd zu Heerd.

Nach Lesung von Aeschylus' Agamemnon.

3. Januar 1885.

Aufs neue ist, was Du gesungen
Von Agamemnons Opfermahl,
Tief in die Seele mir gedrungen,
Als hört' ich es zum ersten Mal.

Ich sah erglüh'n die Flammenzeichen,
Die weithin über Land und Meer,
Von Berg zu Berg herüberreichen,
Zu melden der Achäer Heer.

Der Heeresfürst auf Purpurbahnen,
Den Göttern gleich an Glanz und Glück,
Kehrt arglos in die Burg der Ahnen
Zum lang' entbehrten Heerd zurück.

Kassandra aber steht erstarret,
Und vor der Schwelle stockt der Tritt,
Sie weiß, was drinnen ihrer harret,
Sie höret der Erinyen Tritt.

Wie fühlen, Jungfrau, wir Dein Trauern,
Wie ist uns mit Dir angst und bang,
Wir folgen unter leisem Schauern
Dir auf dem letzten Lebensgang!

Das sind nicht Märchen alter Tage,
Um die sich wob der Dichtung Kleid,
Es ist der Kern uralter Sage,
Von Menschenglück und Menschenleid,

Der Kern, der immer unveraltet
Der Inhalt unsʼres Daseins bleibt
Und, wie er täglich sich gestaltet,
Auch täglich neue Blüthen treibt.

Dich aber grüß' ich, hoher Meister,
Dem ich so tief verbunden bin,
Du schreitest durch das Reich der Geister
Wie ein Unsterblicher dahin.

Wer faßt es tiefer, sagt es reiner,
Was unsʼrer Seelen Grund durchbebt,
Du bist so nah, wie unser einer,
Der vor Jahrtausenden gelebt.

Das ist der Sieg des wahrhaft Schönen,
Daß er dem Lebensstrome gleicht,
Der zu den fernsten Enkelsöhnen
Mit seinen Segenskräften reicht.

Hier ist das wahre Menschenleben
Erhaben über Raum und Zeit,
Der Geister schrankenloses Weben,
Ein Athemzug der Ewigkeit.

An den Bruder.

23. Januar 1885.

Ich muß wieder liegend schreiben. 1½ Wochen war ich in vollem Gange. Ich muß mich der wiedergeschenkten Beweglichkeit wohl zu unvorsichtig erfreut haben, am Dienstag trat ein böser Rückfall des Podagra ein, und ich bin wieder ein gefesselter Prometheus.

Wir lesen mit größter Freude Grimms und Dahlmanns Briefe. Jacob schaut man tief ins Herz hinein.

An denselben.

30. Mai 1885.

Ich werde mich in meinen alten Tagen noch tüchtig meiner Haut zu wehren haben. Das spüre ich bei Durchsicht des ersten Bandes,*) fürchte mich aber vor keinem Gegner.

*) Der griechischen Geschichte, von der eine neue Auflage gedruckt wurde.

An denſelben.

31. Juli 1885.

Ich bleibe die nächſten Wochen ruhig hier und mache die Rede zu Böckhs Geburtstag, der ich mich nicht habe entziehen können. Ich lebe ſchon ganz in Plato und Pindar und ſuche mir die Arbeit ſo belehrend und genußreich als möglich zu machen.

Böckhs Leiſtungsfähigkeit, die Summe ſeiner Leiſtungen, die geniale Sicherheit ſeines Urtheils und ſein Sinn für das Einfache und Wahre ſind doch faſt beiſpiellos.

An Kurd von Schloezer.

6. Februar 1886.

Unſer Reichstagsbaumeiſter Walloth geht auf einige Wochen nach Rom und legt großen Werth darauf, Dir bekannt zu werden. Es iſt ein hochbegabter Mann von energiſcher Kraft, ein phantaſiereicher Baumeiſter in der Weiſe des Palladio, voll Intereſſe für Kunſt und Geſchichte. Für jeden Wink in Betreff der Alterthümer Roms wird er Dir dankbar ſein, und ich hoffe, daß Du an der Bekanntſchaft mit ihm Freude haben wirſt.

Der Kronprinz.

Potsdam, 26. Juni 1886.

Mein lieber Curtius! Ganz im engſten Vertrauen wende ich mich heute als Petent an Sie als einen der ſtimmfähigen Ritter der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite, um für Verleihung des gedachten Ordens an Guſtav Freytag zu werben.

Meines Erachtens gehört derſelbe zu den hervorragendſten Größen innerhalb unſerer Litteratur, welcher ebenſo für die nationale Richtung wie auch für die gute und geſunde Strömung, von der nur edle und hohe Gedanken ausgehen, erfolgreich gewirkt hat.

Wie er für den Verfaſſer des beſten modernen Luſtſpiels gilt, ſo darf man ſeine Bilder aus der deutſchen Vergangenheit nebſt den „Ahnen“ ſicherlich als eine nationale Dichtung erſten Ranges anſehen, wie wir wohl keine zweite beſitzen, und welche ihm einen höchſt ehrenvollen Namen für alle Zeiten in unſerer Litteraturgeſchichte ſichern.

Bedenkt man nun, daß ſeit Uhland und Rückert kein deutſcher Dichter (leider auch Geibel nicht) den Orden erhielt, ſo bin ich

der Meinung, daß jetzt, wo durch Rankes Heimgang eine Vakanz eingetreten ist, die erwünschte Gelegenheit sich bietet, gedachtem Musensohn eine hohe Auszeichnung zukommen zu lassen.

Ich bitte Sie daher aufrichtig, meinen Wunsch zu beherzigen und nach Belieben denselben unter Ihren Ordensgenossen bekannt werden zu lassen, denn eine Berücksichtigung meiner Anregung würde mir zu großer Freude gereichen!

In alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit Ihr aufrichtig treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

An den Kronprinzen.

28. Mai 1887.

Ew. Kaiserl. und Königl. Hoheit werden mir huldreichst gestatten, das auszusprechen, was schon lange mein Herz bewegt. Schon als ich in der dunkeln Einsamkeit der Augenklinik*) gefangen war und dort mit innigem Danke die Zeichen einer so gnädigen Theilnahme empfing, vernahm ich die erste Kunde von dem peinlichen Halsübel Ew. K. Hoheit, und seitdem waren meine Gedanken täglich und stündlich damit beschäftigt. Erst in den letzten Tagen erhielt ich durch die Frau Großherzogin endlich eine genaue und zuverlässige Kunde. Aus ihrem Munde hörte ich auch, wie ruhig und gefaßt Ew. K. Hoheit die schwere Geduldsprobe ertragen, und nun kann ich es mir nicht versagen, auch meinerseits meine innige Antheilnahme zum Ausdruck zu bringen und die herzlichsten Wünsche auszusprechen. Gott gebe, daß wir bald von einer glücklichen Ueberwindung oder fortschreitenden Milderung des Uebels die ersehnte Kunde erhalten!

Aus vergangenen Tagen erinnere ich mich, wie unter Reichardts, des begeisterten Musikdirektors, Leitung die Stimme Ew. K. und K. Hoheit sich zuerst so kräftig und volltönend entwickelte, daß der Kaiser damals bei einem der kleinen Examina, denen Raupach als Vertrauensmann beizuwohnen pflegte, erklärte, er würde Manches von dem, was sein Sohn geleistet habe, seinerseits nicht zu leisten vermögen, am wenigsten aber von Allem den Vortrag im Gesange, was dem alten Reichardt und seinem Freunde, dem General von Unruh, zu besonderer Befriedigung gereichte.

*) Infolge einer Staaroperation.

Wie ich für ein neu erschlossenes Augenlicht Gott zu danken habe, so möge auch Ew. K. Hoheit der volle Brustton einer männlichen Stimme bald wieder von neuem geschenkt werden, und die in der Ertragung dieser peinlichen Heimsuchung bewiesene Geduld sich reich und voll belohnen! Das ist aus treuem Herzen der innigste Wunsch, den ich zum Pfingstfeste ausspreche.

Der Kronprinz.

Potsdam, 13. Juli 1887.

Nur das mir ärztlicherseits auferlegte Schweigen hat mich genöthigt, eine Begegnung mit Ihnen zu unterlassen, die ich sonst so gern herbeigeführt hätte!

Schriftlich also meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte der Theilnahme an meiner recht lange dauernden Heiserkeit, deren Beseitigung indessen Dr. Morell Mackenzie in Aussicht stellt. Zu diesem Unternehmen begebe ich mich am heutigen Abend nach England, wo ich Landeinsamkeit in der Nähe Londons und auf der Insel Wight aufsuche und meinen Arzt mit Leichtigkeit erreichen kann.

Ob meine Stimme wieder dasjenige leisten wird, was, wie Sie es so hübsch erzählen, einstmals Reichardt zu Stande brachte, ist wohl so bald nicht zu entscheiden. Möchte dieses Organ aber in Verbindung mit denjenigen, die Sie bei mir zu wecken vermochten, mir noch Anlaß geben, Gutes und Nutzbringendes in Frieden zu vollführen!

In der Hoffnung, zur Zeit des Spätsommers Ihnen recht klar in beide Augen schauen zu können, auf daß alle die Sorgen, welche wir für Sie empfanden, für immer verscheucht sein mögen, bin ich in alter Anhänglichkeit Ihr dankbarer, treu ergebener

Friedrich Wilhelm.

Der Kronprinz.

San Remo, 17. November 1887.

Mein lieber Curtius! Ich bin in Beantwortung der zu meinem Geburtstage eingegangenen Wünsche durch eine peinliche Störung meiner Genesung aufgehalten worden, deren Bekanntwerden in der Heimath viel Aufregung hervorrief. Nun aber die schlimmen Anzeichen nebst den sie begleitenden Schwellungen bedeutend zu-

rückgingen, kehre ich zu meiner geregelten Lebensweise zurück und sage Ihnen recht herzlichen Dank für Ihre gerade vor vier Wochen an mich gerichteten Zeilen.

Wenn der liebe Gott so will, kann ja trotz mannigfacher Schwankungen meine Gesundheit sich allmählich wieder befestigen, also daß ich mit der Zeit hoffen darf, meine Kräfte wieder den mir obliegenden Pflichten zu widmen. Mir hat seine hülfreiche Hand schon so oft beigestanden, daß auch jetzt mein Vertrauen zu seiner Hülfe nicht erschüttert ist. Aber freilich, der Gedanke, an dieses herrliche Klima festgebannt zu sein, ist kein leichter, wenn man erst im Anbeginn der winterlichen Jahreszeit sich befindet. Dafür aber genießen wir das ungestörte, gemüthliche Familienleben, gerade so still und regelmäßig, wie wir es lieben, wobei ich nicht genug rühmen kann, wie heroisch und mit welchem Sachverständniß meine Frau mich pflegt, unterstützt von Sir Morell Mackenzie nebst seinem Assistenten Dr. Hovell, welche Beide sich unser volles Vertrauen erworben haben.

Nun grüßen Sie, bitte, Gattin und Familie, ebenso Ihre Kollegen am Museum, und seien Sie der unwandelbaren Anhänglichkeit versichert

Ihres treu ergebenen

Friedrich Wilhelm.

Ernst Curtius an den Sohn.

25. Februar 1888.

Ich bin tief erschüttert über den jähen Todesfall im Kaiserhause.*) Einen an Geist und Körper so glücklich ausgestatteten Jüngling ins Grab legen zu müssen, ist für Eltern und Großeltern unendlich schwer. Ich bin häufig mit ihm zusammengetroffen und habe auch gesehen, daß er des Kaisers besonderer Liebling war.

Und was für Katastrophen gehen wir noch entgegen! Und wie wird das unsäglich Schwere dadurch noch so erschwert und verbittert, daß um das Krankenlager so viel Uneinigkeit, Verstimmung und Verbitterung herrscht!

Welche Aufgabe ist es für mich, jetzt die Universitätsrede zum 22. vorzubereiten! Wer weiß, was bis dahin geschieht!

*) Tod des Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden.

Kaiser Friedrich.

Charlottenburg, 2. April 1888.

Mein lieber Curtius! Auf Ihren schönen an mich gerichteten Brief aus Anlaß des Heimganges meines geliebten Vaters folgte bald die Rede, welche Sie zu seinem Andenken am 22. März gehalten haben.*)

Ich danke also für zwei Ergüsse Ihres Herzens in dieser Zeit der erschütternden Eindrücke.

Nicht besser jedoch weiß ich denselben zu fassen, als daß ich von meinem Standpunkte aus behaupte, daß Niemand den in Gott ruhenden Kaiser so zu kennzeichnen vermochte wie Sie, der Sie Jahre lang ein theures Mitglied unseres Hausstandes gewesen sind. In jedem Worte Ihrer Rede finde ich Mahnungen aus alten Zeiten, gestützt auf persönliche Erlebnisse, aber auch treffliche Darstellungen des inneren Lebens meines Vaters. Daß Sie zwei Strophen aus Ihrem schönen Gedichte mit aufnahmen, freute mich.

Besonders aber hebe ich die Stelle hervor, in welcher Sie sagen, daß durch den Heimgegangenen wir nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden sind!

Mehr kann ich nicht schreiben, ich mußte aber Ihnen sagen, wie mich Ihre Worte bewegt haben, der ich in unwandelbarer Anhänglichkeit und Dankbarkeit bin Ihr wohlgeneigter

Friedrich, I. R.

Ernst Curtius an den Sohn.

Sonntag, 8. April 1888.

Eben komme ich aus Charlottenburg. Der Kaiser hatte mir telegraphiren lassen, daß heute um 10 Uhr Gottesdienst in der Schloßkapelle sei. Nach demselben wurde ich aufgefordert, in die Gemächer des Kaisers zu kommen. Er umarmte mich auf das herzlichste. Seine Haltung ist vorzüglich. Sein Gesicht zeigt eine wunderbar tief ergreifende Verbindung von Hoheit und Milde. Das Gespräch ist natürlich ein sehr behindertes, die kurzen Bleistiftnotizen sind in der Schnelligkeit schwer zu lesen.

*) Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 1.

An den Enkel.

. . Zum 2. Geburtstage. April 1888.

Ich sende Dir heute, da wir Deinen Geburtstag feiern, meine herzlichsten Glückwünsche. Heute lesen Dir die Eltern meine Worte vor und sagen Dir, daß Dein Großvater täglich und stündlich Deiner gedenkt und Gott bittet, daß er Dich gedeihen lasse an Seele und Leib. Ich sehe täglich Dein Bild an und freue mich auf die Tage, wo wir mit einander gehen und plaudern können und Ball spielen. Ich grüße Dich und die kleine Schwester. Denke auch zuweilen an mich!

An Louise Curtius.

10. Mai 1888.

Ich habe an allen Kindergestalten, die mir jetzt wieder so zahlreich im Thiergarten begegnen, meine Freude, und bei jedem denke ich an meine Enkel, die unter Gottes Schutz so lieblich aufblühen, und die höchste Lebensfreude, die mir werden könnte, die Entfaltung der keimenden Kräfte zu belauschen, wird mir nicht zu Theil. Aber ich klage nicht, sondern danke täglich für Gottes Segen, wenn wir zusammen die Bibel lesen, und stelle sie jeden neuen Tag unter seinen Schutz.

Pfingsten denken wir an einen Ausflug in den Thüringer Wald, mit dem wir einen Einblick in das Goethe-Haus zu verbinden gedenken. Etwas Ferienmuße muß ich mir verschaffen. Denn ich habe selten in meinem Leben so durchgearbeitet wie in diesem Halbjahr. Die neue Auflage der griechischen Geschichte Band 3 geht mit Dampf, und dabei das Werk über Athen, das alle meine Gedanken in Anspruch nimmt.

Wir leben in einem unheimlichen Provisorium, dessen Gegensatz zu dem, was wir gehabt haben, den peinlichsten Eindruck macht. Uns steht in Demuth zu erwarten, was Gott verhängt, nur diese wahnsinnig hervorgerufenen und frevelhaft geschürten Gegensätze der Nationalitäten!! Und das Alles um das Sterbelager eines Fürsten, dem unter solchen Umständen Kaiser Wilhelms Nachfolger zu sein beschieden ist! Du kannst Dir denken, wie mir dabei zu Muthe ist.

Morgenlied.

Sonnabend vor Pfingsten, 19. Mai 1888, in der Nieder-Lößnitz bei Dresden.

Ich grüße Dich, Du heil'ger Morgen,
Aus einer stillbewegten Brust,
Noch ledig aller Tagessorgen,
Noch unberührt von Leid und Lust.

Der Nacht geheimnißvoller Segen
Verhüllt noch duftig Feld und Au,
Und sieh', noch glänzet allerwegen
Auf jedem Blatt sein Tröpfchen Thau.

Kein böses Wort hat mich erschrecket,
Das diese reine Luft entweiht,
Noch ist der Boden unbefleckt
Von arger That, von Haß und Streit.

Ich fühle nur in Frühlingswonne,
Wie Erd' und Himmel sich vereint,
Und einer Liebe gold'ne Sonne
Auf Alles, was erschaffen, scheint.

Einst werde ich den Morgen grüßen,
Der nach der Erdennacht uns tagt,
Dann liegt die Welt zu unsern Füßen,
Vom neuen Himmel überragt.

Da lösen sich die Widersprüche,
Die mich gequält so lang und bang,
Durch alle Risse, alle Brüche
Erkenn' ich den Zusammenhang.

Das Schwergewichte meiner Glieder
War eine Fessel, die ich trug,
Und mit urkräftigem Gefieder
Wagt meine Seele höhern Flug.

Im Geiste seh' ich alles Todte,
Wie sich's verklärt nach dieser Zeit,
Und jeder Morgen ist ein Bote
Der seligen Unsterblichkeit.

An den Sohn.

Berlin, 6. Juli 1888.

Wir haben so viel Ungeheueres erlebt, daß man schreckhaft und zaghaft geworden ist und seine Lieben um so inniger und wärmer der göttlichen Obhut anheimgibt. Ich mußte ohne Ruh und Rast

Alles rasch herstellen, was die schwere Zeit forderte, und bin wenigstens dadurch belohnt, daß es eine stimmungsvolle Feier war und eine dankbare Versammlung.*) Hoffentlich bin ich nun von den Leichenbitterdiensten frei.

Ich stecke noch tief in der Arbeit und werde wahrscheinlich vor dem 13. August nicht fortkommen. Unser Quartier in Gastein ist bestellt.

An die Schwägerin Anna Reichhelm.

1. Januar 1889.

Ich benutze die Ferienzeit, um für den neuen Reichsfesttag, den 27. Januar, mich zu rüsten. Ich bin diesmal mehr als sonst aus mir herausgegangen. Ich konnte nicht anders als für die Gegenwart und von derselben reden wollen, und warum soll man immer um das herumgehen, was man für die Hauptsache hält. Vielleicht gefällt es nicht Allen, aber das schadet nichts. Was hat man in diesem Jahre Alles durchgemacht! Mich durchbebt noch immer ein erschütterndes Gefühl, wenn ich aus den Schaufenstern der Läden meinen Kronprinzen mich anblicken sehe und ich aller der Sorgen und Erwartungen gedenke, die auf dieses Leben gerichtet waren, das so im Mittelpunkte der Zeitgeschichte stand.

Ich war um den Jahresschluß voll damit beschäftigt, meine Geschichte in 6. Auflage fertig zu stellen, und nun stehe ich meiner letzten großen Aufgabe gegenüber, ein der Stadt Athen würdiges Werk über Athen zu schreiben. Vielleicht gibt mir Gott noch Gnade dazu, es zu vollenden, ehe die Kräfte sinken.

Vorige Woche führte ich die Kaiserin im Museum herum, wo sie ganz unerwartet erschien. Ihre holdselige Anmuth war entzückend; sie war so bescheiden, so einfach weiblich.

Aus der Rede am 27. Januar 1889.**)

... Und wo ist unser Elternhaus?

Ein Alterthumsforscher, welcher griechische Geschichte schreibt, ist in seinem guten Rechte, wenn er mit den Kämpfen abschließt,

*) Die Trauerfeier der Universität für Kaiser Friedrich. Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 12.

**) „Die Bürgschaften der Zukunft." Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 47.

in welchen die Griechen zuletzt mit gesammelter Volkskraft ihre Unabhängigkeit vertraten. Denn alle späteren Regungen selbstständiger Kraft sind durch äußere Verhältnisse veranlaßte Unterbrechungen politischer Abhängigkeit und von vorübergehender Bedeutung. Die zusammenhängende Geschichte ist mit Chaironeia zu Ende.

Es gibt aber auch einen anderen Standpunkt der Betrachtung. Denn wer kann behaupten, daß mit der Unabhängigkeit ihrer Staaten das geschichtliche Leben der Hellenen abgeschlossen ist! Treten sie doch, nachdem in blutigem Wettringen um Vorherrschaft und Großmachtstellung die Städte in kurzer Frist ihre Kräfte erschöpft haben, erst recht in den Mittelpunkt der alten Welt! Als Platon von dem Staate sich abkehrte, der seinen Lehrer getödtet, verlieh er seiner Vaterstadt einen Glanz, der alle Großthaten der Vorfahren überdauerte, und Söhne ferner Barbarenländer bauten den Musen Altäre im Haine der Akademie. Jetzt reiften ja erst die Früchte, welche der Boden von Hellas für die Menschheit hervorzubringen berufen war, und Aristoteles ist weit entfernt, den Untergang der Bürgerstaaten zu beklagen. Er sieht darin den Anbruch eines neuen Tages, den Beginn der Weltherrschaft, zu welcher das Volk durch seine Gaben zweifellos berufen sei. Er war der Erste, der mit königlichem Auge Alles überblickte, was es geleistet hatte, aber nicht so, wie man im Hause eines Verstorbenen das Erbe inventarisirt, sondern gleich weiter bauend, des Volkes geschichtlichen Beruf weiter führend. Denn er sammelte nicht nur die Urkunden von dem, was hier zuerst in allen Gattungen der Dichtkunst gereift war, sondern machte diesen Rückblick zur Grundlage einer Poetik; er brachte nicht nur alle Verfassungen, welche von der patriarchalischen Monarchie bis zur demokratischen Massenherrschaft hier zuerst, wie in einer Versuchsstation, neben und nach einander voll entwickelt waren, in eine vergleichende Uebersicht, sondern entwickelte daraus eine Staatslehre, welche bis heute das Werk ist, von dem jede wissenschaftliche Politik ausgehen muß. So arbeitete der hellenische Geist nach dem Untergang des Staates mit neuer Energie weiter, und an das, was wir im engeren Sinne Volksgeschichte nennen, knüpfte sich nun ohne Unterbrechung eine neue, inhaltreiche Lebensentwickelung. Sie erfolgte freilich nicht in der Weise, wie der große Denker gehofft hatte, denn äußerlich erfolgte ein Bruch, wie er nicht schroffer

gedacht werden konnte. Aber das Nachleben des Volkes, die nachhaltige Kraft seines Geistes, der in Aristoteles zuerst das ganze Gebiet menschlichen Erkennens umfaßte, hat sich in dem Grade bewährt, daß wir noch heute inmitten jener geistigen Bewegung stehen, welche mit Plato und Aristoteles begonnen hat. Ja, die Beziehungen unserer Wissenschaften, auch der ferner stehenden, zu Hellas vervielfältigen sich immer mehr durch neue Funde. Die Römer pilgerten einst nach Athen, um im Areopag und den Tafeln Solons die ehrwürdigen Vorbilder ihres öffentlichen Rechtes zu ehren; jetzt haben die Gesetzurkunden von Gortys ganz neue, für vergleichende Rechtswissenschaft wichtige Einblicke in altgriechisches Privatrecht eröffnet. Der denkende Theologe folgt mit unermüdeter Theilnahme den Anschauungen, welche sich in ihrem ernsten Suchen nach Wahrheit die Weisen Griechenlands über Gott und Unsterblichkeit gebildet haben, und es bleibt eine der wichtigsten Aufgaben, den Einfluß des hellenischen Gedankens auf die Entwickelung der christlichen Lehre immer schärfer zu erkennen.

Auch die Wissenschaften, in denen neuere Forschung alles Ueberlieferte am meisten überboten hat, können sich nicht von Athen lösen. Aus Euklid ist nicht mehr zu lernen, aber kein Mathematiker wird es vergessen, daß seine Wissenschaft in der attischen Akademie aus der Sphäre des praktischen Gebrauches in die der Erkenntniß erhoben und mit ihren höchsten Aufgaben vertraut geworden ist, und wie Plato auch die Sternkunde, die zum Gebrauch der täglichen Arbeit zu Wasser und zu Lande gepflegt worden war, geadelt hat, indem er sie in eine philosophische Weltbetrachtung hereinzog. Kenntniß der Pflanzenwelt und des Thierkörpers, Gesundheitspflege und Heilkunde — ist nicht die gesammte Naturforschung demselben Boden entsprossen, auf dem die dichtende und bildende Kunst sowie alle Geisteswissenschaften zu Hause sind?

Hier ist also das Land, zu dem wir Alle ein Heimathsgefühl haben; hier ist, so dürfen wir sagen, „der Ströme Mutterhaus", welche von hier, allmählich anschwellend, durch alle Kulturvölker und alle Jahrhunderte gezogen sind. Es ist also nicht blos ein historisches Interesse, das uns zu den Quellen führt, wie ein Philologe nach dem ersten Druck eines Autors sucht; auch nicht blos ein Gefühl der Pietät, die wir den gründenden Heroen der Vorzeit schulden. Wir empfangen auch bei jedem Rückblick den frischen Anhauch jenes idealen Strebens, das alle Zweige des

Erkennens als ein lebendiges Ganze umfaßte. Das ist das beste Mittel gegen die Gefahr einer zunehmenden Entfremdung der Gelehrten unter einander und eines unsere Einheit zerreißenden Partikularismus. Es ist der beste Schutz gegen jede Anwandlung eines das fachmäßige Virtuosenthum überschätzenden Handwerksinnes. Es ist zugleich die Ueberlieferung und die Weihe unserer Universitäten, welche auf diesem gemeinsamen Boden gegründet sind. Darum pflegt auch nach altem Herkommen noch heute bei gemeinsamen Feierlichkeiten ein Vertreter des klassischen Alterthums ihr Sprecher zu sein.

Aber ist es noch heute so?

Wenn ich bedenke, wie es nach der glorreichen Einigung des Vaterlandes unter allgemein freudiger Zustimmung das erste große Friedenswerk von Kaiser und Reich war, den Boden Olympias vom Schutt zu befreien, wenn ich der gespannten Theilnahme gedenke, mit welcher man den Entdeckungen unseres berühmten Landsmannes Heinrich Schliemann auf dem Boden der homerischen Vorzeit ununterbrochen gefolgt ist, und mit welchem Stolz man die Giganten von Pergamon in unseren Museen bewillkommnete, wenn ich mich in befreundeten Kreisen umschaue und sehe, wie die geistig freiesten und feinsinnigsten unter den Meistern der verschiedensten Fächer mit Vorliebe an der Erinnerung des klassischen Jugendunterrichtes festhalten und einen Genuß darin finden, in ihren Mußestunden mit Freunden griechisch zu lesen — dann habe ich den Eindruck, daß von einer Umkehr, einem Abfalle nicht die Rede sein könne. Man schwärmt wohl nicht mehr wie in der Zeit Herders, der jede Marmorbüste, die aus dem Boden gezogen wurde, mit Thränen der Rührung umarmen wollte, aber mit ernsterem Geschichtssinn folgt man den wunderbaren Entdeckungen unserer Tage, und es ist nach meiner Ansicht unbesonnen und voreilig, bei jedem Zeichen von Kaltsinn oder bei jedem Widerspruch, welcher laut wird, gleich die Thatsache zu verkünden, mit dem, was uns früher vereinigte, sei es nun vorbei, das Jahrhundert Winckelmanns sei gewesen, und die Liebe zu Homer und Sophokles, welche die Edelsten des Volkes verband, im Aussterben begriffen. Ja man will diese Wendung sogar als eine nothwendige und zeitgemäße darstellen.

Es ist so leicht zu lockern und zu lösen, so schwer neue Bande zu finden, welche Volksgenossen einigen, und mit jeder Erschütte-

rung des Altgewohnten und Gemeinsamen wird die Zukunft des Vaterlandes gefährdet.

Wenn ein Schiff leck ist, wirft man auch die werthvollste Ladung über Bord, um die Mannschaft zu retten. Ist es denn aber mit dem Volke, wie es um seinen Kaiser Wilhelm in Krieg und Frieden geistig gerüstet zusammenstand, so bestellt, daß man an seiner Bildung irre werden und ängstlich nach Reformen umschauen muß?

Zu bessern gibt es immer. Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen muß lebendiger und geschichtlicher werden, und man muß es, wie ich glaube, zu erreichen suchen, daß auf der obersten Stufe des gemeinsamen Jugendunterrichtes mehr Freiheit gegeben werde. Die Schlußprüfung, welche an Jeden, wes Geistes Kind er ist, unterschiedslos und unerbittlich dieselben Forderungen stellt, legt einen Zwang auf, der leicht dahin wirkt, den beginnenden Flügelschlag des Geistes zu lähmen, und in der schönsten Zeit des Lebens die freie Liebe zur Erkenntniß dämpft. Unsere Jünglinge sollen keine Dutzendmenschen werden; sie müssen, wenn ihre besonderen Anlagen sich zu erkennen geben, auch Freiheit haben, sie zu entfalten.

Das sind Probleme, die verschiedener Beurtheilung unterworfen sind. In der Hauptsache aber schwanken wir nicht, indem wir die gemeinsame Grundlage unserer wissenschaftlichen Bildung, wie wir sie aus der Zeit der Reformatoren von unseren Vätern empfangen haben, als ein theures Kleinod hüten wollen, das auch von wesentlicher Bedeutung ist, um die Fortdauer öffentlicher Wohlfahrt zu sichern.

Es kann mir nicht einfallen, klassische Bildung und Religion als Unterpfänder einer gedeihlichen Zukunft auf eine Stufe zu stellen; aber beide sind weltbewegende Kräfte, die durch Nichts zu ersetzen sind. Beide sind von Völkern des Alterthums ausgegangen, die, nachdem sie äußerlich verfallen waren, ihr geistiges Eigenthum, gleichsam ihr besseres Selbst, der Menschheit als Erbe übergaben. Beide haben endlich das gemein, daß sie zu Zeiten ihr Ansehen einbüßen und für abgethan gelten. Sie gleichen aber den Flüssen Griechenlands, die, vom Gebirg herabkommend, in eine Kluft versinken und eine Strecke unter dürrem Kalkboden verborgen hinfließen, bis sie plötzlich mit voller Kraft neugeboren hervorbrechen und üppigen Pflanzenwuchs hervorrufen.

Wie oft hat man das Christenthum wie ein abgetragenes Kleid

beseitigt geglaubt und hört auch heute sagen, es sei durch das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart überwunden! Gewiß hat jede Zeit ihre besonderen wissenschaftlichen Aufgaben, und in den verschiedenen Epochen werden bald die einen, bald die anderen Organe des Geistes vorwiegend ausgebildet. Die höchste unserer Aufgaben aber ist die, keines derselben verkümmern zu lassen, damit ununterbrochen eine Geisteskraft die andere ergänze und wie an einem gesunden Körper alle Organe harmonisch wirken, auf daß an Verstand und Gemüth, in Kopf und Herz alle Blüthen zur Entfaltung gelangen, deren Keime in uns ruhen, damit der volle und ganze Mensch fröhlich gedeihe unter dem Segen der großen Kulturmächte, für die wir mit aller menschlichen Klugheit kein Surrogat zu beschaffen im Stande sind, so wenig wie für den Regen und Thau, von dem das Gedeihen unserer Bodenfrüchte abhängt. Dann wird auch zwischen Gelehrten und Ungelehrten keine Spaltung eintreten, welche die Einheit des Volkes zerstört und die Zukunft unserer Staaten gefährdet. . . .

An Clara Curtius.

Ostermontag 1889, Thann.*)

Nach dem gestrigen Regen war es heute herrlich frisch. Gleich nach 9 Uhr fuhren wir auf der Chaussee nach Steinbach; dann in die Berge hinauf. Die Tannen dufteten in der Sonne, und der Rasenboden war ganz mit Veilchen bedeckt, die ganze Luft ein Blumenduft. Ich danke Gott, daß ich noch so frisch wandern kann, von ganzem Herzen. Es ist wunderbar, wie sich Alles hier schön ausnimmt, wenn Frühjahr ist. Mir ist zu Muthe wie einem alten Ackergaul, der auf die Weide geschickt wird. Hoffentlich bleibt davon Etwas übrig für den Sommer.

In den Festtagen haben wir zu unserer Erbauung aus Claus Harms gelesen. Schön sind die Osterbetrachtungen von Baumgarten in der Christlichen Welt.

An Louise Curtius.

Berlin, Ende April 1889.

Mein Herz ist voll Dank gegen Gott, daß ich mich in diesen vierzehn Tagen so erfrischen konnte. Ich empfinde die Vater- und

*) Von einem Ferienaufenthalte im Hause des Sohnes.

Großvaterfreuden wie ein täglich neu Geschenktes und lasse mich dadurch kräftigen und ermuthigen, was mir noch an Lebenskraft gegönnt ist, frisch und fröhlich zu verwenden. Morgen beginne ich in meinem neuen Auditorium meine Vorlesungen und spinne emsig den Faden der Geschichte von Athen, der Stadt der Städte, weiter, den ich auch bei den Morgenwanderungen in den Wäldern von Thann nicht aus der Hand habe gleiten lassen. Daß ich mit Euch das Erwachen dieses Frühlings erleben durfte, ist mir ein Schatz theurer Erinnerungen, die mich neu mit Euch verbunden haben.

An Anna Reichhelm.

Langenbruck, 5. September 1889.

Sehr ernst war unser Empfang in der Schweiz, da ich am ersten Morgen in der Zeitung die Nachricht von der Beerdigung des alten Freundes las,*) der uns immer so gastlich in seinem Waldhause aufnahm.

Ich habe hier die ländlichste Erquickung, ohne meiner Arbeit, die mir nun einmal Lebensbedingung ist, ganz untreu zu werden. Ich weiß ja nicht, wie viel mir vom letzten Viertel eines Jahrhunderts gegönnt ist.

An Clara Curtius.

Thann, September 1889.

Nachdem wir von unserer Appenzeller Wanderung nach Konstanz zurückgekehrt waren, begannen wir unsere Uferwanderungen am unteren See. Das sind köstliche Landschaften, abseiten der großen Fremdenzüge, voll von malerischen Höhen, Wäldern und Wiesen und überall von denkwürdigen Ueberresten der deutschen Vorzeit angefüllt.

An die Großherzogin von Baden.

9. Januar 1890.

Todtenfeier für die Kaiserin Augusta.

Sie ruht so sanft, von Rosenduft umwoben,
Und Feierklänge tönen durch den Saal,
Was können wir, als Gott im Himmel loben,
Der sie erlöset von der Erde Qual.

*) Heinrich Gelzer starb am 15. August 1889.

Wir athmen kaum, den Schlummer nicht zu stören,
Stumm schauen wir ins theure Angesicht,
Wir glauben noch das letzte Wort zu hören,
Das sie zum Abschied ihrer Lieben spricht:

Was weinet Ihr? Der Tod ist nicht das Ende
Von dem, was unser Menschenleben ist,
Er trägt uns aufwärts in des Vaters Hände,
Der Heimgang ist er aus der Pilgerfrist.

Vorbei ist nur, was an der Scholle klebet,
Was unsern Geist in harte Fesseln zwingt,
Befreiet ist, was göttlich in uns lebet
Und bandenlos zu seinem Ursprung bringt.

Verklungen ist mein Seufzen und mein Sorgen,
Und was ich täglich meinem Gott geklagt,
O, gönnet mir den sel'gen Frühlingsmorgen,
Den Sonnenaufgang, der so herrlich tagt.

Wir sind ja von einander nicht geschieden,
Die Liebe bleibet aus der dunkeln Zeit,
Sie führet uns zu jenem Gottesfrieden,
Der uns vereinigt in der Ewigkeit!

An Clara Curtius.

Vevey, September 1890.

Wir haben hier lauter unvergleichliche Sonnentage, mit schönster Morgen- und Abendfrische. An und auf dem See ist es immer kühl, die Luft so klar, daß sich auch der Jupiter mit hellem Strahl im Wasser spiegelt.

Gestern fuhren wir an das savoyische Ufer hinüber, nach St. Gingolf. Welch ein Unterschied! Drüben ist Alles wilde, rauhe Natur, sich selbst überlassen. Wilde Bäche stürzen polternd herunter, keine Rebe gedeiht, auch wenig Weideland. Wir stiegen an dem Wildbache, der den Kanton Wallis von Frankreich trennt, ins Gebirge hinauf. Hier tritt Frankreich uns als ein rauhes Alpenland entgegen, während auf der Schweizer Seite ein Uebermaß von Kultur, Wohlstand und Luxus herrscht.

Der Tag geht dahin unter stiller Beschäftigung und anmuthigen Wanderungen. Wo man geht und steht, hat man einen herzerfreuenden Umblick. Es ist eine wunderbar gesegnete Landschaft, und die mächtige Wasserfläche gibt dem Ganzen eine so wohlthuende Ruhe. Gestern machten wir einen Rundgang in Clarens und saßen lange unter den großen Bäumen oben auf dem Châtelard.

Unten liegt der schöne Friedhof mit dem Grabe von Alexander Vinet. Wie sympathisch sind mir diese evangelischen Romanen, geistig so frei und voll entwickelt und von tiefer Frömmigkeit. Abends sangen und tanzten Italiener und Italienerinnen, was sich in der Säulenhalle des Hôtels wie eine Reminiscenz aus klassischer Zeit ausnahm. Der gleichmäßige, natürliche Rhythmus in Spiel und Tanz mit den einfachsten Instrumenten hat einen eigenen Zauber.

An dieselbe.

Genf, 20. September 1890.

Gestern fuhren wir bei herrlichstem Sonnenschein nach Lausanne, Evian, Nyon. Die Uferstädte leuchteten zwischen den Rebenhügeln, und lustige Geschwader von Möwen umschwirrten unser Schiff, von Brodspenden gelockt, die sie aus der blauen Fluth aufsuchten, wie Seesperlinge.

In Genf besahen wir das prachtvolle Museum Ariana des Herrn Revillard, der mich einst zur Eröffnung desselben eingeladen hatte, ein Werk der Pietät gegen seine Mutter. Es ist eine kunterbunte Sammlung aller möglichen Raritäten, aber es sind auch schöne Sachen darunter, und das Schönste daran ist der Sinn für das Große und Monumentale, der sich in den alten Genfer Geschlechtern noch erhalten hat.

An dieselbe.

Thann, 26. September 1890.

Ich schicke Dir einen Abzug des ersten Bogens meiner „Stadt Athen". Ein paar Stunden des Nachdenkens täglich thun mir immer körperlich gut. Darum bitte ich dringend, mir meine geistige Arbeit nicht zu verleiden und zu bekämpfen. Ich will ja Niemand bekehren — aber ich habe eine Verpflichtung, ein Bild von Athen darzustellen, so gut ich kann. Länger, tiefer hat sich kein Lebender damit beschäftigt. Man hat ein Recht, dies von mir zu fordern. Und ist es nicht gut, daß es jetzt vorwärts geht, und sollen wir uns nicht dessen freuen, daß mir die Arbeitslust erhalten ist? Einen schöneren Gegenstand kann man doch auf der Welt nicht finden. Das Buch wird diesseits und jenseits des Meeres eifrig gelesen werden.

An Clara Curtius.

Bad Langenschwalbach, 21. Mai 1891.*)

Montag Abend sind wir glücklich hier angekommen. Wir fanden Schnee hier oben. Gestern aber wurde es warm, und heute haben wir den vollen Frühlingssegen genossen. Du kannst Dir denken, wie dankbar froh wir Beiden durch die Bergwälder wanderten. Wir sind immer mit Dir geistig zusammen. Deinen lieben Brief las ich Dora unter den Bäumen vor, die hier erst beginnen ihr Laub zu entfalten. Das stille Zusammenleben Thür an Thür mit Dora ist reizend. Sie sorgt für mich wie eine Tochter und wie eine Mutter.

Wir leben ganz in den Moltkeschen Briefen.**) Es ist ein unerschöpflicher Schatz der lehrreichsten Beobachtungen und der inhaltreichsten Betrachtungen! Wie lernt man Menschen und Welt kennen! Es soll mir eine rechte Freude sein, den wissenschaftlichen Geist dieses Mannes mit warmer Liebe zum Verständniß zu bringen, und zu zeigen, wie die Entwickelung dieser geistigen Kraft mit den vorzüglichsten Leistungen der großen Männer in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, Karl Ritter, Leopold von Buch, Alexander von Humboldt innerlich zusammenhängt.

An dieselbe.

Berlin, 14. Juli 1891.

Glaube nicht, daß ich zu viel arbeite. Die geistige Arbeit ist kräfterhaltend ebenso wie körperliche Bewegung und Muskelanstrengung. Ich könnte mir gar kein Wohlsein denken ohne Spannung des Geistes auf ein zu erreichendes Ziel. Man muß jeden Augenblick Etwas vor Augen haben, dem man nachstrebt.

An Anna Reichhelm.***)

25. December 1891.

Heute ist es wieder still geworden, wie nach einem Sturme. Es war ein gottgesegnetes Doppelfest, so reich an Erlebnissen, daß

*) Ernst Curtius hatte das Pfingstfest im Hause seines Schwiegersohnes Richard Lepsius in Darmstadt gefeiert und seine Tochter Dora Lepsius nach dem Bad Schwalbach begleitet, wo diese die Kur gebrauchen sollte.

**) Zur Vorbereitung der Gedächtnißrede für Moltke in der Akademie am 2. Juli 1891. Alterthum und Gegenwart Bd. III, S. 27.

***) Nach dem Doktorjubiläum am 22. December 1891.

es schwer zu schildern ist, weil es erlebt sein mußte. Unsere Zimmer waren voll wie eine Börse, aber es ging Alles sehr vertraulich zu. Wundervoll war die ganz unerwartete Einleitung des Festes. Denke Dir, daß Rudorff am Morgen noch in der Hochschule Probe halten ließ und dann mit seinem Männer- und Mädchenchor herüberzog und drei köstliche Bach-Choräle vortrug, zuletzt: „Wachet auf, ruft uns die Stimme." Die zwei letzten hörte der Minister Graf Zedlitz noch mit an, der das Handschreiben des Kaisers vorlas, der mich als den Freund seines Vaters ehrte. Universität und Akademie waren sehr vollständig vertreten, für mich ein wohlthuendes Zeugniß dafür, daß die Amtsgenossen sich aus Liebe an der Feier betheiligten. Der Rektor mit dem Senat begrüßten mich lateinisch und deutsch. Das Merkwürdigste war der Moment, da Mommsen mit den Sekretären der Akademie vor mich trat. Er fing an die Adresse zu lesen, dann that er den Text plötzlich bei Seite und sagte, er müsse sprechen, statt zu lesen. Und nun brach wie durch einen zerrissenen Damm eine wahre Beredsamkeit, in der er mich feierte als den, der immer und überall, wie ein ächter Historiker, aus den Einzelheiten zum Ganzen strebte. Waren wir Beide, einander nahe gegenübergestellt inmitten eines vollen Männerkreises, Anfangs etwas beklommen und befangen, so änderte sich Alles, als Mommsen von einem inneren Drange, der ihn selbst zu überwältigen schien, ergriffen, aus vollem Herzen so warm redete. Unsere Augen begegneten sich, ich dankte ihm aus vollem Herzen, und alle Anwesenden waren von diesem Duo offenbar besonders ergriffen, da die gründliche Verschiedenheit unserer Charaktere sich natürlich oft in allerlei kleinen Reibungen offenbart hatte. Er war auch gegen Clara sehr freundlich, legte Ernst Robert die Hand auf seinen schwarzen Kopf und sagte ihm: „Mache Deinem Namen Ehre." Diels begrüßte mich im Namen der philosophischen Fakultät. Ich schicke Dir die Adresse in einem Abzuge, weil sie wohl die am meisten lesbare ist. Ach, nicht wahr? Ihr glaubt nur Eins nicht, daß ich damit renommiren will? Ich glaube ja selbst nicht an das, was in diesem Schriftstücke steht, aber es wird Euch doch interessieren, wie man Euren Freund beurtheilt. Auch Schöne, von dem ganzen Stabe des Museums begleitet, las und sprach dann mit bewegter Stimme von dem Geiste und dem Erfolge, mit dem ich die Sammlungen verwaltet hätte, und ich konnte ihm der Wahrheit gemäß

sagen, daß ich noch keinen Morgen in die Säulenhalle des Museums eingetreten sei, ohne Gott dafür zu danken, daß ich nicht blos von der Bücherstube aus mit dem Alterthum im Verkehr stehe, sondern in täglicher Anschauung seiner Kunstwerke. Robert brachte mir als Abgeordneter der Universität Halle das erneuerte Doktordiplom, indem er aus dem Protokoll meiner Doktorprüfung allerlei ergötzliche Züge beibrachte. Adler sprach als Vertreter der Mittwochsgesellschaft, die mir ein schönes, mit feinen Sinnsprüchen ausgestattetes Portraitalbum überreichte, wofür ich ihm, dem Genossen bei der Olympia-Ausgrabung, danken konnte. Der Sprecher der griechischen Gesellschaft war Wilhelm Wattenbach, welcher in einer alle Anwesenden sehr ansprechenden Weise Gedichte vorlas, die ich in einer Art von Katzenjammer geschrieben hatte, um nach den griechischen Jahren die Zeit des Staatsexamens und des Schulamtskandidaten zu schildern. Es war Vielen ganz neu, wie ich mich Jahre lang in wenig erfreulichen Zuständen hatte durchquälen müssen.

Alle unsere Bekannten luden wir zum Abend ein. Da war wieder Alles voll. Ich versteckte mich, weil ich Angst hatte, wie Alles werden sollte, aber siehe da, wie ich um $^1/_2$10 Uhr in meinen eigenen Räumen mich umzuschauen wagte, saß Alles behaglich in vier Stuben an wohlbesetzten Tischen. Treitschke erhob sich und sagte, von Ernst Curtius sei genug die Rede gewesen, er bringe die Gesundheit der Frau aus, die schwer heimgesucht sei, aber doch Alle so gastlich bewirthe. Ich dankte für alle Liebe, die uns geworden, im Namen von Clara und mir.

An Louise Curtius.

15. Februar 1892.

Nach den begonnenen Vorträgen*) erfolgte eine zweite Heimsuchung mit heftigen Gliederschmerzen und gänzlicher Schlaflosigkeit, sodaß ich wieder ganz Patient bin und nur bei gutem Wetter etwas ausgehen kann, von aller Welt abgeschlossen. Eine schwere Geduldsprobe bei großer Erschöpfung.

*) Zu Beginn des Jahres erkrankte Ernst Curtius an einer schweren, lange dauernden Influenza.

An Anna Reichhelm.

17. Februar 1892.

Mit mir ist es nicht besser. Ruhelose, schmerzvolle Nächte, eine nach der anderen, ohne Aussicht auf Aenderung.

An Louise Curtius.

12. März 1892.

„Gott segne Dir Beides,
Liebes und Leides."

Wie tief hat mich Dein farbiger Spruch ergriffen und erquickt. Wir haben schwere Tage. Clara hatte heftige Augenschmerzen. Sie fuhr zu Schweigger. Er erkannte ein ernstes Uebel und sprach von einer Operation. Heute soll die zweite Berathung stattfinden. Ihr fühlt mein Herz klopfen und verzeiht, daß ich nicht mehr schreibe.

An Anna Reichhelm.

31. März 1892.

Dein lieber Brief traf mich gerade in einer sehr gedrückten Stimmung. Denn vor acht Tagen war ich hoffnungsreich und dankbar. Ich hatte ohne alle Schlafmittel zwei verhältnißmäßig ruhige Nächte. Ich schlief bis in den Morgen hinein und konnte mich dem Eindruck hingeben, daß meine gute Natur sich kräftig Selbsthülfe geschafft habe. Ich war glücklich wie ein Kind.

Dann aber folgten wieder ganz schlaflose Nächte, nach denen ich mich sehr ermattet fühlte. Es kommt Alles darauf an, guten Muth zu behalten. . . . Es ist nichts Außerordentliches vorhanden, was Sorge hervorruft. Geduld wird vielleicht noch eine Zeit lang nöthig sein, bis endlich eine Luftveränderung das Beste thun wird.

An Clara Curtius.

Thann, Ostersonntag 1892.

Ich sitze hier still in meiner sonnigen Stube mit dem Blick auf die Berge. Ich habe die Kinder in die Kirche gehen lassen, deren Gedränge und dicke Luft ich scheue, weil ich möglichst nur freie Athemzüge thun will. Ich war schon zwischen 7 und 8 draußen im Freien. Gestern konnte ich schon die Waldhöhen ohne Mühe ersteigen. Mein Lebensmuth richtet sich wieder auf.

Das verflossene Quartal war ein schwerwiegendes, es hat tief in mein Leben eingegriffen. Die Gebrechlichkeit des menschlichen Daseins ist mir nie so entgegengetreten. Ich bin viel ernster, entsagender geworden bei dem Doppelleiden in unserem Hause. Niemals ist mir der Abschied schwerer geworden, aber es kommt wieder neuer Muth. Mein Tagewerk ist, wie ich jetzt glaube, nicht abgebrochen, ich darf noch einen Schluß hinzufügen.

Das Wetter wird wieder milder, und unsere Wege dehnen sich von Tag zu Tag aus. Ich habe mir noch alle Arbeiten fern gehalten und werde erst in nächster Woche ganz sachte anfangen, meine Drucksachen wieder aufzunehmen.

An dieselbe.

Thann, Mai 1892.

... Der Leib gehört dem Reiche des Todes an. Das fühlen wir täglich bei jedem leiseren und lauteren Anklopfen. Wir können Nichts thun, als uns so anschicken, daß wir mit Freuden auf die Befreiung von diesem Leibe des Todes hinblicken.

Mit größtem Interesse las ich heute in der Christlichen Welt den Aufsatz über Flemmings Verse: so sei nun Seele deine! Vielen ganz unverständlich, mir aus dem Herzen gesprochen, ein theures Lieblingswort!

Die Seele ist nur ihr eigen und frei, wenn sie in ihrem Elemente ist, d. h. in Gott, zu dem sie geschaffen ist. Da ist sie zu Hause, wie der Fisch im Wasser.

An die Schwägerin Cäcilie Curtius.

Thann, 14. Juni 1892.

Mit tiefem Dankgefühle kann ich es aussprechen, daß der ländliche Aufenthalt hier mit den täglich mehrmaligen Waldgängen im Gebirge mich von den Plagen der Influenza ganz wiederhergestellt hat.

Hier habe ich endlich wieder ruhig schlafen gelernt und die alte Geistesfrische wiedergewonnen. Es ist nur noch von der Steifheit der Glieder etwas übrig geblieben, und deshalb soll ich noch auf einige Wochen die Bäder von Gastein benutzen. Ich muß mich fügen, obgleich ich keine Lust zu so weiten Fahrten habe.

Wir haben schöne Ausflüge in der Umgegend gemacht, im Baseler Münster die Johannispassion von Bach herrlich aufführen hören und die Vogesen mehrfach durchstreift.

An Louise Curtius.

Schwalbach, 7. September 1892.

Ich bin jetzt beschäftigt, die merkwürdigen Entdeckungen, welche die mit der Austrocknung des Kopaischen Seethals in Böotien beauftragten französischen Ingenieure gemacht haben, für die älteste Kultur- und Staatengeschichte zu verwerthen.*) Es knüpfen sich weltgeschichtliche Ausblicke an unscheinbare Denkmäler.

An den Sohn.

Berlin, Oktober 1892.

Ich habe noch immer ganz im stillen fortgelebt und mich für meine Vorlesungen möglichst geschont. Ich habe über Nichts zu klagen, als daß mein Auge noch immer nicht dienstfähig ist, ich fahre fort, den Aerzten zu vertrauen und hoffe im Frühjahr wieder selbstständig ordentlich lesen zu können. Wie ich mich inzwischen abquälen muß und was ich an Zeit und Kraft täglich einbüße, könnt Ihr Euch denken.

An denselben.

13. Januar 1893.

Ich bin noch immer einer harten Geduldsprobe unterzogen. Mein Auge bessert sich zusehends, aber sehr allmählich. Es ist innerlich gesund, aber von einem Katarrh umflort. Trotzdem habe ich meine Thätigkeit ununterbrochen fortgesetzt. Keine Vorlesung ist ausgefallen und ich habe zwei Vorträge in der archäologischen Gesellschaft gehalten.

Ich versitze noch immer lange, müßige Stunden vor meinem Schreibtisch, mit meiner engeren Gedankenwelt beschäftigt. Ich schicke Dir einige Recensionen meines Athen.

Diese Welt stiller Studien ist doch noch der einzige größere Lebenskreis, in dem man sich wohlfühlen kann.

*) Die Deichbauten der Minyer. Ges. Abhandlungen Bd. I, S. 266.

Könnt Ihr denn meine Klaue lesen? Ich kann mich schwer entschließen, an meine Liebsten zu diktiren. Ein Schelm gibt's besser als er's hat.

An denselben.

13. März 1893.

... Das Modell des Zeustempels, das in natürlicher Größe draußen im Ausstellungspark vor zehn Jahren aufgerichtet wurde, wollte man jetzt niederreißen, weil der Platz anders verwerthet werden sollte. Es ist das einzige Modell dieser Art, allerdings nur von der Vorhalle und dem Pronaos, aber doch sehr lehrreich, ein Schmuck der Stadt und das einzige sichtbare Denkmal jener glorreichen Zeit von Kaiser Wilhelm und seinem Sohne. Die Vornahme des Abbruchs zu hemmen, ist mir glücklich gelungen, aber weitere Erfolge sind sehr zweifelhaft. Ich möchte gern eine Art Olympia-Museum anschließen, das jetzige, neu geplante, provisorische ist sehr kümmerlich.

In den Osterferien muß ich hier bleiben. Ich habe mich verpflichtet, bei den sogenannten Ferienkursen die Gymnasiallehrer im Museum herumzuführen. Auch muß ich die zwei Bände „Gesammelte Abhandlungen" jetzt rasch fördern. Ich erhoffe und ersehne von den Frühlingslüften Besserung meiner Sehkraft. Zuweilen gelingt mir das Lesen ganz gut, dann versagt wieder das Auge.

Vor acht Tagen hörten wir eine herrliche Todtenfestkantate von Herzogenberg, in die er seinen ganzen Wittwerschmerz hineingelegt hat.

Tischrede bei der Feier des Geburtstages im Freundeskreise in Böckstein bei Gastein am 2. September 1893.

Der Menschen Lebensläufe trennen sich nach zwei Richtungen. Die Einen haben von Anfang an einen gleichmäßigen, sich allmählich erweiternden und vertiefenden Gang, die Anderen werden, wie unser Gasteiner Wasser, nach gewaltsamen Katastrophen in ganz neue Bahnen gelenkt. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke — und man darf wohl, wenn man in das achtzigste Jahr eintritt, ohne Unbescheidenheit von dem selbst Erlebten sprechen —, so hat es von Anfang an eine gleiche Richtung gehabt; es wurzelt

im Vaterhause und in der Vaterstadt. Eine Stadt wie Lübeck muß den Sinn für Geschichte wecken. Unter dem gewaltigen Eindruck seiner Kirchenbauten wird man sich dessen bewußt, was es für Triebe und Kräfte sind, welche den menschlichen Geist zu den höchsten Leistungen fähig machen. Mein Vater war von je ein treuer Freund antiker Poesie, und noch hochbetagt las er mit mir, wenn ich als Göttinger Professor die Ferien bei ihm zubrachte, seinen Lieblingsdichter Virgil. Als ich Quartaner des Catharineums war, richteten die bunten Umschläge der Schulhefte, welche Marco Bozzaris und die Brander der Hydrioten vorstellten, meine Phantasie auf das Wiederaufleben des Griechenvolkes, und ich trug von unserem strengen Gymnasialdirektor eine derbe Ohrfeige davon, weil ich bekennen mußte, daß ich eine Sammlung für die Griechen in der Klasse veranstaltet hatte.

Als Student wurde ich vorzugsweise durch Otfried Müller zu einem begeisterten Studium des altgriechischen Lebens entflammt. Die durch ihn mir lebendig gewordenen Gedichte Pindars recitirte ich mir auf dem Göttinger Wall, und in den Tempelhallen der Akropolis wurde ich einheimisch. Ich suchte mir zu verschaffen, was an Abbildungen hellenischer Lokale zu haben war, und als ich voll Sehnsucht nach Hellas als Schüler Böckhs in Berlin weilte, kam plötzlich ein Brief meines väterlichen Freundes Brandis in Bonn mit der Aufforderung, ihn nach Athen zu begleiten. Meine schönsten Träume erfüllten sich unerwartet, und im Anfang 1837 rollte unser schwerbeladener Familienomnibus von Frankfurt aus dem damals noch gänzlich unbekannten, von allen Verkehrsstraßen abgelegenen Hellas zu. Von Ancona ging es zur See nach Patras, dem einzigen Landungsplatze eines Dampfschiffes. Ein Kanonenboot brachte uns an den Isthmus, ein Karawanenzug, bei dem Kameele das Gepäck trugen, führte uns nach Athen, das sich aus dem Schutte zu erheben begann. Vier Jahre frischester Jugend auf dem Boden von Athen ganz der Erkenntniß des Alterthums in seinem lebensvollen Zusammenhange hingegeben — das war eine inhaltsreiche Zeit, die damit abschloß, daß ich den theuren Mann, der mich in das hellenische Alterthum eingeführt hatte, auf dem Kolonos bestattete, und als ich seinem Sarge folgte, gelobte ich mir, nach meinen Kräften das zu erstatten, was unsere Wissenschaft an ihm so früh verloren hatte.

An Athen knüpft sich Alles an, was sich im Vaterlande an

neuen Lebenswendungen für mich ergab. Ein öffentlicher Vortrag über die Akropolis erweckte in der Mutter des preußischen Thronerben den Gedanken, mich für die Erziehung ihres Sohnes zu gewinnen. So trat zum ersten Male ein hellenischer Philologe in den Kreis des Hohenzollernhauses, und als nach dem blutigen Völkerkampfe der edle Wunsch sich regte, nun auch ein ächtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, da erwachte in dem Kronprinzen der Eindruck eines Vortrages über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie, der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler beauftragte den Professor mit Abschluß eines Vertrages mit der Krone Griechenland, und der junge Reichstag bewilligte, ohne daß eine Stimme des Widerspruches laut wurde, Hunderttausende von Thalern für eine nationale Unternehmung, bei welcher nach den Staatsgesetzen von Hellas Nichts zu erwerben war als der Ruhm, zum ersten Male einen der an Denkmälern reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig frei zu legen. Eines der für alle Zeit denkwürdigsten Stücke Weltgeschichte wurde durch deutsche Arbeit mit überraschendem Erfolge aufgeklärt.

So hat sich von dem Tage an, da der Brief aus Bonn in die Stube des Studenten kam, Alles in ununterbrochener Folge entwickelt, sodaß ich nur dem Rufe zu folgen hatte, der immer, wenn die richtige Zeit da war, an mich erging. Um das Gelübde am Grabe Otfried Müllers um so pflichtmäßiger erfüllen zu können, wurde mir die Ehre zu Theil, auf den Lehrstuhl des theuren Meisters berufen zu werden, und in die Hauptstadt des Deutschen Reiches heimgekehrt, konnte ich die Aufgabe erfüllen helfen, welche seit Winckelmann die Sehnsucht aller Freunde des klassischen Alterthums gewesen ist.

So darf ich also auf mein Leben zurückblicken, in welchem ich mich wie nach einem wohlgeordneten Plane gnadenvoll geführt fühle, und von den ersten Eindrücken in unserer Marienkirche und in dem Vaterhause, von dem ersten Martyrium des Quartaners für die Erhebung der Griechen, steht bis auf den heutigen Tag Alles in einem harmonischen Zusammenhange, was ich mit tiefem Dank gegen Gott und Alle, die mich dabei gefördert haben, demüthig und freudig anerkenne.

An den Sohn.

Berlin, 16. November 1893.

Ich habe so lange Verlangen, mit Euch zu reden! Wie viel ist geschehen, seit wir uns getrennt haben.*) Ich zog so fröhlich hier ein und fühlte mich wohler und frischer als je zuvor. Ich nahm meinen Paulus**) rasch in Angriff und, wie ich halb fertig war, fiel der Schatten über mein Auge, und ich mußte mich in einen Zustand von Unselbstständigkeit langsam hineinleben. Mit blindem Auge hielt ich meinen Vortrag in der Akademie und rüstete mich dann zum Winckelmann-Feste. Wenige Tage vorher kam der Anfall von Influenza, und mein junger Freund Hans von Fritze mußte meine Skizze vorlesen. Auch dieser Anfall ist glücklich verlaufen. Es kam gar nicht zu einem Ausbruch der Krankheit, und mit innigem Danke gegen Gott konnte ich am Donnerstag wieder vor meine Zuhörer treten, die mich auf das liebevollste empfingen. So habe ich mehr zu danken als zu klagen. Meine neue Diät besteht darin, daß ich mich nach der Tischzeit jeder Arbeit enthalte.

An Anna Reichhelm.

8. März 1894.

Morgen gegen Abend werde ich in die Klinik wandern.***) Wir haben zwei geräumige Zimmer, in dem Nebenzimmer wird Elisabeth sich einquartieren, sodaß ich eine Art Häuslichkeit habe. Sonnabend Vormittag macht Schweigger die Operation. Die ersten Tage werde ich natürlich im Bett zubringen müssen, doch hofft er mir bald einige Bewegung gestatten zu können, und in der nächsten Woche werden meine beiden Assistenten,†) die mir den ganzen Winter hindurch die treuesten Dienste geleistet haben, jeden Vormittag mir mit einer zusammenhängenden Lektüre zur Seite sein. Du kannst denken, daß mir, dem Bewegung, Thätigkeit und freie Luft ein solches Lebensbedürfniß sind, die dunkle, wochenlange Haft

*) Bald nach der Heimkehr verlor Ernst Curtius infolge einer Netzhautablösung den Gebrauch des operirten Auges, sodaß er, da das andere Auge staarblind war, während des Winters 1893 auf 1894 vollkommen blind war.

**) Paulus in Athen. Ges. Abh. Bd. II, S. 527.

***) Für die zweite Staaroperation.

†) Dr. Alfred Hillert und Dr. Hans Wachtler. Der Letztere, jetzt Oberlehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, hat Ernst Curtius bis zu seinem Ende als treuer Gehülfe zur Seite gestanden.

schwer vor Augen steht, doch wird Gott mir Kraft geben, stille auszuharren und die Prüfung in Geduld zu bestehen. Du wirst mir darin gewiß Recht geben, daß ich Alles thun muß, um aus dem Zustande einer so peinlichen Unbeholfenheit mich zu befreien.

An den Sohn.

Ende März 1894.

Ich stehe noch immer unter der Aufsicht meiner Kliniker und darf das neu sehende Auge noch nicht zum Schreiben und Lesen gebrauchen. Aber der erste Versuch mit der Brille zeigte schon den besten Erfolg. Ich kann mich wieder an den grünen Bäumen erfreuen und habe für die zweite Maiwoche meine Vorlesungen angekündigt.

Bei dem Abschied aus der Klinik.

Ich denke gern der dunkeln Stunden,
In denen ich zum zweiten Mal
Erneuten Jugendmuth gefunden
Und eines neuen Morgens Strahl.

Den Himmel kann ich wieder schauen,
Mit seinem lichten Sternenheer,
Es streut der Frühling auf die Auen
Die vollen Blüthen vor mir her.

So send' ich meines Dankes Segen
Dem Hause, wo die Nacht verschwand,
Und nehme zu den letzten Wegen
Getrost den Stab in meine Hand.

An Louise Curtius.

2. Mai 1894.

Ich bin seit Sonntag in ein neues Stadium eingetreten, ich darf die Fernbrille tragen, und mit derselben kann ich ohne Beschwerde ausgehen und Besuche machen. Ich war heute auf dem Museum. Ich habe dieser Tage das Vorwort zum zweiten Bande meiner gesammelten Abhandlungen geschrieben und habe darin meinen wissenschaftlichen Entwickelungsgang und jetzigen Standpunkt etwas näher erörtert.

An dieselbe.

Ende Mai 1894.

Ich darf jetzt wieder schreiben, erst mit der Fernbrille. Die Lesebrille wird mir erst Ende der Woche angepaßt. Das Pfingstfest war ein Fest der Befreiung für mich, aber auch ein Trauerfest. Ich ging am Sonntag Mittag zu Schloezer herüber, um ihm, der sich an meinem Anblick erfreut, einen Festgruß zu bringen, da stand ich unerwartet an dem Todtenbett. Am Ostersonntag hatte er sich hingelegt. Es war herzergreifend, den Mann, der immer gesund war, plötzlich so hinschwinden zu sehen.

An Friedrich und Louise Curtius.

2. Juni 1894.

Herzlichen Dank, meine geliebten Kinder, für Eure Briefe, in denen sich die Freude über den neuen Anblick der väterlichen Handschrift so rührend ausspricht. Ja, Gott sei Dank, ich bewege mich wieder frei und schaue die Wunder des Frühlings an, die niemals schöner waren als in diesem Jahre. „Ihre Augen sind nicht zum Studiren", mit den Worten entließ mich Schweigger. Mein Fernblick läßt Nichts zu wünschen übrig. Doch betrachte ich demüthig das neue Lebensglück nur als ein geliehenes. Das Uebel, das unversehens mein linkes Auge betroffen, kann auch das rechte befallen. Die Aerzte sagen, es sei kein Grund vorhanden, dies anzunehmen. Also wäre es Schwäche, sich darüber Sorge zu machen.

An Louise Curtius.

Ende Juli 1894.

Die letzten Semesterwochen nehmen mich sehr in Anspruch, und ich freue mich, Mitte nächster Woche zu schließen. Ich habe den Sommer scharf durchgearbeitet. Es ist mir peinlich, keinerlei Maßstab dafür zu haben, wie lange ich mein Auge anstrengen soll. Es gibt keine warnenden Anzeichen. Schreiben greift mich gar nicht an, vor längerem Lesen hüte ich mich.

Meine Hauptarbeit ist, meinen Text für das große Werk über Olympia fertig zu machen. Das ist noch eine lange Arbeit, die langsam vorwärts geht. Aber meine jungen Assistenten sind wohl eingeschult. Ich habe eine tägliche Freude daran, mit ihnen zu

verkehren, weil es zur gegenseitigen Förderung geschieht, und wenn ich oft Gefahr laufe, an der gedeihlichen Zukunft des Vaterlandes zu zweifeln, so richtet mich das Zusammensein mit der Jugend immer wieder auf. Aber freilich sind es nur solche, die mir sympathisch entgegenkommen.

Gestern Vormittag war ich mit Broichers und Schmollers in der Kaiser-Wilhelmsgedächtnißkirche, wo uns der Baumeister, Schwechten, herumführte. Ein herrlicher Bau aus lauter solidem Gestein, würdig und schön ausgeführt. Alles arbeitet mit Lust daran, und die aus der Kölner Dombauhütte stammenden Steinmetzen hauen nach eigenem Gefallen die sprossenden Blätter aus den Säulenkapitellen heraus. Wie schön wäre es, wenn dies unser Dom würde, während nun ein neues Ungeheuer emporwächst, an dessen Baustelle ich täglich vorüber muß!

An Clara Curtius.

Regensburg, 15. August 1894.

Gestern*) haben wir ganz mit Albrecht Dürer und Peter Vischer gelebt. Dann oben auf der Burg, wo die Hohenzollern angefangen haben, in die Geschichte einzugreifen. Abends zog uns Kainz in das Sommertheater. Heute früh im Dom mußte ich immer Deiner gedenken. Ueberwältigend sind diese Gotteshallen! Es ist eine Welt für sich, so groß, so harmonisch. Ein Gedicht in Quadern. Dann sahen wir die Alterthümer von Castra Regina, tranken einen Frühschoppen mit der ganzen Landbevölkerung, die zu Mariä Himmelfahrt hereingekommen, und sahen den Saal des Reichstages und die alten Thürme, in denen sich die Patricier gegen schlimme Nachbarn vertheidigten. Um 3 Uhr fuhren wir zur Walhalla.

An dieselbe.

Linz, 17. August 1894.

In Regensburg ergriff mich besonders der Gedenkstein der Frau Tucher aus Nürnberg von Peter Vischer, wo Christus dargestellt ist, wie ihm die beiden Schwestern des Lazarus entgegenkommen, ein Bronzerelief. Von Regensburg Vormittags nach Passau, wo Karl V. gezwungen wurde, mit Moritz von Sachsen den

*) In Nürnberg.

Vertrag abzuschließen, durch den in Deutschland die Religionsfreiheit begründet wurde. Passau liegt herrlich auf einer Landzunge, an deren Spitze der mächtige Inn, ein wilder Bergsohn, in die ruhiger fluthende Donau mündet, von hohem Waldufer überragt. Wir aßen vor dem Rathhauskeller auf der belebten Straße, an welcher die Dampfschiffe liegen, die nach Wien fahren. Um 3 Uhr betraten wir auf dem Schiff den österreichischen Boden. Wir fuhren stundenlang durch einsame Waldgegenden. Dann öffnet sich das Stromthal, die Landschaft wird milder, offener. Im Hintergrunde erscheinen die kärntischen Alpen, und man landet um 7 Uhr am Quai von Linz, der Hauptstadt von Oberösterreich, schön gelagert an dem herrlichen Strom im Mittelpunkt von Land- und Wasserwegen. Es lebt sich wundervoll in diesen österreichischen Landen, die den Uebergang bilden zur Levante und ihrem dolce far niente. Man wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Hier herrscht Jahr aus Jahr ein eine behagliche Ferienstimmung, darum ist es für einen alten Professor hier vorzüglich.

An dieselbe.

Lend, 18. August 1894.

Von Linz fuhren wir nach Gmunden, von dort über den Traunsee, an dessen schönen Ufern Toscana und Hannover ihre Kronen zu vergessen suchen. Gestern Abend erreichten wir Ischl, das Centrum des Salzkammergutes, von lauter Bergseen, schäumenden Strömen und Waldbergen umgeben. Heute sind wir auf herrlichem Wege nach Salzburg gefahren.

An dieselbe.

Gastein, 19. August 1894.

Wir blieben die Nacht in Hofgastein, wo das Hôtel Moser in einem alten Klostergebäude eingerichtet ist. Die Zimmer sind herrlich gewölbt und zeugen von dem alten Reichthum dieses Thales, ehe es unter das Joch des Salzburger Bisthums kam. Auf dem Friedhofe sind aus jener Zeit, da das Evangelium ganz harmlos von der Bevölkerung aufgenommen wurde, eine Reihe von deutschen Bibelsprüchen neben den lateinischen Formeln der römischen Kirche. Um 8 Uhr fuhren wir in einem Einspänner ab, bogen von der großen Straße links ab und gingen bei herr-

lichem klaren Morgenhimmel den alten Fahrweg hinauf zu Mühlberger, wo wir wie alte Bekannte begrüßt wurden. Ich habe meine alte Stube nach vorn. Ich bin wieder ganz entzückt von Luft und Aussicht. Gegen 11 Uhr gingen wir in die alte, liebe Kirche, wo ein mir unbekannter Mann über den Kaufmann und die köstliche Perle predigte. Sehr eigenartig und wahr betonte er, daß der Kaufmann erst andere, gute Perlen suchte, ehe er die wahre gefunden. Also lasse Gott es jedem aufrichtig Suchenden an seinem Segen nicht fehlen.

So Gott will, sollen mir die drei Wochen hier wohlthun. Wir werden stiller leben, und ich werde nur auf gut gebahnten Wegen wandeln, meinen Jahren entsprechend, wie ein alter Philosoph.

An dieselbe.

Gastein, Ende August 1894.

In tiefer Demuth erkenne ich Gottes Gnade, die mir noch heute vergönnt, mich seiner Schöpfung zu freuen, selbstständig wieder umherzuwandern und meine Geistesarbeit ungeschwächt fortzuführen. Der Geburtstag ist ja nur eine äußerliche Epoche, aber je näher er kommt, umsomehr umfängt mich eine stille Andacht, und alles Selbstsüchtige schweigt in mir. Eine Liebesgabe ist aus dem fernen Makedonien bei mir eingelaufen. Herzen schlagen für mich, die ich, ohne es zu ahnen, erwärmt habe. Ich fühle mich so wenig in Einklang mit der modernen Welt und begreife nicht, warum sie mir huldigt und mich liebt. Es ist eine Flamme, die ich nicht entzündet habe. Darum ist auch keine Spur von Selbstbefriedigung in mir, sondern nur Dank gegen Gott, der mir etwas gegeben hat, das nicht zu mir, sondern zu ihm hinführt. Du kennst von Allen am besten, was für ein schwaches Geschöpf ich bin, und deshalb danke ich Dir auch am meisten für Deine Liebe, und denke am Abend und am Morgen zuletzt und zuerst an Dich, die Du mir täglich mein Schlafkissen zurecht legst und auch bei Nacht auf jede Bewegung achtest. Gott lohne es Dir!

An Anna Reichhelm.

1. September 1894.

... Was mich betrifft, so kann ich es nicht besser haben. Aus dem Schlafe springe ich auf, um aus der Hinterthür unseres Stockwerkes ins Freie zu kommen, und um 1/2 7 Uhr bin ich schon

oben am Waldrande, ins Thal hinabschauend, wo Wolken und Sonnenlicht mit einander ringen. Dann wird still gearbeitet, um 10 Uhr Bad, dann Ruhe, dann wieder vor dem Essen ein kleiner Weg. Nach Tisch Briefe u. dgl. und dann noch ein größerer Ausgang auf die Höhen, bis mir nach der Abendkost Friedrich vorliest. Wir haben den ersten Kreuzzug von Sybel ganz gelesen und haben jetzt Filtsch: „Goethes religiöse Entwickelung" angefangen, ein Buch voll Inhalt und unerschöpflich anregend zum Nachdenken. Mittags und Abends finden wir vielerlei Gesellschaft von Professoren aller Fakultäten. Unsere liebe evangelische Kapelle ist auch gut versorgt durch den Superintendenten Breithaupt, sie ist Sonntags gedrängt voll. Wie könnte ich es besser haben in der Welt, wenn ich einmal von den Meinigen geschieden sein soll!

Mir graut vor äußerlichen Ehren. Ich habe nie nach Ehren ausgeschaut. Was ich gedacht, gesprochen, geschrieben, es ist mit innerer Nothwendigkeit geboren, wie aus der Brust eines Poeten.

An Louise Curtius.

Gastein, 8. September 1894.

Ich bin noch wie im Rausche von Allem, was der 2. September veranlaßt hat, aber es soll kein Katzenjammer dem Rausche folgen, sondern ein gestärktes Gottvertrauen, eine wärmere Menschenliebe, ein tieferes Dankgefühl.

An den Bürgermeister von Lübeck.

Der Festgruß, den Sie mir im Namen meiner Vaterstadt dargebracht haben, hat mich tief gerührt. Der geliebten Stadt, der mein Vater und mein Bruder ihr Leben gewidmet haben, in meiner Weise dienen zu können, und kein unwürdiger Sohn der alten Hansastadt zu sein, ist immer der leitende Gesichtspunkt für mein Leben gewesen.

An die Stifter der Büste für Olympia.

Den Freunden, die, weit zerstreut im deutschen Vaterlande oder fern von der Heimath lebend, sich einmüthig verbunden haben, zu meinem achtzigsten Geburtstage eine Marmorbüste von mir in Olympia aufstellen zu lassen, sage ich hierdurch meinen wärmsten

Dank, da ich nicht, wie ich möchte, Jedem mündlich aussprechen kann, wie dieser schöne Ausdruck geistiger Gemeinschaft und liebevoller Theilnahme mein Herz auf das tiefste bewegt und erfreut hat. Dem ersten Friedenswerke des Deutschen Reiches ist dadurch auf griechischem Boden ein bleibendes Denkmal geschaffen.

Thann i. E., 11. September 1894.

An Anna Reichhelm.

Berlin, 26. Oktober 1894.

... Treitschkes neuen Band lesen wir täglich zusammen. Er versteht es doch wunderbar, den geistigen Inhalt des Erlebten darzustellen. Welcher König ist von so an Geist und Gemüth hervorragenden Männern umgeben gewesen und selbst so voll des reinsten Strebens wie Friedrich Wilhelm IV.! Der äußere Erfolg steht im umgekehrten Verhältniß zu dem inneren Wollen. Weniger tief angelegten und weniger idealen Naturen ist nachher Alles viel besser gelungen. Man lernt viel über die menschlichen Dinge.

Mir bekommt Nr. 80 einstweilen ganz gut. Ich tummele mich frisch herum und beginne morgen meine Vorlesungen und halte auch in der Akademie einen Vortrag. Aber wie ich mein neues Augenlicht nur wie ein geliehenes Gut betrachte, so nehme ich jede frische Stunde wie ein Gnadengeschenk hin und danke Gott für die reichen Freuden, die mir an Kindern und Enkeln zu Theil geworden sind, und suche mich in stiller Sammlung des Segens, so weit ich kann, würdig zu machen.

An Anna Reichhelm.

November 1894.

Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme an dem verlebten Fest.*) Ich danke Gott von Herzen, daß ich Alles glücklich bestanden habe und daß ich heute so flott meine Pflichten als Lehrer thun kann wie vor fünfzig Jahren. Das ist eine Gnade Gottes, und wenn ich Anfangs jede Ovation ablehnen wollte, so freue ich mich, es nicht gethan zu haben. Denn ich hätte die Menschen betrübt, wenn ich schnöde zurückgewiesen hätte, was mir in Liebe geboten wurde. Es ging wirklich einmal ein warmer Zug durch

*) Dem fünfzigjährigen Professorenjubiläum am 6. November.

den großen Saal des Kaiserhofes, wo die Freundinnen des Hauses hinter einer Blumenwand den Reden lauschten, die der Minister begann und Treitschke schloß.

An den Sohn.

Anfang Januar 1895.

Ich habe jetzt viel zu arbeiten, um meine Geschichte von Olympia auszugestalten. Immer neue Gesichtspunkte tauchen auf und machen den Gegenstand mir immer lieber. Es ist ein guter Abschluß meiner litterarischen Thätigkeit. Gott gebe, daß ich ihn noch fertig bringe!

An denselben.

19. Februar 1895.*)

Durch tägliche Massage werden die zerstoßenen Knochen wieder ins Rechte gefügt, die Geschwulst nimmt ab. Der Kern meines Lebens ist nicht angefochten, und ich genieße täglich mit vollem Behagen, was mir aufgetischt und kredenzt wird. Nach der Massage gehe ich täglich spazieren in der benachbarten Straße. Nur ein Kreuz habe ich schwer zu tragen; alle sonst wirksamen Schlafmittel haben versagt, und ich liege von Abend bis Morgen wach auf meinem Lager, von allerlei Beschwerden der Lahmheit gefoltert, sodaß ich Gott danke, wenn ich wieder auf den Beinen bin und mit meinen jungen Leuten zusammen arbeiten kann, so lange es geht. Denn natürlich bin ich müde und mürbe, ich schlafe auch bei Tage hie und da ein halbes Stündchen. So schleppe ich meine Tage hin, innerlich gesund, äußerlich krank, unfrei und mit Beschwerden belastet. Sie sind aber kleiner Art und werden überwunden werden mit Gottes Hülfe. Die herzliche Theilnahme gibt mir Lebensmuth. Ich fühle noch ein großes Pensum vor mir.

An denselben.

März 1895.

Ich habe drei harte Wochen hinter mir. Ich hoffe zu Gott, daß das Schlimmste überwunden ist. Die beiden letzten Nächte waren etwas besser. Ohne Schlafmittel habe ich doch stunden-

*) Ernst Curtius war durch einen Schlitten überfahren worden und hatte Quetschungen erlitten, die längeres Leiden verursachten.

weise schlafen können und schöpfe seitdem wieder frischen Lebensmuth.

Auf mein verstümmeltes Kolleg schaue ich mit tiefer Wehmuth. Es war Alles im besten Zuge. Die Studenten haben mir eine rührende Zuneigung erwiesen. Man darf doch noch nicht jammern über das Absterben des idealen Sinnes in der deutschen Jugend.

An Louise Curtius.

Baden-Baden, April 1895.

Gestern sind wir hier angekommen. Die Fahrt in den vollen Frühling hinein war herrlich.

Weinholds begrüßten uns gleich. Abends gingen wir in das Krokodil, wo wir Weinholds, Ribbecks u. A. trafen. Dann lasen wir noch zusammen — und dann hatte ich die erste wirklich erquickliche Nacht. Gott sei Dank! Ich schlief, bis die helle Sonne zum Fenster hineinschien. Dann machte ich einen Spaziergang durch das volle Grün. . . .

An dieselbe.

Berlin, 23. Juni 1895.

Ich habe wieder einen Theil der Geschichte von Olympia, die mein letztes Arbeitsthema ist, in der archäologischen Gesellschaft, und einen anderen als akademischen Vortrag bearbeitet. Ich hätte mich freilich schon längst als Veteran dispensiren lassen können, aber es macht mir Freude, noch meine Pflicht thun zu können.

Wir haben unseren Balkon diesmal mehr als sonst benutzen können und freuen uns des Blickes auf die wunderbar dichte Waldmasse des Thiergartens.

An Clara Curtius.

Gastein, Ende August 1895.

Ich tauche mich immer mit einer gewissen Begeisterung in den wunderbar klaren Wasserspiegel. Wallach*) meint, die Heilwirkung beruhe ganz auf seiner Reinheit. Weil ohne alle chemisch nachzuweisenden Bestandtheile, dringe es um so tiefer in die Poren ein. Wie gern glaubt man an diesen Triumph der

*) Professor der Chemie in Göttingen, mit dem in Gastein täglich verkehrt wurde.

Lauterkeit! . . . Friedrich ist unermüdlich im Vorlesen. Von Sybel haben wir schöne Aufsätze gelesen. Jetzt Colligny,*) der uns sehr fesselt. Die Belagerung und Einnahme von St. Quentin (die, wie Du weißt, auch in Goethes Egmont vorkommt) würde Dich, die begeisterte Freundin blutiger Vorgänge, entzücken. Nun kommen die Zeiten der Hugenotten. Auch mit meinen Arbeiten komme ich täglich vorwärts. . . . Ach, ich habe nur Sehnsucht, Euch bei mir zu haben! Wie würde es Dora hier gefallen! Denkt Euch recht was Schönes aus, je entzückender, desto besser! Noch ist der Alte des Genusses fähig, und es ist ja eine wunderbare Gnade, daß wir noch zusammen sein können auf dieser reich geschmückten Erde. Wie können wir Gott genug danken für unsere Kinder und Enkel! Er wolle uns noch eine Zeit lang beisammen lassen und uns behüten, daß wir des Dankes keine Stunde vergessen!

An dieselbe.

Gastein, 2. September 1895.

Heute, in herrlicher Morgenfrische, stieg ich auf die Höhen und schaute von oben auf Badgastein und das im Nebel liegende Hofgastein hinunter. Meine Seele war still vor Gott, und tiefes Dankgefühl erfüllte sie, daß ich in hohem Alter frisch und klar um mich blickend in Gottes Schöpfung wandeln konnte, voll Dank gegen Dich, meine geliebte Clara, die Du alle meine Schwächen besser als alle Anderen kennst und doch mit nimmer müder Liebe auf jedem Tageswerke mich geleitest und jeden Abend mein Ruhelager ordnest. Demüthig preisen wir Gott, der jeden Schaden abgewendet, aus jeder Trübsal uns emporgehoben und alle Beschwerden des Erdenlebens tröstend gemildert hat!

An den Sohn.

Berlin, 31. Oktober 1895.

Der Semesteranfang hat mich sehr in Anspruch genommen. Ich habe mit frischer Kraft meine Vorlesungen angefangen. Meine Geschichte von Olympia mache ich jetzt, von Anfang anhebend, druckfertig. Das geht freilich langsamer, als ich dachte, weil es so schwer ist, ein größeres Manuskript zu Stande zu bringen, wenn man es nicht mit eigenen Augen durchsehen kann, und ich muß

*) Von Erich Marcks.

noch immer mehr Geduld lernen. Wir leben, nach wie vor, ohne Zeitungen. Wenn Du also Etwas findest, was mich interessirt, so mache mich darauf aufmerksam, damit ich in meinen alten Tagen nicht gar zu dumm werde.

An denselben.

29. November 1895.

Ich bin jeden Tag von neuem dankbar, daß es mir bis jetzt vergönnt war, ohne Störung meinem Beruf obzuliegen. Ich führe jetzt auch meine Zuhörer wieder im Museum herum und bereite mich vor, Montag, den 9., unserer Winckelmann-Feier zu präsidiren. Was ich vortrage, muß ich immer vollkommen frei vorbringen, denn meine Augen werden immer schwächer und lehren mich improvisiren. Natürlich habe ich den Stoff gehörig durchgearbeitet; ich will im Abriß den Schluß geben von meiner Geschichte von Olympia, „Olympia in römischer Zeit", um zu zeigen, wie Griechen und Römer sich hier mit einander verschmolzen haben, und die Hellenen, aller Mittel beraubt, doch zuletzt den Sieg davongetragen haben, indem die stolzen Weltbezwinger sich vor ihrer Kunst und Wissenschaft beugten. Es ist nicht leicht, vor einer buntgemischten Versammlung ein so großes Thema übersichtlich zu behandeln und zu einem geschickten Ende zu führen, aber es wird schon gehen, und es soll mir eine wohlthuende Empfindung sein, Montag von 8 bis $8^1/_2$ Eure guten Gedanken mir nahe zu wissen.

An denselben.

Mitte December 1895.*)

Es war ein ernstes memento mori, eine Kongestion mit einer Gehirnaffektion, in deren Folgen dauernde Lähmungen eintreten. Wir haben also Gott zu danken, daß keine Spur zurückgeblieben ist. Das erste große Weihnachtsgeschenk! Ich habe die Vorlesungen bis zum 6. Januar vertagt.

An den Sohn.

1. Januar 1896.

Wir begrüßen Euch herzlich vom väterlichen Heerde und wünschen Euch gesegneten Eintritt in das neue Jahr, nach-

*) Nach einem Anfall von Besinnungslosigkeit.

dem das alte, wechselreiche zu Ende gegangen ist. Ich bin, Gott sei Dank, frisch hereingekommen, ohne eine Spur von Nachwirkung, aber doch ernster gestimmt und zur Vorsicht geschult. Ich gebe alles Unnöthige auf, habe auch das Präsidium unserer Gesellschaft gekündigt und will alle meine Kraft zusammenhalten, um, so lange es geht, meine Vorträge fortzusetzen und meine Geschichte von Olympia zu vollenden. Beides kann kein Anderer.

An Louise Curtius.

Februar 1896.*)

... Ich fühlte mich krank und hinfällig, wie ich mich noch nie gefühlt hatte. Dazu kam, daß gerade am Mittwoch, wo ich in Verzweiflung zum Arzt schickte, weil ich mir nicht zu helfen wußte, die Mittwochsgesellschaft zum Abend zu uns kam und von mir wissenschaftlich unterhalten zu werden erwartete. Es ist Alles unendlich viel besser gegangen, als sich erwarten ließ. Keiner merkte mir ein Deficit an, und ich habe Tag für Tag meine Vorträge halten können. Ein alter Professor nimmt es mit dem zähesten Droschkengaul auf. Noch acht Tage — dann sind alle Amtsgeschäfte vorüber, und ich muß sehen, was sich im Frühjahr thun läßt. Bei zunehmender Baufälligkeit des Körpers wird man nur immer mehr an die Scholle gebunden, und der frohen Wanderlust wird man entsagen müssen.

An den Sohn.

Ende März 1896.

Es ist mir nicht leicht, mich in das neue Leben hineinzufinden; ich bin ja ein anderer Mensch. Ich fühle in einem fort den tückischen Feind, der in meinem Leibe sitzt und Unheil brütet. Es ist ja auch kaum zu denken, daß ich jemals wieder zu einem freien Dasein kommen werde. Mein Kopf und mein Herz sind noch im alten Gang, und ich muß es lernen, damit dankbar zufrieden zu sein. Meine Geschichte von Olympia wächst täglich um ein gutes Stück. Die Stunden von 9—11 sind die besten des Tages. Ich hatte so sehr auf die Wärme gehofft, nun ist sie urplötzlich ins Land gekommen und scheint zu Anfang nicht wohlthuend zu wirken, sie macht mich müde und matt.

*) Nach dem Beginn der letzten Krankheit.

An denselben.

1. April 1896.

Rauh sind die Tage inwendig und auswendig, und ich weiß Euch von hier nichts Schönes zu berichten. Mein Befinden hat sich insofern gebessert, als meine Nächte ruhiger sind. Sonst ist der Zustand immer schwer und ernst. Ich muß mich schonen, aber ich weiß nicht recht, in welchem Maße und ob alle Vorsicht eine Besserung in Aussicht stellt. Mein bester Trost ist die regelmäßig fortschreitende Arbeit.

Ich nehme allmählich langsam von der sichtbaren Welt Abschied und hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, diesen Abschied ruhig durchzuführen, mit ernstem Blick in die Zukunft. Ich fürchte, daß schon Ihr nicht mehr im Stande seid, Alles zu lesen; eine Revision des Geschriebenen ist mir unmöglich.

Hermann Grimm ist jetzt der zuthunlichste von Allen. Er sprudelt von Gedanken und verlangt jetzt einen vollständigen Zeus-Tempel, eine deutsche Walhalla bei Berlin.

An denselben.

Ostersonntag, 5. April 1896.

Der Ostermorgen leuchtet in vollem Glanz, aber kalt und ernst. Ihr wißt, ich gehe jetzt durch eine ernste Schule durch. Ich muß mich durchringen durch peinliche Zustände, welche bei Tag und Nacht mich immer in Aufregung halten. Aber ich verzage nicht; ich habe in meinen alten Tagen viel nachzulernen, und wenn ich auf Männer wie Treitschke blicke, so schlage ich beschämt die Augen nieder. Ich kann ja noch immer meine Geisteskräfte voll verwerthen, und ich darf hoffen, daß die Wärme wohlthun wird.

An denselben.

Mitte April 1896.

Ich bin immer tiefer in mein Krankheitsleben hineingekommen. Seit gestern habe ich einen Krankenpfleger, der mich des Nachts mit ärztlicher Hülfe versorgt. ... Ich bin so betrübt, daß ich nicht noch mehr für mich in der Bibel lesen kann. Ich sehne mich immer nach den gewaltigen Worten des Paulus über den Glauben des Abraham, die ich mit Dir in Gastein las. Das Leben wird

enger und enger, und sollte doch immer freier, immer höher und weiter werden. Gott öffne uns den Wolkenschleier, um hinaufzuschauen in die ewige Klarheit der Kinder Gottes, die das volle Leben in seinem Sohne haben!

An denselben.

21. April 1896.

Heute früh kann ich Dir mit Dank und Freude zurufen: Gott hat es gut mit mir gemacht! Schmerz und Beschwerden sind gewichen, und ich bin von einer ruhigen Nacht erquickt erstanden. Es sind also doch noch immer neue Spuren von Lebenskraft vorhanden. Wir dürfen unsere Hoffnung nicht aufgeben. Ich kann ja bis jetzt noch jeden Tag mit gleicher Geisteskraft arbeiten.

Der Schmerz um Treitschke liegt wie eine dunkle Wolke über mir! Wer kann sich in den Gedanken finden, daß dieser gewaltige Mann so dahingerafft werden soll in der Blüthe seiner Kraft! Er kann sich selbst nicht in die Härte des Schicksals finden, das ihn verfolgt. Vorstellungen, die nicht religiöser Art sind, bekämpfen sich mit der Sprache des Glaubens. Gott gebe, daß sich auch an einem solchen Manne die weltüberwindende Kraft des Glaubens bewähre! Ich muß mir immer den theuren Mann seinem Gott gegenüber denken.

Ach, ich hätte Euch so viel zu schreiben, aber es geht mit der Feder so schlecht!

An denselben.

19. Mai 1896.

Heute haben wir erreicht, was wir seit lange beabsichtigt hatten. Unser lieber Nachbar, der Generalsuperintendent Braun, hat uns um 10 Uhr besucht, um uns das heilige Abendmahl zu spenden. Es war ein wundervoll erbaulicher Akt. Erst eine kleine Anrede über den barmherzigen Hohenpriester im Hebräerbriefe und dann die Spende selbst, die er so würdevoll vollzog, daß man den tiefen Eindruck eines Sakraments hatte, einer heiligen Handlung, in der sich das Geistige wirklich vollzieht, und zwei Welten mit einander in eine geheimnißvolle Wechselwirkung treten.

Wenn ich mit Olympia fertig bin, mache ich mich noch einmal daran, die Elektra fertig zu machen, meine erste wissenschaftliche

Arbeit, und suche sie dahin zu erweitern, daß ich ihr innerhalb der Reihe Sophokleischer Dramen ihre Stelle anzuweisen suche.

An denselben.

23. Mai 1896.

Mein Leben ist ein so vollkommen anderes geworden, daß ich mich selbst noch nicht hineinfinden kann. Früher gehörte der ganze, reiche Tag mir, von Morgen bis Abend, und ich erledigte Stunde auf Stunde eine Reihe mannigfaltiger Aufgaben. Jetzt habe ich nur die Morgenstunden von 9 bis $11^1/_2$, in denen ich nach meinem Willen wirke und schaffe und ein wirkliches Activum bin. Nachher kommt immer das Bestimmende von außen, ich bin das Passivum und suche aus dem, was mir geboten wird, das Wichtige zusammenzufassen. Da kann man das Maß nicht bestimmen, bald lange Oede, bald Gedränge und Unruhe.

Die Nächte und Tage sind seit einiger Zeit besser, ruhiger, schmerzloser — aber ich fühle mich so unsicher in meinem Lebensbesitze. Wichtige Organe sind so wesentlich geschwächt, daß ich mich gar nicht zu einem kräftigen Wunsche ermannen kann, noch lange hier zu verweilen. Ich habe keine andere Sehnsucht, kein anderes Gebet, als in Frieden einzukehren zu dem ewigen Leben durch Gottes Barmherzigkeit. Von Kindheit an bin ich auf das ewige Ziel hingewiesen; ich habe keine Entschuldigung. Und doch kommen mir noch so viele Gedanken, die mir nicht leicht sind: wie verhält sich die Fülle der Gedankenwelt, in der wir unser Leben zugebracht haben, zu der Stille der Ewigkeit, dem Anschauen Gottes? Es ist doch das geistige Leben mit allen Keimen, die in ihm enthalten sind, ein so auf Produktivität angelegtes, daß die Menge von Interessen, Gesichtspunkten, Studienkreisen, in denen wir uns bewegen, nicht Etwas sein kann, was gegen Gottes Willen und mit den höchsten Interessen des Menschengeistes im Widerspruch ist.

An denselben.

6. Juni 1896.

Aus unserem Leben ist nichts Besonderes zu melden. Die Nächte waren mit Hülfe der unentbehrlichen Mittel ruhig, das Gesammtbefinden günstig. Trotz der Hitze konnte ich täglich mein Pensum Olympia erledigen.

An denselben.

28. Juni 1896.

Ihr könnt Euch denken, daß ich bei meinem siechen Körper bei dieser Hitze viel zu leiden habe. Der Zustand ändert sich nicht, nach den Aerzten bessert er sich sogar, doch wird es in der Hauptsache nicht anders. Ich werde nie wieder ein freier Mann werden und mit Kindern und Enkeln herumschwärmen können. Ich muß still und ernst auf das Ende schauen und meine irdischen Aufgaben abzuschließen suchen.

Die letzten Verse.

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Ernst Curtius starb am 11. Juli 1896.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Bürgermeister Curtius.

Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im 19. Jahrhundert.

Herausgegeben von

Dr. Paul Curtius.

Mit dem Bildniß Theodor Curtius' in Kupferätzung.

Preis M. 3,—; in Leinwand gebunden M. 4,—.

Lebenserinnerungen

von

Werner von Siemens.

Dritte Auflage.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Kupferätzung.

Preis M. 5,—; in Halbleder gebunden M. 7,—.

Wilhelm Siemens.

Von **William Pole,**

Ehrensekretär der „Institution of Civil Engineers".

Mit Porträts, Abbildungen und einer Karte.

Preis M. 8,—; in Leinwand geb. M. 9,20.

Das Leben des Staatsraths Kunth.

Von **Friedrich** und **Paul Goldschmidt.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß Kunth's und einer Abbildung seiner Grabstätte.

Preis M. 6,—; gebunden M. 7,—.

Justus Erich Bollmann.

Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen.

Von **Friedrich Kapp.**

Mit dem Bildniß Bollmann's in Stahlstich.

Preis M. 9,—.

Christian Gottfried Ehrenberg.

Ein Vertreter deutscher Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert.

1795—1876.

Nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. v. Humboldt, v. Chamisso, Darwin, v. Martius u. a., Familienaufzeichnungen, sowie anderm handschriftlichen Material.

Von **Max Laue.**

Mit dem Bildniß Ehrenbergs in Kupferätzung.

Preis M. 5,—.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie Beguelin

aus den Jahren 1807—1813.

nebst

Briefen von Gneisenau und Hardenberg.

Herausgegeben

von **Adolf Ernst,**

Professor an der Königlichen Technischen Hochschule zu Stuttgart.

Mit dem Bildniß von Amalie von Beguelin.

Preis M. 5,—; in elegantem Halblederband M. 7,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Olympia.

Das Fest und seine Stätte.

Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen.

Von **Adolf Boetticher.**

Mit 95 Holzschn. und 21 Tafeln in Kupferradirung, Lichtdruck, Lithographie etc.

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage.

In elegantem Leinenband M. 20,—.

Die Akropolis von Athen.

Nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen.

Von **Adolf Boetticher.**

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 36 Tafeln.

In elegantem Leinenband M. 20,—.

Zwei reich und künstlerisch ausgestattete Werke, weniger für Gelehrte bestimmt, als für den grossen Kreis der Gebildeten aller Stände, welchen die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum Freude und Erholung bietet.

Reisebriefe aus Palästina.

Von **Dr. H. Freiherrn von Soden,**
Professor an der Universität, Prediger an der Jerusalemerkirche zu Berlin.

Zweite Auflage.

In Leinwand gebunden Preis M. 3,—.

Italien und die Italiener.

Betrachtungen und Studien über die politischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände Italiens.

Von **P. D. Fischer.**

Zweite Auflage.

Preis M. 7,—; elegant in Halbleder gebunden M. 9,—.

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Von **P. D. Fischer.**

Zweite vermehrte Auflage.

Elegant gebunden M. 3,—.

Erlebnisse eines alten Parlamentariers

im Revolutionsjahre 1848.

Von **Peter Reichensperger,**
Mitglied des Reichstages.

Preis M. 5,—; in Leinwand gebunden M. 6,—.

Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850.

Von **Wilhelm Oechelhäuser.**

Preis M. 2,—.

Forstästhetik.

Von **Heinrich von Salisch.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit 16 Lichtdruckbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen.

Preis M. 7,—; in Leinwand gebunden M. 8,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.